

Peter Niesen, David Weiß (Hg.)

100 JAHRE POLITIK- WISSENSCHAFT IN HAMBURG

Bruchstücke zu einer Institutsgeschichte

[transcript] Edition**Politik**

Peter Niesen, David Weiß (Hg.)
100 Jahre Politikwissenschaft in Hamburg

Peter Niesen, geb. 1964, ist Professor für Politikwissenschaft, insbesondere Politische Theorie an der Universität Hamburg. Er wurde an der Goethe-Universität Frankfurt am Main promoviert und habilitiert und war von 2006 bis 2013 als Professor an der Technischen Universität Darmstadt tätig.

David Weiß, geb. 1997, hat Politikwissenschaft an der Universität Hamburg studiert. Seit 2020 studiert er Politische Theorie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und der Technischen Universität Darmstadt.

Peter Niesen, David Weiß (Hg.)

100 Jahre Politikwissenschaft in Hamburg

Bruchstücke zu einer Institutsgeschichte

[transcript]

Das Projekt Politik100x100 wurde unterstützt vom Jubiläumsfond der Universität Hamburg



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Peter Niesen, David Weiß (Hg.)**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5334-2

PDF-ISBN 978-3-8394-5334-6

<https://doi.org/10.14361/9783839453346>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Von den politischen Wissenschaften zur Politikwissenschaft.	
Ein kooperatives Portrait	13

Teil I – Die Politikwissenschaft an der Universität Hamburg

Vom Lehrstuhl für die »Wissenschaft von der Politik« zum Institut für Politikwissenschaft	29
Hamburgs erster Politikwissenschaftler.	
Rainer Nicolaysen über Siegfried Landshut	29
Zur soziologischen Aktualität Siegfried Landshuts.	
Wolfgang Knöbl über Landshuts zwei Habilitationsschriften	36
Eine persönliche Bemerkung zur Rezeption der Schriften von Siegfried Landshut.	
Jürgen Habermas über Landshuts Begriff des Politischen	41
Fundstück: Wilhelm Hennis – Portrait	46
Theorie und Praxis der Kanzlerdemokratie.	
Andreas Anter über Wilhelm Hennis' Hamburger Monographie	49
Der erste Außenpolitiker am Institut.	
Otmar Höll über Hans-Peter Schwarz	51
Fundstück: Hans-Peter Schwarz – Portrait	55
Gewaltenteilung in der repräsentativen Demokratie.	
Florian Grotz über Winfried Steffanis Schlüsselwerk der Regierungslehre	58
Kampf um sozialwissenschaftliche Professionalisierung.	
Rainer Schmalz-Bruns über Hans-Hermann Hartwich und die Stellung des Ham- burger Instituts in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW)	63
Empirische Kriegsforschung mit sozialtheoretischem Tiefgang.	
Klaus Schlichte über Klaus Jürgen Gantzel und die Hamburger Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung	69
Erinnerungskultur in Bildern.	
Christina Kuhli über Constantin Hahms Wandgemälde im Pferdestall	73

Distanzierte Annäherung.	
Peter Niesen zu Jürgen Habermas' Hamburger Ehrendoktorwürde 1989	79
Der Hamburger »Uni-Skandal« 2004.	
Rainer Tetzlaff über Michael Th. Greven und die verhinderte Ehrendoktorwürde für Wladimir Putin.....	83
Institutionelle Professionalisierung und Ausdifferenzierung.....	89
Vergleichende Regierungslehre und Regionalstudien	89
Zur Organisation von Interessen in der Bundesrepublik Deutschland.	
Tilko Swalve über Peter Raschke, <i>Vereine und Verbände</i>	89
Die Notwendigkeit, Wissenschaft und Praxis zu verknüpfen.	
Kathrin Voss über Hans J. Kleinsteuber	93
Die soziale Bewegung als Kollektivakteur.	
Frank Nullmeier über Joachim Raschke, <i>Soziale Bewegungen</i>	96
Die Arbeit eines »embedded scientist«.	
Kai-Uwe Schnapp über Joachim Raschke, <i>Die Grünen</i>	101
Das Potenzial der Differenz.	
Andreas Grimm über Christine Landfried, <i>Das politische Europa</i>	105
Verwaltung im Systemvergleich.	
Eva Ruffing über Kai-Uwe Schnapp, <i>Ministerialbürokratien in westlichen Demokratien</i>	108
Die Wissenschaft entkoppelter Politik.	
Falk Daviter über Friedbert Rüb, <i>Policy-Analyse unter den Bedingungen von Kontingenz</i>	113
Institutionen als Foren und Förderer.	
Andreas von Staden über Katharina Holzinger et al., <i>Environmental Policy Convergence in Europe</i>	116
Kausalität der Interessenvermittlung.	
Marius Sältzer über Heike Klüver, <i>Lobbying in the European Union</i>	119
Dialog der Regionen.	
Jan Klenke über Patrick Köllner et al., <i>Comparative Area Studies</i>	122
Familienarbeit und wissenschaftliche Produktivität.	
Thordis Reimer über Vera E. Troeger & Mariaelisa Epifanio, <i>Bargaining over maternity pay</i>	126
Munizipaler Wissenstransfer.	
Carolyn Klopitzke über das Projektbüro Angewandte Sozialforschung	130
Internationale Beziehungen	134
Der »Hamburger Ansatz« der Kriegsursachenforschung.	
Jörg Meyer über Dietrich Jung, Klaus Schlichte & Jens Siegelberg, <i>Kriege in der Weltgesellschaft</i>	134

Privatisierung eines Menschenrechts.	
Patricia Konrad über Petra Dobner, <i>Wasserpolitik</i>	139
Risiken der Gewaltforschung.	
Ana Soares über Michael Brzoska, <i>European Peace and Security Policy</i>	142
Determinanten der Sicherheitsarchitektur.	
Oliver Merschel über Ursula Schröder, <i>The Organization of European Security Governance</i>	146
Kultur der Verhandlung.	
Franziska Goebel über Amrita & Aruna Narlikar, <i>Bargaining With A Rising India</i>	151
Der Geist der Europäischen Union?	
Stephanie Jänsch über Andreas Grimmel & Cord Jakobeit, <i>Regionale Integration</i>	155
Afrika gibt es nur im Plural.	
Andreas Mehler über Rainer Tetzlaff, <i>Afrika: Eine Einführung</i>	160
Minimalismus der Normenbefolgung.	
Elvira Rosert über Andreas von Staden, <i>Strategies of Compliance with the European Court of Human Rights</i>	163
Public Normativity.	
Lisbeth Zimmermann über Antje Wiener, <i>Contestation and Constitution of Norms in Global International Relations</i>	166
Theoriebildung ohne permissive Effekte.	
David Weiß über Elvira Rosert, <i>Die Nicht-Entstehung internationaler Normen</i>	170
Politische Theorie und Ideengeschichte.....	174
Institutionentheorie als Demokratiewissenschaft.	
Svenja Ahlhaus über Udo Bermbach, <i>Demokratietheorie und politische Institutionen</i> ...	174
»Nur die Kunst selbst kann Leben spenden.«	
Marcel Bub über Udo Bermbach, <i>Der Wahn des Gesamtkunstwerks</i>	177
<i>Die hässlichen Deutschen?</i>	
Máté Szabó über Günter Trautmann	182
Fragmentarisches Gesamtwerk.	
Sebastian Huhnholz über Andreas Anter, <i>Max Webers Theorie des modernen Staates</i> .	186
Reflexivierung der politischen Vernunft.	
Peter Niesen über Rainer Schmalz-Bruns, <i>Reflexive Demokratie</i>	191
Kontingenz, Dezision, Erosion.	
Andreas Busen über Michael Th. Greven, <i>Die politische Gesellschaft</i>	196
Neid und komparative Wertschätzung.	
Veronika Detel über Frank Nullmeier, <i>Politische Theorie des Sozialstaats</i>	202
Die zweite Geschichte des Nationalsozialismus.	
Nicole Drude über Peter Reichel, <i>Vergangenheitsbewältigung in Deutschland</i>	207

Genealogie der Identitätspolitik.	
Maren Hofius über Olaf Asbach, <i>Europa</i> .	
<i>Vom Mythos zur Imagined Community?</i>	211
Ultrademokratische Lernprozesse.	
Ulrich Thiele über Peter Niesen, <i>Jeremy Bentham: Unsinn auf Stelzen</i>	216

Teil II – Intellektuelle Vorgeschichte und Kontext

Intellektuelle Vorgeschichte

Politische Wissenschaften in Hamburg	225
Tragische Inszenierung der Strafe.	
Peter Niesen über Samuel Bentham in Hamburg	225
»Ich habe große Lust, die Welt mit ›Kapital‹ zu überschwemmen.«	
David Müller über die Hamburger Publikationsgeschichte von Karl Marx,	
<i>Das Kapital</i> (Bd. 1)	230
Wissensproduktion in einer kolonialen Metropole.	
Malte Kanefendt über aktuelle Herausforderungen des GIGA Institut Hamburg, die	
eigene Geschichte aufzuarbeiten	234
100 Jahre Kolonialinstitut?	
Interview mit Tania Mancheno über das Gespenst des deutschen Kolonialismus	240
Fundstück: Der Pferdestall – das Gebäude der Politikwissenschaft	
an der Universität Hamburg	244
Liberales Bollwerk.	
Stefan Oeter über Albrecht Mendelssohn Bartholdy	
und das Institut für Auswärtige Politik	250
Erkenntnis und unausgesprochenes Wissen.	
Harald Bluhm über Leo Strauss' Dissertation über Friedrich Heinrich Jacobi	257
Verteidigung der Republik.	
Birgit Recki über Ernst Cassirers politische Reden	262
Begründer der Spieltheorie.	
Matthew Braham über John von Neumann in Hamburg	267
Eine Trennungsgeschichte?	
Reinhard Mehring zu Carl Schmitt, Hamburg und der hanseatischen »Existenz«	270
Eine politische Wissenschaft für den Nationalsozialismus.	
Lennart Riebe über Adolf Rein, <i>Die Idee der politischen Universität</i>	276
Politische Wissenschaft und Hochschulreform.	
Olaf Asbach über die Hamburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus	281
Totaler Staat und Rechtsprechung.	
Florian Meinel über Ernst Forsthoffs Gastspiel in Hamburg	288

Politisches Denken in Hamburg	293
Schelskys Gegenaufklärung.	
Luise Heinz über die <i>Soziologie der Sexualität</i>	293
Marx dachte, der Kapitalismus sei ungerecht, aber er wusste nicht, dass er das dachte.	
David Müller und Peter Niesen über Ralf Dahrendorfs Hamburger Dissertation	298
Apolitische Menschlichkeit.	
Clara Maier zu Hannah Arendts Rede bei der Verleihung des Lessingpreises 1959	303
Das verschwundene Vorwort.	
Susanne Krasmann über Michel Foucault, <i>Wahnsinn und Gesellschaft</i>	307
Foucault liest Kant.	
Leon Abich über die Hamburger <i>Einführung in Kants Anthropologie</i>	310
Der Herr Bundeskanzler ist erkältet.	
Lennart Riebe über Helmut Schmidts Vorlesung an der Universität Hamburg	314
Fundstück: »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«	320
Hamburgische Friedens- und Sicherheitspolitik.	
David Weiß über die Gründungsgeschichten von IFSH und HSU	322
Fundstück: Der Allende-Platz – ein Stück Weltpolitik in Hamburg	327
»Gibt es einen erlaubten Krieg?«	
Oliver Vornfeld über Gerhard Beestermöller, <i>Thomas von Aquin und der gerechte Krieg</i>	329
Männerbündelei ohne Patriarchat?	
Carmen Puchinger über Stefan Breuer, <i>Anatomie der Konservativen Revolution</i>	333
Die neue Lust an der Barbarei.	
Jörg Ebrecht und Christine Hentschel über Max Miller & Hans-Georg Soeffner, <i>Modernität und Barbarei</i>	338
Pionierinnenarbeit zur Frauengeschichte.	
Pia Christoph über Rafaela Borgwardt et al., <i>Festung Fachbereich?</i>	343
Ein Leerraum. Deborah Kirchgässner und Emma Neuhaus über die Gender- und Queer-Studies an der Universität Hamburg	348
The personal is always political.	
Interview mit Maren Hofius	350
Barrieren im Studium.	
Louisa Band und Kira Neumann über Studieren mit Beeinträchtigung an der Universität Hamburg	355
Sonderweg der Moderne.	
Bernhard Koch über Jan Philipp Reemtsma, <i>Vertrauen und Gewalt</i>	357
Ein methodologisches Manifest.	
Vincent August über Wolfgang Knöbl & Thomas Hoebel, <i>Gewalt erklären!</i>	362
Gratwanderung zwischen Wissenschaft und Politikberatung.	
Marcel Krone über das Friedensgutachten 2019	367

Danksagung 373

Namensregister 375

Für Hamburg



Von den politischen Wissenschaften zur Politikwissenschaft. Ein kooperatives Portrait

2019 feierte die Universität Hamburg ihr einhundertjähriges Jubiläum. Aus diesem Anlass begann auch das Fachgebiet Politikwissenschaft ein Geschichtsprojekt, den Onlineblog *Politik 100x100*. Mit dem Projekt sollte, so das selbstgesteckte Ziel, in mindestens einhundert Beiträgen von Mitgliedern wie Freundinnen¹ des Instituts die Geschichte der Politikwissenschaft in Hamburg aufgearbeitet werden. Von Studienanfängerinnen über Doktorandinnen bis zu international renommierten Fachvertreterinnen beteiligte sich ein breites Spektrum von Autorinnen an dem Projekt. In vier verschiedenen Genres erschienen ab Januar 2019 regelmäßig Beiträge: *Retrospektiven*, also einordnende Rückblicke auf einschneidende, beklemmende oder manchmal auch schlicht kuriose Ereignisse und Entwicklungen der Institutsgeschichte; *Rezensionen* von politikwissenschaftlichen Werken, die im Kontext des Hamburger Instituts entstanden sind, sowie kurze dokumentarische Texte zu *Archivfundstücken* und *Podcasts* zu den aktuellen Arbeitsschwerpunkten am Fachgebiet. Im Dezember des Jubiläumsjahres, als die Feierlichkeiten auf dem Campus, im Rathaus und auf dem Jungfernstieg längst abgeklungen waren, erschien dann Beitrag Nummer 100, eine Retrospektive von Gerhard Göhler, die sich der Gründung der Theoriesektion in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft widmete.² Das Ziel der einhundert Einträge im einhundertsten Universitätsjahr war damit erreicht. Doch weitere Beiträge stellten sich ein, sodass mittlerweile deutlich über einhundert Einträge und damit ein inhaltlich wie medial vielfältiges Panorama der Politikwissenschaft in Hamburg auf dem Onlineblog, dem Herzstück des Projekts, zu finden sind.

Der Charakter dieses Bandes, einer Institutsgeschichte in Bruchstücken, ist ganz wesentlich der besonderen Entstehungsgeschichte des Projekts geschuldet. Die abgedruckten Beiträge stellen eine Auswahl der im Rahmen des *Politik 100x100*-Projektes entstandenen Texte zur Geschichte des Hamburger Instituts dar. In der Gesamtkomposition folgt die Zusammenstellung in mehreren Hinsichten den Möglichkeiten wie Herausforderungen des Formats. Deutlich wurde gleich mit der Konzipierung des Projekts, dass eine Darstellung der Institutsgeschichte nicht ohne Einbettung in die Vorgeschichte des Faches und ihres universitären Kontexts auskommen würde. Während der Ausdruck »Politikwissenschaft« und das damit einhergehende professionelle Selbstverständnis erst nach dem Zweiten Weltkrieg, um genau zu sein seit den frühen 1950er Jahren weite Verbreitung fand, begann

1 Die Beiträge des Bandes verwenden im Sinne der Einheitlichkeit die generisch feminine Gender-Schreibweise.

2 Gerhard Göhler 2019. *Udo Bernbach, die DVPW und die Gründung der Theorie-Sektion*, online verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/goehler-bernbach-dvpw/>.

die Geschichte politikwissenschaftlichen Denkens, der akademischen Arbeit in ›politischen Wissenschaften‹ im Plural, um einiges früher, bereits mit und sogar vor der Gründung der Universität. Die Vorgeschichte des institutionalisierten Fachgebiets Politikwissenschaft reicht also deutlich weiter zurück und begleitete die Universität in ihrer gesamten einhundertjährigen Geschichte.

Die Gründung der Hamburger Universität im Frühjahr 1919 war selbst bereits Resultat einer jahrhundertlangen, widersprüchlichen Vorgeschichte. Lange hatte sich die Meinung der in der Freien und Hansestadt tonangebenden Kaufleute hartnäckig gehalten, Hamburg brauche keine Volluniversität. Doch im Schatten dieser offiziellen politischen Linie war bereits im frühen 17. Jahrhundert das sogenannte Akademische Gymnasium entstanden, aus dem in den 1890er Jahren das noch heute bestehende Allgemeine Vorlesungswesen hervorging. Auch Museen mit wissenschaftlichen Sammlungen, etwa das 1879 eröffnete Völkerkundemuseum, wurden in dieser Zeit gegründet. Spätestens ab Ende des 19. Jahrhunderts stand allerdings die wirtschaftliche Nutzbarmachung von Forschung und Ausbildung vollends im Vordergrund. Vor allem die Eröffnung des Hamburgischen Kolonialinstituts 1908 passte sich in die zentrale Rolle ein, die für Hamburg in der kolonialistischen Expansion des Deutschen Reiches vorgesehen war.³

Am Kolonialinstitut, das ab 1911 im neu errichteten städtischen Vorlesungsgebäude, dem heutigen Hauptgebäude der Universität untergebracht war, stand ›Auslandskunde‹, die Forschung über die deutschen Kolonien in Afrika, Asien und Ozeanien im Vordergrund, außerdem die Ausbildung von zukünftigen Kolonialbeamten durch Vorlesungen und Seminare über »Völkerkunde« und die Sprache, Geschichte, Geographie, Kultur und Ökonomie zahlreicher Weltregionen.⁴ Das Kolonialinstitut war – neben seinem unmittelbaren Wert für die ökonomischen Interessen der Stadt und des Reiches – vor allem auch der große Schritt in Richtung einer Volluniversität. 1914 versammelte das Institut 23 Professoren und über 60 Dozierende. Daneben bestand weiterhin das Allgemeine Vorlesungswesen, das wissenschaftliche Vorträge ohne Zugangsbeschränkungen anbot und maßgeblich von der 1907 gegründeten Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung gefördert wurde. Damit schien der Weg zu einer vollwertigen Universität, wie sie etwa der Hamburger Jurist, Senator und spätere Erste Bürgermeister Werner von Melle bereits seit Jahrzehnten angestrebt hatte, beschritten.

Tatsächlich gingen die Vorläuferinstitutionen in der Universität auf – das Kolonialinstitut etwa wurde in das heute noch bestehende Asien-Afrika-Institut überführt –, die definitive Gründung fand jedoch unter radikal veränderten Vorzeichen

3 Jürgen Bolland 1970. Die Gründung der »Hamburgischen Universität«, in *Universität Hamburg 1919-1969. Festschrift zum 50. Gründungstag der Universität Hamburg*, Hamburg.

4 Johanna Elisabeth Becker 2005. *Die Gründung des Deutschen Kolonialinstituts in Hamburg. Zur Vorgeschichte der Hamburgischen Universität*, Hamburg, 43-71.

statt. 1913 noch hatte die aufgrund des Klassenwahlrechts von Kaufleuten, Reedereien und Industriellen dominierte Bürgerschaft einen Antrag auf Universitätsgründung durch von Melle abgelehnt, im März 1919 wurde dann jedoch die erste nach-revolutionäre, demokratische Bürgerschaft gewählt. Bereits in ihrer dritten Sitzung, am 28. März 1919, debattierten die Abgeordneten über das *Vorläufige Gesetz über eine Hamburgische Universität und Volkshochschule* und beschlossen mit den Stimmen der nun mit einer absoluten Mehrheit ausgestatteten Sozialdemokratinnen die Gründung der Hamburgischen Universität.⁵

Bereits in den ersten Monaten der Arbeit zeichnete sich der schwierige Selbstfindungsprozess der Universität, die nun aus den vier Fakultäten für Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften, Naturwissenschaften sowie Medizin bestand, ab. Die SPD wollte den Geist der ersten demokratischen Universitätsgründung in Deutschland aufgreifen und die Universität als sozial geöffnete Reformuniversität gestalten. Doch schon bei der großen Eröffnungsfeier in der Laeiszhalle am 10. Mai 1919 betonten die Hauptredner Werner von Melle und der Ökonom und erste Rektor der Universität Karl Rathgen die Orientierung am traditionellen Universitätsmodell. Auch an der jungen Hamburgischen Universität, dies wurde in den Folgejahren deutlich, war die Mehrzahl der Professoren, die als Ordinarien die Universitätsgremien besetzten und Demokratisierungsversuche durch den politischen Senat der Stadt blockierten, republikkeptisch bis rundheraus -feindlich eingestellt. Und auch die Studierendenschaft, die mit einem Frauenanteil von 25,7 % im Jahr 1932 und einem Arbeiterkinderanteil von 6,9 % zumindest in dieser Hinsicht deutlich über dem Reichsdurchschnitt lag, war von reaktionären und antisemitischen studentischen Verbindungen dominiert.⁶

Dennoch konnten in den ersten Universitätsjahren von 1919 bis 1933 zahlreiche republikanische Professorinnen zumindest für einige Zeit für die junge Universität gewonnen werden. Dies trug der Universität in den Weimarer Jahren den Ruf einer durchaus fortschrittlichen Grundhaltung ein, der bis heute nachwirkt. Neben Persönlichkeiten wie dem Psychologen William Stern, der Erziehungswissenschaftlerin Martha Muchow oder der ersten deutschen Germanistikprofessorin Agathe Lasch,⁷ galt dies vor allem auch für diejenigen Fachvertreterinnen, die als

5 Rainer Nicolaysen 2010. *Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert*, Kapitel 2: Der lange Weg zur Universitätsgründung, verfügbar unter <https://www.uni-hamburg.de/einrichtungen/weitere-einrichtungen/arbeitsstelle-fuer-universitaetsgeschichte/geschichte.html> (20. Juli 2020).

6 Michael Grüttner 2004. Hort der Reaktion oder Hochburg des Liberalismus? Die Hamburger Universität in der Weimarer Republik, in Karl Christian Führer, Karen Hagemann & Birthe Kundrus (Hg.). *Eliten im Wandel. Gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster, 179-197.

7 Vgl. die Beiträge zu Stern, Muchow und Lasch auf Politik 100x100: Angelika Golegos und Christos Makrodimitris 2019. *Clara und William Stern, Die Kindersprache: Eine psychologische und*

unmittelbare Wegbereiterinnen politischer Wissenschaft gelten können. Drei intellektuelle Strömungen erscheinen hier besonders bedeutsam.

Auf ein erstes Vorläuferinstitut kann die politikwissenschaftliche Teildisziplin der Internationalen Beziehungen zurückblicken. Das Institut für Auswärtige Politik, das zunächst unter dem Arbeitstitel »Forschungsstelle für Kriegsursachen« lief,⁸ wurde 1923 von dem Völkerrechtler Albrecht Mendelssohn Bartholdy begründet. Das Institut und sein Leiter, der selbst in die Versailler Friedensverhandlungen einbezogen war, vertraten eine liberal-internationalistische Position, die allerdings gleichzeitig einem revisionistischen Standpunkt in der Kriegsschuldfrage verpflichtet war. Diese merkwürdige Kopplung erscheint im Rückblick als Konzession, die für republikanische Professorinnen in der Rechtswissenschaft nicht singular war.⁹ Unstrittig ist, dass das Desaster des Krieges ein Defizit im Verständnis geopolitischer Zusammenhänge aufgezeigt hatte, dass »wahre Einsicht in die inneren Zusammenhänge, die Kenntnis des Blutlaufs im politischen Weltkörper« vermisst wurde.¹⁰ Alfred Vagts, erster Assistent am Institut, begriff sich daher im Rückblick als politikwissenschaftlichen Autodidakten, der sich bereits »vor den Tagen der Politologen« einer »Selbsterziehung zur Wissenschaft der Politik [...] unterziehen mußte«, gegenüber der Geopolitik aber eine bleibende Abneigung entwickelte.¹¹ Nach Mendelssohn Bartholdys Vertreibung 1933 wurde auch das Institut zunächst auf nationalsozialistischen Kurs gebracht, später in der Bundesrepublik neu gegründet. Ab den 1960er Jahren erneuerte man den spannungsreichen Versuch, juristische und politikwissenschaftliche Arbeiten zur Völkerrechtspolitik zu verbinden. Das Institut besteht, in personeller Hinsicht prekär, bis in unsere Zeit fort.¹²

sprachtheoretische Untersuchung (1907), verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/golegos-makrodimitris-rezension-sterne-kindersprache/>; Politik 100x100 2020. *Fundstück: Martha Muchow – Portrait*, verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/fundstueck-muchow/>; Politik 100x100 2019. *Fundstück: Agathe Lasch – Portrait*, verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/fundstueck-lasch-portrait/>.

8 Michael Huhn 1986. »Europäische Gespräche«. Eine außenpolitische Zeitschrift der Weimarer Zeit, in Klaus Jürgen Gantzel (Hg.). *Wissenschaftliche Verantwortung und politische Macht. Wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen zum Umfeld und zur Entwicklung des Instituts für Auswärtige Politik Hamburg/Berlin 1923–1945*, Berlin & Hamburg, 65–184, 82.

9 Vgl. Joshua Smeltzer 2019. *Kurt Perels, Der Friede von Versailles und der Deutsche Staat (1920)*, verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/smeltzer-rezension-perels-versailles/>.

10 Albrecht Mendelssohn Bartholdy, zitiert nach Michael Huhn. »Europäische Gespräche«, 80.

11 Alfred Vagts 1983. *Erinnerungen an Hamburg 1923–1932*, in Klaus Jürgen Gantzel (Hg.). *Kolonialrechtswissenschaft, Kriegsursachenforschung, Internationale Angelegenheit*, Baden-Baden, 97–111, 106.

12 Vgl. den Beitrag von Stefan Oeter in diesem Band, S. 250.

Eine zweite frühe Prägung des Hamburger Standorts stammt aus der politischen Philosophie des Marburger Neukantianismus. Ernst Cassirer, Schüler Hermann Cohens, fand in seiner Hamburger Zeit von 1919 bis 1933 den Weg von der Kulturphilosophie der symbolischen Formen zu einer Genealogie der republikanischen Verfassung, die er gegen den Zeitgeist als griechisch-deutsche Geistes-tradition von Platon bis zu Leibniz und Lessing rekonstruierte.¹³ Unterstützt durch die Forscherinnen der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek um Aby Warburg und Erwin Panofsky verfolgte Cassirer das Projekt, die universalistische Agenda, die er der Weimarer Reichsverfassung aus der Aufklärungsphilosophie, aber ebenfalls aus Goethes Literaturverständnis zufließen sah, als Anerkennung von Differenz zu rekonstruieren – auch als Beitrag der jüdischen Tradition zum republikanischen Denken.¹⁴ Von *Kants Leben und Lehre* (1918) bis zur *Philosophie der Aufklärung* (1932) stellt er die Theorie des Gesellschaftsvertrags und die Idee unveräußerlicher Rechte als Kern politischer Philosophie heraus. Damit stand Cassirer für eine damals marginalisierte, rationalistische Traditionslinie. In der Weimarer gelehrten Öffentlichkeit übernahm er als nüchterner Demokrat den Part des Antipoden gegenüber dem enthusiastierenden Heidegger.¹⁵

Eine dritte Wurzel politischer Wissenschaft in Hamburg ist schließlich in der Person von Siegfried Landshut verkörpert. Der maßgeblich in Freiburg, Heidelberg und Marburg ausgebildete Landshut hatte nach seiner ersten Ankunft in Hamburg 1925 zuerst am Institut für Auswärtige Politik gearbeitet. Zwei Jahre später wurde er dann »Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« an der Hamburgischen Universität. Als Assistent des Sozialökonomten Eduard Heimann startete er 1928 einen ersten Versuch, sich zu habilitieren, sein Antrag auf Zulassung im nicht existenten »Fach der Politik« scheiterte jedoch. Der zweite Habilitationsversuch – eingereicht im Januar 1933 – ging in der nationalsozialistischen Selbstgleichschaltung der Universität unter.¹⁶ In beiden Habilitationsschriften, den *Untersuchungen über die ursprüngliche Fragestellung zur sozialen und politischen Problematik* von 1928 – kurze Zeit später als *Kritik der Soziologie* erschienen – als auch der zweiten Schrift zur *Historisch-systematischen Analyse des Begriffs des Ökonomischen* von 1933, hatte Landshut auf völlig unstrategische Weise Fundamentalkritiken an den beiden bereits etablierten sozialwissen-

13 Vgl. den Beitrag von Birgit Recki in diesem Band, S. 262.

14 Emily J. Levine 2013. *Dreamland of Humanists. Warburg, Cassirer, Panofsky and the Hamburg School*, Chicago, 128.

15 Vgl. Thomas Meyer 2019. *Das Davoser Treffen von Martin Heidegger und Ernst Cassirer*, verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/meyer-retro-cassirer-heidegger/>.

16 Rainer Nicolaysen 1997. *Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie*, Frankfurt a.M., Kapitel 4: Die Hamburger Jahre: Zwischen Habilitationsversuch und Existenzsicherung (1925-1933), 77-169; vgl. den Beitrag von Rainer Nicolaysen in diesem Band, S. 29.

schaftlichen Fächern, der Soziologie und der Nationalökonomie vorgelegt.¹⁷ Steht Cassirer für Kant, so Landshut für Aristoteles. Sein holistischer Ausgangspunkt, von der Vorstellung eines guten Lebens in der Polis aus gegen das zu argumentieren, was damals noch nicht »funktionale Differenzierung der Gesellschaft« hieß, ließ sich nach seiner Entdeckung und Herausgabe der Marxschen Frühschriften im Jahr 1932 bruchlos als idealistische Entfremungskritik ausformulieren. Aber Landshuts politisches Denken hatte selbst bereits in Freiburg, bei Heidegger Wurzeln geschlagen – Jürgen Habermas hat die Spuren davon in seinem Verständnis des Politischen entziffert.¹⁸

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 war die kurze Blüte aufklärerischen Denkens auch an der Hamburgischen Universität abrupt beendet. Die schon vor 1933 in nicht geringen Teilen mit dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund sympathisierende Studierendenschaft sah dem Aufstieg des deutschen Faschismus euphorisch entgegen, und auch der überwiegende Teil des Lehrkörpers begrüßte die Neuausrichtung der Universität nachdrücklich. Eine Schlüsselberufung in den Rechtswissenschaften war, auf Carl Schmitts Empfehlung hin, Ernst Forsthoff, der Autor von *Der totale Staat* (1933).¹⁹ Der Historiker Adolf Rein – von 1934 bis 1938 dann auch Rektor der 1935 in »Hansische Universität« umbenannten Hochschule – hatte bereits 1932 die »Idee einer politischen Universität« verfochten. Bei einer Feier zur in Hamburg besonders rasch und sorgfältig durchgeführten Selbstgleichschaltung am 1. Mai 1933 im Hauptgebäude pries er die Universität als »erste nationalsozialistische Hochschule« und schwor seine Kollegen und die Studierenden auf die Umsetzung des »Führerprinzips« auch an der Universität ein. Nach Rein sollte der politische Wille zur deutschen Machtentfaltung zum übergeordneten Prinzip der Forschung erhoben werden, Wissenschaft sollte von nun an als »Willensschaft« gedacht werden und prioritär an den völkischen Prinzipien der nationalsozialistischen Ideologie orientiert sein.²⁰ Das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7. April 1933 wurde auch in Hamburg zum Anlass genommen zahlreiche »nicht-arische« und politisch unerwünschte Professorinnen zu entlassen. Landshut, Cassirer und Mendelssohn Bartholdy wurden aus der Universität gedrängt und ins Exil getrieben; einige entlassene Wissenschaftlerinnen, etwa die Pädagogin Martha Muchow und der Jurist Kurt Perels, begingen Suizid. Nach Kriegsende

17 Zu Landshuts zwei Habilitationsschriften vgl. den Beitrag von Wolfgang Knöbl in diesem Band, S. 36.

18 Vgl. den Beitrag von Jürgen Habermas in diesem Band, S. 41.

19 Vgl. den Beitrag von Florian Meinel in diesem Band, S. 288.

20 Vgl. Rainer Nicolaysen 2010. *Wandlungsprozesse der Hamburger Universität*, Kapitel 4: Das Versagen der Universität im »Dritten Reich«; grundlegend: Eckart Krause, Ludwig Huber & Holger Fischer 1991. *Hochschulalltag im »Dritten Reich«*. Die Hamburger Universität 1933-1945, Berlin & Hamburg.

kehrten nur wenige der verfolgten Wissenschaftlerinnen an die im Wintersemester 1945/46 wieder eröffnete Universität zurück. Die personellen Kontinuitäten zu den Jahren zuvor waren dagegen beträchtlich. Zahlreiche Entnazifizierungsverfahren gegen nationalsozialistische Professoren wurden eingestellt, sodass die emigrierten Wissenschaftlerinnen, wollten sie nach Hamburg zurückkehren, oftmals den Kollegen wiederbegegneten, von denen sie in den 1930er Jahren diffamiert und von der Universität vertrieben worden waren.²¹ Diese Erfahrung machte auch Siegfried Landshut, der in ein langjähriges Exil getrieben worden war, jedoch ab 1950 wieder intensiveren Kontakt mit der Universität Hamburg aufnahm. Zunächst mit Gastvorlesungen und Lehraufträgen wagte Landshut die schwierige Wiederannäherung, im Sommersemester 1951 dann gelang – trotz Ressentiments und Widerstand von alten Kollegen – die Berufung auf den ersten Lehrstuhl für die »Wissenschaft von der Politik« an der Universität Hamburg.²² Die nun auch institutionalisierte Geschichte der Politikwissenschaft in Hamburg nahm ihren Lauf.

Die erste Dekade der politikwissenschaftlichen Arbeit schulterte Siegfried Landshut nahezu alleine. Bis 1962, als mit Wilhelm Hennis der zweite Professor für die »Wissenschaft von der Politik« nach Hamburg kam, blieb Landshut der einzige Professor und war für die gesamte institutionelle und fachliche Ausgestaltung der Politischen Wissenschaft an der Universität zuständig. Er schrieb selbst Studienpläne und Prüfungsordnungen, die von den der neuen Wissenschaft skeptisch gegenüberstehenden Kollegen mehr als nur einmal abgelehnt wurden. Erst Mitte der 1950er Jahre wurde das gemeinsam mit der Soziologie gebildete Seminar für Sozialwissenschaften sowohl in die Philosophische Fakultät als auch in die neue Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften eingegliedert. Hierdurch konnten nun auch – neben Promotionen zum Dr. phil. – sogenannte Fakultätsexamen, welche zur Promotion zum Dr. rer. pol. berechtigten, abgelegt werden.²³ Insgesamt betreute Landshut deutlich mehr Nebenfachstudierende, mit Beginn der 1960er Jahre dann auch zunehmend Hauptfachstudierende. Die Politische Wissenschaft wurde zu einem etablierten Studienfach.

Seit den 1960er Jahren vollzog sich die Entwicklung der »Wissenschaft von der Politik« an der Universität Hamburg fast schulmäßig entlang der Leitlinien der 1961 im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft verfassten »Denkschrift

21 Anton F. Guhl 2016. Entnazifizierte Universität? Zur Bedeutung der politischen Überprüfung der Professoren für die Universität Hamburg, in Rainer Nicolaysen (Hg.). *Kontinuität im Neubeginn. Reden der Zentralen Veranstaltung der Universität Hamburg am 6. November 2015 anlässlich des 70. Jahrestags ihrer Wiedereröffnung 1945*, Hamburg, 41–70.

22 Rainer Nicolaysen 1997. *Siegfried Landshut*, Kapitel 7: Rückkehr, 335–361 & Kapitel 8: Wiederbegründung der Politischen Wissenschaft (1951–1968), 362–449.

23 Ebd., 397–405.

zur Lage der Soziologie und der Politischen Wissenschaft«, die die Konsolidierung der Politikwissenschaft in Deutschland an ihrer fachlichen und personellen Ausdifferenzierung in Politische Theorie und Ideengeschichte, Innenpolitik und Vergleichende Regierungslehre sowie Internationale Politik maß.²⁴ Nachdem Wilhelm Hennis 1967 nach Freiburg gewechselt war, trat der Parlamentarismusforscher Winfried Steffani dessen Nachfolge an, der das Fach in Hamburg über mehr als zwanzig Jahre prägte. Die Schaffung einer Professur für Politische Theorie und Ideengeschichte erfolgte 1971 und wurde mit Udo Bermbach besetzt. Der erste Inhaber der 1973 geschaffenen Professur für Innenpolitik wurde Hans-Hermann Hartwich. Der Zuwachs setzte sich entsprechend der allgemeinen Fachentwicklung fort, sodass Mitte der 1970er Jahre neun Professuren am Institut angesiedelt waren.²⁵ Eine Professur für Politische Bildung gab es dagegen nie, da das von Hans-Hermann Hartwich verfochtene »Hamburger Modell« der Lehrerbildung darauf bestand, dass die Didaktiken aller Fächer in erziehungswissenschaftlichen Fakultäten verortet blieben.²⁶ Ein »Institut für Politische Wissenschaft« bestand formell seit 1977 und wurde 2009 in »Institut für Politikwissenschaft« umbenannt, nur um ein Jahr später als »Programmbereich Politikwissenschaft« im Fachbereich Sozialwissenschaften aufzugehen und seine administrative Selbstständigkeit einzubüßen. Heute bestehen im Kern des »Fachgebiets«, wie sich die Politikwissenschaft seit der Novelle der Grundordnung der Universität im Jahr 2016 nennt, sechs Professuren: zwei in den Internationalen Beziehungen, mit Antje Wiener und Cord Jakobkeit, derzeit Dekan der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften; zwei in politikwissenschaftlichen Methoden und Vergleichender Politikwissenschaft mit Kai-Uwe Schnapp und Vera Troeger; schließlich in Politischer Theorie und der Geschichte politischen Denkens mit Peter Niesen und Olaf Asbach. Dazu gehören zwei Juniorprofessorinnen, Andreas von Staden und Franziska Müller, beide Internationale Beziehungen. Gleichzeitig am Fachgebiet und am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH) tätig sind Ursula Schröder, Professorin für Friedensforschung und Sicherheitspolitik, und Elvira Rosert, Juniorprofessorin für Internationale Beziehungen. Am Leibniz-Institut German Institute of Global and Area Studies (GIGA) tätig sind die UHH-Professorinnen Merike Blofield, Amrita Narlikar und Patrick Köllner.

Die Darstellung der Geschichte des Fachgebiets in diesem Band beginnt mit Siegfried Landshut, in dessen Gründungsprofessur die historischen Einflüsse zusammenliefen und von dem aus die professionelle Entwicklung ihren Ausgang

24 Wilhelm Bleek 2001. *Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland*, München, 310–312.

25 Vgl. den Beitrag von Rainer Schmalz-Bruns in diesem Band, S. 63.

26 Vgl. Tilman Grammes 2019. *Politische »Wertungssicherheit« als Kernaufgabe politischer Bildung. Hans-Hermann Hartwich in der politischen Bildung*, verfügbar unter <https://politik100x100.blog/s.uni-hamburg.de/grammes-hartwich-pol-bildung/>.

nahm. Das Gesamtbild, das sich aus den folgenden Beiträgen ergibt, ähnelt einer Sanduhr, bei der sich ein breites Gebiet historischer Einflüsse zunehmend verjüngt, in einem Punkt – in der Person Landshuts – bündelt, bevor sich das politikwissenschaftliche Spektrum zum kompletten Institut ausdifferenziert und bis in die Gegenwart weiter verbreitert. Die Darstellung im ersten Teil des Bandes beginnt mit der prägenden Gründungsfigur und erörtert dann den Prozess und die Ergebnisse fachwissenschaftlicher Konsolidierung. Mit dem zweiten Teil hoffen wir den vielfältigen Wegbereiterinnen, aber auch der lebhaften zeitgenössischen Debatte zwischen den Sozialwissenschaften am Standort Hamburg gerecht zu werden.

Im ersten Teil des Bandes *Die Politikwissenschaft an der Universität Hamburg* wird die Entwicklung des Instituts anhand wichtiger Entwicklungslinien und einschneidender Ereignisse in der Institutsgeschichte sowie durch Rezensionen politikwissenschaftlicher Werke, die im Hamburger Kontext entstanden sind, nachvollzogen. Der erste Abschnitt, *Vom Lehrstuhl für die »Wissenschaft von der Politik« zum Institut für Politikwissenschaft*, ist den ersten Lehrstuhlinhabern des Faches gewidmet. In Retrospektiven und einem Zusammenspiel von biographischen Rekonstruktionen, Werkrezensionen und kurzen Texten zu Archivfundstücken werden das Leben und die zentralen Beiträge der ersten Professoren – Siegfried Landshut, Wilhelm Henning, Hans-Peter Schwarz und Winfried Steffani – beleuchtet. In diesem Abschnitt versammelt sind außerdem Beiträge, die zentrale Momente der Institutsentwicklung festhalten. Dies reicht von einer Rekonstruktion der Stellung des Hamburger Instituts in der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft ab den 1960er Jahren über Beiträge zur Hamburger Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung, die Klaus Jürgen Gantzel ins Leben rief, und den in den 1980er Jahren entstandenen Wandgemälden im Institutsgebäude bis hin zu Texten über die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Jürgen Habermas im Jahre 1989 und den Hamburger »Uni-Skandal« von 2004 um Wladimir Putin, den Michael Th. Greven planvoll provoziert hatte.

Der zweite Abschnitt der Institutsgeschichte steht unter dem Vorzeichen der *Institutionellen Professionalisierung und Ausdifferenzierung*. Hier sind die vielen Rezensionen von Werken versammelt, die zumeist aus der »Hamburger Phase« ihrer Autorinnen stammen, unterteilt in die drei zentralen, sukzessive sich ausdifferenzierenden Subdisziplinen des Faches. Das Format der Rezension ist zahlenmäßig am stärksten vertreten und prägt den Charakter unserer Sammlung. Rezensionen beleuchten den inhaltlichen Forschungsbeitrag, den die Autorinnen mit ihren Büchern geleistet haben und äußern sich ebenso zu ihren Defiziten wie den anhaltenden Verdiensten. Dies ist zugleich der Bereich, in dem unsere Darstellung eine begrenzte, zumindest personale Vollständigkeit anstreben konnte, indem wir das Tableau der bis Ende 2019 am Institut tätigen Professorinnen komplett abzubilden

versuchen. Die Einteilung folgt dabei dem inhaltlichen Charakter der Werke, der nicht immer der Denomination der Professuren entspricht.

Die Rezensionen zu *Vergleichender Regierungslehre und Regionalstudien* behandeln Werke der Vergleichenden Politikwissenschaft von Peter und Joachim Raschke, gefolgt von Beiträgen zu Christine Landfried, Friedbert Rüb, Katharina Holzinger und Heike Klüver. Retrospektiven widmen sich Hans J. Kleinsteuber und dem Projektbüro Angewandte Sozialforschung. Beiträge zu den heute am Fachgebiet tätigen Professorinnen Kai-Uwe Schnapp, Patrick Köllner und Vera Troeger spiegeln die aktuelle Forschung.

Auch der Bereich der *Internationalen Beziehungen* startet mit der Rezension eines »Klassikers«, einer Schrift von Dietrich Jung, Klaus Schlichte und Jens Siegelberg aus der Hamburger Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung, gefolgt von Petra Dobners Buch zur weltweiten Privatisierung des Wassers und Michael Brzoskas Band zur Europäischen Sicherheitspolitik. Daran anschließend werden die aktuellen Arbeiten in der vielfältigen IB-Szene am Institut der Kritik unterzogen. Rezensiert werden Werke von Ursula Schröder aus dem Bereich der Sicherheitsforschung, Schriften von Amrita Narlikar, Andreas von Staden, Cord Jakobeit und Andreas Grimmel sowie Rainer Tetzlaff aus dem Bereich der Internationalen Politik, schließlich Beiträge von Antje Wiener und Elvira Rosert zur Normenforschung in den Internationalen Beziehungen.

Der Abschnitt zur *Politischen Theorie und Ideengeschichte* beginnt mit zwei Beiträgen zu Werken von Udo Bernbach, der über dreißig Jahre lang Professor für Politische Theorie am Institut war. Darauf folgen Rezensionen wichtiger in Hamburg entstandener Schriften von Günter Trautmann, Andreas Anter, Rainer Schmalz-Bruns, Michael Th. Greven, Frank Nullmeier und Peter Reichel. Der Abschnitt schließt mit Rezensionen zweier Arbeiten der aktuellen Professoren für die Geschichte des politischen Denkens und die Politische Theorie, Olaf Asbach und Peter Niesen.

Der zweite Teil des Bandes trägt den Titel *Intellektuelle Vorgeschichte und Kontext*. Hier werden – wiederum in Form von Retrospektiven, Rezensionen und bebilderten Fundstücken – Einflüsse und Kontextbedingungen der heutigen Entwicklung nachgezeichnet. Der erste Abschnitt *Intellektuelle Vorgeschichte. Politische Wissenschaften in Hamburg* widmet sich wenig bekannten Hamburger Bezügen von Bentham und Marx. Anschließend folgen Beiträge zur Kolonialhistorie der Hansestadt und ihrer wissenschaftlichen Institutionen. Hier steht die Frage der Aktualität historischer Kontinuitäten im Vordergrund. Die erste Phase universitärer Arbeit an der Hamburgischen Universität in den Weimarer Jahren wird dann mit Beiträgen zu Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Leo Strauss, Ernst Cassirer und John von Neumann beleuchtet. Besonders hier, in den Ansätzen vor-politikwissenschaftlicher »politischer Wissenschaften« wird die intellektuelle Vorgeschichte des Instituts deutlich. Mit Beiträgen zu den von der nationalsozialistischen Universitätsleitung

unter dem Stichwort einer »politischen Fakultät« durchgeführten Hochschulreformen, die die zuvor dezentralen Ansätze der politischen Wissenschaft einem fakultätsübergreifenden Bekenntnis zum politischen, den herrschenden ideologischen Zielen dienenden Charakter der Wissenschaft unterwarf, sowie zu Adolf Reins und Ernst Forsthoffs Schriften in den Jahren des Nationalsozialismus wird dann die Rolle universitären politischen Denkens für die NS-Herrschaft diskutiert. Auch dies ist Teil der intellektuellen Vorgeschichte unseres Instituts. Gerade in den ersten Jahren der Institutsentwicklung waren die Jahre von 1933 bis 1945 omnipräsent. Und auch heute sind sie hochaktuell – befinden wir uns doch weiterhin, wie Peter Reichel dies formuliert hat, mitten in der »zweiten Geschichte des Nationalsozialismus«.²⁷

Der zweite Abschnitt des zweiten Teils beleuchtet dann *Politisches Denken in Hamburg* nach dem Zweiten Weltkrieg, also den diskursiven Kontext, in dem sich das Institut entwickelt hat und entwickelt. Hamburg wird nachgesagt, kein intellektuelles Milieu ausgeprägt zu haben. Im Vergleich zu den universitär dominierten Milieus in Frankfurt, Tübingen oder Bielefeld präsentiert die Stadt tatsächlich ein dezentralisiertes Bild, das weit stärker durch strukturelle Kopplungen und punktuelle Kooperationen gekennzeichnet ist. In diesem Abschnitt wird das Ausmaß deutlich, in dem das Institut an der Universität ein Knotenpunkt in einem Netzwerk diverser sozialwissenschaftlicher Forschung in Hamburg ist. Wenn es eines Beweises bedürfte, dass Hamburg eine Reihe produktiver Linien der politischen Wissenschaften zusammenführt, so ließe sich dieser im Hinblick auf die vielfältige Kooperation universitärer und außeruniversitärer Forschungsinstitute leicht führen.

Was die Internationalen Beziehungen betrifft, so wird der Stadt bescheinigt, in ihren Instituten konzentrierte sich »wissenschaftlicher Sachverstand zu zentralen außen- und sicherheitspolitischen Themen, wie wohl kaum anderswo in Deutschland«.²⁸ Neben dem Fachgebiet Politikwissenschaft an der Universität sind das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg, das German Institute for Global and Area Studies und die Helmut-Schmidt-Universität Teil dieser lebhaften Diskurslandschaft. Das von der katholischen Militärseelsorge gestiftete Institut für Theologie und Frieden, ausgewiesen durch Editionen und Monographien zu klassischen Texten, bearbeitet eine thematische Schnittmenge mit dem Hamburger Institut für Sozialforschung

27 Peter Reichel & Harald Schmid 2005. *Von der Katastrophe zum Stolperstein. Hamburg und der Nationalsozialismus nach 1945*, München & Hamburg; vgl. den Beitrag von Nicole Drude in diesem Band, S. 207.

28 Frank-Walter Steinmeier 2017. *Breaches and Bridges: German Foreign Policy in Turbulent Times*, London, 62.

(HIS), das sich unter Jan Philipp Reemtsma einen singulären Status in der Gewaltforschung erworben hat und sich in jüngster Zeit, mit der Initiierung des Siegfried Landshut-Preises durch Wolfgang Knöbl, in die geisteswissenschaftliche Tradition der Hamburger politischen Wissenschaften gestellt hat. Andere Fachgebiete der Universität, etwa die Soziologie, die soziologische Kriminologie oder Sozialökonomie, knüpften an die geistes- wie sozialwissenschaftlichen Traditionen an, wie in Rezensionen zu Max Miller oder Stefan Breuer deutlich wird, ebenso wie gegenwärtig das DFG-Graduiertenkolleg *Kollektives Entscheiden*, das zwischen Volkswirtschaft, Politikwissenschaft und Philosophie angesiedelt ist, und das Exzellenzcluster *Climate, Climatic Change, and Society* (CliCCS).

Aufgeführt sind hier weiterhin Beiträge zu prägenden Persönlichkeiten, die in den vergangenen Jahrzehnten mit dem Institut in Berührung kamen oder einen Teil ihrer intellektuellen Entwicklung in Hamburg erlebten und deren Geschichten noch nicht auserzählt sind. Helmut Schelsky, Professor an der Akademie für Gemeinwirtschaft und später an der Hamburger Universität, schrieb hier seine *Soziologie der Sexualität*. Siegfried Landshut begutachtete Ralf Dahrendorfs erste Dissertation; Helmut Schmidt bot im Wintersemester 1965/66 eine Vorlesungsreihe zum Thema »Methoden strategischer Entscheidungen« an. Hannah Arendt stattete 1959 einen zähneknirschenden Kurzbesuch ab und hielt eine bedeutende Rede zur Verleihung des Lessingpreises. Michel Foucault leitete das *Hamburger Institut Français* in den Jahren 1959/60 und beendete hier zwei Werke, die seine akademische Karriere begründeten. Nicht zuletzt sind in diesem Abschnitt Beiträge zur Geschichte der Gender- und Queer-Studies am Fachbereich Sozialwissenschaften, zu den Hürden akademischer Qualifikation für Menschen mit Beeinträchtigung und unter familiärer Belastung, sowie zu Frauengeschichte und -politik am Institut versammelt.

Resümierend lässt sich sagen, dass man einer Institutsgeschichte wohl erst trauen kann, wenn man sie der Schwarmintelligenz überantwortet. Diese erzeugt jedoch kein geschlossenes Bild. Im Unterschied etwa zu neueren Anthologien, die auf die Geschichte sozial- und rechtswissenschaftlicher Fakultäten zurückblicken,²⁹ hat unser Projekt eine entschlossene Dezentrierung und Kontextuierung des Fachgebiets betrieben. Wenn der fragmentierte Charakter dennoch ein Gesamtbild ergibt, so kann dies nicht allein daraus resultieren, dass vielfältige Akteurinnen bereit waren, sich eine gemeinsame akademische Geschichte zu erarbeiten. Der Sinn des Projektes konnte nicht darin liegen, eine verborgene, übergreifende Fachidentität zu entdecken oder gar eine »Hamburger Schule«

29 Zwei eindrucksvolle Exemplare sind Volker Kruse & Thorsten Strulik (Hg.) 2019. »Hochschul-experimentierplatz Bielefeld«, 50 Jahre Fakultät für Soziologie, Bielefeld; sowie Tilman Repgen, Florian Jeßberger & Markus Kotzur (Hg.) 2019. 100 Jahre Rechtswissenschaft an der Universität Hamburg, Tübingen.

der Politikwissenschaft zu erfinden. Vielmehr dokumentiert das kooperative Portrait in der Darstellung einiger Entwicklungslinien eine heute nicht mehr selbstverständliche funktionale Vollständigkeit der Fachdisziplin, die in Hamburg spätestens seit Gründung des Instituts in den 1970er Jahren tradiert wurde. Die Integrität eines Fachs auf der Höhe der einzelwissenschaftlichen Ausdifferenzierung ist aber nicht nur eine Bedingung dafür, weiterhin in voller Breite politikwissenschaftliche Ausbildung auf allen Ebenen akademischer Qualifikation anbieten zu können, sondern auch für die Inspiration und kritische Begleitung der jeweils besonderen sub- und interdisziplinären Forschungsanstrengungen. Die Kontingenz heutiger Institutsentwicklungen unter den Bedingungen der hierarchisch gestaffelten Wettbewerbsuniversität, in der die Reproduzierbarkeit professioneller Fachgebiete wenig zählt und die strukturelle Ausrichtung kurz- bis mittelfristigen Förderunternehmen verpflichtet ist, stellt demgegenüber eine Herausforderung dar. An der vorgelegten Bestandsaufnahme wird sich daher auch die zukünftige Entwicklung des Fachs messen lassen müssen.

Peter Niesen

David Weiß,

Hamburg im Juli 2020

Teil I – Die Politikwissenschaft an der Universität Hamburg

Vom Lehrstuhl für die »Wissenschaft von der Politik« zum Institut für Politikwissenschaft

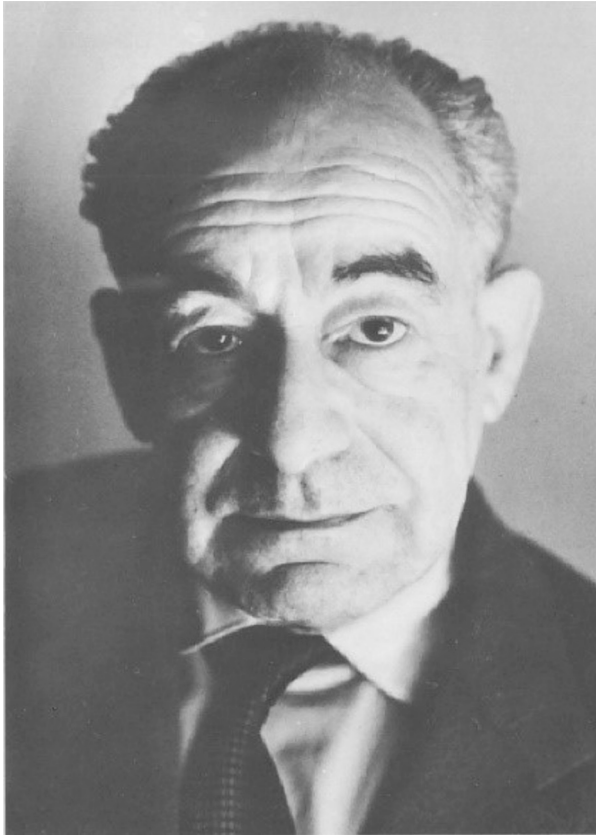
Hamburgs erster Politikwissenschaftler. Rainer Nicolaysen über Siegfried Landshut

Siegfried Landshut (1897-1968) war der erste Inhaber eines Lehrstuhls für die »Wissenschaft von der Politik« an der Universität Hamburg (1951-1965). Als er 1950/51 nach Hamburg kam, um Politikwissenschaft als Fach zu etablieren, war dies eine Rückkehr aus 17-jährigem, teils dramatischem Exil.

Als Siegfried Landshut im Februar 1950 zwei Gastvorträge im Hauptgebäude der Universität Hamburg hielt, kehrte er erstmals an den Ort zurück, von dem er knapp 17 Jahre zuvor als Jude vertrieben worden war.¹ Zum Sommersemester 1951 erhielt er dann den neu eingerichteten Lehrstuhl für die »Wissenschaft von der Politik«, einen der ersten seiner Art in der Bundesrepublik. An der Etablierung der Politikwissenschaft, die an den Universitäten mit Skepsis, wenn nicht gar mit offener Ablehnung aufgenommen wurde, hatte Landshut in den 1950er und 1960er Jahren erheblichen Anteil. Entgegen der damals verbreiteten Ansicht, es handele sich um eine neue, erst nach 1945 aus den USA importierte Wissenschaft, knüpfte Landshut an eigene politikwissenschaftliche Arbeiten aus der Weimarer Zeit an² und betonte, Politik sei eine der ältesten Disziplinen überhaupt: »[...] der Begriff Politik ist ja nicht von gestern. Er ist neben Physik, Metaphysik und Ethik einer der ältesten

-
- 1 Vgl. zum Lebensweg ausführlich mit allen Einzelnachweisen Rainer Nicolaysen 1997. *Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie*, Frankfurt a.M.; der größte Teil des Werkes findet sich in Siegfried Landshut 2004. *Politik. Grundbegriffe und Analysen. Eine Auswahl aus dem Gesamtwerk in zwei Bänden*, hg. von Rainer Nicolaysen, Berlin (im Folgenden: *Werkausgabe*).
 - 2 Vgl. Rainer Nicolaysen 2011. Zur Kontinuität politischen Denkens. Siegfried Landshuts Beitrag zur Etablierung westdeutscher Politikwissenschaft als Einlösung seines Programms aus Weimarer Zeit, in Alexander Gallus & Axel Schildt (Hg.). *Rückblickend in die Zukunft. Politische Öffentlichkeit und intellektuelle Positionen in Deutschland um 1950 und um 1930 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 48)*, Göttingen, 275-293.

Siegfried Landshut – Portrait (1950er Jahre)



UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

Begriffe zur Bezeichnung einer Wissenschaft, der Wissenschaft von der Polis, der politischen Gemeinschaft, der res publica.«³

Als Gründungs- und langjähriges Vorstandsmitglied der Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik (heute: Deutsche Vereinigung für Politikwissenschaft), zeitweise auch als deren Vorsitzender, setzte sich Landshut für die Anerkennung und Profilierung des Faches im In- und Ausland ein. An der Universität Hamburg baute er den Studiengang in den 1950er Jahren im Alleingang auf; Landshut selbst verfasste die Studien- und Prüfungsordnung und zog durch seine Lehre zunehmend Studierende im Haupt- wie auch im Nebenfach an.

3 Siegfried Landshut 1959. Politik, in ders. *Werkausgabe*, Bd. 1, 293–296, 293f.

Begonnen hatte die erste Politik-Vorlesung mit drei Teilnehmerinnen. Über ein Jahrzehnt lang war Landshut der einzige Lehrstuhlinhaber für Politikwissenschaft in Hamburg; erst 1962 wurde eine zweite Professur eingerichtet und mit Wilhelm Hennis besetzt.

Dass Siegfried Landshut bereit war, an die Hamburger Universität zurückzukehren, war alles andere als selbstverständlich. Was für alle jüdischen Familien in Deutschland galt, traf auch auf die Familie Landshut zu: Ihre Geschichte war geprägt von Vertreibung, Verfolgung und Ermordung. Nach einer Familienchronik von 1962 lebten zu diesem Zeitpunkt von 134 Familienangehörigen 35 in Israel, 47 in Europa und 52 in den USA oder anderen Ländern. Die Vertreibung durch die Nationalsozialisten hatte die Familie über die ganze Welt verstreut. Neun Familienmitglieder waren während der NS-Zeit umgebracht worden. Siegfried Landshuts ältere Schwester hatte Theresienstadt überlebt. Er selbst hatte vor allem in den ersten drei Jahren des Exils in Ägypten, zum Teil auch noch später, mit seiner Ehefrau und drei Kindern buchstäblich um die Existenz gekämpft. Zu einer möglichen Rückkehr nach Deutschland äußerte er sich nach 1945 zunächst skeptisch.

Nach seiner Remigration 1950/51 traf Landshut dann im Hamburger Alltag – auf dem Flur wie in der Bibliothek, in Fakultätssitzungen wie in Prüfungskommissionen – auf jene Kollegen, die seine Vertreibung 1933 befürwortet oder dieser zumindest beigewohnt hatten, auf Kollegen, die sich in der NS-Zeit in unterschiedlicher Weise mit dem Regime arrangiert oder dieses aktiv befördert hatten, nun aber in der Regel davon nichts mehr wissen wollten. Im System solcher Abwehrstrategien war ein jüdischer Remigrant ein Störfaktor, und in Landshuts Fall kamen Ressentiments gegenüber seinem Fach noch erschwerend hinzu – ein in vielfacher Hinsicht schwieriger Start für den ersten Politikwissenschaftler in Hamburg.

Siegfried Salomon Landshut, am 7. August 1897 als jüngstes dreier Kinder von Suzette Landshut und dem Architekten Samuel Landshut in Straßburg im Elsass geboren, stammte aus einer weitgehend assimilierten jüdischen Familie. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, in dessen Anfangstagen er sich knapp 17-jährig als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte, begann Landshut – ernüchtert und »geistig ausgehungert« im März 1919 aus dem Nahen Osten zurückgekehrt – zunächst mit dem juristischen, dann mit dem nationalökonomischen Studium. Er studierte bei Robert Liefmann in Freiburg i.Br., unterbrochen von einem Semester bei Franz Oppenheimer in Frankfurt a.M., und wurde 1921, nach fünf Semestern, mit einer Arbeit über den »Homo oeconomicus« zum Dr. rer. pol. promoviert. Im selben Jahr heiratete er seine Freiburger Kommilitonin Edith Rosalie Heß, einziges Kind einer in Hamburg ansässigen jüdischen Kaufmannsfamilie.

Nach der Promotion folgten von 1921 bis 1925 philosophische und sozialwissenschaftliche Studien bei Edmund Husserl und Martin Heidegger in Freiburg, bei Max Scheler in Köln, bei Alfred Weber und Karl Jaspers in Heidelberg, wiederum bei Heidegger – nun in Marburg –, schließlich erneut bei Alfred Weber in

Heidelberg. Gerade die »Phänomenologischen Übungen« Martin Heideggers wie auch dessen Aristoteles- und Descartes-Interpretationen hinterließen bei Landshut einen starken Eindruck, aber auch während seiner Studienzeit bei Heidegger widmete er sich eigenen Untersuchungen; insbesondere beschäftigte er sich intensiv mit dem Werk Max Webers. Habilitieren wollte sich Landshut bei dessen Bruder Alfred. Im Sommer 1924 beteiligte er sich an Alfred Webers staatssoziologischen Seminaren und arbeitete an eigenen »historischen Studien über den Bedeutungswandel der politischen Begriffe und der ihnen entsprechenden Sachzusammenhänge«. ⁴ Erstes publiziertes Ergebnis dieser Studien ist der 1925 erschienene Aufsatz *Über einige Grundbegriffe der Politik*, ⁵ nach Wilhelm Hennis »der eigentliche Neubeginn einer wissenschaftlichen Politik in Deutschland«. ⁶ Den Plan, sich bei Alfred Weber mit einer dezidiert politikwissenschaftlichen Arbeit zu habilitieren, musste Landshut allerdings aufgeben, erwies sich doch auch in der vergleichsweise liberalen Heidelberger Fakultät die zweite Habilitation eines jüdischen Kandidaten binnen kurzer Zeit als aussichtslos. Der vor Landshut auf der Warteliste stehende Aspirant war Karl Mannheim.

Auf Empfehlung Alfred Webers wechselte Landshut 1925 nach Hamburg, an Albrecht Mendelssohn Bartholdys Institut für Auswärtige Politik. Zwei Jahre später wurde er Assistent des Sozialökonomen und Sozialdemokraten Eduard Heimann an der 1919 gegründeten Hamburgischen Universität. Dort beantragte Landshut 1928 in einem programmatischen und hinsichtlich seiner akademischen Karriere auch mutigen Akt als erster deutscher Wissenschaftler im 20. Jahrhundert die Zulassung zur Habilitation für »das Fach der Politik«: ein Fach, das es zu jenem Zeitpunkt an keiner Universität in Deutschland gab. ⁷ Seine Habilitationsschrift *Untersuchungen über die ursprüngliche Fragestellung zur sozialen und politischen Problematik*, deren Annahme am Veto des Soziologen und »einzigen nationalsozialistischen Mitglieds der Fakultät« ⁸ Andreas Walther scheiterte und die im Jahre 1929 unter dem Verlagstitel *Kritik der Soziologie* erschien, ⁹ avancierte zu einem viel diskutierten sozialwissenschaftlichen Beitrag in der Endphase der Weimarer Republik. Michael

4 Siegfried Landshut in einem Lebenslauf 1928; zitiert nach Rainer Nicolaysen. *Siegfried Landshut*, 64.

5 Siegfried Landshut 1925. *Über einige Grundbegriffe der Politik*, in ders. *Werkausgabe*, Bd. 1, 327-386.

6 Wilhelm Hennis 1970. Zu Siegfried Landshuts wissenschaftlichem Werk, *Zeitschrift für Politik* 17, 1-14, 4.

7 Landshuts Zulassungsantrag findet sich faksimiliert abgedruckt in Rainer Nicolaysen 2000. *Polis und Moderne. Siegfried Landshut in heutiger Sicht. Mit ausgewählten Dokumenten zur Biographie (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 16)*, Berlin & Hamburg, 179.

8 Eduard Heimann in einem undatierten Brief an den Academic Assistance Council 1934, zitiert nach Rainer Nicolaysen. *Siegfried Landshut*, 101.

9 Siegfried Landshut 1929. *Kritik der Soziologie. Freiheit und Gleichheit als Ursprungsproblem der Soziologie*, München & Leipzig; wieder abgedruckt in ders. *Werkausgabe*, Bd. 1, 43-188.

Th. Greven urteilte 2004, das Buch müsse »als ein Gründungsdokument des politikwissenschaftlichen Neo-Aristotelismus gelesen und Landshut selbst zeitlebens als einer seiner tiefgründigsten Vertreter anerkannt werden«.¹⁰

Aufsehen erregte Landshut dann 1932 mit der von ihm – unter Mitwirkung von Jacob Peter Mayer – vorgelegten Ausgabe der Frühschriften von Karl Marx,¹¹ die dessen philosophischen Texte ins Zentrum des Werkes rückte. Die beiden blauen Bände der Kröner-Taschenausgabe schrieben Geschichte; Landshuts einbändige Ausgabe von 1953 ist noch heute in siebter Auflage erhältlich.¹² Insbesondere die Veröffentlichung der von ihm aufgespürten *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte aus dem Jahre 1844* bedeutete eine Zäsur für die westliche Marx-Forschung. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten aber brach die Marx-Rezeption abrupt ab; abgebrochen wurde 1933 auch Landshuts zweiter Versuch, sich an der Hamburgischen Universität zu habilitieren. Nachdem seine nun im Fach Nationalökonomie eingereichte zweite Habilitationsschrift *Historisch-systematische Analyse des Begriffs des Ökonomischen*¹³ schon angenommen worden war, teilte ihm die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät im Mai 1933 mit, dass »mit Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse« von der Weiterverfolgung seines Habilitationsverfahrens abzusehen sei.¹⁴ Kurz darauf verlor er als Jude auch seine Assistentenstelle.

Das siebzehn Jahre währende Exil in Ägypten (1933-1936), Palästina (1936-1945), wiederum Ägypten (1945-1948) und Großbritannien (1948-1950/51) wurde für das Ehepaar Landshut und seine 1922, 1925 und 1930 geborenen Kinder zeitweise zum Überlebenskampf. Zu wissenschaftlicher Tätigkeit kam Siegfried Landshut in diesen Jahren kaum. Von 1936 bis 1938 arbeitete er zwar als »Fellow« an der Hebräischen Universität in Jerusalem, wo er nach bemerkenswert kurzer Zeit Vorlesungen über Max Weber auf Hebräisch zu halten vermochte und engeren Kontakt etwa zu Martin Buber und Ernst Simon knüpfte. Aber nach Ablauf des von der Rockefeller Foundation finanzierten Stipendiums stand die Familie wiederum vor dem Nichts. Wie zuvor in Ägypten begann nun auch in Palästina ein Leben am Rande des Existenzminimums. Dennoch versuchte Landshut seine Forschungen fortzusetzen. Als Hauptwerk der Exilzeit konnte die zwischen 1936 und 1941 teils im Kibbuz entstandene Untersuchung *Die Gemeinschafts-Siedlung in Palästina* 1944 in he-

10 Michael Th. Greven 2004. Siegfried Landshut. Ein Gründungsvater des politikwissenschaftlichen Neo-Aristotelismus, *Neue Politische Literatur* 49, 216-219, 217.

11 Karl Marx 1932. *Der historische Materialismus. Die Frühschriften*, 2 Bde., hg. von Siegfried Landshut und Jacob Peter Mayer, unter Mitwirkung von Friedrich Salomon, Leipzig.

12 Karl Marx 1953. *Die Frühschriften*, hg. von Siegfried Landshut, Stuttgart, zuletzt 7. Aufl. 2004.

13 Siegfried Landshut 1933. *Historisch-systematische Analyse des Begriffs des Ökonomischen*, erstmals vollständig abgedruckt in ders. *Werkausgabe*, Bd. 1, 189-290.

14 Das Schreiben des Dekans Curt Eisfeld ist faksimiliert abgedruckt in Rainer Nicolaysen. *Polis und Moderne*, 180.

bräischer Sprache erscheinen.¹⁵ Die größte materielle Not war erst überstanden, als Landshut 1942 Leiter der deutschsprachigen Abteilung des Britischen Mittelmeersenders in Jerusalem wurde. Von 1945 bis 1948 zeichnete er dann für die Re-education von etwa 100.000 deutschen Kriegsgefangenen in Ägypten verantwortlich. Nach Beendigung dieser Aufgabe siedelte Landshut nach London über, wo er von der Anglo-Jewish Association einen befristeten Forschungsauftrag zum Thema »Jewish Communities in the Muslim Countries of the Middle East« erhalten hatte.

Trotz starker Zweifel kehrte Landshut schließlich im Alter von 53 Jahren nach Deutschland zurück, wo er nach Überwindung etlicher Schwierigkeiten den besagten Hamburger Politik-Lehrstuhl erhielt. In der ohnehin kleinen Gruppe der Remigrantinnen an der Hamburger Universität zählte er zu den wenigen, die hier noch langjährig als Ordinarius wirkten.¹⁶ Zusätzlich zu seiner Professur nahm Landshut von 1952 bis 1959 einen Lehrauftrag an der Akademie für Gemeinwirtschaft, der späteren Hochschule für Wirtschaft und Politik, wahr. Wissenschaftlich trat er in den 1950er Jahren insbesondere als Marx- und Tocqueville-Forscher hervor. An der Universität Hamburg lehrte er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1965, in beschränktem Umfang auch noch darüber hinaus. Am 8. Dezember 1968 starb Landshut im Alter von 71 Jahren in Hamburg.

Siegfried Landshut hinterließ ein weit verstreut erschienenes, zum Teil unter widrigsten Lebensumständen entstandenes Werk, das bis heute für die Politische Wissenschaft als grundlegend und anregend gelten kann, das aber, sperrig gegenüber jedem *mainstream*, schon zu Landshuts Lebzeiten nur begrenzt rezipiert wurde und nach seinem Tod zunächst weitgehend in Vergessenheit geriet. Bereits in seiner Akademischen Gedächtnisrede auf den früheren Hamburger Kollegen hat Wilhelm Hennis 1969 betont, er wisse kaum ein Werk eines deutschen Gelehrten zu nennen, dessen Wirksamkeit durch »die Ungunst der Zeit« so beeinträchtigt worden sei wie dasjenige Landshuts. Selbst engste Fachkolleginnen wüssten lediglich, dass Landshut der Herausgeber der Frühschriften von Karl Marx sei und eine ausgezeichnete Tocqueville-Auswahl betreut habe.¹⁷ Knapp dreißig Jahre später, aus dem Rückblick des Jahres 1998, hat Hennis Landshut dann als den wohl Unbekanntesten unter den »Gründervätern« seines Faches bezeichnet, zugleich aber als den »bedeutendste[n] Kopf« der ersten Generation der Politikwissenschaft nach 1945.¹⁸

15 Siegfried Landshut 1944. *Die Kwuza*, Jerusalem; die deutschsprachige Originalfassung erschien vollständig erstmals 2004 in ders. *Werkausgabe*, Bd. 2, 770-977.

16 Vgl. Rainer Nicolaysen 2008. Die Frage der Rückkehr. Zur Remigration Hamburger Hochschullehrer nach 1945, *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 94, 117-152.

17 Wilhelm Hennis. Zu Siegfried Landshut, 1f.

18 Wilhelm Hennis 1999. Politikwissenschaft als Disziplin. Zum Weg der politischen Wissenschaft nach 1945 – Wilhelm Hennis im Gespräch mit Gangolf Hübinger, *Neue Politische Literatur* 44, 365-379, 370.

Auch nach dem Erscheinen der Biographie 1997 und der zweibändigen Ausgabe seiner Schriften 2004 wurde Landshut bisweilen selbst in einschlägigen Zusammenhängen noch übergangen: Als sich Jürgen Habermas 2011 auf einer Tagung über »Jüdische Stimmen im Diskurs der sechziger Jahre« an die Bedeutung (r)emigrierter Philosophinnen und Sozialwissenschaftlerinnen für die politische Kultur der frühen Bundesrepublik erinnerte, nannte er alle zu erwartenden Namen – außer denjenigen Landshuts. Die *Neue Zürcher Zeitung*, die den Habermas-Vortrag unter dem Titel *Grossherzige Remigranten* abdruckte,¹⁹ ergänzte dann den Artikel – unbeabsichtigt – um den Vergessenen: Sie illustrierte den Text mit einem Foto vom Deutschen Soziologentag in Heidelberg 1964, das neben Max Horkheimer, Theodor W. Adorno und Jürgen Habermas auch den in der Bildunterschrift freilich ungenannten Siegfried Landshut zeigt. An diesem Kongress anlässlich des 100. Geburtstages von Max Weber nahm Landshut als ausgewiesener Kenner des Weberschen Werkes teil. Schon in seiner *Kritik der Soziologie* von 1929 räumt er der Auseinandersetzung mit Max Weber einen zentralen Platz ein – ein Buch, das Habermas selbst vor vielen Jahren als einen wichtigen sozialwissenschaftlichen Beitrag gewürdigt hat.²⁰ Wenn gerade Landshut in dem Artikel von 2011 so ungenannt wie unerkannt bleibt, ist dies weder vorsätzlich noch zufällig, sondern symptomatisch für eine schwierige Rezeption, die zumindest teilweise bis heute noch ihre Fortschreibung findet.

Dass es für Landshuts Werk nicht einfach war, sich im fachwissenschaftlichen Diskurs durchzusetzen, hängt vor allem mit zwei Gründen zusammen: zum einen mit dem Bruch, den das Exil für Landshuts wissenschaftliche Laufbahn bedeutete, in seinem Fall verstärkt noch dadurch, dass er nicht wie viele andere vertriebene Sozialwissenschaftlerinnen in die USA emigrierte, sondern im nahöstlichen Exil von wissenschaftlicher Arbeit und entsprechendem Austausch weitgehend abgeschnitten war, und zum anderen mit dem Werk selbst, das, orientiert am aristotelischen Politikverständnis, auch nach der Remigration in einer sich erst etablierenden westdeutschen Politikwissenschaft eher randständig blieb.

Konsequent wie kaum ein anderer Politikwissenschaftler im 20. Jahrhundert hat Siegfried Landshut die Politische Wissenschaft aus ihrer eigenen, mehr als zweitausendjährigen Tradition heraus wieder zu begründen versucht. Politik war für ihn nicht nur eine der ältesten Wissenschaften, sie war für ihn auch die im aristotelischen Sinne königliche Disziplin, diejenige, die die bestimmenden Fragen des menschlichen Miteinanderlebens zum Thema hat und die sich als *praktische Wissenschaft* an einem Zweck orientiert: am Gemeinwohl. Landshuts gesamtes Werk

19 Jürgen Habermas 2011. *Grossherzige Remigranten*. Über jüdische Philosophen in der frühen Bundesrepublik. Eine persönliche Erinnerung, *Neue Zürcher Zeitung* vom 2. Juli 2011, 21f.

20 Vgl. Jürgen Habermas 1992. *Soziologie in der Weimarer Republik*, in *Wissenschaftsgeschichte seit 1900. 75 Jahre Universität Frankfurt*, Frankfurt a.M., 29–53, 41–43.

zielt darauf, den Verlust eines solchen Politikverständnisses, das nichts mit Kampf um Macht oder bloßer Verwaltung und Sicherung des Lebens zu tun hat, durch rückwärts aufklärende Untersuchungen kenntlich zu machen und damit wieder stärker ins öffentliche Bewusstsein zu rücken.

Ansichts der hier angedeuteten Dimension von Landshuts Arbeiten, seiner wissenschaftsgeschichtlich bedeutsamen Rolle und seiner Lebensgeschichte als einer der wenigen jüdischen Remigranten in der Bundesrepublik erstaunt trotz der genannten Gründe eben doch, wie sehr Landshut nach seinem Tod in Vergessenheit geraten konnte, und es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass gerade derjenige Politikwissenschaftler, der in besonderem Maße Tradition und Wichtigkeit des Faches zu akzentuieren suchte, später selbst Opfer der von ihm kritisierten Geschichtsvergessenheit auch und gerade in der eigenen Wissenschaftsdisziplin geworden ist.

Rainer Nicolaysen ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg; seit 2010 leitet er dort die Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte. Als Biograph von Siegfried Landshut und Herausgeber seiner Schriften hat er Landshut in den wissenschaftlichen Diskurs zurückgeholt.

Zur soziologischen Aktualität Siegfried Landshuts. Wolfgang Knöbl über Landshuts zwei Habilitationsschriften

Siegfried Landshut verstand sich als Politikwissenschaftler, bevor es das Fach überhaupt gab. 1928 und 1933 scheiterten seine beiden Versuche, sich an der Hamburgischen Universität mit den Schriften *Untersuchungen über die ursprüngliche Fragestellung zur sozialen und politischen Problematik* und *Historisch-systematische Analyse des Begriffs des Ökonomischen* zu habilitieren.

Den Schriften Siegfried Landshuts *soziologische* Aktualität zusprechen zu wollen, dürfte nur wenigen sofort einleuchten. Nicht nur hat sich dieser von den Nationalsozialisten aus Hamburg vertriebene und dann nach dem Zweiten Weltkrieg an die Universität Hamburg zurückgekehrte Gelehrte immer zuallererst als Politikwissenschaftler verstanden. Kennerinnen der Geschichte der Sozialwissenschaften in der Weimarer Republik dürfte zudem im Gedächtnis geblieben sein, dass Landshut eben mit einer Schrift bekannt wurde, die den Titel »Kritik der Soziologie« trug, sodass man schon allein deshalb Zweifel bezüglich der Relevanz von Landshuts Schriften für die heutige Soziologie anmelden könnte. Genau dies aber soll im Folgenden behauptet werden, was freilich bedeutet, dass man sich das Oeuvre Landshuts genau anschauen muss, denn nicht alles, was Landshut veröffentlichte, hat – wie könnte es auch anders sein – die Zeit überdauert.

Womit man vielleicht heute am wenigsten in der Soziologie anzufangen weiß, das ist das neoaristotelische Politikverständnis von Landshut, wie es wirkungsvoll zum Tragen kam, als er – seit 1951 an der Hamburger Universität etabliert – mit dazu beitrug, dass die Politikwissenschaft als Disziplin in Westdeutschland institutionalisiert werden konnte. Landshut hatte bereits in einem frühen Aufsatz aus dem Jahre 1925, in *Über einige Grundbegriffe der Politik*, eine Position bezogen, an der er sein Leben lang festhalten sollte, nämlich dass sich das Politische nicht über »Macht« oder »Herrschaft« definiert, sondern über die Zielsetzung der Gesellschaft. Landshut greift hier zurück auf ein Politikverständnis, das von der griechischen Antike bis in die frühe Neuzeit gültig war und das davon ausging, dass sich das, was als (angemessenes) politisches Handeln zu definieren sei, nur über ein Verständnis einer guten, auf den Bürgertugenden basierenden Gemeinschaft erfassen lasse. Man kann diesem Versuch einer »Wiederentdeckung« oder »Wiedergewinnung« der Politik mit viel Sympathie gegenüberstehen – und als Kritikfolie für eine Auseinandersetzung mit moderneren Politikkonzeptionen ist er allemal nützlich und hilfreich. Doch gilt gleichzeitig auch, dass, *erstens*, Landshut selbst (wie übrigens die meisten Neo-Aristotelikerinnen) wenig dazu beigetragen hat, die sich wandelnden gesellschaftlichen Bedingungen zu untersuchen, vor deren Hintergrund dieses »alte« Politikverständnis seine Plausibilität und unmittelbare Evidenz verloren hat und damit zu fragen, ob in modernen Gesellschaften darauf überhaupt noch umstandslos zurückgegriffen werden kann. Udo Bermbach, von 1971 an selbst Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, hat zurecht darauf aufmerksam gemacht, dass Landshut schlicht daran scheitern musste, jene »Einheit der gesellschaftlichen Lebensführung« in modernen Gesellschaften genauer zu definieren,²¹ was er aber hätte tun müssen, um eben auch eine konkrete Vorstellung von Politik präsentieren zu können. *Zweitens* wird man, wenn man über die Wurzeln dieses neoaristotelischen Politikverständnisses genauer informiert sein will, heute eher auf Arbeiten von Wilhelm Hennis zurückgreifen, weil dieser 1963 (also ein Jahr, nachdem er Landshuts Kollege in Hamburg geworden war) mit *Politik und praktische Philosophie*²² eine mittlerweile klassische Untersuchung hierzu vorgelegt hat, die sehr viel konziser, als dies bei Landshut der Fall ist, den historischen Wandel der Semantik des Politischen nachzeichnet, selbst wenn man natürlich – worauf Jürgen Habermas aufmerksam macht – nicht übersehen kann, dass Landshut seine Argumente anders als Hennis auch aus den Frühschriften von Marx bezog.²³

21 Udo Bermbach 2000. Einige Fragen zu Landshuts Politikverständnis, in Rainer Nicolaysen (Hg.). *Polis und Moderne. Siegfried Landshut in heutiger Sicht*, Berlin & Hamburg, 165–173, 172.

22 Wilhelm Hennis 1963. *Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft*, Neuwied am Rhein.

23 Vgl. den Beitrag von Jürgen Habermas in diesem Band, S. 41.

Nicht die im engeren Sinne *politische Theorie* Landshuts wird und soll also die heutige Soziologie rezipieren. Was an Landshut aus soziologischer Sicht vielleicht aktueller ist als je zuvor, das sind seine beiden Habilitationsschriften, mit denen er in seinen Hamburger Jahren vor 1933 universitär scheiterte: Die erste Habilitationsschrift, aus der dann sein schon genanntes Buch *Kritik der Soziologie* hervorgehen sollte, wurde aufgrund des massiven Widerstandes des späteren nationalsozialistischen Soziologen Andreas Walther 1928 zurückgezogen; Landshuts zweite Habilitationsschrift, *Historisch-systematische Analyse des Begriffs des Ökonomischen*, wurde erst postum veröffentlicht, auch deshalb, weil das gesamte Habilitationsverfahren aufgrund der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 nicht mehr zum formellen Abschluss gebracht werden konnte und die Schrift damit gewissermaßen sinnlos geworden war. Warum nun sind gerade diese beiden frühen Hamburger Arbeiten soziologisch so interessant?

Worauf schon des Öfteren hingewiesen worden ist, war der Buchtitel *Kritik der Soziologie* von Landshut nicht selbst gewählt worden,²⁴ auch wenn das Buch vielleicht, als es 1929 erschien, gerade deshalb so besonders aufmerksam rezipiert wurde. In Wahrheit ging es aber Landshut natürlich nicht um eine Kritik dieses Faches: Weder hegte er – wie noch etwa Wilhelm Dilthey – gegenüber dieser Disziplin einen ausgesprochenen Positivismusverdacht, noch wollte er – wie etwa Georg von Below – mit allen Mitteln die Etablierung der Soziologie als Einzelwissenschaft verhindern.²⁵ Was ihn vielmehr in jener *Kritik der Soziologie* umtrieb, war eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Wissenschaftsverständnis der Sozialwissenschaften, wie er es eben auch in den Schriften von Max Weber oder von Ferdinand Tönnies vorfand und das er kritisch reflektierte. Drei Aspekte waren ihm dabei besonders wichtig, Aspekte, die auch heute noch absolut zentral sind oder zumindest zentral sein sollten für ein angemessenes Selbstverständnis der Sozialwissenschaften:

1) Landshut kritisierte die Orientierungslosigkeit der Soziologie hinsichtlich ihrer ureigenen Fragestellung, wobei er nicht zuletzt auf ein Selbstmissverständnis Max Webers aufmerksam machte, der zumindest in seinen wissenschaftstheoretischen Schriften einem rein subjektivistischen Wissenschaftsverständnis huldigte und über seine neukantianisch inspirierte Rede von der unendlichen Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit vergaß, systematisch nach der geschichtlichen Problematik der Soziologie zu fragen. Weber – so Landshut – war also allzu schnell bereit, den historischen Sachcharakter der Soziologie als neuer Disziplin zu ignorie-

24 Der Titel war vom Verlag vorgeschlagen worden.

25 Vgl. etwa Erhard Stölting 1986. *Akademische Soziologie in der Weimarer Republik*, Berlin, 94ff.

ren.²⁶ Anders formuliert: Die Frage nach dem geschichtlichen Ort soziologischen Fragens sei von Weber und den anderen Gründungsvätern der Disziplin (nicht jedoch von Marx) ausgeblendet worden. Landshut stieß hier auf eine Frage, wie sie ein Jahrzehnt später in der US-amerikanischen Soziologie formuliert worden ist, eine gegen die Überspezialisierung der Disziplin gerichtete Frage, die eben auch heute noch aktuell ist: »Knowledge for What?«²⁷ Aber allein dabei beließ es Landshut nicht. Ebenso wie eine stärkere Orientierung an praktischen Fragen hat Landshut von Sozialwissenschaftlerinnen eingefordert, dass sie den geschichtlichen Standort, an dem wissenschaftliche Probleme formuliert werden, reflektieren müssten. Heute – und belehrt von postkolonialen Debatten – würde man vermutlich sagen, nicht nur den geschichtlichen, sondern auch den geographischen oder kulturellen Standort gilt es zu beleuchten, weil man ansonsten Gefahr läuft, Fragestellungen zu verfolgen und Antworten zu geben, die entweder höchst irrelevant oder höchst partikular sind. Landshut war also wie wenige andere in der damaligen Zeit bereit, die Selbstreflexion der Sozialwissenschaften im Hinblick auf ihr Tun voranzutreiben.

2) Landshut wendete sich auch scharf gegen die in der Soziologie, etwa bei Ferdinand Tönnies, zu findenden scharfen begrifflichen Dichotomisierungen, die dieser Disziplin dann unter der Hand oft dazu dienen, Entwicklungsverläufe zu formulieren nach dem Motto: von der Gemeinschaft zur Gesellschaft. Er ruft stattdessen dazu auf, all diese Dichotomien zu historisieren (64f.), sind diese doch in einem bestimmten historischen Kontext entstanden, was es dann nicht erlaube, sie gewissermaßen als zeitlose Grundbegriffe zu behandeln. Vor dieser Gefahr sei gerade eine nominalistische Begriffsbildung, wie sie etwa in aller Schärfe und Prägnanz von Max Weber vorangetrieben wurde, nicht gefeit (78ff.), weil aufgrund der genannten Konstruktionsweise der Begrifflichkeit allzu schnell vergessen werde, wie es zur je besonderen Ausprägung des Begriffes überhaupt kam, welche Kontexte hier eine Rolle spielten, sodass aus Idealtypen nur allzu schnell Realtypen würden, die als zeitlose Instrumente fungieren. Man dürfte nicht fehlgehen in der Annahme, dass heutige Prozessbegriffe, wie sie in der Soziologie beheimatet sind und die auf eben solchen begrifflichen Dichotomisierungen aufsitzen (sakral – säkular: Säkularisierung; traditional – modern: Modernisierung etc.) gerade deshalb immer problematischer werden, weil die von Landshut eingeforderte historisierende begriffliche Reflexion nie ernsthaft stattgefunden hat.

26 Siegfried Landshut 2004 (1963). Kritik der Soziologie – Freiheit und Gleichheit als Ursprungsproblem der Soziologie, in Rainer Nicolaysen (Hg.). *Siegfried Landshut. Politik. Grundbegriffe und Analysen. Band I*, Berlin, 43-188, 52ff.; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

27 Robert S. Lynd 1964 (1939). *Knowledge for What? The Place of Social Science in American Culture*, New York.

3) Landshut machte in seiner *Kritik der Soziologie* auch deutlich, dass sich Disziplinen nicht über Methoden definieren. Disziplinen erwachsen aus einer – das lernte Landshut von Marx (120) – praktischen Fragestellung, die räumlich und zeitlich kontextualisiert ist. Nicht ein methodisch spezifisches und sauberes Vorgehen charakterisiert in erster Linie eine (gute) soziologische Arbeit, sondern eine interessante Fragestellung, mithin eine, die laut Landshut notwendig darin bestand, soziale und politische Phänomene vor dem Hintergrund der zentralen Dialektik von Freiheit und Gleichheit zu untersuchen (185). Obsolet dürfte die damals von Landshut ausgemachte Zentralfrage der Gesellschaftswissenschaften heute nicht sein, ob sie genau so noch gestellt werden kann und muss, darüber lässt sich wohl trefflich streiten. Aber Landshuts Soziologiekritik kann auch heute noch dazu dienen, den gängigen Methoden- und Theoriefetischismus in der Disziplin zu hinterfragen, der darauf hindeutet, dass man nicht mehr an den das Fach bewegenden Sachfragen interessiert und daran orientiert ist, sondern am bürokratischen und reflexionslosen Abarbeiten von irgendwelchen einmal gefundenen oder vorgegebenen Problemen, wie wichtig oder unwichtig diese auch immer sein mögen.

Aus Landshuts zweiter Habilitationsschrift *Historisch-systematische Analyse des Begriffs des Ökonomischen* lässt sich schließlich noch ein weiterer systematischer Punkt gewinnen, der die zuletzt genannten drei Aspekte ergänzt. Auch wenn diese Schrift heute schwerlich als ein Gründungstext etwa der Wirtschaftssoziologie wird gelten können, ist sie nichtsdestotrotz gerade deshalb so interessant, weil Landshut aufgrund seiner historisierenden Vorgehensweise bestimmte differenzierungstheoretische Grundannahmen der Soziologie, konkret jene These von der Ausdifferenzierung der Wirtschaft, fundamental problematisiert. Landshut sieht sehr wohl, dass sich ökonomische Verflechtungen in modernen Gesellschaften nicht mehr so einfach handlungstheoretisch einholen lassen: Den Markt geisteswissenschaftlich analysieren zu wollen, hält er für ein aussichtsloses Unterfangen, zu opak sind die Marktstrukturen und -kräfte geworden, die sich hinter dem Rücken der Akteure herausgebildet haben. Dies aber heißt für ihn eben nicht – und das macht erneut Landshuts Aktualität aus –, dass es eine allgemeine, zeitlose Wissenschaft von der Wirtschaft geben könne.²⁸ Der Markt ist immer schon historisch konstituiert, befindet sich damit immer auch schon im Wandel, womit er der These vom Vorherrschen zeitloser Gesetze in der Ökonomie vehement widerspricht. Auch wenn Landshuts Position mit Blick auf die Ökonomie nicht immer konsistent ist,²⁹ so schärfen seine Reflexionen (im Übrigen auch die theoretischen Probleme, auf die er stößt und die er nicht lösen kann) bei den

28 Siegfried Landshut 2004 (1933). *Historisch-systematische Analyse des Begriffs des Ökonomischen*, in Rainer Nicolaysen. *Siegfried Landshut. Politik*, 189–290, 284f.

29 Birger Priddat 2000. *Der Begriff des Ökonomischen bei Siegfried Landshut*, in Rainer Nicolaysen. *Polis und Moderne*, 147–163.

heutigen Leserinnen das Bewusstsein dafür, dass Soziologie nicht anders als im Modus einer historischen Wissenschaft betrieben werden kann und soll.³⁰

Wolfgang Knöbl ist seit 2015 Direktor des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS) und seit 2017 Professor für Politische Soziologie und Gewaltforschung an der Leuphana Universität Lüneburg. Seine jüngste Monographie, gemeinsam mit Thomas Hoebel, ist *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*.

Eine persönliche Bemerkung zur Rezeption der Schriften von Siegfried Landshut. Jürgen Habermas über Landshuts Begriff des Politischen

Mit seiner Ausgabe von Marx' Frühschriften hatte Siegfried Landshut seit 1932 die Herausbildung eines ›westlichen Marxismus‹ beeinflusst. Die philosophischen Vorentscheidungen seines frühen Hauptwerks, der *Kritik der Soziologie*, hat Landshut auch in der Neugründung der Politikwissenschaft in der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg beibehalten.

Die Lektüre der sehr detaillierten und sorgfältigen Biographie von Rainer Nicolaysen über Siegfried Landshut,³¹ zwei Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen, weckt nicht nur den Schmerz über ein weiteres, besonders bedrückendes Emigranten-schicksal, sondern auch ein ambivalentes Erstaunen über den blinden Fleck meiner selektiven Wahrnehmung eines solchen Autors. Ich muss nämlich gestehen, dass ich seit der Zeit meines Studiums mit dessen Namen vertraut bin, aber mit dem Namen keine klare Vorstellung über eine auch noch in der Nachkriegszeit *in persona* vertretene theoretische Position verbunden habe.

Ich hatte mir schon als Schüler aus der örtlichen kommunistischen Buchhandlung die kleinen, von Ostberlin verbreiteten Schriften von Marx und Engels besorgt, weil ich mich für den Marxismus im Zusammenhang mit den Geschichtsphilosophien von Kant und Herder interessierte. Ich war also vorbereitet, als mir die 1953 bei Kröner erscheinenden, von Landshut herausgegebenen und eingeleiteten Frühschriften von Marx in die Hände fielen. In der Einleitung erfuhr man allerdings nichts von der ursprünglich 1932 zusammen mit J.P. Meyer besorgten Ausga-

30 Nicht zuletzt deshalb hat sich das Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) dazu entschlossen, den Siegfried Landshut Preis ins Leben zu rufen, der im Jahr 2018 dem britisch-amerikanischen Soziologen Michael Mann verliehen wurde und der 2019 an den US-Amerikaner George Steinmetz ging. Die damit verbundenen Landshut Lectures rufen dabei Problematiken auf, an denen Landshut zeitlebens gearbeitet hat, vgl. die Website des HIS, verfügbar unter [https://www.his-online.de/das-institut/siegfried-landshut-preis/\(20.Juli.2020\)](https://www.his-online.de/das-institut/siegfried-landshut-preis/(20.Juli.2020)).

31 Rainer Nicolaysen 1997. *Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik*, Frankfurt a.M.

be oder überhaupt von der verwickelten Publikationsgeschichte dieser Manuskripte. Die Ahnungslosigkeit der Leserinnen ist wahrscheinlich der Wirkungsgeschichte, die diese Edition in der frühen Bundesrepublik haben sollte, sogar entgegengeskommen. Ich war ja bei weitem nicht der Einzige mit einem philosophischen und im weiteren Sinne geisteswissenschaftlichen Studienhintergrund, der damals vom jungen Marx fasziniert war. Wie ich später erfuhr, hatten meine Generationsgenossen Heinrich Popitz und Ralf Dahrendorf aus einem ähnlichen Interesse schon ihre Doktorarbeiten über Marx geschrieben. Die Lesart, in der Landshut seinen Marx präsentierte, erschien mir, vielleicht abgesehen von der verzerrenden Akzentuierung des frühen gegen den späteren Marx,³² als ziemlich unauffällig. Sie passte zu meinem Vorverständnis, sodass ich das Spezifische daran nicht bemerkt habe. Marx im Lichte seiner Auseinandersetzung mit Hegel und dem Erbe des deutschen Idealismus zu lesen, war für den westlichen Marxismus im Allgemeinen konstitutiv; der hatte damals nicht nur in den Arbeiten des Frankfurter Instituts für Sozialforschung Spuren hinterlassen, sondern wurde auch in Frankreich von bedeutenden Autoren wie Kojève, Lefebvre und Goldmann vertreten. Und die Verbindung von Marx mit Max Weber, die Landshut betonte, hatte schon Lukács in *Geschichte und Klassenbewusstsein* hergestellt. Aber zweifellos hat die leichte Zugänglichkeit, die die Landshutsche Ausgabe diesen Texten verschaffte, die breite Resonanz einer bestimmten Lesart von Marx und Engels gefördert. Denn diese stützte eine gut begründete Alternative zu der inzwischen verfestigten Dogmatik des Sowjetmarxismus – ohne diese Texte wäre der Erfolg der bis in die Schulcurricula hinein wirkenden Schriften von Iring Fetscher kaum möglich gewesen. Fetscher und andere haben in den 1950er und frühen 1960er Jahren dem Diamat dadurch die Grundlage entziehen können, dass sie die Unterschiede zwischen den genuinen, dem vorwiegend historisch denkenden Marx zugeschriebenen Motiven einerseits und der Metaphysik der Engelsschen Naturdialektik andererseits herausarbeiteten. Dieses Thema hat beispielweise auch die Marxismusstudien der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg beschäftigt, an deren Diskussionen sowohl Landshut wie Fetscher teilgenommen haben.

In der Weimarer Republik hatte Siegfried Landshut mit der *Kritik der Soziologie* seine wissenschaftliche Reputation begründet. Als diese Studie 1969 unverändert in der 1929 publizierten Fassung wieder aufgelegt wurde, war der Autor soeben gestorben.³³ Aber kein Vorwort und keine Einleitung erinnerten an die tragische Geschichte seiner 1928 an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Hamburgischen Universität gescheiterten Habilitation, die mit diesem Buch

32 Siegfried Landshut 1953. Einleitung, in ders. (Hg.). *Karl Marx: Die Frühschriften*, Stuttgart, X: »Die Entwicklung und innere Reife der entscheidenden Grundgedanken von Marx konzentriert sich in die zehn Jahre zwischen 1837 und 1847«.

33 Siegfried Landshut 1969. *Kritik der Soziologie und andere Schriften zur Politik*, Neuwied.

seinerzeit verbunden gewesen war. Ebenso wenig erfuhr man über die aufschlussreiche Tatsache, dass der damals 31-jährige Landshut mit dieser Schrift eine *venia* für »das Fach Politik« erwerben wollte – für ein Fach, das es im deutschen Universitätssystem gar nicht gab. Wenn Landshut eine Pionierleistung vorzuweisen hat, dann bezieht sie sich auf diesen extraordinären Umstand. Er hat nicht nur nach dem Zweiten Weltkrieg als einer der ersten in der Bundesrepublik einen der neugeschaffenen Lehrstühle für Politikwissenschaft eingenommen; er hatte lange vor den volkspädagogischen Aufräumarbeiten, die die überwiegend aus der Emigration zurückgekehrten Inhaberinnen dieser neu errichteten Lehrstühle nach der politischen Katastrophe der NS-Herrschaft bewältigen sollten, für eine in der deutschen Wissenschaftstradition unbekannte Disziplin eine neue Konzeption entwickelt, und zwar ganz aus der philosophischen Gegenwartsanalyse der Weimarer Republik. Diese letztlich philosophisch motivierte Vorstellung von »Politik« wurde erst mit der Wiederveröffentlichung der *Kritik der Soziologie*, also zwei Jahrzehnte nach der Einführung der Politikwissenschaft an den Universitäten der Bundesrepublik, allgemein zugänglich. Aber zu dieser Zeit hat der Ort der Publikation, nämlich die von Wilhelm Hennis und Hans Maier herausgegebene Reihe *Politica*, die Aufnahme der Landshutschen Idee einer »Wissenschaft von der Politik« in gewisser Weise präjudiziert: Er musste ein restaurativ verengtes Verständnis dieser interessanten Idee nahelegen. Denn Wilhelm Hennis hatte in derselben Reihe schon einige Jahre zuvor seine brillante Habilitationsschrift mit einer ähnlichen Intention vorgelegt und sich dabei häufig auf Publikationen von Siegfried Landshut u.a. auch auf dessen *Kritik der Soziologie* bezogen.³⁴ Hennis traf sich mit Landshut nicht nur in der Absicht einer »Rekonstruktion der politischen Wissenschaft«, sondern auch im philosophischen Bezugspunkt dieser Rekonstruktion, dem Rückgang auf den historischen Ursprung der politischen Wissenschaft in der *Politik* des Aristoteles. Aber während Hennis – und in gewisser Weise auch die Schule von Arnold Bergstraesser, aus der der andere Herausgeber stammte – im engeren Rahmen der neugeschaffenen Disziplin eine über Otto Brunner zurückreichende aristotelische Tradition des deutschen Denkens erneuern wollte, hatte die auf den ersten Blick ähnliche Intention von Landshut, der sein Philosophiestudium bei Husserl und Heidegger begonnen hatte, noch ganz andere Wurzeln. Dieser Unterschied zeigt sich schon daran, dass Landshut – bei aller antikommunistischen Frontstellung – zeitlebens an dem epochalen gesellschaftskritischen Grundgedanken von Marx festgehalten hat.

Obwohl ich für das Fach Politikwissenschaft habilitiert worden bin, habe ich es in der akademischen Lehre nicht vertreten. Deshalb war ich mit der internen Geschichte dieser Profession nicht hinreichend vertraut, als ich 1989 im Rahmen

34 Wilhelm Hennis 1963. *Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft*, Neuwied.

einer Vorlesungsreihe der Frankfurter Universität über die Soziologie der Weimarer Republik einen Vortrag halten sollte. Erst in diesem Zusammenhang sind mir die Ursprünge von Siegfried Landshut begegnet.³⁵ Aber mein Thema war eben die Soziologie; daher bin ich nur kurz auf die Reflexionen eingegangen, die den jungen Landshut als eine wichtige Stimme in der Diskussion über das Verhältnis von Marx und Max Weber ausgezeichnet hatten. Er schien zum Konzert jener Stimmen von Karl Mannheim, Hans Freyer und Karl Löwith zu gehören, die noch um das Selbstverständnis der Soziologie als eines neuen Faches kreisten. Aber schon damals hatte Landshut, wie ich nun erst sehe, jene ganz andere Fragestellung verfolgt: Wie angesichts der zugleich vereinzelnden und anonymisierenden Kräfte der modernen Wirtschaftsgesellschaft, die am sozialen Band des Zusammenlebens zerren, der Begriff »des Politischen« wieder gewonnen werden kann. Die *Kritik der Soziologie* richtete sich gar nicht gegen die Soziologie als solche – eine damals noch neue Disziplin, die in Deutschland, mit Verspätung gegenüber Frankreich und den USA, eine professionelle Identität erst ausbildete; Landshut kritisierte daran nur das falsche Bewusstsein der Soziologinnen, die aus seiner Sicht die Tatsache verdrängten, dass ihr Fach selber Ausdruck einer tiefgreifenden, von der historischen Entwicklung selbst ausgelösten Krise ist, und die daher den eigentlichen Grund für den Zerfall der politisch – und eben nicht allein sozial – integrierenden Bindungskräfte nicht wahrnahmen.

Der junge Landshut hat wohl noch jene Vorbehalte der historischen Schule gegen die verallgemeinernden, methodisch eher auf Handlungsmuster statt auf die handelnden Individuen selbst gerichteten Verfahren der Sozialwissenschaften geteilt, die seinerzeit zum Beispiel in der Kontroverse zwischen Ernst Robert Curtius und Karl Mannheim zur Sprache kamen. Jedenfalls betont er die Abstraktion, die die Soziologie von den besonderen historischen Entstehungsbedingungen ihres eigenen Objektbereichs vornimmt, obgleich sich »die Gesellschaft« in der frühen Moderne erst im Zuge der funktionalen Ausdifferenzierung des marktgesteuerten Wirtschaftssystems aus der im Ganzen politisch strukturierten, auf »Land und Herrschaft« basierten Gesellschaftsformation herausbildet. Im nächsten Schritt interpretiert Landshut diese »Trennung von Staat und Gesellschaft« im kritischen Sinne von Feuerbach als »Selbstentfremdung«. Dies ist das Motiv, das ihn mit dem frühen Marx verbindet. Die systemische Verselbstständigung des kapitalistischen Wirtschaftskreislaufes, die Marx allerdings auf die politisch verschleierte soziale Machtausübung einer sozialen Klasse zurückgeführt hatte, subsumiert auch aus Landshuts Sicht die gleichzeitig vereinzelter Individuen einer fremden Macht. Aber anders als Marx begreift er die politische Überwindung dieser kritischen Trennung von Staat und Gesellschaft nicht als dialektische »Aufhebung«

35 Jürgen Habermas 1991. Soziologie in der Weimarer Republik, in ders. *Texte und Kontexte*, Berlin, 184–204, 195f.

des Staats in der emanzipierten Gesellschaft, sondern als die Wiedergewinnung »des« Politischen, das im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung zu einem bloßen »Sachgebiet« (wie Carl Schmitt sich ausdrückte) herabgesetzt worden war. Jene Tendenzen, die Landshut noch aufregten, wird Luhmann später als die selbst-reflexive Schließung eines funktionalen Teilsystems beschreiben, in dem sich die politischen Eliten ihre eigene Legitimation besorgen. Um diese »Disjunktion von Mensch und Welt« zu überwinden, soll die fragmentierte Bevölkerung dadurch die Gestalt einer politischen Gemeinschaft wiedergewinnen, dass sie sich in der konkreten Idee einer vorbildlichen Lebensform selbst anschauen und wiederfinden kann.

In Landshut lässt sich heute der weit vorauslaufende Pionier jener, vom späten Heidegger angeregten Spekulationen über »das Politische« erkennen. Diese Heideggerianerinnen betrachten alles, was empirisch als »die Politik« und »die Politiken« untersucht werden kann, bloß als abgeleitete Phänomene und wollen im Anschluss an Derrida oder Lyotard das unbestimmte Wesen »des« Politischen einkreisen, das sich einer krisengeschüttelten Gegenwart noch entzieht.³⁶ Allerdings hat Landshut diese Idee stets auf die handfestere Gestalt der aristotelischen »Politik« zurückführen wollen, das heißt auf eine unter modernen Lebensbedingungen erneuerte Idee der *polis*. Und für deren Explikation soll – ganz im platonischen Sinne – eine politische Wissenschaft zuständig sein, die das Politische nicht »im adjektivischen Sinne« begreift. Landshut war überzeugt, dass die Politik als Wissenschaft nur *eine* wesentliche Aufgabe hat, nämlich zu klären, »was es mit dem Politischen auf sich hat«.³⁷

Jürgen Habermas ist emeritierter Professor für Philosophie an der Universität Frankfurt. Im November 2019 erschien sein neues Buch *Auch eine Geschichte der Philosophie*. Zu seinen Arbeiten gehören Rekonstruktionen des philosophischen und

36 Thomas Bedorf & Kurt Röttgers (Hg.) 2010. *Das Politische und die Politik*, Berlin; Oliver Marchart 2010. *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*, Berlin.

37 Als er sich dazu 1956 auf einer Tagung der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft erklären musste, hat er freilich eine verblüffend antikisierende, das Vernunftrecht beiseite schiebende Antwort gegeben (die auch eine gewisse Isolierung innerhalb des Faches erklären mag); Siegfried Landshut 1969. Empirische Forschung und die Grundlagenforschung in der Politischen Wissenschaft, in ders. *Kritik der Soziologie*, 307-323, 321: »Allein da kann sinnvollerweise von Gerechtigkeit die Rede sein, wo sich an einem für die Allgemeinheit verbindlichen Vorbild der Lebensführung erlassen lässt, was dem einzelnen und welcher Platz dem einzelnen im Gemeinwesen ihm zukommt: Was suum cuique ist. Wo die indifferente Gleichheit eines jeden und jedem das leitende Vorbild ist, hört der Begriff des suum cuique auf, eine konkrete und positive Bedeutung zu haben und erhält den negativen Sinn einer Eliminierung aller Unterscheidung für die Existenz einer Gemeinschaft, er bedeutet die Negation eines konkreten Gemeinsamen, d.h. die Negation der politischen Gemeinschaft selbst.«

politischen Denkens deutsch-jüdischer Emigrantinnen, etwa in den *Philosophisch-Politischen Profilen*, oder in »Jüdische Philosophen und Soziologen als Rückkehrer in der frühen Bundesrepublik. Eine Erinnerung« in *Im Sog der Technokratie* (2013).

Fundstück: Wilhelm Hennis – Portrait

Eine Geschichte der Politikwissenschaft in Nachkriegsdeutschland zu schreiben, ohne Wilhelm Hennis zu erwähnen, scheint unmöglich. An den zahlreichen Forschungsbeiträgen, öffentlichen Interventionen und politischen Aktivitäten des Wissenschaftlers ist kein Vorbeikommen. Eine der zahlreichen Stationen auf seinem Werdegang war dabei die Universität Hamburg. Nach Siegfried Landshut war Wilhelm Hennis (1923-2012) von 1962 bis 1967 der zweite Inhaber eines Lehrstuhls für die »Wissenschaft von der Politik« am Institut.

Wie Jürgen Habermas in seinem Beitrag zu diesem Band betont, trafen sich Siegfried Landshut und Wilhelm Hennis in der Absicht, die Politische Wissenschaft im bundesrepublikanischen Nachkriegsdeutschland zu etablieren. Beide, so Habermas, teilten einen historischen Bezugspunkt, die aristotelische *Politik*, welche als ideengeschichtliche Quelle zur »Rekonstruktion der politischen Wissenschaft«, so der Untertitel von Hennis' Habilitationsschrift, diene. Allerdings, so sei festzustellen, kamen beide auf unterschiedlichen philosophischen Wegen zu dieser legitimatorischen Grundlegung. Während Landshut die politische Gemeinschaft als philosophische Folie zur systematischen Kritik an modernen Differenzierungs-, damit Entpolitisierungs- und – mit Marx – (Selbst-)Entfremdungstendenzen diene, wollte Hennis, so Habermas, »im engeren Rahmen der neugeschaffenen Disziplin eine [...] aristotelische Tradition des deutschen Denkens erneuern«.³⁸

Entscheidend war für Hennis vor allem das aristotelische Verständnis der *Politik* als eine auf Handeln ausgerichtete Wissenschaft. Diesen in den neuzeitlichen, empiristisch geprägten Wissenschaften überwiegend vergessenen Aspekt galt es nach Hennis beim Aufbau der Politischen Wissenschaft in Deutschland zu retten bzw. zu rekonstruieren. Die Wissenschaft von der Politik als praktische Wissenschaft also, eine, die Werturteile fällt, eingreift und nach dem normativ Guten, dem Sollen fragt. Landshut und Hennis vereinte also durchaus ein gemeinsames Anliegen, ein gemeinsamer historisch-philosophischer Fixpunkt. Ihr Hintergrund hätte jedoch unterschiedlicher nicht sein können. Auch biographisch stellte Wilhelm Hennis' Werdegang das Gegenprogramm zum von Vertreibung und Exil geprägten Leben Landshuts dar.

1923 geboren, wanderte Hennis im Alter von zehn Jahren mit seiner Familie nach Venezuela aus, kehrte jedoch schon 1937 nach Deutschland zurück, um

38 Vgl. den Beitrag von Jürgen Habermas in diesem Band, S. 41.

Wilhelm Hennis – Portrait (1960er Jahre)

UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

dort sein Abitur an einem Dresdner Internat abzuschließen. 1942 wurde er in die deutsche Marine eingezogen und diente dort bis zu seiner Entlassung im August 1945. Nur einige Monate nach Kriegsende begann Hennis dann ein Studium der Rechtswissenschaft in Göttingen. Nach sechs Jahren Studium und erfolgreichem Staatsexamen promovierte er über *Das Problem der Souveränität* bei Rudolf Smend. Schon während seiner Zeit in Göttingen hatte er sich politisch betätigt, war u.a. im SDS aktiv gewesen. Folgerichtig erschien so 1951 der Schritt, in die Hauptstadt Bonn überzusiedeln und dort als wissenschaftlicher Mitarbeiter der SPD-Bundestagsfraktion zu arbeiten. Durchaus erfolg- und einflussreich assistierte er dem Rechtsexperten der Fraktion, Adolf Arndt, wirkte an präzedenzsetzenden Fällen mit, und doch zog es ihn bald wieder in das akademische Arbeitsfeld zurück.

Bereits 1952 hatte er auf Einladung von Henry Kissinger einen Sommer in Harvard verbracht und Bekanntschaft mit Otto Kirchheimer, Leo Strauss und weiteren Exil-intellektuellen gemacht. 1953 folgte dann der endgültige Schritt zurück in die Wissenschaft – Hennis wurde Assistent von Carlo Schmid am Institut für Politische Wissenschaft in Frankfurt.

In Frankfurt verbrachte er auch den Rest der 1950er Jahre, habilitierte sich 1960 mit einer in der jungen, orientierungssuchenden Politischen Wissenschaft durchaus umstrittenen Schrift, die drei Jahre später unter dem Titel *Politik und Praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der politischen Wissenschaft* erschien, und erhielt schließlich – nach einer kurzen Zeit an der Pädagogischen Hochschule Hannover – einen Ruf aus dem Norden: 1962 wurde Hennis der zweite Lehrstuhlinhaber für die »Wissenschaft von der Politik« an der Universität Hamburg.³⁹

Zwar verließ Hennis das Institut bereits nach fünf Jahren wieder, ging 1967 als Nachfolger Arnold Bergstraessers nach Freiburg, wo er bis zu seiner Emeritierung 1988 einen Lehrstuhl für Politische Theorie inne hatte, und doch waren seine »Hamburger Jahre« eine produktive Schaffensphase seines Lebens, ein Brennglas für seine philosophische und politische Arbeit.

Hennis blieb Zeit seines Lebens und parallel zu seiner einflussreichen akademischen Arbeit politisch aktiv, war eine öffentliche Figur. Immer wieder intervenierte er mit Zeitungsbeiträgen und Kommentaren zu aktuellen politischen Fragen, etwa zum Zustand der Parteiendemokratie, war regelmäßiger Autor im *Spiegel* oder im *Hamburger Abendblatt* und auch seine wissenschaftlichen Publikationen, etwa die Schrift *Der Deutsche Bundestag 1949-1965*, die 1966 in der Zeitschrift *Der Monat* erschien, waren eng an tagespolitische Debatten angebunden. Zwei Mal war er auch – von 1946 bis 1958 sowie von 1962 bis 1969 – Mitglied der SPD, beriet die Partei zu rechtlichen und institutionellen Problemen, war etwa Teil eines Beirats zu Fragen einer möglichen Wahlrechtsreform. Doch trat er auch zwei Mal aus Protest aus, zuerst aufgrund der Atompolitik der Sozialdemokratinnen, dann als die Partei die von ihm präferierte Reform zugunsten eines Mehrheitswahlrechts verschleppte. 1968 dann war er ein prominenter Gegner der Studierendenbewegung, vor dem Hintergrund der Weimarer Erfahrungen warnte er vor den totalitären Tendenzen der »68er«, trat aus Gegenprotest zur sozialliberalen Koalition von Willy Brandt für kurze Zeit in die CDU ein.

Ab den 1980er Jahren wurde es etwas ruhiger um Wilhelm Hennis. Nach einem Aufenthalt an der New School in New York 1977/78 fand er seine frühe Leidenschaft für Max Weber wieder, widmete seine letzten Jahre, bis zu seinem Tod im Jahr 2012, den Schriften des Heidelberger Soziologen und wurde einer der

39 Zur Biographie von Wilhelm Hennis vgl. auch Peter Graf Kielmannsegg 2014. Wilhelm Hennis (1923-2012), in Eckhard Jesse & Sebastian Liebold (Hg.). *Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung*, Baden-Baden.

wichtigsten Weber-Rezipienten der deutschen Politikwissenschaft. Dabei knüpfte er auch wieder an seinen alten Hamburger Kollegen Siegfried Landshut und dessen Schriften zu Weber an (Text: David Weiß).

Theorie und Praxis der Kanzlerdemokratie. Andreas Anter über Wilhelm Hennis' Hamburger Monographie

Mit der Berufung von Wilhelm Hennis 1962 wurde die Regierungslehre als ein Schwerpunkt des Hamburger Fachgebiets begründet. In seiner 1964 erschienenen, einzigen Hamburger Monographie setzt sich Hennis mit der Regierungstechnik der Bundeskanzler Adenauer und Erhard und der zentralen Bedeutung der Informationsbeschaffung für die Regierungskunst auseinander.

Als Wilhelm Hennis im Jahr 1962 nach Hamburg berufen wurde, schlug er ein neues Kapitel in der Geschichte der Hamburger Politikwissenschaft auf. Er kam an ein Institut, an dem bis dahin nur ein einziger Politikprofessor lehrte, nämlich Siegfried Landshut, seit 1951 der Inhaber des Lehrstuhls für die »Wissenschaft von der Politik«. Landshut, der wohl bedeutendste Kopf unter den Gründervätern des Fachs in der Nachkriegszeit, lehrte vor allem Ideengeschichte und politische Philosophie. Zwar hatte Hennis sich mit seiner großen Studie *Politik und praktische Philosophie* habilitiert, war also auf diesem Gebiet ausgewiesen, aber am Hamburger Institut war der Bereich bereits durch Landshut abgedeckt. So kaprizierte Hennis sich auf das Gebiet der Regierungslehre. Dieses Gebiet war ihm keineswegs fremd. Er hatte bereits Aufsätze über das parlamentarische Regierungssystem, die Politikberatung und die Macht der Verbände veröffentlicht. Aber nun konzentrierte er sich in Lehre und Forschung ganz auf die Regierungslehre – und begründete damit ein Profil, welches das Hamburger Institut in den folgenden Jahrzehnten nachhaltig prägte und mit den Berufungen von Winfried Steffani, Hans-Hermann Hartwich und Joachim Raschke weiter ausgebaut wurde.

Die Hamburger Schule der Regierungslehre, die sich im Laufe der Zeit etablierte, wurde von Wilhelm Hennis initiiert. Das Programm, das er bereits vor seiner Hamburger Zeit entworfen hatte, war das einer Wissenschaft, die auf eine »Kritik unserer Zustände« zielt.⁴⁰ Die Stichworte »Reform«, »Kritik« und »Praxis« durchziehen die Publikationen des jungen Hamburger Politikprofessors wie ein roter Faden. Sein Interesse galt den politischen Institutionen, vor allem dem Parlament und der Regierung. Diese praktische Orientierung lag gewissermaßen auf seinem Weg, denn er hatte nach der Promotion einige Jahre im Bundestag gearbeitet: als

40 Wilhelm Hennis 1999. *Parlamentarische Opposition und Industriegesellschaft* (1956), in ders. *Regieren im modernen Staat*, Tübingen, 1-23, 1.

Fraktionsassistent des SPD-Kronjuristen Adolf Arndt, für den er den Schriftsatz zu jener Verfassungsbeschwerde ausarbeitete, deren Entscheidung als »Lüth-Urteil« des Bundesverfassungsgerichts Rechtsgeschichte machte.

Die einzige Monographie der Hamburger Zeit war jedoch nicht dem Bundestag gewidmet, sondern dem Amt des Bundeskanzlers. Der Titel war programmatisch: *Richtlinienkompetenz und Regierungstechnik*. Hennis betrachtete das Amt des Bundeskanzlers aus einer Perspektive, die man heute vielleicht zu den *Governmental Studies* rechnen würde. Er fragte: Was heißt eigentlich »Regieren«? Worauf beruht eine erfolgreiche Regierungspraxis? Wie bei seinen anderen Monographien handelt es sich auch hier um ein schmales Bändchen. Hennis schrieb keine dicken Bücher; er interessierte sich für die aktuelle »Lage«. Meist war sein Urteil entsprechend pointiert.

Im Falle von *Richtlinienkompetenz und Regierungstechnik* galt sein Interesse der Praxis der »Kanzlerdemokratie«, die sich in der Bundesrepublik unter Konrad Adenauer etabliert hatte. Adenauer war für Hennis ein Virtuose der Macht, der in ebenso virtuoser Weise mit den divergierenden Kräften regiert hatte, bevor er, nach vierzehnjähriger Kanzlerschaft, aus dem Amt gedrängt wurde. Der aktuelle Anlass der Publikation war die Amtsführung von Adenauers Nachfolger Ludwig Erhard, der erst seit einem Jahr im Amt war. Hennis' Diagnose fiel für den unglücklichen Ludwig Erhard jedoch vernichtend aus: Er umgebe sich mit den falschen Leuten, lese keine Akten und sei insgesamt schlecht informiert. Bei einem derart uninformierten und untalentierten Kanzler sei seine nach Art. 65 GG verfassungsmäßig verbrieft »Richtlinienkompetenz« praktisch kaum etwas wert.

Hennis' Befund lautete: Eine erfolgreiche Amtsführung beruhe weniger auf der Richtlinienkompetenz nach Art. 65 GG als vielmehr auf der aktuellen Machtkonstellation wie auch der Persönlichkeit und den Führungsqualitäten des Regierungschefs. Die moderne Kanzlerdemokratie sei mit dem Verfassungsrecht nur bedingt zu erklären: »Eine Verfassung ist keine Zivilprozess- oder Konkursordnung, in der rechtstechnische Präzision der höchste Rechtswert ist. [...] Verfassungssätze sind eben keine Grundbuchvorschriften, wo Recht und Wirklichkeit sich nahtlos decken müssen.«⁴¹

Hennis ging es hier nicht darum, die Verfassung gegen die Verfassungswirklichkeit auszuspielen, wie es bis heute gern gemacht wird. Er wollte vielmehr die Bedingungen einer erfolgreichen Regierungspraxis vor Augen führen. Er war davon überzeugt, dass die Qualität der Politik von den sie bestimmenden Personen, ihrer Führungsfähigkeit und ihrem Informationsstand abhängt. Letzteres sei elementar. Denn wer nicht gut informiert sei, könne auch nicht regieren, jedenfalls nicht gut regieren. »Ein Regierungschef, der schlecht oder gar nicht informiert

41 Wilhelm Hennis 1964. *Richtlinienkompetenz und Regierungstechnik*, Tübingen, 10, 12; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

ist, kann sich zwar viel Hübsches ausdenken, aber Richtlinien bestimmen kann er nicht« (16). Hennis scheute sich nicht davor, am Schluss einige praktische Tipps für eine erfolgreiche Amtsführung zu geben. Anhand der Amtspraxis von Regierungschefs westlicher Demokratien erläuterte er, dass der Informationsapparat der Schlüssel zu erfolgreichem Regieren sei. Für ihn waren Adenauer, Churchill und Roosevelt wahre Meister der Informationsbeschaffung.

Ein alter Freund von Wilhelm Hennis aus der Göttinger Studienzeit, Horst Ehmke, Patenonkel seines Sohnes Christian, hatte diese Studie sehr aufmerksam gelesen und zog daraus praktische Konsequenzen, als er im Jahr 1969 von Willy Brandt zum Kanzleramtschef berufen wurde. Ehmke baute das Bundeskanzleramt, ganz im Sinne von Hennis, zu einer mächtigen Informationszentrale aus und tat überhaupt alles, um Brandt mit den »richtigen Leuten« zu umgeben und ihn, vor allem, umfassend zu informieren.

Seit jener Zeit ist die Bedeutung der Information, der Informationsbeschaffung und des entsprechenden Informationsapparats zweifellos noch gewachsen. Es war Wilhelm Hennis, der die Regierungstechnik im Jahr 1964 zum Gegenstand der politikwissenschaftlichen Betrachtung machte. Er wählte dabei eine personalistische Perspektive. Denn er war davon überzeugt, dass politische Institutionen vor allem von Personen geprägt werden, eine Sichtweise, die er zwanzig Jahre später in seiner fulminanten Max Weber-Interpretation als »charakterologische« Perspektive deutete.⁴²

Andreas Anter ist Inhaber des Lehrstuhls für Politische Bildung an der Universität Erfurt. Er hat 1994 mit einer Arbeit über Max Weber an der Universität Hamburg promoviert und war wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Politische Theorie.

Der erste Außenpolitiker am Institut. Otmär Höll über Hans-Peter Schwarz

Hans-Peter Schwarz (1934–2017) war nach Siegfried Landshut und Wilhelm Hennis der dritte Inhaber eines Lehrstuhls für die »Wissenschaft von der Politik« an der Universität Hamburg. Insgesamt acht Jahre, von 1966 bis 1974, forschte und lehrte er in der Hansestadt. Als erster Professor befasste er sich explizit mit Phänomenen der Außenpolitik und der Internationalen Beziehungen.

Hans-Peter Schwarz vertrat bereits gegen Ende der 1960er Jahre eine neue, ungewöhnliche, aber kreativ-innovative Forschungsperspektive, die den Sichtweisen

42 Wilhelm Hennis 1987. *Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werks*, Tübingen.

seiner damals noch bekannteren Kolleginnenschaft durchaus deutlich widersprochen. Über einen langen Zeitraum verteilt waren die von ihm veröffentlichten Beiträge von Grundprämissen getragen, die in ihrer analytischen Perspektive und Werthaltung – auch wenn es scheinbar um Fragen der nationalen Politik ging – die globale, europäische und internationale Dimension im methodischen Design stets mit einbezogen. Bereits in seinen Hamburger und vor allem in den 1970er Jahren, also zu einem recht frühen Zeitpunkt, waren die Beiträge Hans-Peter Schwarz' getragen von einem interdependenztheoretischen, heute könnte man auch sagen: systemischen Ansatz, in dem die Wechselwirkungen zwischen Staaten in ihrer Verflechtung, ihrer Bezogenheit aufeinander und ihrer wechselseitigen Abhängigkeit – also Interdependenz – nicht nur verstanden, sondern auch analytisch in die Erklärung politischer Entscheidungsfindung einbezogen wurden. Die von Völkerrechtlerinnen damals normativ so hochgehaltene national-staatliche »Souveränität« und das aus dem nationalen Inneren kommende »Interesse« als letzter Grundlage staatlichen außen- und sicherheitspolitischen Handelns zweifelte er zu Recht an.

In den spannenden Zeiten nach den Jahren weltweiter studentischer Proteste und politischer Instabilitäten war Schwarz als politischer Denker und Analytiker mit besonderer Affinität zur deutschen, europäischen und internationalen Politik bekannt und geschätzt. Schon in seinen frühen Jahren zählte er zu den angesehensten deutschen Zeithistorikern. Bereits im Jahr 1975, als Schwarz erstmalig als Herausgeber des *Handbuchs zur deutschen Außenpolitik* fungierte, stellte er die enge Verflechtung zwischen Innen- und Außenpolitik als typisch und spezifisch für die damalige internationale Konstellation dar. Auch deutsche Politik war aus seiner Sicht funktional von den sich verändernden internationalen Konstellationen abhängig. Besonders in seinem Handbuchartikel *Die Bundesregierung und die auswärtigen Beziehungen* kommt diese damals noch ungewöhnliche Perspektive besonders klar zum Ausdruck, wenn Schwarz in seiner Analyse der Bedeutung institutioneller politischer Strukturen sehr ausführlich über das Verschwimmen der Unterscheidung zwischen Außen- und Innenpolitik spricht. Hier kommt eine aus damaliger Sicht lange verloren gegangene Perspektive wieder zum Tragen, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts von dem einflussreichen britischen Journalisten und Historiker Norman Angell vertreten wurde und zu dessen Zeit auf große Resonanz stieß. Durch die beiden kurz aufeinander folgenden Weltkriege und dem damit verbundenen ideologischen Rückfall in bereits überwunden geglaubten, zu den bekannten Gewaltexzessen führenden nationalistischen Wahn waren Angells optimistische Perspektiven widerlegt und dann über einen längeren Zeitraum gemieden worden, ja nahezu in Vergessenheit geraten. Erst bei Joseph Nyes und Robert Keohanes richtungsweisenden Publikationen zur »komplexen Interdependenz« des globalen Staatensystems der Zeit nach den 1960er Jahren wurde diese

Perspektive zum neuen »Paradigma«. Hans-Peter Schwarz hatte sie gewissermaßen vorweggenommen.

Ohne dem zeitgeistig neo-marxistisch-linken »Lager« anzugehören, waren Hans-Peter Schwarz' Analysen damit von einer größeren, systemischen Perspektive durchdrungen. Er verstand nationale Politik als eingebettet in das europäische und darüber hinaus in das globale internationale System und somit in konstitutiver Wechselwirkung – bedingt durch die schon damals zunehmend komplexe Verflechtung zwischen Wirtschaft und Politik, Gesellschaften und Staaten. Während der »Mainstream« deutschsprachiger internationaler Forschung stark von Völkerrechtlerinnen dominiert war, die von einer starren national-etatistischen, traditionell macht- und interessengetriebenen Perspektive für außenpolitische Entscheidungen ausgingen, waren die Referenzrahmen für Autorinnen wie Schwarz nicht mehr durch die engen analytischen Grenzen von nationaler Innen- und Außenpolitik begrenzt. Eine für das damalige konventionelle Verständnis von Politik provokante, beinahe revolutionäre Sichtweise.

Hans-Peter Schwarz, im Jahr 1934 geboren, zählte – neben den aus dem Exil zurückgekehrten Vertriebenen – auch zur ersten Generation deutscher Politikwissenschaftlerinnen der Nachkriegszeit, die ihre Distanzierung zu den Ideen und der Politik des Nationalsozialismus deutlich und glaubhaft machen konnten. Als Politikwissenschaftler und Zeithistoriker befasste sich Hans-Peter Schwarz im Rahmen seiner Forschungsarbeiten auch dann, wenn er sich mit der jüngeren nationalen deutschen Geschichte auseinandersetzte, mit ihren internationalen Bezügen. Innen-, Außen- und Deutschlandpolitik, wie auch die wechselvollen Entwicklungen in Europa und innerhalb der internationalen Ordnung sowie die Rolle der politischen Akteure und Parteien standen im Zentrum seines kritischen Interesses. In seinem zentralen Werk *Vom Reich zur Bundesrepublik – Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945-1949* (veröffentlicht in seinem ersten Hamburger Jahr 1966)⁴³ setzte sich Hans-Peter Schwarz mit den strukturellen Anpassungszwängen im westlichen Nachkriegsdeutschland im Konnex mit den für die Entwicklung der BRD relevanten außenpolitischen Konstellationen auseinander. Und er kritisierte nicht selten die Rolle deutscher Politikerinnen, wenn diese die sich aufgrund neuer internationaler Konstellationen ergebenden Möglichkeiten und Herausforderungen für die Innen- und Außenpolitik nicht mutig genug aufgriffen. Dies tat er auch später noch wiederholt: 1985 provozierte er mit seinem an die deutsche Politik gerichteten Vorwurf der »Machtvergesenheit« einer scheinbar »gezähmten« deutschen Politik, und ab Mitte der 1990er Jahre beschrieb er Deutschland wohl zu Recht als die »Zentralmacht Europas, [...] die ihrer Bestimmung nicht entgehen« könne. Deutschlands wirtschaftliches und

43 Hans-Peter Schwarz 1966. *Vom Reich zur Bundesrepublik – Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945-1949*, Neuwied & Berlin.

politisches Gewicht in Europa und wohl auch im globalen Maßstab verpflichteten aus seiner Perspektive auch zu erhöhter politischer Verantwortung, ja vielleicht auch da und dort zur Führung.

Zeit seines langen und aktiven wissenschaftlichen und publizistischen Lebens fühlte sich Schwarz verpflichtet, neue, sich entwickelnde Dynamiken und Strukturen des internationalen Systems und der Politik aufzuzeigen, und den Streit um das bessere Argument in wissenschaftlichen Kontroversen nicht zu scheuen. Darunter waren auch immer wieder provokante Anstöße in Bezug auf sich abzeichnende neue global- und sicherheitspolitische Trends, die Schwarz nicht allein US-amerikanischen Wissenschaftlerinnen überlassen wollte. Nur zu oft wurden Neuinterpretationen und Vorschläge US-amerikanischer Kolleginnen in Europa allzu geflissentlich und unhinterfragt übernommen, etwa wenn jene vom »Ende der Geschichte«, vom bevorstehenden »Kampf der Kulturen«, oder von »Kampf der Imperien um die Zweite Welt« redeten. Schwarz wollte nicht zuletzt nach dem Ende des Kalten Krieges die neu entstandenen Perspektiven und Dimensionen nationaler bis globaler Sicherheitspolitik aufzeigen und die neu entstandenen Herausforderungen für sicherheitspolitische Planung und wirtschaftlich-politische Orientierung auch, wenn nötig, widerstreitend diskutieren. Mit den Jahren 1989/90 war aus seiner Sicht die »alte« internationale Ordnung zu Ende gegangen, eine neue aber nicht geschaffen worden. Die Zukunft sowohl der deutschen wie auch der europäischen und internationalen Sicherheitspolitik müsse unter den so tiefgreifend veränderten Rahmenbedingungen neu überdacht, neue Strategien vorgeschlagen und gestaltende Maßnahmen wenn möglich zumindest im europäischen Rahmen gesetzt werden.

2008 veröffentlichte Schwarz aus Anlass des im Jahr darauf anstehenden 60. Jahrestages der Gründung der Bundesrepublik den Sammelband *Die Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz nach 60 Jahren*. In ähnlicher Weise wie schon 1966 wird ein Resümee bundesrepublikanischer Geschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, nun bis ins erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts gezogen. In drei Abschnitten werden längsschnittartig wichtige geschichtliche Ereignisse, die Veränderung im institutionellen Gefüge der Republik und zentrale Themenfelder kritisch und bilanzierend nachgezeichnet. Zwei überaus beachtenswerte Beiträge, am Beginn von Hans-Peter Schwarz selbst über *100 Jahre deutscher Jubiläumsbilanzen*, und am Ende von Peter März über den *Ort der Bundesrepublik in der deutschen Geschichte*, rahmen die mit großem Verständnis für die diversen Zusammenhänge getätigte Verortung der deutschen Geschichte in den facettenreichen internationalen Kontexten des letzten Jahrhunderts. Zu diesem Zeitpunkt war Hans-Peter Schwarz schon nahezu ein Jahrzehnt emeritiert; seiner Leidenschaft zu schreiben und zu kommentieren tat dies aber auch in den Jahren danach keinen wesentlichen Abbruch.

Hans-Peter Schwarz war Zeit seines Lebens nicht nur ein gefragter und geschätzter wissenschaftlich-politischer Sachautor, er war auch als Kommentator

und politischer Berater gerne gelesen und gehört. In der Erinnerung der wissenschaftlichen Peers wird er wohl in erster Linie als kritischer und expressiver Beobachter deutscher gesellschaftspolitischer Realität und Befindlichkeit in einer zuerst langsam, dann sich immer schneller verändernden Welt bleiben. Und es sind überdies seine biografischen Werke über zentrale Persönlichkeiten deutscher Politik und seine dicken Bände über deutsche und internationale Politik, insbesondere die Arbeiten zu Außen- und Sicherheitspolitik, die noch lange aus dem Gesamtwerk herausragen werden. In seinen Einschätzungen und Wertungen von Personen und deren Entscheidungen hielt er sich nie mit Kritik zurück. Es war sein bemerkenswerter persönlicher Stil, aktuelle Probleme beim Namen zu nennen und nicht selten mit unkonventionellen, aber weitsichtigen Ideen und Einschätzungen produktiv zu provozieren und neuen Sichtweisen Raum zu schaffen. Schwarz war insbesondere aber ein stets unabhängiger Beobachter und Analyst, der durchaus auch die Nähe zu den Mächtigen seiner Zeit suchte, sich dennoch nicht an irgendwen oder -was anpasste und seine Überzeugungen immer offenlegte.

Otmar Höll war Direktor des Österreichischen Instituts für Internationale Politik (oiip), außerdem seit 1981 Gastprofessor und Dozent an der Universität Wien, an der Donau Universität Krems und an ausländischen Universitäten. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind globale Probleme der Außen- und Sicherheitspolitik und der politischen Psychologie.

Fundstück: Hans-Peter Schwarz – Portrait

Hans-Peter Schwarz' Hamburger Jahre von 1966 bis 1974 fielen in eine Zeit politischen Aufbruchs und zahlreicher politischer Großereignisse auch an der Universität Hamburg, die heute unter dem Schlagwort der ›68er-Bewegung‹ zusammengefasst werden. Mit seinen zeithistorischen wie politikwissenschaftlichen Vorlesungen vor allem über die Außenpolitik der jungen Bundesrepublik stieß auch Schwarz immer wieder auf die Kritik von linken Studierendengruppen. Im Sommersemester 1971 eskalierte der Konflikt.

Als der 1934 im badischen Lörrach geborene Hans-Peter Schwarz Mitte der 1960er Jahre nach Hamburg kam, hatte er bereits einige akademische Stationen hinter sich. Von 1954 bis 1958 hatte er an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg Politische Wissenschaft, Soziologie, Geschichte und Germanistik studiert, bei Arnold Bergstraesser promoviert und für zwei Jahre als wissenschaftlicher Assistent gearbeitet. Von 1963 bis 1966 folgte ein Aufenthalt an der Pädagogischen Hochschule Osnabrück als Professor für Politische Wissenschaft – und dann, 1966, der Ruf an die Universität Hamburg.

Hans-Peter Schwarz – Portrait (1986)



KAS/Harald Odehnal

Während Schwarz bei Bergstraesser noch über den »konservativen Anarchisten« Ernst Jünger und dessen zeitdiagnostisches Potenzial promoviert hatte, war er in den darauffolgenden Jahren zu einem ausgewiesenen Experten in der noch kaum ausdifferenzierten geschweige denn institutionalisierten Disziplin der Internationalen Beziehungen geworden. Seine ebenfalls 1966 publizierte Habilitationsschrift *Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945-1949* war sofort und für lange Jahre ein Standardwerk in der

Erforschung deutscher Außenpolitik nach 1945 – die Universität Hamburg hatte also einen führenden Forscher in diesem Feld gewinnen können.⁴⁴

In den acht Jahren in Hamburg entwickelte Schwarz seinen Fokus auf die Erforschung der westdeutschen Außen-, Sicherheits- und Europapolitik weiter. Mitte der 1970er Jahre etwa publizierte er das weitgehend in Hamburg entstandene *Handbuch der deutschen Außenpolitik*, das erste seiner Art, in dem Schwarz wichtige systematische Innovationen, wie die wechselseitige Durchdringung von Innen- und Außenpolitik einführte. Ein ganz besonderes Augenmerk lag für Schwarz auch stets auf der Person Konrad Adenauer – später schrieb er mehrere große biographische Bände zu Adenauer, doch schon in den 1970er Jahren beschäftigte er sich immer wieder mit den Kanzlerjahren und außenpolitischen Weichenstellungen des für ihn wichtigsten deutschen Politikers der Nachkriegszeit.

Für die Studierenden in Hamburg bedeutete Schwarz' Schwerpunkt vor allem die erstmalige Möglichkeit einer expliziten Beschäftigung mit Phänomenen der Außenpolitik und Internationalen Beziehungen im Studium der Politischen Wissenschaft. So etwa in der Vorlesung »Theorie der Internationalen Politik« im Wintersemester 1967/68, in der Schwarz über die systematischen Grundbegriffe der Disziplin der Internationalen Beziehungen, aber auch über zeitgenössische Theorien, wie die Systemtheorie, praxeologische Ansätze usw. dozierte.⁴⁵

Doch um Schwarz entwickelten sich in Hamburg auch bald große Kontroversen. Seine Vorlesungen und vor allem auch politischen Aussagen und Aktivitäten wurden in der Studierendenschaft nicht nur positiv rezipiert und stießen auf Kritik, geäußert vor allem von den nach 1968 politisierten und radikalisierten linken Studierendengruppen. Im Sommersemester 1971 erreichten die Auseinandersetzungen ihren Höhepunkt: Studierende der marxistisch-leninistischen Hochschulgruppe *MSB Spartakus* blockierten mehrere Vorlesungen von Schwarz über »Die Außenpolitik Adenauers und ihre Kritiker«. In Flugblättern und mehrseitigen Informationsbroschüren zu Schwarz' Arbeit kritisierte der *Spartakus* beispielsweise die »antidemokratische Institutspolitik«, die Schwarz zu einer »Personifizierung der Reaktion« mache. So habe er etwa Bemühungen für die Einsetzung eines drittelparitätischen Seminarrats im Nachklapp zu den 68er-Protesten »sabotiert«, den »erzreaktionären ›Theoretiker‹ Armin Mohler« für eine Stelle am Institut vorge schlagen sowie »den Kommilitonen Biermann seines marxistischen Ansatzes wegen von 4 auf 5 ›heruntergeprüft‹«.

Doch vor allem die Forschungsinhalte und politischen Interventionen von Schwarz wurden thematisiert. Seine Wissenschaftsphilosophie sei – ganz dem

44 Eckhard Jesse 2014. Hans-Peter Schwarz (geboren 1934), in Eckhard Jesse & Sebastian Liebold (Hg.). *Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung*, Baden-Baden.

45 *Vorlesungsskript Wintersemester 1967/68*, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner: Hans-Peter Schwarz.

Lehrer Bergstraesser und seinem Hamburger Ex-Kollegen Wilhelm Hennis folgend – inhärent konservativer Natur. Der Apologetik des kapitalistischen Staates, die durch Heranziehung des antiken Polis-Modells politiktheoretisch »geweiht werde«, füge Schwarz nun noch die außenpolitische Komponente hinzu. In seiner Forschung sei er klassischer »Kalter Krieger«, der mit der Befürwortung der Adenauerschen Westintegration den »antikommunistischen NATO-Imperialismus« legitimiere.⁴⁶

Nach mehreren gesprengten Vorlesungen – Ereignisse, über die auch das *Hamburger Abendblatt*, *Die Welt* und die *Bild* in mehreren Ausgaben berichteten – stellte sich das Universitätspräsidium um Präsident Peter Fischer-Appelt hinter Schwarz. Gegenüber der Presse versprach Fischer-Appelt notfalls mit Anzeigen für einen Ablauf der Vorlesung in »ungestörter Form« zu sorgen. In einem Schreiben an die *Fachschaft Soziologie-Politikologie* kündigte er an, dass zukünftig in jeder Vorlesung ein Präsidiumsmitglied anwesend sein werde, um strittige Fragen gemeinsam mit Hans-Peter Schwarz zu diskutieren, aber auch um destruktive Störerinnen des Saales zu verweisen.⁴⁷

Ob Hans-Peter Schwarz die Universität Hamburg 1974 auch aufgrund der anhaltenden Kontroversen um seine Forschung und Lehre verließ, bleibt ungeklärt. Weniger präsent ist er jedenfalls auf seinen folgenden Stationen an der Universität Köln sowie in Bonn ab 1987 und auch nach seiner Emeritierung im Jahr 1999 nicht. Weiterhin publizierte er über zentrale Topoi deutscher Außenpolitik, intervenierte öffentlichkeitswirksam in Debatten, wie etwa die Auseinandersetzung über das Verhältnis des geeinten Deutschlands mit Europa und der EU. In allen seinen Publikationen, meist großen, mehrbändigen Ausgaben verband er stets zeitdiagnostische Perspektiven mit politikwissenschaftlichen Analysen, biographischen Darlegungen und zeithistorischen Einordnungen. 2017, in seinem Todesjahr, erschien dann sein letztes, wiederum kontrovers rezipiertes und diskutiertes Werk: *Völkerwanderung nach Europa. Über den Verlust politischer Kontrolle und moralischer Gewissheiten* (Text: David Weiß).

Gewaltenteilung in der repräsentativen Demokratie. **Florian Grotz über Winfried Steffanis Schlüsselwerk der Regierungslehre**

Winfried Steffani (1927-2000) kam 1967 als Nachfolger von Wilhelm Hennis an die Universität Hamburg. Zuvor hatte er in Berlin bei Ernst Fraenkel studiert und dessen Pluralismustheorie gelernt. Hans-Hermann Hartwich bezeichnete Steffani,

46 *Broschüre des MSB Spartakus*, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner: Studentische Publikationen.

47 *Mitteilung des Präsidiums*, Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte, Ordner: Hans-Peter Schwarz.

dessen von Fraenkel inspirierter Neopluralismus Schule machte, einmal als »den Fraenkel-Schüler«. Udo Bermbach, den Steffani nach Hamburg holte, hob ebenfalls den entscheidenden Einfluss Fraenkels hervor. Bermbach zufolge erweiterte Steffani Fraenkels Theorie »vor allem hinsichtlich ihrer normativen Fundamente wie ihrer organisationstechnischen Ausdifferenzierung in Bezug auf die gesellschaftlichen und politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse eines demokratischen-parlamentarischen Regierungssystems, so wie das Grundgesetz es entworfen hat«. ⁴⁸ In der Aufsatzsammlung *Parlamentarische und präsidentielle Demokratie* von 1979 hat Steffani konzeptionelle Unterscheidungen getroffen, die für die Vergleichende Regierungslehre, das Fach, das er in Hamburg bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1990 repräsentierte, wegweisend waren.

Winfried Steffani – Portrait



UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

48 Udo Bermbach 1990. Winfried Steffani, in *Universität Hamburg* 2, 63.

Wenn man Standardwerke der Vergleichenden Regierungslehre benennen soll, kommen einem vor allem monographische Abhandlungen in den Sinn. Also beispielsweise Robert Dahls *Polyarchie* (1971), Arend Lijpharts *Democracies* (1984), George Tsebelis' *Veto Players* (2002) oder – im deutschsprachigen Raum – Klaus von Beymes *Parlamentarische Regierungssysteme in Europa* (1970) und Dieter Nohlens *Wahlrecht und Parteiensystem* (1986). Doch auch hier bestätigt die Ausnahme die Regel: *Parlamentarische und präsidentielle Demokratie* von Winfried Steffani. Dieser 1979 publizierte Sammelband wirkt auf den ersten Blick alles andere als außergewöhnlich. Er vereint unterschiedliche Aufsätze zu »strukturellen Aspekten westlicher Demokratien«, wie der Untertitel verrät. Tatsächlich konzentriert er sich nur auf drei Länder: die Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien und die USA. Außerdem wurden 13 der 15 Beiträge schon anderenorts publiziert. Gleichwohl ist die Aufsatzsammlung nicht nur das wichtigste und meistzitierte Werk Steffanis, sondern gehört auch zum klassischen Kanon der Vergleichenden Regierungslehre.

Was macht den bleibenden Stellenwert dieser Schrift aus? Sieht man von seiner Dissertation über die Untersuchungsausschüsse im Preußischen Landtag ab,⁴⁹ hat Steffani keine Monographie publiziert. Seine Habilitationsschrift zu Parlamentsfraktionen in Deutschland, Großbritannien und den USA blieb unveröffentlicht. Allerdings floss deren »Quintessenz«⁵⁰ in *Parlamentarische und präsidentielle Demokratie* ein. Steffani war ein Meister der kleinen Form – ein brillanter Stilist mit ungewöhnlichem Gespür für politisch-institutionelle Strukturtypen, die in komplexen historischen Fällen verborgen sind. Daher sind es auch weniger neuartige empirische Befunde, die seine Schrift von 1979 auszeichnen, sondern vielmehr konzeptionelle Unterscheidungen demokratischer Regierungssysteme, die aufgrund ihrer logischen Stringenz und theoretischen Überzeugungskraft Maßstäbe gesetzt haben.

Das zentrale Begriffspaar der Aufsatzsammlung, das in ihrem Titel anklingt und ihren Nachruhm begründet hat, ist die *fundamentale Differenz zwischen parlamentarischer und präsidentieller Demokratie*. Bereits zuvor hat es zahlreiche Versuche gegeben, den britischen Parlamentarismus und den US-amerikanischen Präsidentialismus klar und sinnvoll voneinander abzugrenzen. Das Besondere an Steffanis Ansatz ist, dass er seine Unterscheidung nur an einem einzigen, formal-institutionellen Kriterium festmacht: der »Abberufbarkeit der Regierung durch das Parlament«.⁵¹ Im parlamentarischen System können die Regierungschefin und ihr Ka-

49 Winfried Steffani 1960. *Die Untersuchungsausschüsse des Preußischen Landtages zur Zeit der Weimarer Republik: ein Beitrag zur Entwicklung, Funktion und politischen Bedeutung parlamentarischer Untersuchungsausschüsse*, Düsseldorf.

50 Patrick Horst 2014. Winfried Steffani (1927-2000), in Eckhard Jesse & Sebastian Liebold (Hg.). *Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung*, Baden-Baden, 725-738, 729.

51 Winfried Steffani 1979. *Parlamentarische und präsidentielle Demokratie. Strukturelle Aspekte westlicher Demokratien*, Opladen, 79; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

binett jederzeit durch ein Misstrauensvotum gestürzt werden, wenn die Abgeordnetenmehrheit dies befürwortet. Im präsidentiellen Regierungssystem ist die Präsidentin, die die Funktionen von Regierungschefin und Staatsoberhaupt auf sich vereint, für eine feste Amtszeit gewählt und kann nicht aus politischen Gründen vorzeitig abgesetzt werden.

Diese institutionelle Differenz führt zu unterschiedlichen Formen der Gewaltenteilung in der repräsentativen Demokratie. Im Präsidentialismus sind Exekutive und Legislative institutionell getrennt, das heißt die Regierung wird durch das Parlament kontrolliert. Im Parlamentarismus sind die Gewalten institutionell verschränkt: Regierung und Parlamentsmehrheit bilden eine »integrierte politische Aktionseinheit« (59). Die Kontrolle der Exekutive wird im Wesentlichen von der parlamentarischen Opposition wahrgenommen, indem sie der Öffentlichkeit ihre inhaltlichen und personellen Angebote präsentiert und sich so als demokratische Wahlalternative empfiehlt. Im parlamentarischen System verläuft die entscheidende politische Trennlinie also nicht zwischen Parlament und Regierung, sondern innerhalb des Parlaments zwischen Regierungsmehrheit und Opposition.

Nach Steffani ergeben sich aus der Grundstruktur des Regierungssystems weitere markante Unterschiede zwischen parlamentarischer und präsidentieller Demokratie. So hat die Regierungschefin im parlamentarischen System die Möglichkeit, das Parlament unter bestimmten Bedingungen aufzulösen. Außerdem haben die Regierungsmitglieder in der Regel ein Abgeordnetenmandat inne. Beides ist im präsidentiellen System funktionslogisch ausgeschlossen. Auch die interne Struktur und Funktionsweise des Parlaments richten sich an dem jeweiligen Regierungssystemtyp aus. Hier führt Steffani ein weiteres Begriffspaar ein, das gleichfalls zum Kernbestand der fachwissenschaftlichen Terminologie gehört: der Gegensatz von Rede- und Arbeitsparlament, der in einem der beiden unveröffentlichten Aufsätze des Sammelbands auf gerade einmal zweieinhalb Seiten entfaltet wird.

Um seine Funktion als demokratische Volksvertretung zu erfüllen, kann ein Parlament unterschiedliche Schwerpunkte setzen und sich entsprechend organisieren. »Ein *Redeparlament* ist ein eminent politisches Parlament« (96). Es präsentiert sich als öffentliche Arena, in der die Volksvertreterinnen um die »großen Linien und Probleme« ringen und die Rollen klar verteilt sind: Plenardebatten sind keine »Überzeugungs-Gespräche«, sondern ein politischer Schlagabtausch »zwischen Regierungschef und Oppositionsführer, zwischen Minister und »Schattenminister«« (ebd.). »[I]n einem derartigen Parlament wird das Zusammenspiel zwischen einer glaubwürdigen, systematischen und überzeugenden Opposition und einer kritischen öffentlichen Meinung zum wichtigsten Element wirksamer politischer Kontrolle« (ebd.). Im *Arbeitsparlament* findet die Regierungskontrolle dagegen nicht über öffentliche Rede und Gegenrede statt, sondern dadurch, dass die Abgeordneten die Gesetzesentwürfe der Ministerialverwaltung in Fachausschüssen beraten und bearbeiten. Hier gewinnt das Parlament »den Charakter einer be-

tont politischen Spezialbürokratie [...], die] die Experten der Exekutive in höchst intensiver und kenntnisreicher Weise um Rede und Auskunft ersuch[t], deren Tätigkeiten und Vorhaben bis zu Detailfragen und Einzelposten hin überprüf[t] sowie gegebenenfalls durch Bestimmungen im vorhinein die Aktionsmöglichkeiten der Exekutive ein[engt]« (97).

Aufgrund derart prägnanter Charakterisierungen fällt die Zuordnung der beiden Parlamentsmodelle zu den Regierungssystemtypen nicht mehr schwer. Das Arbeitsparlament entspricht dem gewaltentrennenden System des US-amerikanischen Präsidialismus, während das Redeparlament zum gewaltentfusionierenden Parlamentarismus britischer Provenienz passt. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Einordnung des deutschen Falls. Steffani (103) beschreibt die Bundesrepublik als ein »stark föderativ relativierte[s] parlamentarische[s] Regierungssystem«. Daher kombiniere der Deutsche Bundestag »auf bemerkenswerte Weise Elemente beider Parlamentstypen«. Hier liegt es vor allem an der Opposition, »welche[r] Charakterzug stärker zur Geltung gelangt [...]: der eines arbeitenden Redeparlaments, dessen Plenum weit mehr ist als eine Abstimmungsregistratur, oder der eines redenden Arbeitsparlaments, [...] in dem die Opposition ein Höchstmaß an unmittelbarer Mitwirkung, ja eine indirekte Regierungsbeteiligung zu gewinnen versucht – und darüber ihre kritische, öffentlich wirksame Kontrollfunktion im Plenum selbst vernachlässigt« (ebd.).

Die wenigen Zitate verdeutlichen, mit welcher Klarheit und Trennschärfe Steffani argumentiert. Für die drei untersuchten Länder sind seine Einsichten noch immer hochplausibel. In einer breiteren, international vergleichenden Perspektive zeigen sich freilich die Grenzen seines Untersuchungsansatzes. Dies gilt insbesondere für semi-präsidentielle Systeme wie die Weimarer Republik oder das gegenwärtige Frankreich, in denen eine direkt gewählte Staatspräsidentin mit politisch bedeutsamen Kompetenzen einer parlamentarisch verantwortlichen Regierung gegenübersteht. Nachdem sich solche Regierungssysteme nach 1989/90 im post-sozialistischen Osteuropa und anderen Weltregionen stärker verbreitet haben, besteht weitgehend Konsens, dass die Grundunterscheidung zwischen Parlamentarismus und Präsidialismus nicht mehr ausreicht, um die vielfältigen Funktionsprofile exekutiv-legislativer Beziehungen angemessen zu erfassen. Steffani hat dagegen die Etablierung eines dritten Systemtyps immer kategorisch abgelehnt und seine »Entscheidung für nur ein primäres Unterscheidungsmerkmal«⁵² vehement verteidigt. Hinzu kommt, dass er nie auf Englisch publiziert hat und auch seine Schriften nicht übersetzt wurden. So ist es zu

52 Winfried Steffani 1996. Parlamentarisch-präsidentielle-»Mischsysteme«? Bemerkungen zum Stand der Forschung in der Politikwissenschaft, in Otto Luchterhand (Hg.). *Neue Regierungssysteme in Osteuropa und der GUS*, Berlin, 11-62, 43.

erklären, dass die aktuelle Forschungsliteratur zur Typisierung von Regierungssystemen kaum explizit auf seinen Band von 1979 Bezug nimmt. Gleichwohl bleibt Steffani im Verborgenen präsent: Über die semi-präsidentiellen Zwischenformen zwischen Parlamentarismus und Präsidialismus wird nach wie vor kontrovers diskutiert; unstrittig ist allein, dass die politische Abberufbarkeit der Regierung durch das Parlament ein zentrales Kriterium zur Unterscheidung demokratischer Regierungssysteme bildet. Insofern stehen die heutigen Vertreterinnen der Vergleichenden Regierungslehre auf Steffanis Schultern, selbst wenn sie *Parlamentarische und präsidentielle Demokratie* nie gelesen oder zitiert haben.

Florian Grotz ist seit 2013 Inhaber des Lehrstuhls für Politikwissenschaft, insbesondere Vergleichende Regierungslehre an der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr Hamburg. Nach einem Studium der Politikwissenschaft, Slawistik und Philosophie an der Universität Heidelberg wurde er dort 1999 promoviert. 2007 habilitierte er sich an der Freien Universität Berlin.

Kampf um sozialwissenschaftliche Professionalisierung. Rainer Schmalz-Bruns über Hans-Hermann Hartwich und die Stellung des Hamburger Instituts in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW)

Hans-Hermann Hartwich (1928-2018) hatte von 1973 bis zu seiner Emeritierung 1995 den Lehrstuhl für Innenpolitik an der Universität Hamburg inne. 1982 bis 1988 war er Vorsitzender der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft. Nach der deutschen Vereinigung übernahm er bis 1994 das Gründungsdekanat »Philosophie und Sozialwissenschaften« an der Martin-Luther-Universität Halle an der Saale. Hartwich starb am 12. Oktober 2018, wenige Wochen vor seinem 90. Geburtstag.

Dass sich Hamburg bereits seit Mitte der 1960er Jahre zu einem wichtigen politikwissenschaftlichen Standort in Deutschland entwickelt hat und dass die Repräsentantinnen des Instituts eine immer wieder entscheidende Rolle in der Entwicklung des Faches gespielt haben und von Hamburg fachgeschichtlich prägende Wirkungen ausstrahlten, mag man schon dem Umstand entnehmen, dass – beginnend mit Siegfried Landshut in den Jahren 1964 und 1965 – bis zum Jahr 2000 insgesamt noch fünf weitere Vorsitzende der DVPW am Hamburger Institut forschten und lehrten: Winfried Steffani (1971-1973), Udo Bermbach (1975-1977), Hans-Hermann Hartwich (1983-1988), Michael Th. Greven (1994-1997) und Christine Landfried (1997-2000). Diese Massierung von Einfluss und Verantwortung in wichtigen und teilweise sehr entscheidenden Phasen der Fachentwicklung mag zum Teil kontingente Gründe haben, und sie hat sicher mit prägenden Personen ebenso zu tun wie mit dem

sukzessiven Ausbau des Hamburger Instituts zu einem der zwischenzeitlich größten politikwissenschaftlichen Institute in Deutschland – ein Prozess, der mit der Einrichtung eines Lehrstuhls für die »Wissenschaft von der Politik« mit dem langjährigen Inhaber Siegfried Landshut bereits 1951 begann (dem dann 1966 zunächst Hans-Peter Schwarz bis 1974 und später Klaus Jürgen Gantzel ab 1974 nachfolgten) und der sich über die Einrichtung eines weiteren Lehrstuhls 1962 und dessen Besetzung mit zunächst Wilhelm Hennis (1962–1967, dann ab 1967 Winfried Steffani), der Schaffung einer Professur für Politische Theorie und Ideengeschichte 1971 (Udo Bernbach) und für Innenpolitik 1973 (Hans-Hermann Hartwich) zunächst entsprechend der allgemeinen Fachentwicklung langsam, aber stetig fortsetzte und dem dann ab Mitte der 70er Jahre innerhalb eines kurzen Zeitraums ein Sprung von vier auf insgesamt neun Professuren folgte. Aber man wird vermuten dürfen, dass dabei weitere organisatorische und historische Bedingungen und letztlich auch das politikwissenschaftliche Selbstverständnis sowie die darin eingelassenen methodologischen und theoretischen Orientierungen eine Rolle gespielt haben.

So sollte man in infrastruktureller wie organisatorischer Hinsicht zunächst den Umstand nicht außer Acht lassen, dass die Geschäftsstelle der DVPW schon 1969 von Berlin nach Hamburg überführt wurde und dort bis 1988 in den Händen der ursprünglichen Geschäftsführerin Barbara Sindermann (heute Bröcker) wie der Geschäftsführer Bernd Andresen, Volker Bartsch, Göttrik Wewer und Stephan von Bandemers unabhängig vom zwischenzeitlichen Wechsel des DVPW-Vorsitzes zu Hans Maier (1969–1971), Klaus von Beyme (1973–1975) und Thomas Ellwein (1977–1981) verblieb.⁵³ Darüber hinaus ist es sicher nicht unbeachtlich, dass mit Siegfried Landshut einer der führenden Köpfe der Gründergeneration der Politikwissenschaft die erste Hamburger Professur für die »Wissenschaft von der Politik« innehatte und dass mit Winfried Steffani und Hans-Hermann Hartwich zwei unmittelbare Schüler der am Berliner Otto Suhr-Instituts (OSI) versammelten Gründerväter (Steffani als langjähriger Assistent Ernst Fraenkels und Hartwich als Schüler Gert von Eynerns) die mit diesen Namen wie vor allem mit dem Wolfgang Abendroths verbundene Idee einer kritischen Politikwissenschaft⁵⁴ aufnehmen und in

53 Die Liste der Vorsitzenden der DVPW inkl. der Kurzbiographien wie der jeweiligen Geschäftsführerinnen ist dem von Jürgen W. Falter und Felix W. Wurm herausgegebenen Band zu entnehmen; dies. (Hg.) 2003. *Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. 50 Jahre DVPW*, Wiesbaden, 246–261.

54 Die Idee einer kritischen Politikwissenschaft bildet gleichsam den konzeptionellen Angelpunkt der Habilitationsschrift Hans-Hermann Hartwichs über Sozialstaatspostulat und gesellschaftlichen status quo, die in der ersten Auflage 1970 beim Westdeutschen Verlag erschienen ist. »Kritisch« wird dabei als gegen die unkritische und damit affirmative Hinnahme der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse gerichtet gefasst, wonach die Politikwissenschaft, wie Hartwich formuliert, erst dann und dadurch kritisch wird, »wenn die Lehre von der ›pluralistisch-rechts- und sozialstaatlichen‹ Grundordnung (Fraenkel) die gesellschaftlich-ökonomischen Grundstrukturen, die Produktionsverhältnisse und die sich aus Besitz, Ver-

die in den 1970er und 80er Jahren virulente Auseinandersetzung um das Selbstverständnis der Politikwissenschaft »als modernes und anerkanntes Universitätsfach«⁵⁵ überführen konnten.

Sicher wird man in diesem Zusammenhang schließlich einerseits etwa Göttrik Wewers Einschätzung zustimmen müssen, dass es so etwas wie eine »Hamburger Schule« jedenfalls damals nicht gab;⁵⁶ aber man wird andererseits auch ein in diese Auseinandersetzungen insbesondere von Bermbach in den 1970er Jahren und zum Teil auch von Hartwich in die Professionalisierungsdebatte des Faches in den 1980er Jahren vermitteltes theoretisches und theoriepolitisches Grundmotiv nicht übersehen können. Hartwich bemühte sich zwar nachträglich, seine 1969 am OSI eingereichte Habilitationsschrift zum Sozialstaatspostulat⁵⁷ und die dort angelegten Ideen zu einer Weiterentwicklung einer kritischen Politikwissenschaft im Zusammenhang der 1983 vollzogenen Abspaltung der DGfP von der DVPW auf den Status eines nurmehr »äußerlich probate[n] Aufhänger[s] für die Abspaltung«⁵⁸ herabzustufen – aber er wählte im »Sozialstaatspostulat« wohl nicht zufällig an entscheidender Stelle eine Referenz auf Jürgen Habermas' erkenntniskritische Disposition einer kritischen Sozialwissenschaft als Bezugspunkt der programmatischen Erläuterung seines fachlichen Selbstverständnisses: »Das Interesse des Verfassers richtet sich dabei sowohl auf die Weiterentwicklung seiner eigenen Wissenschaft, der Politikwissenschaft, insonderheit dort auf den Bereich ›Innenpolitik‹, als auch auf die politische Relevanz seiner Arbeit. Sein Erkenntnisinteresse [...] ist, in der Sprache von Habermas, kritisch im Sinne des Interesses an der Erfassung ›ideologisch eingefrorener, im Prinzip aber veränderlicher Abhängigkeitsverhältnisse‹.«⁵⁹ Vor diesem Hintergrund ging es in diesem sehr umfangreichen und im Einzelnen höchst detaillierten Werk unter Bezug auf den Sozialstaatsgrundsatz

fügungsgewalt und Privilegien ergebenden Machtverhältnisse und Manipulationsmöglichkeiten einbezieht« (Hans-Hermann Hartwich 1970. *Sozialstaatspostulat und gesellschaftlicher Status Quo*, Köln & Opladen, 353). In diesem Zusammenhang ist es durchaus nicht unerheblich, daran zu erinnern, dass Abendroth als wesentlicher Protagonist der Sozialstaatsdebatte in den 1950er und 60er Jahren und als der namhafteste Vertreter der Forderung nach einer Demokratisierung von Wirtschaft und Gesellschaft als Schlüssel für das alternative Sozialstaatsmodell eines demokratischen Sozialismus dem Vorstand oder Beirat der DVPW seit ihrer Gründung 1951 durchgängig bis 1971 angehört hat. Vgl. Jürgen W. Falter & Felix W. Wurm. *50 Jahre DVPW*.

- 55 So Hans-Hermann Hartwich 2003. Die DVPW in Jahren der Krise und der Erneuerung 1983 bis 1988, in Jürgen W. Falter & Felix W. Wurm. *50 Jahre DVPW*, 40.
- 56 Göttrik Wewer 2014. Hans-Hermann Hartwich, in Eckhard Jesse & Sebastian Liebold (Hg.). *Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung*, Baden-Baden, 317–329, 322.
- 57 Hans-Hermann Hartwich. *Sozialstaatspostulat*.
- 58 Hans-Hermann Hartwich. *DVPW in den Jahren der Krise*, 37.
- 59 Vgl. Hans-Hermann Hartwich. *Sozialstaatspostulat*, 352.

in Art. 20, Abs. 1 des Grundgesetzes um die Nachzeichnung der politischen Prozesse, grundlegenden argumentativen Kontroversen und der Bundesgesetzgebung in den Jahren 1949 bis 1961, in denen sich die ursprüngliche Spannung zwischen der normativen Offenheit des Sozialstaatsgrundsatzes, die durch die verfassungsrechtlich offen gelassene Wahl zwischen zwei alternativen Sozialstaatsmodellen – dem des sozialen Kapitalismus einerseits und des demokratischen Sozialismus andererseits – charakterisiert war, und der Faktizität des ökonomischen Wiederaufbaus und des darin eingelassenen Imperativs der Erhaltung und Wiederherstellung der überkommenen Vermögenssubstanzen und Besitzverhältnisse⁶⁰ als Ausdruck des gesellschaftlichen status quo immer mehr zugunsten der Faktizität der sozialen Marktwirtschaft auflöst. Zugleich beabsichtigt – und das ist entscheidend – Hartwich mit dieser für die Entwicklung des Fachs wichtigen Arbeit, die allein in den 1970er Jahren drei Auflagen erlebte, aber mehr, als nur einen Rückblick auf die Prozesse der politischen und sozialen Schließung einer normativ zunächst offenen Konstellation zu organisieren. Vielmehr kommt es ihm darauf an, die Analyse so anzulegen, dass durch die schrittweise zu einer Art zweiten Natur stilisierte Faktizität des »sozialen Kapitalismus« hindurch die politischen Gestaltungspotenziale wieder in den Blick geraten, die im Zusammenhang einer normativ angemessenen Gestaltung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse unter den veränderten Bedingungen einer nunmehr industriegesellschaftlichen Moderne zu bergen wären: Letztlich ist es dieser programmatische Impuls, den Hartwich noch in den 80er Jahren wieder aktivieren sollte, um das Profil einer modernen, kritischen Politikwissenschaft zwischen fachlicher Professionalisierung einerseits und der Wiederbelebung der klassischen Grundfragen des Fachs als Demokratiewissenschaft andererseits so nachzuzeichnen, dass es im Anschluss an die Kontroversen der 1970er Jahre wieder in einen breiten Konsens aller Beteiligten überführt werden konnte.⁶¹

Diese grundmotivische Disposition tritt bei Udo Bernbach sowohl in theoretischer wie in theoriepolitischer Hinsicht gewiss deutlicher zutage,⁶² aber man geht

60 Ebd., 54.

61 Vgl. Hans-Hermann Hartwich. *DVPW in den Jahren der Krise*, 39; Hans-Hermann Hartwich. *Sozialstaatspostulat*, 14, 352ff. et passim und Hans-Hermann Hartwich 1985. *Policy-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Ihr Selbstverständnis und ihr Verhältnis zu den Grundfragen der Politikwissenschaft*, Opladen.

62 Dieses Theoriemotiv bildete nach Innen im Hinblick auf die Diskussionen in Udo Bernbachs Kolloquium wie nach außen u.a. durch die von Bernbach betriebene Einladung an Habermas zum Duisburger Kongress 1975, die gegen massives Widerstreben Brachers von ihm durchgesetzte Einladung Claus Offes zum Bonner Kongress 1977 und die wesentlich von ihm betriebene Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Hamburg an Habermas im Jahr 1989. Seine fachinterne Bedeutung hat es in der Folge dann auch über die von Bernbach ausgehende Gründung der Sektion »Politische Theorie und Ideengeschichte« 1984 entfalten können.

wohl insgesamt und auch unter dem Eindruck der in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre dann vollzogenen personellen Entwicklung und der Berufungen Klaus Jürgen Gantzel und Rainer Tetzlaffs für die Internationale Politik und Joachim Raschkes für die Parteien- und Bewegungsforschung nicht völlig fehl, wenn man den fachlichen und fachgesellschaftlichen Status des Hamburger Instituts auch auf den langen Schatten zurückführt, den das fachliche und theoretische Selbstverständnis seines Gründervaters Landshut trotz allem dann doch geworfen hat.

Jenseits dessen gilt selbstverständlich auch, dass jede dieser Perioden, in denen Kolleginnen des Hamburger Instituts als Vorsitzende des Fachverbandes (mit gestaltend auf die Entwicklung des Faches insgesamt einwirkten, unter spezifischen fachgeschichtlichen Konflikten gestanden hat, die sich nicht alle zu der Art von Herausforderungen bündeln lassen, die sich aus den inneren und äußeren Krisenerscheinungen der deutschen Politikwissenschaft in den 1970er und frühen 1980er Jahren ergaben. Wenn ich mich vor diesem Hintergrund im Weiteren vor allem auf das Wirken Hans-Hermann Hartwachs als Vorsitzender der DVPW von 1983 bis 1988 beziehe, dann deshalb, weil in dieser Zeit das gewiss zähe und konfliktreiche Ringen um ein modernes Selbstverständnis des Fachs erneuten inneren und äußeren Belastungs- und Bewährungsproben ausgesetzt war: Nach innen entzündeten sie sich vor allem an der spätestens mit dem Berliner Kongress 1982 zu »Gesellschaftliche[n] Probleme[n] als Anstoß und Folge von Politik« sichtbar gewordenen Prominenz der Policy-Forschung in der Disziplin, die in ein erweitertes Selbstverständnis ebenso integriert werden musste wie die von außen, also von den Wissenschaftsministerien, der KMK und den Forschungsförderinstitutionen (vor allem der DFG) immer dringlicher erhobenen Professionalisierungserwartungen bzgl. der Inhalte, Methoden und Studiengänge der Politikwissenschaft und der wesentlich auf diese Konflikte zurückzuführenden Abspaltung der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft (DGfP) im Jahr 1983.⁶³

In dieser im unmittelbaren Anschluss an den Rücktritt Manfred Hättichs vom Vorsitz der DVPW im Frühjahr 1983 vollzogenen Neugründung speiste sich gewiss aus einer ganzen Reihe von Motiven, die jenseits von oft kolportierten persönlichen Verletzungen⁶⁴ sowohl auf die Nachwirkungen der ideologischen Konfrontationen in den 1970er Jahren, aber auch auf durch die Professionalisierungsdebatte in den 1980er Jahren zurück- und vorgeifende und sehr kontroverse Artikulationen des inhaltlichen und methodischen Selbstverständnisses der Disziplin, auf einen seit

63 Vgl. dazu Hans-Hermann Hartwich. *DVPW in den Jahren der Krise*; Arno Mohr 2003. Die Entwicklung der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft in den vergangenen 20 Jahren – Schlaglichter, in Jürgen W. Falter & Felix W. Wurm. *50 Jahre DVPW*, 99-134; Wilhelm Bleek 2001. *Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland*, München; Göttrik Wewer, *Hans-Hermann Hartwich*.

64 Vgl. neben den in der Fußnote zuvor genannten Arbeiten dazu auch Manfred Hättich 2003. Die Abspaltung von der DVPW, in Jürgen W. Falter & Felix W. Wurm. *50 Jahre DVPW*, 135-136.

den frühen 70er Jahren stetig gewachsenen ordinariellen Unmut über eine neue, sich vor allem auf die Integration des Mittelbaus richtende Mitgliedspolitik ebenso zurückgingen wie sie sich an der Frage der Wahl der Fachgutachter bei der DFG und damit an Fragen der Kontrolle der DFG-Forschungsausgaben entzündeten. Ganz wie das Thema des Berliner Kongresses (»Gesellschaftliche Probleme als Anstoß und Folge von Politik«) es wollte, bestand die Leistung Hans-Hermann Hartwichts, als er zunächst kommissarisch und dann als 1983 gewählter und 1985 wiedergewählter Vorsitzender die Leitung der DVPW für insgesamt fünfzehn Jahre übernahm, vor allem darin, die Folgen sich kumulierender Problemlagen in einen Anstoß für eine innere Reform des Verbandes und des Faches und so eine Krisensituation in ein Lehrstück darüber zu verwandeln, wie diese Situation durch eine, wie Arno Mohr notiert, »Politik des kalkulierten ›Jetzt erst recht‹, hinter der ein echter Wille zur inneren Reform gestanden hat, aufgefangen, produktiv verarbeitet und letztlich gemeistert worden ist«. ⁶⁵ Maßgeblich für diesen Effekt war, dass Hartwich es verstand, diese Konstellation zum Anstoß einer strategisch höchst wirkungsvollen Fokussierung auf die drei Problembereiche Forschungsförderung, Studienreform und Selbstverständnisdebatte zu nehmen und diese organisatorisch unter Rückgriff auf den Forschungsausschuss sowie den »Ständigen Ausschuss für Lehre und Studium« in die 1982 von der KMK gebildeten überregionalen Studienreformkommissionen einerseits wie in die koordinierte Wahl der DVPW Fachgutachter 1984 so zu kanalisieren, dass die vier professoralen Mitglieder der KMK-Fachkommission »Politikwissenschaft/Soziologie« mit Manfred Hättich, Thomas Ellwein, Michael Th. Greven und Hans-Hermann Hartwich durch die Politikwissenschaft gestellt wurden, während es andererseits gelang, den forschungsstrategisch wichtigen Einfluss der DVPW über die Fachgutachterwahlen der DFG mit Fritz W. Scharpf, Franz Nuscheler, Carl Böhrer, Winfried Steffani, Udo Bermbach und Michael Th. Greven sehr eindeutig abzusichern. ⁶⁶ Im Ergebnis der Arbeit der Studienreformkommission konnte so ein Konsens bezüglich der Minimalanforderungen an ein politikwissenschaftliches Studium erreicht und stabilisiert werden, der fünf Teilbereiche in Form der Verabschiedung einer entsprechenden Empfehlung 1986 festschreiben konnte: Politische Theorie und Politische Philosophie, Methoden, das politische System der Bundesrepublik Deutschland, Analyse und Vergleich politischer Systeme, schließlich Internationale Beziehungen und Außenpolitik. ⁶⁷

Diese nach außen erfolgreiche Festigung der Politikwissenschaft als anerkanntes Universitätsfach bedurfte freilich – und die diesbezüglichen Anstrengungen bildeten gleichsam die dritte Säule der Strategie Hartwichts – einer Vermittlung

65 Arno Mohr. *Die Entwicklung der DVPW*, 132.

66 Vgl. Hans-Hermann Hartwich. *DVPW in den Jahren der Krise*, 36, 41.

67 Vgl. Arno Mohr. *Die Entwicklung der DVPW*, 121.

auch nach innen. In dieser Richtung erwiesen sich wiederum zwei Elemente als entscheidend: Einerseits die bereits von Ellwein in seiner Zeit als Vorsitzender angestrebte und ab 1984 sich vollziehende Bildung von Sektionen⁶⁸ und andererseits mit den Symposien des Vorsitzenden die Erfindung einer neuen Form der innerverbandlichen Selbstverständnisdebatte, als deren Ergebnis man »eine Art Durchbruch zu einer neuen Kollegen-Kooperation innerhalb der DVPW«⁶⁹ annehmen kann und deren Ziel Hartwich selber so umrissen hat: Vor allem mit dem Symposium von 1984 in Hannover zu dem Thema »Das Selbstverständnis der Policy-Forschung und ihr Verhältnis zu den Grundfragen der Politikwissenschaft« ging es ausdrücklich »um das Grundproblem, gleichsam auf der Höhe der Zeit Politikwissenschaft in Lehre und Forschung zu betreiben und dennoch die Wurzeln des Fachs nicht aus den Augen zu verlieren«.⁷⁰

Rainer Schmalz-Bruns war bis zu seinem Tod im März 2020 Professor für Politische Ideengeschichte und Theorien der Politik an der Leibniz-Universität Hannover. Er hat an der Universität Hamburg Politikwissenschaft studiert, 1986 mit einer Arbeit zur *Praxistheorie im Widerstreit* promoviert und sich 1994 mit einer Studie zur *Reflexiven Demokratie* habilitiert.

Empirische Kriegsforschung mit sozialtheoretischem Tiefgang. Klaus Schlichte über Klaus Jürgen Gantzel und die Hamburger Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung

Die Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) war seit den 1980er Jahren ein zentraler Pfeiler der Hamburger Politikwissenschaft. Seit ihrer Gründung durch Klaus Jürgen Gantzel (*1934) gehörten die akademische Aufarbeitung und politische Bekämpfung von Kriegsursachen zu den wichtigsten Arbeitsgebieten des Forschungszusammenhangs.

Es soll kein Nachruf sein, auch wenn es um die Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung nicht gut bestellt ist. In diesem Jahr wird sie vierzig Jahre alt und schon jetzt hat sie Chancen, als längste Lehrveranstaltung der Welt in die Annalen der Wissenschaft einzugehen. Mit »Bologna« sah es schon vor Jahren so aus,

68 Die 1984 auf Betreiben Udo Bernbachs gebildete Sektion für »Politische Theorien und Ideengeschichte« mag hier als Beispiel auch deshalb dienen, weil es ihr erfolgreich gelang, die im »Grauen Plan« der DFG enthaltene Anregung zur Einrichtung von Schwerpunktbereichen mit der Etablierung des Schwerpunktprogramms zur »Theorie politischer Institutionen« erfolgreich aufzugreifen und so auch das Forschungsprofil der für die politikwissenschaftlichen Lehre konstitutiven Teilbereiche des Fachs entscheidend zu fördern.

69 Hans-Hermann Hartwich. *DVPW in den Jahren der Krise*, 42.

70 Ebd., 41.

als hätte ihr letztes Stündlein geschlagen, aber dank Unterstützung aus dem Institut für Politikwissenschaft und der freiwilligen Zusatzarbeit vieler Politikwissenschaftlerinnen in Hamburg hat sie den Anschlag auf die forschende Lehre überstanden, den die Gleichmacherei der Bologna-Reform bedeutete.

Als durchlaufende Veranstaltung der »forschenden Lehre« wurde sie 1981 vom jetzigen Emeritus Klaus Jürgen Gantzel geschaffen. Um zu verstehen, was die AKUF war und ist, führt kein Weg um die Hauptperson herum:

Klaus Jürgen Gantzel, 1934 in einer Kaufmannsfamilie in Köln geboren, kam 1975 an die Universität Hamburg, um den Lehrstuhl »Internationale Beziehungen« zu übernehmen. Er gehört zu der Generation von Politikwissenschaftlerinnen, die den Zweiten Weltkrieg selbst erlebt haben. Und er erzählte davon im »Grundkurs I« im damaligen Diplom-Studiengang, in einer Sitzung, die »Der Prof zum Anfassen« hieß und die Idee von Bourdieus *Ein soziologischer Selbstversuch* vorwegnahm. Gantzel setzte darin seine wissenschaftliche Entwicklung in Beziehung zu seiner Biographie. Die brennenden Städte der letzten Kriegsmonate spielten darin offenbar eine prägende Rolle. Sein erstes Studium zum Diplom-Kaufmann genügte ihm in den 1960er Jahren nicht mehr, sein Interesse für die Politikwissenschaft war Teil einer allgemeinen Politisierung der Bundesrepublik. Mit Dieter Senghaas (*1940), Ekkehart Krippendorf (1934-2018), Gilbert Ziebura (1924-1913) und vielen anderen war Gantzel Teil der in der deutschen Politikwissenschaft starken Fraktion von Antimilitaristinnen und Friedensbewegten, die in den 1960er Jahren politisiert wurden und als liberale Linke zu Professorinnen wurden. Besonders in der auch heute noch aktiven »Arbeitsgemeinschaft Friedens- und Konfliktforschung« (AFK) hat sich diese Tradition nachhaltig in den deutschen Sozialwissenschaften verankert. Im Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH) und in der Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) in Frankfurt a.M. hat diese Forschungsrichtung zugleich große Forschungsinstitute entwickelt.

Das Thema Krieg stand schon im Mittelpunkt von Gantzels Werk, als er nach Hamburg kam. *System und Akteur*, seine Habilitationsschrift von 1972, ist eine Kritik der gängigen Theorien der Kriegsursachen. Auch ein Sammelband über die Ursachen des Ersten Weltkriegs stammt aus dieser Zeit. In den Folgejahren entstanden aber auch Werke zu anderen Themen, so zum Beispiel Beiträge zum Kolonialismus, zur Geschichte des Hamburger »Instituts für Internationale Angelegenheiten« – hervorgegangen aus dem 1923 gegründeten »Institut für Auswärtige Politik« in Hamburg, eines der ersten Friedensforschungsinstitute weltweit. Dieses Institut leitete Gantzel bald, zusammen mit dem Völkerrechtler und späteren Wissenschaftssenator und Zweiten Bürgermeister Hamburgs Ingo von Münch.

Der Haupteffekt von Gantzels Wirken am Institut für Politikwissenschaft war jedoch ein anderer: Durch ihn entstand die einmalige Kombination von empirischer Kriegsforschung mit sozialtheoretischem Tiefgang. Gantzel brachte schon

1975 ein internationales Netzwerk mit anderen Kriegsursachenforscherinnen mit, das jenseits methodischer Dogmen und politischer Grenzen funktionierte. David Singer (Ann Arbor, Michigan), Peter Wallensteen (Uppsala) und besonders der Ungar Istvan Kende gehörten dazu.

Die Zusammenarbeit mit Kende war am folgenreichsten: Dass ein Dozent aus dem kommunistischen Ungarn als Gastprofessor an der Universität Hamburg unterrichtete, zeugte nicht nur von der Liberalität der Universität, sondern zog auch Studierende an, die sich für die Kriegsursachenforschung zu interessieren begannen. Von Kende stammt auch die Kriegsdefinition, die die Arbeit der Hamburger Kriegsursachenforscher vom Mainstream bis heute unterscheidet: Statt einer quantitativen Grenze von immer umstrittenen Opferzahlen und der Beschränkung auf zwischenstaatliche Gewalt schlug Kende eine qualitative Kriegsdefinition vor, die viel weitreichendere Beobachtungen möglich machte und auch innerstaatliche Kriege umfasste. Krieg war bei Kende als bewaffneter Massenkonflikt definiert, bei dem nur einer der Konfliktbeteiligten ein staatlicher Akteur sein musste, solange die Gegner mit erkennbarer Strategie und kontinuierlich operierten. Für rigide Methodenlehrerinnen ist das ein Gräuel, aber bei etwa 220 Kriegen nach 1945 waren über die Jahre Diskussionen über Zweifelsfälle möglich.

Die AKUF konnte mit dieser sehr offenen Definition das globale Kriegsgeschehen viel angemessener erfassen und beschreiben. Dadurch wurde schon bei Kende etwas sichtbar, was in der Kriegsforschung später unter der Bezeichnung »Neue Kriege« für eine Neuheit gehalten wurde. Kende und die AKUF wussten bereits in den 1980er Jahren, dass der innerstaatliche Krieg nach 1945 der dominante Typ war.

Die AKUF konnte auch früh zeigen, dass die westlichen Staaten als Interventionen daran auch schon vor dem Ende des Ost-West-Konflikts heftig beteiligt waren und es bis heute über ihre Interventionen sind. Und in der AKUF war durch die schnell wachsende regionale Expertise auch schnell klar, dass man den Formeln von »Neuen Kriegen«, »transnationalem Terrorismus« und »Staatszerfall« ebenso kritisch gegenübertreten musste wie den früheren Simplifizierungen, als alle Kriege Afrikas, Asiens oder Lateinamerikas nur als »Stellvertreterkriege« der Supermächte angesehen wurden, ohne die massiven sozialen Verwerfungen in ihrer kriegsursächlichen Wirkung zu erkennen.

Gantzels Gespür für kreative Forscherinnen und seine Liberalität zogen schnell junge Leute an, die mit ihm die kritische Friedensforschung betrieben. Sie erreichten, dass der DFG-Sammelschwerpunkt für Publikationen zur »Friedens- und Konfliktforschung« an der Universität Hamburg angesiedelt wurde. Und sie füllten mit Gantzel die »Forschungsstelle Kriege, Rüstung und Entwicklung«, die als Dach für eine Reihe von Drittmittelprojekten zu Militarisierungsdynamiken, zu Fragen der Außenpolitik und zur kritischen Rüstungsforschung diente. Peter Lock, Ulrike Bor-

chardt, Michael Brzoska und Volker Böge waren Hauptträgerinnen dieser umfangreichen Forschung.

Sicher mehr als hundert Examensarbeiten und mehrere Dutzend Promotionen sind in diesem Umfeld entstanden, und 1992 wurde Klaus Jürgen Gantzel zum ersten Preisträger des neugeschaffenen »Fischer-Appelt-Preises« der Universität Hamburg für besondere Verdienste in Forschung und Lehre.

Im »Medium der solidarischen Kritik« (O-Ton Gantzel) diskutierte die AKUF alle zwei Wochen neue bewaffnete Konflikte. Jeder Fall wurde einer eingehenden Diskussion unterzogen, die gründliche Recherche in mehreren Sprachen zu einem solchen Fall war der Initiationsritus für Neumitglieder. Nicht ein bloßer numerischer Wert, sondern die genaue inhaltliche Auseinandersetzung mit jedem Konflikt wurde durch die qualitative Definition Kendes erforderlich. Die Daten, die Gantzel mit Mitarbeiterinnen 1986 und 1995 über das Kriegsgeschehen nach 1945 veröffentlichte, standen deshalb auf einer viel breiteren Basis als die der Kolleginnen, die in Uppsala oder Ann Arbor an anderen Kriegsdatensätzen arbeiteten.

Und noch etwas anderes zeichnete die AKUF aus: Sie war nicht bloße Datenhuberei, sondern ein Ort der Theoriediskussion. Von Jens Siegelberg stammte der wohl wichtigste Beitrag dazu, der an Gantzels Weltgesellschaftsansatz anknüpfte. Siegelberg schlug vor, die Geschichte von Kapitalismus und Kriegsgeschehen zu parallelisieren, historische Differenzierungen einzuführen und ein sachlogisches Modell ursächlicher Prozesse zu entwickeln.⁷¹ Zahlreiche Arbeiten mit regionaler Differenzierung dieser Prozesse schlossen sich an. Die Orientierung an einer historischen Soziologie der Politik, die sich von Karl Marx und Pierre Bourdieu ebenso informieren lässt wie von Max Weber, Hannah Arendt oder Norbert Elias, hat sich in der AKUF auch weit über Gantzels Emeritierung (1999) und Siegelbergs Weggang von der Universität Hamburg erhalten.

Die Bologna-Reform mit ihrer stark verschulenden Umsetzung in Deutschland brachte die AKUF schon in den Nullerjahren in Bedrängnis, aber durch viel Engagement und auch unbezahlte Arbeit erhielt sich wenigstens der jährliche Bericht über das globale Kriegsgeschehen bis 2017 am Leben. Mehrjährige Lehrveranstaltungen mit flexiblen Aufgaben und thematisch wechselnden Diskussionen stehen der Projektlogik der Wissenschaftspolitik und den kurz getakteten Studienverläufen in Modulen eher entgegen. So ist es erstaunlich, dass sich die AKUF auch noch über zwanzig Jahre nach Gantzels Emeritierung erhalten kann.

Zugleich wirken Gantzel und die AKUF bis heute: Mehrere Generationen von Forscherinnen sind aus dieser »forschenden Lehre« hervorgegangen und arbeiten heute im In- und Ausland an Universitäten und Forschungseinrichtungen, die

71 Jens Siegelberg 1994. *Kapitalismus und Krieg. Eine Theorie des Krieges in der Weltgesellschaft*, Münster.

meisten immer noch auch zu Fragen von Krieg und Frieden. Aus dem Arbeitszusammenhang der AKUF ist so ein internationales Netzwerk von Wissenschaftlerinnen entstanden, die eine kritische, soziologisch-historisch orientierte Politikwissenschaft vertreten und mit weit differenzierter regionaler Expertise zu allen Weltregionen u.a. in Odense (Dietrich Jung), Oslo (Kirsti Stuvøy), Durham (Jutta Bakonyi), Prag (Jens Siegelberg), Monrovia (Felix Gerdes), Brüssel (Stephan Hensell), Aberystwyth (Berit Bliesemann) und Melbourne (Volker Böge) lehren und forschen.

Forschende »Ex-AKUF«-Mitglieder findet man aber auch an der Führungsakademie der Bundeswehr (Philipp Münch), in Bremen (Klaus Schlichte), Essen (Karen Jaehrling) und in Hamburg (Sabine Kurtenbach). Unzählige andere frühere Mitglieder der AKUF sind für internationale Organisationen, in Dokumentationsabteilungen, in Ministerien oder in der Erwachsenenbildung tätig.

Die Bildung solch produktiver und langfristig angelegter Forschungszusammenhänge wie die AKUF zu thematisch konzentrierter Forschung wird von der deutschen Wissenschaftspolitik heute eher unterbunden als gefördert. Die Projektlogik sorgt für Kurzfristigkeit, und die Exzellenzinitiative konzentriert die Mittel auf wenige Plätze statt in der Breite für pluralistische Forschung zu sorgen. Gegenwärtig entdeckt man die Form des »Forschungsseminars« an den deutschen Universitäten gerade wieder, nachdem man sie mit den Bologna-Reformen unmöglich gemacht hatte. Ob das »die AKUF« wiederbelebt, ist ungewiss.

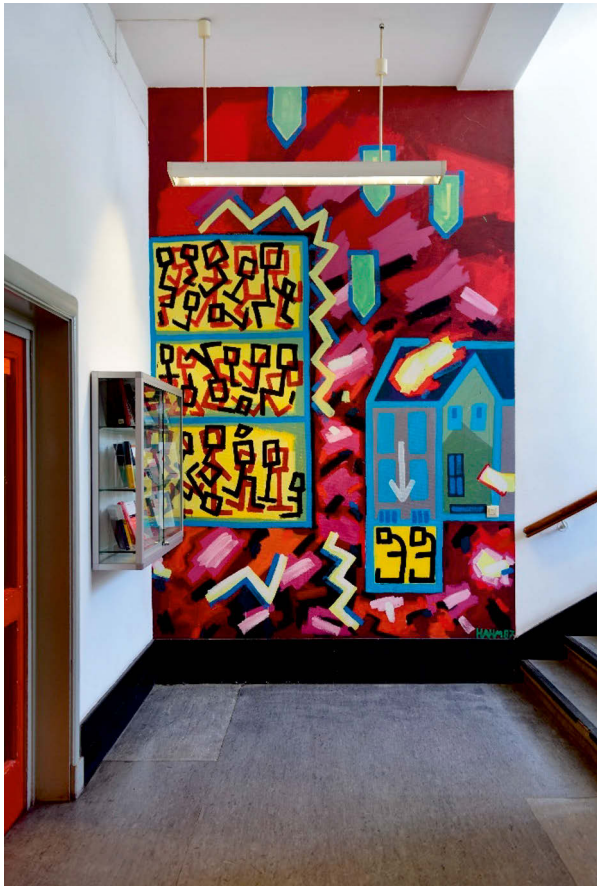
Klaus Schlichte ist seit 2010 Inhaber des Lehrstuhls »Internationale Beziehungen: Politik in der Weltgesellschaft« am Institut für Interkulturelle und Internationale Studien an der Universität Bremen. Von 1985 bis 1992 studierte Schlichte Politikwissenschaft, Philosophie, Afrikanistik und Volkswirtschaftslehre an der Universität Hamburg. In den 1990er Jahren war er wissenschaftlicher Mitarbeiter von Klaus Jürgen Gantzel.

Erinnerungskultur in Bildern.

Christina Kuhli über Constantin Hahms Wandgemälde im Pferdestall

In seiner über 100-jährigen Geschichte ist der *Pferdestall*, das Gebäude der Hamburger Sozialwissenschaften am Allende-Platz 1, von den Entwicklungen der Zeit geprägt worden. Die Spannung von Krieg und Vernichtung jüdischen Lebens einerseits und Bildung, Wissenschaft und Aufklärung andererseits sind in seine Grundfesten eingeschrieben – nicht zuletzt aufgrund der Kunst von Constantin Hahm (*1945). Die Wandgemälde von Hahm, die seit 1988 im ganzen Gebäude zu sehen sind, be- und verarbeiten das Verhältnis von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft.

Wandgemälde im 2. Stock des Allende-Platz 1



Reinhard Scheiblich & Karin Plessing

Bunte, knallige Farben, comichafte Figuren und Szenerien, Schrift und Formeln – wer durch das Treppenhaus des Pferdestalls geht, nimmt mit flüchtigem Blick im Vorbeieilen vor allem diese einfache, plakative Gestalt der bemalten Wände wahr. Doch der norddeutsche Künstler Constantin Hahm, der die Bilder von 1985 bis 88 schuf, transportiert damit noch viel mehr – geht es doch um nichts weniger als um die künstlerische Bewusstmachung des Ortes, der in den letzten gut 100 Jahren zu einem besonderen Teil der Universitäts- und Stadtgeschichte geworden ist.

Von der bewegten Geschichte des Pferdestalls lässt die trutzige Fassade zunächst wenig erahnen. Die aufmerksame Beobachterin wird vielleicht auf das Re-

lief mit einer Kutsche über dem Eingang im Mittelrisalit aufmerksam, das auf die ursprüngliche Bestimmung des Baus hinweist: 1908 wurde der nicht von ungefähr so benannte Pferdestall für den Fuhrunternehmer J. A. Schlüter als Pferde- und Droschkengebäude erbaut. Der technische Fortschritt machte die Pferdestärken später für Bugatti-Sportwagen dienstbar, die im Pferdestall für eine kurze Zeit verkauft wurden. Als schließlich die Hamburgische Universität das Gebäude nach Umbauten im Wintersemester 1929/30 bezog, blieb zumindest der Name erhalten – bis heute. Die Adresse – ehemals Bornplatz, heute Allende-Platz – markiert durch die Umbenennung hingegen die tiefgreifenden Veränderungen, die in der Folge die Geschicke des Gebäudes ebenso wie die der Universität bestimmen sollten.

Während der Weimarer Republik wurde die junge und bald schon renommierte Universität auch von vielen jüdischen Wissenschaftlerinnen geprägt. Nicht zuletzt auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften, aber auch auf dem der Germanistik, der Psychologie und Erziehungswissenschaften arbeiteten herausragende Persönlichkeiten – Ernst Cassirer (1874-1945), William Stern (1871-1938) und Agathe Lasch (1879-1942) etwa waren mit ihren Instituten im Pferdestall untergebracht. Doch mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 endeten bald die wissenschaftlichen Karrieren der jüdischen Universitätsangehörigen. Sie erhielten Berufsverbot, wurden ins Exil getrieben oder deportiert. Nicht nur die Menschen wurden vertrieben, auch baulich verschwand ein Teil der jüdischen Identität, als die Hauptsynagoge Hamburgs in unmittelbarer Nähe zum Pferdestall in der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November schwer beschädigt und schließlich 1939-40 abgerissen wurde. Der Keller des Pferdestalls diente im Zweiten Weltkrieg der »nicht-arischen« Bevölkerung als »Schutzraum«. Der massiv gebaute Bunker gegenüber – auch er ist heute Teil der Universität – war hingegen den »arischen« Bürgerinnen vorbehalten.

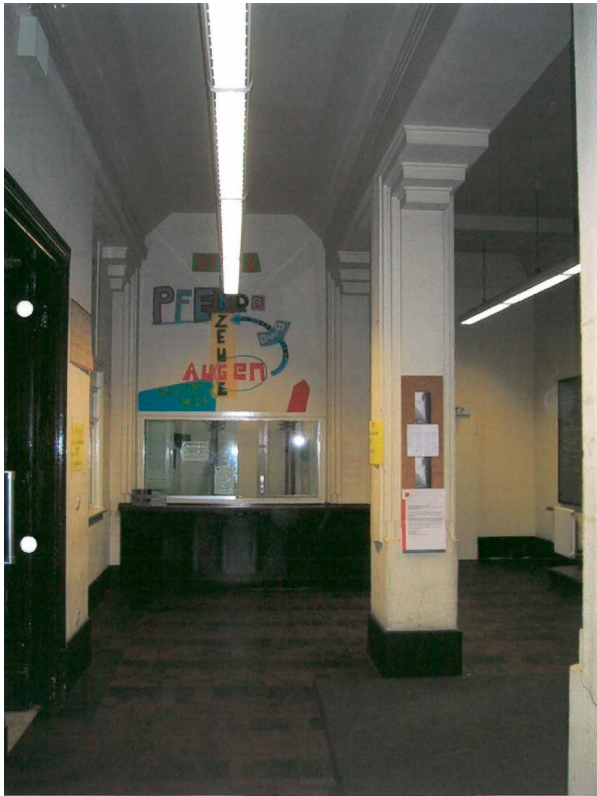
Mit dem 1988 von Margrit Kahl gestalteten Bodenmosaik, das Grundriss und Deckenspiegel der Synagoge nachzeichnet sowie der Umbenennung des Platzes in Joseph-Carlebach-Platz (nach dem letzten Hamburger Oberrabbiner zur Zeit des Nationalsozialismus) wurde eine Erinnerung an die Präsenz der jüdischen Kultur im Außenraum geschaffen. Im Pferdestall regte der Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften zur selben Zeit die Bewusstmachung der mit der Universität so eng verbundenen Geschehnisse an.

Doch der Künstler bleibt nicht bei einem ästhetisch gestalteten Gedenken an die Zeit des Nationalsozialismus. Er thematisiert vielmehr auch zukunftsgerichtet »Grundfragen des menschlichen Lebens, Handelns und Denkens«. ⁷² Wie häufig in

72 Olaf Matthes 2000. Momentaufnahmen von Geschichte und Gegenwart bei Constantin Hahm, in Jörgen Bracker. *Constantin Hahm, Das Tor zur Welt, Ausst.-Katalog Museum für Hamburgische Geschichte*, Hamburg, 7-10.

seinem Werk arbeitet er mit kräftigen Farben und Formreduzierungen, um historische Ereignisse Hamburgs in Bildern umzusetzen. Diese Qualität hat auch die Kunstkommission der Kulturbehörde überzeugt, dem an der Hochschule für bildende Künste Hamburg ausgebildeten Hahn den Auftrag für die Gestaltung von sechs Flächen im Treppenaufgang und in den Treppenabsätzen auf drei Stockwerken des Pferdestalls zu übertragen.

Wandgemälde über der ehemaligen Pförtnerloge



Reinhard Scheiblich & Karin Plessing

Wer den Pferdestall heute betritt, erlebt allerdings gleich eine kleine Enttäuschung – die kleinste Arbeit, die ehemals in der Eingangshalle über der Pförtnerloge angebracht war, ist nach Umbauten nicht mehr zu sehen. Alte Aufnahmen und eine Beschreibung im Inventar der Kunstwerke der Hamburger Universität von 1991 ermöglichen zumindest eine Vorstellung dessen, was zu sehen war: ein kreuzwortähnliches Diagramm bestehend aus Begriffen wie »Fahrzeuge«, »Stall«,

»Pferde« und »Universität«⁷³ – eine Kurzform der unterschiedlichen Nutzung des Gebäudes also.

Im Aufgang zum ersten Obergeschoss fällt der Blick dann auf ein graues Haus und einen Kinderwagen, in dem ein Säugling liegt. Zwei Bomben werden von einem Flugzeug auf sie abgeworfen. Das Blau des Himmels kontrastiert mit dem Rot des Bodens, die leuchtenden Buntfarben mit der Kriegsszenerie. Die so erfolgte »Einstimmung« auf die Geschehnisse des Gebäudes wird im Treppenabsatz des ersten Obergeschosses wieder gebrochen. Der obere Wandabschnitt stellt mit seinen formelhaften Zeichen Bezüge zum wissenschaftlichen Arbeiten im Pferdestall her: Unter einem Wurzelzeichen, in eckigen Klammern und mit Rechenzeichen verbunden, sind Elemente des Alltags dargestellt: eine Flasche, ein Glas, ein kopflos laufender Mensch, ein Eierbecher mit Ei, ein Blumentopf mit Pflanze, ein Büstenhalter auf einem Bügel und ein Hemd. Die Formalisierung und Optimierung des Alltags mag dabei als ein speziell auf die Sozialwissenschaften gemünztes Thema gemeint sein.

Mit dem Gang in das zweite Obergeschoss ändert sich die Thematik erneut, diesmal ist eine Kriegsszene zu sehen. Diesmal vermittelt Hahn recht konkret die Situation des Pferdestalls während des Zweiten Weltkrieges, indem er zwei Gebäude umrisshaft einander gegenüberstellt.

Im linken Gebäude drängen sich viele Figuren auf mehreren Etagen. Zackige Linien um das Gebäude herum wirken wie ein Schutzschild, das die Bomben abhält, die vom Himmel herabfallen. Sie fallen auf das rechte Gebäude und bis in den Keller, in dem nur zwei Figuren kauern. Ein Pfeil weist deutlich auf sie hin und betont damit den unzureichenden Schutz, dem ein Teil der Bevölkerung just im Pferdestall ausgesetzt war. Rot-, Gelb- und Schwarztöne suggerieren Feuer, Rauch und Blut.

Im zweiten Stockwerk, im Seminarraum 250, befindet sich das größte von Hahns Werken im Pferdestall. Hier sind die Sphären von Krieg und Wissenschaft nicht mehr durch unterschiedliche Raumebenen voneinander getrennt, sondern gehen in einer kontinuierlichen Erzählung entlang der Wände ineinander über. Zunächst fällt der Blick auf Roboter- oder Computermännchen und den Schriftzug »Aktion«. Daneben sitzen drei Figuren an einem Tisch, zwei weitere tragen eine Wurzel als Hemd – das bekannte Zeichen aus dem Treppenflur im ersten Obergeschoss. Die Gruppe, die an eine Seminarsituation erinnert, ist in Richtung eines großen sprechenden Kopfes gerichtet. Es folgen ein weiterer Schriftzug – »Reizung« – und zwei eckige Figuren, die eine starr stehend, die andere mit gehobenem Arm und angewinkeltem Bein wie zum Sprung bereit. Dieser Sprung

73 Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Hamburg 1991. *Kunst an der Universität Hamburg. Ein Inventar*, Hamburg, 43–48, 43.

markiert auch einen Wechsel der Bildthematik, denn was folgt, sind wiederum in Bildzeichen abstrahierte Darstellungen des Krieges.

Wandgemälde in Raum 250



Reinhard Scheiblich & Karin Plessing

Zunächst fällt ein Panzer auf, dessen Bomben noch nicht abgefeuert sind. Er steht hochkant, »weil das die einzige Art ist wie ein Panzer stehen sollte, nämlich mit dem Geschützrohr in der Erde. Da kann der Panzer kaum Unheil anrichten«. ⁷⁴ Dennoch überfährt er ein Haus, dessen Trümmerteile plastisch auf der Wand aufgebracht sind. Somit ragen diese Teile aus der ansonsten flachen Bildebene heraus und gehen die Betrachterinnen direkt an. Doch verunsichert nicht nur diese physische Erweiterung der Bildebene, auch durch die ungewöhnliche Raum- und Bildperspektive fühlt sich die Betrachterin direkt angesprochen und ist zugleich irritiert. Die fliegenden Trümmerteile zwingen auch eine riesige Bildfigur in die Knie, die mit einem über den Kopf erhobenen Gewehr den Eindruck der Gegenwehr erzeugt. Bomben, die aus einem Flugzeug abgeworfen werden und eine Kriegsmaschine, die von einem wie gefangen wirkenden Männchen gesteuert wird, lassen diesen Kampf allerdings fast aussichtslos erscheinen – das vorläufige Ende der Geschichte markiert ein weißer Streifen mit einem roten Kreuz und zwei schwarzen Grabkreuzen. Doch lässt Hahm den Kreislauf nicht ganz so düster enden.

74 Schriftliches Interview mit dem Künstler Constantin Hahm.

Über der Tür des Raumes lassen Hammer und Ziegelsteine auf den Wiederaufbau und damit auf eine Zeit nach dem Krieg hoffen. Blickt man nun erneut auf die erste Wand, kommt der Seminarsituation eine tiefere Bedeutung zu – die Mahnung, die Geschichte und ihre Folgen nicht zu vergessen und an einer friedlichen, durch Wissen und Aufklärung geprägten Gesellschaft mitzuwirken. Zugleich vermittelt der Kontrast der Themen das Privileg des Studiums, in einer friedlichen Zivilgesellschaft am wissenschaftlichen Diskurs teilnehmen zu können.

Die Bedingungen freier geistiger Entfaltung, die zugleich Thema sozialwissenschaftlicher Studien sind, thematisiert schließlich auch das sechste Bild im Treppenflur des dritten Obergeschosses. Ein riesiger Mund wird gefüttert, während eine Familie am Esstisch die Forderung nach »Brot« durch den Schriftzug artikuliert. Durch dessen Farbgestaltung – das »B« ist in Weiß, die restlichen Buchstaben sind in Rot wiedergegeben – erhält die vermeintlich simple Darstellung nicht nur einen spielerischen, sondern auch einen sozialpolitischen Impetus.

Die Wandmalereien Constantin Hahms wirken durch ihre einfache Bildsprache leicht verständlich und sind doch nicht leicht oder eingängig. Dem flüchtigen Blick, der dem Hinauf- und Hinabgehen in den Treppenhäusern zu eigen ist und dem der bildliche Ausdruck entgegenkommt, stellt der Künstler Irritationsmomente gegenüber. Auch wenn man die Geschichte des Pferdestalls nicht kennt und sich vielleicht sogar an Graffiti zur Verschönerung von Schulräumen erinnert fühlt, bleibt das Spiel mit der Erinnerung, dem Erinnern im Alltag und dem Umgang mit der eigenen Geschichte an diesem historischen Ort präsent. Nicht zuletzt dank der sehr aktiven Fachschaft der Sozialwissenschaften ist der Pferdestall aber auch und vor allem ein lebendiger Ort, an dem man sich in Forschung und Studium mit politischen und sozialen Fragen auseinandersetzt, um auch geschichtsbewusste Zukunftsmodelle entwickeln zu können. Eine passende bildliche Rahmung mögen Hahms Wandmalereien auch heute noch geben.

Christina Kuhli war bis 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg. Sie hat 2012 mit einer Arbeit über Giorgio Vasaris Viten an der Universität Frankfurt a.M. promoviert, war Postdoc im SFB 948 »Helden, Heroisierungen und Heroismen« an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und ist seit 2016 an der Universität Hamburg, wo sie u.a. die Kunstwerke der Universität betreut.

Distanzierte Annäherung.

Peter Niesen zu Jürgen Habermas' Hamburger Ehrendoktorwürde 1989

Jürgen Habermas (*1929) ist emeritierter Professor für Philosophie an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. Zu seinen Hauptwerken zählen die *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981), *Faktizität und Geltung* (1992) und *Auch eine Geschichte der*

Philosophie (2019). Habermas ist 1961 in Marburg mit seiner Arbeit zum *Strukturwandel der Öffentlichkeit* in Politikwissenschaft habilitiert worden; die Initiative zur Verleihung der Ehrendoktorwürde des damaligen Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg 1989 ging vom Institut für Politische Wissenschaft aus.

Bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels im Jahr 2001 dankte Jürgen Habermas seinem Laudator Jan Philipp Reemtsma für dessen nicht unkritische Bemerkungen und äußert sich erleichtert über das geglückte Wagnis, das eine Laudatio aus der Distanz immer darstelle. Als ihm am 25. Mai 2019 von den beiden Herausgeberinnen Amy Allen und Eduardo Mendieta das *Cambridge Habermas Lexicon* überreicht wurde, lobte er das Projekt, da es nicht von Schülerinnen oder engen Weggefährtinnen konzipiert worden, sondern aus kritischer Distanz heraus entstanden sei. Auch in der Dankesrede, die Habermas anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg im Jahr 1989 gehalten hat, spielt das Motiv der kritischen Distanz eine tragende Rolle.⁷⁵

Tatsächlich distanziert sich Habermas nicht weniger als dreimal, bevor er sich endlich in die mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde ausgedrückte Anerkennung schickt. Zunächst distanziert er sich von der Form der Ehrung als solcher, die ihm angesichts eines historisch kompromittierten Ehrbegriffs zutiefst suspekt erscheint. Gerade an derjenigen Universität, »wo man vor 20 Jahren den Muff unter den Talaren entdeckte«, bestehe die Gefahr, dass die Verleihung einer Ehrendoktorwürde als verbrauchtes Ritual erscheine. Mit der Ablehnung diskreditierter Ehrpraktiken gehe aber, so Habermas, keineswegs einher, dass die bleibende Bedeutung ritualisierten Sprechens entfallen müsse. Es wäre voreilig, in dieser positiven Bezugnahme auf rituelle Kommunikationsformen bereits spätere Debatten über Rationalitätspotenziale, die in religiöser Sprache verkapselt sind,⁷⁶ angelegt zu sehen. Das Ritual der akademischen Ehrung hat hier, wie wir sehen werden, eine andere, funktionale Bedeutung.

Im nächsten Schritt macht Habermas auf die Distanz zwischen dem Sinn von Wissenschaft als Ort anhaltender kritischer Auseinandersetzung und dem entgegengesetzten Moment der Ehrung aufmerksam, ganz als ob diese den Geehrten gegen Kritik in Schutz nehme. Weil das Wissenschaftssystem »auf die Bestreitung von Aussagen, aufs Widersprechen spezialisiert« sei, könne akademischer Bestandsschutz qua Ehrung in einem Milieu, das sich der anhaltenden Überprüfung verschrieben hat, keinen Platz haben. Die Dankesrede spiegelt hier Habermas' lebenslange und vorrangige Loyalität gegenüber der Universität als einem System,

75 Die komplette Dankesrede von Jürgen Habermas ist verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/niesen-retrospektive-habermas-ehrendoktor/>.

76 Jürgen Habermas 2001. *Glauben und Wissen*, Frankfurt a.M.

das sich in Kritik und Metakritik erneuert und das der modernen Gesellschaft Zerrissenheit und Dissens, nicht aber monothematische Geschlossenheit schulde.

Die dritte ausgedrückte Distanzierung gilt schließlich der ehrenden Institution:

Aber aufs Ganze gesehen verbinden mich mit Ihrer Universität keineswegs besonders enge persönliche oder wissenschaftliche Kontakte. Das bedaure ich in der Hinsicht, aber in unserem Zusammenhang ist es nicht nur von Nachteil. Die bestehende Distanz spricht dafür, daß Sie sich bei Ihrer Entscheidung nicht von falschen Loyalitäten haben leiten lassen.⁷⁷

In der Tat gab es keine intensiven Verbindungen nach Hamburg, mit Ausnahme der engen familiären Bindungen seiner aus Nienstedten stammenden Frau Dr. Ute Habermas-Wesselhöft. Gute publizistische Kontakte bestanden damals zur Wochenzeitung *Die ZEIT*. Dass Habermas seinen berühmt gewordenen Vortrag *Eine Art Schadensabwicklung. Die apologetischen Tendenzen in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung*, der 1986 den Historikerstreit eröffnete, zunächst in der Hamburger Landesvertretung in Bonn hielt,⁷⁸ war wohl dem Zufall geschuldet. Auch das *Hamburger Abendblatt* fremdelte angesichts der Ehrung zunächst, nahm den Geehrten dann aber unter der Überschrift »Ein Mann, der radikal und redlich ist« in die ehrbare Kaufmannsgesellschaft auf.⁷⁹ Herbert Schnädelbach, seinerzeit Professor für Philosophie an der Universität Hamburg, dessen Frankfurter Habilitation Habermas nach dem Tod Adornos betreut hatte, sollte gesprächsweise den Kontakt herstellen, nachdem die Entscheidung über die Ehrendoktorwürde gefallen, aber noch nicht publik gemacht worden war.⁸⁰ In einem langjährigen Hamburger Arbeitskreis zur Politischen Theorie hatten sich u.a. Rainer Schmalz-Bruns, Frank Nullmeier, Thomas Saretzki und Udo Bernbach der *Theorie des kommunikativen Handelns* (1981) gewidmet. Später gingen daraus Publikationen, die Habermas' Werk dauerhaft für die Politikwissenschaft erschlossen, hervor.⁸¹ Der Laudator Udo Bernbach nahm aber bereits Motive von Habermas' späteren Arbeiten wie *Faktizität und Geltung*

77 Dankesrede vom 14. Dezember 1989, mit Dank für die Überlassung an das Habermas-Archiv der Goethe-Universität Frankfurt a.M.

78 *Die ZEIT* vom 11. Juli 1986. Vgl. Gunter Hofmann 1989. Denker in der Arena, *Die ZEIT* vom 16. Juni 1989.

79 *Hamburger Abendblatt* vom 15. Dezember 1989, 5; vgl. auch *Hamburger Abendblatt* vom 16./17. Juni 1989, 71.

80 Brief von Fachbereichssprecher Gerhard Ahrens an das Universitätspräsidium vom 9. Juni 1989, Universitätsarchiv. Mit Dank an Stella Lüneberg für Forschungsassistenten.

81 Rainer Schmalz-Bruns 1994. *Reflexive Demokratie*, Baden-Baden; Thomas Saretzki 1996. Wie unterscheiden sich Argumentieren und Verhandeln? in Volker von Prittwitz (Hg.). *Verhandeln und Argumentieren*, Opladen, 19–39.

(1992) vorweg, wenn er, gestützt auf die Diagnose einer »Kolonialisierung der Lebenswelt« aus der *Theorie des kommunikativen Handelns*, eine institutionenpolitische Modernisierung von Habermas' Theorie anmahnte, die einen Transfer normativer Einstellungen aus der Lebenswelt in die Systemwelt von Recht und Staat sicherstellen sollte. Er schlägt vor, Demokratie als Gegenmacht zu konzipieren, der eine »Kolonialisierung« des Systems aus der Lebenswelt heraus zugetraut werden könnte.⁸²

Erst nach der ausführlichen Vergewisserung, dass eine Ehrenpromotion noch einen Platz haben kann im 20. Jahrhundert, im Wissenschaftssystem, im Verhältnis unter Gelehrten, die einander fremd sind und bleiben sollen, nimmt der Geehrte »das Moment der Anerkennung, welches sich in dieser Urkunde materialisiert«, freudig an. Um zu verstehen, wie Habermas die dreifache Distanzierung überwindet, ist ein Hinweis auf die Schlüsselpassage seiner Rede hilfreich, auf die bereits Stefan Müller-Doohm in seiner Biografie von 2014 aufmerksam gemacht hat. So heißt es bei Habermas an die Adresse der Universität und mit Blick auf die eigene Person: »Sie zeichnen jemanden aus, dessen wissenschaftliche Position alles andere als unumstritten ist.«⁸³ Wenn Habermas sich vor allem als umstritten begreift, dann benennt er nicht nur das Risiko, dass die Hamburgerinnen sich vertan haben könnten. Er bestimmt vielmehr eine Funktion, die Ehrungen in einem wohl nachmetaphysischen, damit aber noch nicht post-rituellen Wissenschaftssystem noch haben können.

Was Habermas an der Ehrung einleuchtet, ist, dass sie sich wie ein schützen-der Panzer vor die vielfach angegriffene Person lege. Sie erneuere die Erinnerung an eine notwendige Unterstellung, die im Streit immer mitgeführt werden müsse, in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen aber keineswegs immer respektiert werde, nämlich die Unterscheidung zwischen Person und Sache: »Auch ein argumentativer Streit geht manchmal an die Nieren. In solchen Momenten kommt uns zu Bewußtsein, daß der Streit um die richtigen Aussagen nur solange, wie sich die Personen gegenseitig achten, vorbehaltlos geführt werden kann.« Im Brief an den damaligen Fachbereichssprecher Gerhard Ahrens, in dem er die ihm angetragene Ehrung annimmt, wird Habermas noch deutlicher. Er sieht die eigene Umstrittenheit geradenwegs aus einem Umstand hervorgehen, den die Hamburgerinnen in ihrer Ehrung besonders würdigen: seiner Doppelexistenz als Gesellschaftstheoretiker und öffentlicher Intellektueller. Umstrittenheit bewirke, dass man »mit den eigenen Produktionen nie ganz glücklich wird. In diesen Selbstzweifeln sieht man

82 Udo Bernbach über politikwissenschaftliche Anschlussmöglichkeiten an Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns, Ausschnitt aus der Laudatio vom 14. Dezember 1989, verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/fundstueck-bermbach-laudatio-habermas/>.

83 Stefan Müller-Doohm 2014. *Jürgen Habermas. Eine Biographie*, Berlin, 327.

sich noch bestärkt, sobald man sich als Intellektueller an öffentlichen Kontroversen beteiligt und dann die Erfahrung macht, daß sich in der politischen Öffentlichkeit die Kritik an der Sache oft [mit] der Kritik an der Person verquickt.«⁸⁴

Im Rückblick ist Habermas im Handgemenge der Kritik kaum als der zeitlose Klassiker wiederzuerkennen, als der er heute erscheint. Seine Selbstwahrnehmung steht noch im Zeichen der erbitterten Auseinandersetzungen des Historikerstreits (1986/87), dem der Streit über das Erbe der Aufklärung im *Philosophischen Diskurs der Moderne* (1985) vorangegangen war. Beide hatten Habermas massive, anhaltende Angriffe durch die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* eingetragen, die am Hochschulort Frankfurt eine hoch angespannte lokale Atmosphäre erzeugten. Andererseits hatte die Deutsche Forschungsgemeinschaft auch bereits ihrem 1986 erstmals verliehenen Leibniz-Preis Renommee zu verschaffen gewusst, indem sie unter der ersten Kohorte von Preisträgerinnen auch Habermas auszeichnete.

Die Hamburger Dankesrede zeichnet das Bild eines Wissenschaftlers, der mitten im Streit steht, der auch persönliche Angriffe einstecken muss und der zu diesem Zeitpunkt noch nicht damit rechnen kann, dass sein Werk 30 Jahre später im Kanon des philosophischen und politischen Denkens verankert sein wird. »Umso dankbarer bin ich Ihnen und Ihren Kollegen dafür, daß ich mich für einen zeremoniellen Augenblick von diesen Skrupeln entlastet fühlen darf.«⁸⁵ Vor diesem Hintergrund gewinnt die Unterwerfung unter die ihrer wörtlichen Bedeutung entkernte Zeremonie einen spezifischen Sinn. Wenn die Würdigung eine Berechtigung haben kann, dann nicht diejenige, die kritische Auseinandersetzung stillzustellen oder einen Zustand der Umstrittenheit hinter sich zu lassen. Das überlebte Ritual hat den Sinn, einen anderen Gehalt zu transportieren, der sich »direkter Rede spröde entzieht«. Es ist die Achtung vor der verletzlichen Person, die als materielles Substrat allen Auseinandersetzungen zugrunde liegt, und die durch die Ehrung als die eigentliche Produktivkraft wissenschaftlicher Innovation in Schutz genommen wird.

Peter Niesen ist seit 2013 Professor für Politikwissenschaft, insbesondere Politische Theorie, an der Universität Hamburg.

Der Hamburger »Uni-Skandal« 2004.

Rainer Tetzlaff über Michael Th. Greven und die verhinderte Ehrendoktorwürde für Wladimir Putin

Michael Th. Greven (1947-2012) war von 1995 bis 2012 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, zunächst mit dem Schwerpunkt Regierungs-

84 Brief an Gerhard Ahrens vom 12. Juni 1989, Universitätsarchiv.

85 Ebd.

lehre, ab 2004 mit dem Schwerpunkt Politische Theorie. Die Reminiszenz von Rainer Tetzlaff beschreibt die Umstände, unter denen Michael Greven als Dekan des sozialwissenschaftlichen Fachbereichs eine Protestaktion gegen die geplante Verleihung der Ehrendoktorwürde an Wladimir Putin initiierte, die schließlich zur Absage der Verleihung führte.

Im Leben eines Hochschullehrers gibt es wohl nur ausnahmsweise die Gelegenheit, in den kontingenten Verlauf der Geschichte durch eigenes couragiertes Handeln verändernd einzugreifen. Die folgende Erzählung handelt von solch einem bemerkenswerten Fall. Am 21. Dezember 2003 hatte der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften beschlossen, dem russischen Präsidenten Wladimir Putin die Ehrendoktorwürde zu verleihen. Am 10. Oktober 2004 sollte der festliche Akt stattfinden. Doch dieser Termin musste schließlich abgesagt werden – wohl eines der peinlichsten Ereignisse in der Geschichte der Hamburger Universität. Peter Wiegand, der Sprecher der Universität, hatte die undankbare Aufgabe, öffentlich zu erklären, dass die angekündigte Feier aufgrund von »Terminschwierigkeiten« nicht stattfinden könne. Zudem verwies er auf die Tatsache, dass »von unseren rund 700 Professoren nur rund 60 die Protestresolution unterschrieben« hätten.⁸⁶ Daraufhin hagelte es »72 Stunden lang Anfragen aus aller Welt, bis aus den letzten Winkeln Russlands«.⁸⁷ Man wollte die Gründe wissen.

Mitverantwortlich für dieses ›non-event‹ war Professor Michael Th. Greven, Dekan des sozialwissenschaftlichen Fachbereichs. Kurz vor dem »Hamburger Skandal« hatte Greven unter dem Titel *Kontingenz und Dezision* einen Sammelband mit wichtigen Beiträgen zu der Frage veröffentlicht, ob die »liberale Demokratie eine Kultur des Westens« sei (was im Wesentlichen bejaht wurde) oder ob sie im normativen Sinne universelle Ansprüche begründen könne.⁸⁸ Daher fühlte er sich auch fachlich herausgefordert und berufen, gegen eine politische ›Dezision‹ seiner Hamburger Universität sein Veto einzulegen, die so gar nicht zu seinen politischen und ethischen Überzeugungen passte.

Die Freie und Hansestadt Hamburg hatte damit für einige Wochen einen von den Medien stark beachteten politischen Skandal, der nur mit Mühe zugedeckt werden konnte. Es wäre aber zu einfach, hier schlicht von Politikversagen zu sprechen, war er doch gleichzeitig ein Symbol für das politische Ringen zwischen dem rot-grün regierten vereinten Deutschland und dem Nach-Gorbatschow-Russland um ein friedliches, konstruktives Miteinander in einer labilen Übergangszeit, in der Putins Russland sich schließlich immer mehr politisch wie kulturell vom Westen entfernte und sich trotzig in eine eigene, als »postwestlich« (Putin) legitimierte

86 Spiegel Online vom 4. August 2004.

87 Wiegand im Gespräch mit dem Autor am 13. Mai 2019.

88 Michael Th. Greven 2000. *Kontingenz und Dezision. Beiträge zur Analyse der politischen Gesellschaft*, Opladen.

Staats- und Gesellschaftsordnung einigeln sollte. Das war wohl für all die Deutschen, die aus ehrenwerten Gründen lange, zu lange, an der Illusion einer ganz besonderen, teilweise romantischen Beziehung zwischen Deutschland und Russland festgehalten hatten, eine herbe Enttäuschung.

Vermutlich einer diskreten Anregung des damals amtierenden Bundeskanzlers Gerhard Schröder folgend (er regierte vom Oktober 1998 bis November 2005), wurde 2003 im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Universität Hamburg der Plan diskutiert und dann beschlossen, den russischen Präsidenten mit der Ehrendoktorwürde auszuzeichnen. Diese Geste war gewissermaßen als Gegenleistung und aus Dankbarkeit für die Ehrung gedacht, die Schröder ein halbes Jahr zuvor – im März 2003 – in Putins Heimatstadt St. Petersburg zuteil geworden war (wohl kaum wegen dessen akademischen Leistungen). Ein Doktorhut aus Hamburg, der Partnerstadt von St. Petersburg, wäre dafür ja wohl die geeignete und angemessene Gegenleistung – so dachten auch Politiker wie der ehemalige Hamburger Bürgermeister Henning Voscherau und der frühere Präsident der Hamburger Handelskammer, Klaus Asche (die später die Absage der Ehrenpromotion der Universität Hamburg als »dumm und ungeschickt« kritisierten). Auch Hamburgs früherer Bürgermeister Klaus von Dohnanyi fand den Streit »unverständlich«; es sei »unmöglich«, dass einige Moralhüter einen »Hamburger Skandal« inszeniert hätten.⁸⁹ Man hatte sich wohl eine Förderung der Handelskontakte zur Hansestadt versprochen.⁹⁰

Aber weder Parteipolitikerinnen noch Wirtschaftsgrößen einer Stadt können einen Ehrendoktor vergeben, worauf auch der parteilose Wissenschaftssenator Hamburgs Jörg Draeger (2001–2008) hinwies. Das können in einem liberal-demokratischen Rechtsstaat wie Deutschland nur Fachbereiche oder Fakultäten einer Universität veranlassen und durchführen, die dafür eine glaubwürdige öffentliche Begründung vorweisen müssen. Spätestens an diesem Punkt hätten die Planerinnen der famosen Idee der Ehrung eines Diktators stutzig werden müssen: Wofür sollte man den neuen Kreml-Chef ehren, der just im Jahr 2003 den Premierminister Michail Kasjanow entlassen und ein hierarchisches Kommandosystem installiert hatte, das westliche Politologinnen später als Putinismus bezeichneten. Es handelte sich dabei um ein autoritäres Herrschaftssystem, in dem der Primat der Politik in Gestalt eines starken Präsidenten, der weder von einem frei gewählten Parlament noch von einer liberalen Öffentlichkeit in Schach gehalten werden kann, wiederhergestellt wurde – ein demokratiefeindliches Herrschaftsprinzip, das aus Putins Sicht »bedauerlicherweise« mit dem Zerfall der Sowjetunion verschwunden war. Bekanntlich hat Wladimir Putin diesen Zerfall

89 Nach Jan Friedmann und Jochen Leffers, *Spiegel Online* vom 4. August 2004 und 10. August 2004.

90 Siehe auch Fritjof Meyer, *Spiegel Online* vom 27. Februar 2004.

des sowjet-kommunistischen Imperiums (der immerhin die Befreiung zahlreicher Nationen aus dem ›Völkergefängnis‹ ermöglicht hatte) als »die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts« bezeichnet, was bei uns nur schwerlich verstanden wurde.

Seit Beginn seiner zweiten Amtszeit als Staatspräsident im Jahr 2004 wollte Putin mit seinem System der »gelenkten Demokratie« die »Irrtümer« der Ära Gorbatschow und Jelzins aus der Welt schaffen. Dessen zentrales Merkmal besteht in der »Vertikalen der Macht« (Putin), das heißt in einem System föderaler Ordnung, das vom Moskauer Machtzentrum aus alle bundesstaatlichen Gebietskörperschaften und Staatsorgane in eine hierarchisch angeordnete Befehlskette einbinden soll. Putin sagte nicht nur den »Oligarchen« den Kampf an, das heißt der in der liberalen Phase der 1990er Jahre reich gewordenen Oberschicht, sondern begann im Zuge seiner weder fairen noch freien zweiten Wiederwahl, die Medien- und Meinungsfreiheit in Russland Stück für Stück einzuschränken.

Als die Pläne der Ehrung des russischen Präsidenten im Sommer 2004 bekannt wurden, reagierte Michael Greven, der am Institut für Politische Wissenschaft für die Politische Theorie und Ideengeschichte zuständig war, als erster mit Unverständnis und Empörung. Er erkundigte sich »in der Universitätsleitung wie im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften«, ob an eine Aufgabe des Plans gedacht sei, konnte aber »keinerlei Anzeichen erkennen, dass man dort an eine Revision der Entscheidung gedacht hat«. ⁹¹ Tatsächlich beharrte Vizepräsident Karl-Werner Hansmann auf der Ehrung für Putin.

Ja das werden wir tun, denn wir haben uns das natürlich vorher überlegt, wir sind der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften, nicht das Präsidium der Uni. Der Fachbereich hat überprüft, ob Herr Putin für eine Ehrendoktorwürde in Frage kommt, hat es auf die wirtschaftswissenschaftlichen Leistungen von Herrn Putin beim Übergang von der kommunistischen Planwirtschaft zur Marktwirtschaft gestützt, das haben wir geprüft und haben es für richtig befunden, dass der Fachbereich diese Ehrung vornimmt. ⁹²

Schließlich startete Dekan Greven unter Kolleginnen eine Protestaktion, der sich rasch 55 Professorinnen aus mehreren Fachbereichen, dann später 67 Professorinnen anschlossen. Auch kam es zu Studierendenprotesten. In dem Protestschreiben der Professorinnen wurden u.a. der »in völkerrechtswidriger Weise geführte Tschetschenien-Krieg« sowie die Unterdrückung und Schikanierung von unabhängigen Medien und zivilgesellschaftlichen Organisationen angeprangert. In seinem »plebiszitär nur scheinbar legitimierten persönlichen Regiment« sei Putin dabei, einen »schleichenden Regimewechsel« vorzunehmen, eine »staats- und präsidentenfromme« Fernsehlandschaft zu schaffen und die »Unabhängigkeit der Justiz bei

91 Werner Nording, *Deutschlandfunk* vom 3. August 2004.

92 Ebd.

der Verfolgung oppositioneller oder einfach den Interessen der Staatsführung entgegenstehender Personen und Organisationen« zu unterhöhlen. Der russische Präsident habe außerdem »keine herausragende wissenschaftliche Leistung« erbracht, die eine Verleihung der Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Wirtschafts- und Sozialwissenschaften rechtfertigen würde.⁹³

Tatsächlich hatte Putin in den 1970er Jahren an der Universität Leningrad Jura studiert, also zu einer Zeit, in der Russland als Teil der Sowjetunion kein Rechtsstaat war. Von 1985 bis 1990 gehörte der fließend Deutsch sprechende Putin zum KGB-Stab in Dresden, wo er u.a. als Spion zur Überwachung von ausländischen Konsulats-Angehörigen eingesetzt wurde. Nach der Auflösung der DDR kehrte er nach Russland zurück und arbeitete als vom KGB delegierter Hochschullehrer für Wirtschaftsrecht an der Leningrader Staatsuniversität. Im Jahr 1997 promovierte Putin mit einer Arbeit über Planung und Produktion von mineralischen Rohstoffen im Fach Ökonomie. Darauf bezog sich offenbar die oben zitierte Äußerung des Professors für Wirtschaftswissenschaften Karl-Werner Hansmann.

Angesichts dieses offensichtlichen Dissenses zwischen Kolleginnen (sowie zwischen Parteipolitikerinnen in der Hamburger Bürgerschaft) konnte der Politologe Greven, der schon an den Universitäten Marburg und Darmstadt hochschulpolitische Erfahrungen gesammelt hatte, in die praktische Tat umsetzen, was er als Theoretiker der Demokratie und der »politischen Gesellschaft« stets gelehrt und gefordert hatte: die breite gesellschaftliche Partizipation von unten, um das politisch Vernünftige in einer aktiven Bürgergesellschaft diskursiv zu gestalten:

Bildlich gesprochen beruht der demokratische Typus der »politischen Gesellschaft« auf einer Politisierung von unten, auf Partizipation, mindestens aber responsiver Rückkoppelung an die einzelnen Bürger und Bürgerinnen und dem, was ich bereits früher als »demokratischen Dezisionismus« von seiner existenzialistischen und autoritären Variante abgegrenzt habe. Das heißt nichts anderes, als dass in einer modernen Demokratie prinzipiell alles zum Inhalt politischer Entscheidungen werden kann.⁹⁴

Acht Jahre nach der universitätsinternen Kontroverse über die geplante Doktorhutehrung Putins, am 7. Juli 2012, starb völlig überraschend Michael Greven, einen Tag nach seiner Emeritierung, die groß gefeiert worden war. Freundinnen, Kolleginnen und Mitarbeiterinnen hatten ihm zu seinem 65. Geburtstag eine Veröffentlichung überreicht, die Grevens Eintreten als Demokratie-Lehrer für eine

93 Die E-Mail von Michael Th. Greven ist komplett und im Wortlaut auf *Politik 100x100* zu lesen, verfügbar unter <https://politik100x100.blogs.uni-hamburg.de/fundstueck-greven-putinaufruf/>; Die Herausgeber danken Rolf von Lüde für das Überlassen einer Kopie.

94 Michael Th. Greven. *Kontingenz und Dezision*, 84f.

›politische‹, das heißt kritische und wachsame Bürgergesellschaft in vielfacher Weise würdigte.⁹⁵

Rainer Tetzlaff war von 1974 bis 2006 Professor für Politische Wissenschaft am Institut für Politische Wissenschaft der Universität der Freien und Hansestadt Hamburg. Er beschäftigt sich in der Hauptsache mit Internationalen Beziehungen und Entwicklungspolitik. Jüngst erschien *Afrika: Eine Einführung in Geschichte, Politik und Gesellschaft* in der Reihe ›Grundwissen Politik‹.⁹⁶

95 Olaf Asbach, Rieke Schäfer, Veith Selk & Alexander Weiß (Hg.) 2012. *Zur kritischen Theorie der politischen Gesellschaft*, Wiesbaden.

96 Vgl. den Beitrag von Andreas Mehler in diesem Band, S. 160.

Institutionelle Professionalisierung und Ausdifferenzierung

Vergleichende Regierungslehre und Regionalstudien

Zur Organisation von Interessen in der Bundesrepublik Deutschland. Tilko Swalve über Peter Raschke, *Vereine und Verbände*

Peter Raschke (*1941) war von 1984 bis 2006 Professor für Politische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt Empirische Methoden an der Universität Hamburg. Nach seiner hier besprochenen Frankfurter Dissertation zur Verbändeforschung hat Raschke sich in seiner Forschung Themen der Gesundheits-, insbesondere der Drogenpolitik, zugewandt. Raschke war seit 2000 stellvertretender Direktor des Zentrums für Interdisziplinäre Suchtforschung der Universität Hamburg.

Beinahe jede zweite Bundesbürgerin ist Mitglied in einem von mehr als 600.000 Vereinen in Deutschland, Tendenz ansteigend.¹ Allein die Anzahl der Vereine lässt ihre Bedeutung für das alltägliche Leben wie auch politische Entscheidungsprozesse erahnen. Vereine wirken als Bindeglied zwischen Gesellschaft und Staat. Aber Vereine lassen sich nicht allein auf ihre Mittlerfunktion und Einflussnahme auf den politischen Entscheidungsprozess reduzieren. Sie stellen eine Vielzahl an Dienstleistungen bereit und sind Orte der Sozialisation für ihre Mitglieder.

Peter Raschke hat die Bedeutung der Vereine für die Zivilgesellschaft bereits früh erkannt. In seinem 1978 im Juventa-Verlag (heute Verlagsgruppe Beltz) erschienenen Buch *Vereine und Verbände. Zur Organisation von Interessen in der Bundesrepublik Deutschland*² wirft Raschke einen Blick auf die Vielzahl unterschiedlicher Vereine und Verbände, mit besonderer Aufmerksamkeit für die Typen und Funktionen der kleinen und mittleren Vereine, welche das gesellschaftliche Leben prägen. Das ist, besonders im historischen Kontext, ein außergewöhnlich moderner

1 Jana Priemer, Holger Krimmer & Anaël Labigne 2017. *ZiviZ-Survey 2017 – Vielfalt verstehen. Zusammenhalt stärken*, verfügbar unter <https://www.ziviz.de/ziviz-survey> (20. Juli 2020).

2 Peter Raschke 1978. *Vereine und Verbände. Zur Organisation von Interessen in der Bundesrepublik Deutschland*, München.

Fokus. Das Interesse der deutschen Politikwissenschaft lag in den 1950er und 60er Jahren bei der Analyse von Gewerkschaften und Dachverbänden, deren politische Einflussnahme oft kritisch gesehen wurde (»Herrschaft der Verbände«). Vereine wurden einseitig im Zusammenhang mit ausuferndem Lobbyismus und einer Unterwanderung des demokratischen Entscheidungsprozesses betrachtet. Dem setzt Raschke eine umfassendere Perspektive entgegen, welche die Gesamtheit der Verbände, ihre Diversität und ihre gesellschaftliche Bedeutung betont.

Mit seiner Betrachtung der Vereine als Teil des alltäglichen Zusammenlebens steht Raschke am Beginn eines Forschungsfeldes, welches bis heute kaum an Aktualität verloren hat und weiterhin Politikwissenschaftlerinnen wie Soziologinnen beschäftigt. Es stellen sich grundlegende Fragen: In welche Kategorien lassen sich Vereine überhaupt einordnen? Welche Interessen verfolgen sie? Was für Einflussmöglichkeiten stehen den Mitgliedern im internen Entscheidungsprozess offen? Und: Streben die meisten Vereine eigentlich nach politischer Einflussnahme?

Zunächst wird der Untersuchungsgegenstand »Verein« und ihr rechtlicher Rahmen abgesteckt. Interessenvereinigungen, so Raschke, sind gekennzeichnet durch eine Regelung von Aufnahme und Ausschluss der formal gleichgestellten Mitglieder, ein generalisiertes Vereinigungsinteresse und ein auf Dauer angelegtes, geregeltes Zusammentreffen der Mitglieder. Auf dieser Definition aufbauend, widmet sich Raschke seiner Hauptaufgabe: der Erhebung und Auswertung aller Vereine in Frankfurt a.M.

Mit einer bemerkenswert systematischen quantitativ-empirischen Untersuchung betritt Raschke Neuland in der Verbandsforschung. Eine umfassende Erhebung und Analyse aller Vereine in der Bundesrepublik, ihrer Funktionen und ihres Einflusses, wäre kaum realisierbar gewesen. Raschke muss sich also in seiner Neugier zügeln und beschränkt sich sowohl geographisch als auch in seinem Erkenntnisinteresse. Es geht ihm zunächst weder um eine Einflussanalyse noch um eine Mitgliederbefragung, sondern um eine Charakterisierung der Frankfurter Verbandsstruktur. Damit die Generalisierbarkeit der Erkenntnisse nicht der notwendigen räumlichen Einschränkung zum Opfer fällt, sucht Raschke nach einem im Hinblick auf die Vereinstypen und -strukturen möglichst repräsentativen, aber eng begrenzten Gebiet. Die Wahl fällt schließlich auf Frankfurt a.M., welches als Großstadt nicht nur eine große Anzahl an Vereinen bietet (mehr als 2600), sondern auch das Spektrum der Vereine besser abdeckt als ländliche Gebiete und als »Nebenlandeshauptstadt« zusätzlich Spitzen- und Dachverbände beherbergt. Damit ist Frankfurt zwar sicherlich nicht repräsentativ für eine »typische« Region Deutschlands, aber eignet sich zumindest dafür, einen Überblick über die Vereinsstruktur zu gewinnen.

Die Beschreibung der Frankfurter Vereinigungen bildet mit 120 Seiten den Hauptteil des Buches. Analysiert werden die Vereinssatzungen und die Antwort-

ten zu einem kurzen Fragebogen, welcher schriftlich an alle Vereine übersendet wurde. In Kapitel 5 unterscheidet Raschke die Vereine zunächst anhand ihres Interessenbereichs, welcher in der Satzung festgelegt sein muss. Die folgenden neun Kapitel tragen eine Vielzahl von Informationen zu Vereinsgründungen, Namensgebungen, der Anzahl der Mitglieder, der Vereinsorganisation und -struktur, sowie zu den durch die Vereine bereitgestellten Dienstleistungen, den Kommunikationsformen der Vereine, den Mitwirkungsmöglichkeiten der Mitglieder und der Arbeit der Vereinsfunktionärinnen zusammen. Das Vorgehen ist mithin zunächst deskriptiv und das Erkenntnisinteresse auch nicht immer ganz ersichtlich, zum Beispiel die Analyse der Namensgebung der Vereine. Trotzdem ist diese Zusammenstellung allein in ihrer schieren Größe und Detailgenauigkeit beeindruckend. Was aber sagt sie uns über die Organisation von Interessen in der Bundesrepublik?

Die Interpretation der Ergebnisse fällt nach der monumentalen Datendeskription eher knapp aus. Raschke unterscheidet zwei Modelle des Verbandssystems: Organisations- und Systempartizipation. Das erste Modell beschreibt die innerorganisatorischen Legitimationsprozesse, das letztere den Einfluss auf politische Entscheidungsprozesse. Mit Blick auf Organisationspartizipation werden den Frankfurter Vereinen trotz ihrer im Durchschnitt eher niedrigen Mitgliederzahl, lokalen Organisationsebene und angemessenen Funktionärinnenapparate keine guten Voraussetzungen für innerorganisatorische Teilhabe attestiert. Selten stattfindende Mitgliederversammlungen und ein geringes Ausmaß an vereinsinterner Ausschussarbeit lassen darauf schließen, dass die betreffenden Vereine kaum als Forum eines lebhaften Meinungsaustausches beschrieben werden können. Diese Erkenntnis passt zum Befund, dass zur Systempartizipation der überwiegenden Mehrheit der Vereine keine wesentlichen Machtressourcen zur Verfügung stehen. Stattdessen sind Vereine in erster Linie Dienstleister für ihre Mitglieder.

Insgesamt wirkt die Interpretation seltsam losgelöst von der vorausgehenden Datenbeschreibung. Nur selten wird auf die Ergebnisse der Erhebung Bezug genommen, was auch daran liegt, dass sich auf Grundlage der Daten nur begrenzt Aussagen über den politischen Einfluss der Vereine und der Teilhabe der Mitglieder treffen lassen. Raschke betont auch immer wieder, dass es sich bei der Erhebung weder um eine Mitglieder- noch um eine Einflussanalyse handle und damit die Studie wenig bis keine Rückschlüsse auf zentrale Fragen der Verbandsforschung zuließe (beispielsweise inwiefern Verbände politische Einflussnahme ausüben). Der knappe Interpretationsteil ist dennoch etwas unbefriedigend nach der Lektüre von 120 Seiten Datendeskription. Als Leserin wünscht man sich, Raschke hätte dem großen Aufwand, welcher in die Datenerhebung geflossen ist, eine tiefergehende Analyse angeschlossen.

Möglicherweise hätte sich das Potenzial für eine detailliertere Datenanalyse unter einem anderen theoretischen Rahmen geboten. Der Interpretationsteil orientiert sich stark an der Systemtheorie, welche zwar analytische Begrifflichkeiten

zur Beschreibung der Funktionen und Stellung von Vereinen im Bezug zur Gesellschaft bereitstellt, sich aber der Herleitung empirisch falsifizierbarer Hypothesen weitestgehend entzieht. Ein Blick auf die angelsächsische Literatur und ein analytisch-empirischer Zugang hätte der Studie wohl erlaubt, weitergehende empirische Erkenntnisse zu gewinnen. Raschke bleibt jedoch beinahe ausschließlich der deutschsprachigen Literatur treu. Das ist schon erstaunlich. Mancur Olsons *The Logic of Collective Action: Public Goods and the Theory of Groups*, ein Klassiker der Interessensgruppenforschung von 1965, wird beispielsweise nicht einmal erwähnt.

So wird man den Eindruck nicht los, dass diese Datensammlung eine tiefergehende Analyse verdient hätte. Diese kann aber durchaus noch kommen. Im Zeitalter von »Data Science« erweisen sich historische Datensätze manchmal als wahre Goldgrube für aktuelle Fragestellungen. Mit der wachsenden Rechenleistung von Computern haben sich in den letzten Jahrzehnten viele neue Möglichkeiten der Datenanalyse eröffnet. Daher sind viele Wissenschaftlerinnen auf der Suche nach qualitativ hochwertigen historischen Datensätzen, die bei der Beantwortung heutiger Fragestellungen helfen können. Auch bei der Kommunikation und Darstellung von Daten und Erkenntnissen, die daraus gewonnen wurden, hat sich einiges getan (Stichwort: Datenvisualisierung – im Buch findet sich keine einzige Abbildung). Welche Muster sich durch eine sorgfältige Aufbereitung der Daten entdecken lassen könnten, lässt sich nur erahnen. Gut möglich also, dass Raschkes Datensatz aus dem Jahre 1978 noch einmal ein Comeback erleben könnte.

Wie aktuell sind die Erkenntnisse des Buches heute noch? Zunächst einmal ist zu konstatieren, dass Peter Raschke mit seinem Buch eine enorme Weitsicht bewiesen hat. Forschung rund um Vereine und ihre Rolle in der Zivilgesellschaft ist aktuell und relevant, was nicht zuletzt das vierjährig stattfindende ZiviZ-Survey zeigt. Im Buch beschreibt Raschke Vereinsmitglieder als weitestgehend apathisch, was interne Mitarbeit betrifft und Vereine als uninteressiert an politischer Einflussnahme. Laut ZiviZ-Survey 2017 verstehen sich dagegen heute viele Vereinsmitglieder als »Akteure der politischen Willensbildung«.³ Zumindest hier scheint sich einiges geändert zu haben.

Tilko Swalve ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Vergleichende Politikwissenschaft der Universität Hamburg. Er wurde 2019 mit der Arbeit *Decision-Collegial Courts – How Group Processes Shape Adjudication on the German Federal Court* an der Graduate School of Economic and Social Sciences der Universität Mannheim promoviert.

3 Jana Priemer, Holger Krimmer & Anaël Labigne 2017. *ZiviZ-Survey 2017*, Essen, 5.

Die Notwendigkeit, Wissenschaft und Praxis zu verknüpfen.

Kathrin Voss über Hans J. Kleinsteuber

Hans J. Kleinsteuber (1943-2012) hatte Politische Wissenschaft am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin und an den Universitäten Tufts und Harvard in den USA studiert. Bevor er nach Hamburg kam, war er wissenschaftlicher Assistent am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin. Von 1976 bis 2008 war er Professor am Institut für Politikwissenschaft und lehrte ab 1982 auch am neu gegründeten Teilstudiengang Journalistik. 1989 wurde er auch Professor am Institut für Journalistik.

Hans J. Kleinsteubers Wirken an den Instituten für Politikwissenschaft und für Journalistik war geprägt von dem Bestreben, Wissenschaft mit Praxis zu verknüpfen. Untrennbar damit verbunden war sein Einsatz für interdisziplinäre und internationale Vernetzung. Im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Interesses stand das Zusammenspiel von Medien und Politik. In seiner Forschung beschäftigte er sich vor allem mit Medienpolitik, in erster Linie mit der Regulierung des Rundfunks, aber auch mit dem Vergleich unterschiedlicher Mediensysteme. Er gehörte zu den ersten Politikwissenschaftlerinnen in Deutschland, die sich schon in den 90er Jahren ausgiebig – und auch hier mit vergleichendem Blick in die USA – mit den Auswirkungen der Digitalisierung für die Medienlandschaft und für die Politik beschäftigten.⁴ Sein Lieblingsmedium blieb aber bis zum Schluss das Radio, dem er 2012 kurz vor seinem Tod noch eine Monographie⁵ widmete, in der er seine Einschätzung erneuerte, dass das Radio ein unterschätztes Medium ist.

Um den von ihm so geschätzten Austausch – international, interdisziplinär und mit der Praxis – zu ermöglichen, bedurfte es der Orte und Strukturen. Einige davon hat er selber geschaffen. Die von ihm 1988 an der Universität Hamburg gegründete Arbeitsstelle Medien und Politik war ein solcher Ort. Sie war Heimat für viele Drittmittel-finanzierte Forschungsprojekte, die unter seiner Leitung die ganze Bandbreite des Themenfeldes Medien und Politik abdeckten. Kleinsteuber war auch Mitbegründer der Euromedia Research Group,⁶ in der sich seit den 80er Jahren bis heute Forscherinnen aus aller Welt regelmäßig treffen, um die neuesten Entwicklungen in der Medienpolitik zu besprechen. Er war ebenfalls Gründungsmitglied des Netzwerkes Medienstrukturen,⁷ einer Plattform für Forschende, die

4 Hans J. Kleinsteuber 1996. *Der »Information superhighway« – Amerikanische Visionen und Erfahrungen*, Opladen.

5 Hans J. Kleinsteuber 2012. *Radio – eine Einführung*, Wiesbaden.

6 Website der Euromedia Research Group, verfügbar unter www.euromediagroup.org/ (20. Juli 2020).

7 Website von Netzwerk Medienstrukturen, verfügbar unter <https://medienstrukturen.net> (20. Juli 2020).

sich mit Medienstrukturen in politischer, historischer, ökonomischer, rechtlicher oder soziologischer Perspektive befassen, und ein aktives Mitglied der International Association for Media and Communication Research (IAMCR). In der IAMCR war er vor allem in der Sektion »Communications Policy and Technology« aktiv. Das Credo der IAMCR, eine wirklich internationale Organisation zu sein und gezielt auch jene Regionen zu repräsentieren, die in der von der westlichen Welt dominierten Wissenschaft nur selten Aufmerksamkeit erfahren, entsprach Kleinsteubers Wunsch nach wirklich internationalem Austausch.

Internationaler Austausch war für ihn aber nicht begrenzt auf die Kommunikation und Zusammenarbeit mit gleichgesinnten Wissenschaftlerinnen. Fast jede Konferenz und jeden Aufenthalt als Gastwissenschaftler nutzte er, um die Welt nicht nur über Vorträge, Bücher und Artikel von Kolleginnen kennenzulernen, sondern auch, um sich selbst ein Bild zu machen, mit Menschen in Kontakt zu kommen, vor Ort fernzusehen, Radio zu hören und die fremde Medienlandschaft aus der eigenen Perspektive wahrzunehmen. So manche Reisebeobachtung inspirierte zu einem anderen Blick auch auf das eigene Mediensystem.

Praxis wiederum, das war für Kleinsteuber die Notwendigkeit, Kontakte auch außerhalb der Wissenschaft zu knüpfen und Erfahrungen von Praktikerinnen in seine Forschung einfließen zu lassen und, wie er es selbst einmal in einem Interview sagte, um sich nicht im Elfenbeinturm der Wissenschaft zu verstecken und die Bodenhaftung zu behalten. Ihn trieb die Neugier ebenso wie die Überzeugung, dass Wissenschaft sich beratend einbringen sollte. Konkret bedeutete das für ihn, dass er die Möglichkeiten, die sich ihm boten, in die Praxis hineinzuwirken, wahrnahm, sie im Anschluss reflektierte und die gemachten Erfahrungen oft in Form von Publikationen teilte. Dabei war es für ihn irrelevant, ob er in großen, wichtigen Gremien saß oder im Kuratorium von kleinen zivilgesellschaftlichen Projekten. Entscheidungen darüber, seine beträchtliche Expertise anderen zur Verfügung zu stellen, fielte er danach, ob Themen ihn interessierten und seine Neugierde befriedigten. So war er von 1999 bis 2007 Mitglied des Rundfunkrates der Deutschen Welle und nutzte diese Erfahrung für Publikationen zur Rolle der Rundfunkräte.⁸ Die Erfahrung verstärkte sein Plädoyer für eine Entstaatlichung der Rundfunkräte und für eine Stärkung der Zivilgesellschaft im deutschen Rundfunkwesen. Von 1996 bis 1998 war er als Sachverständiger in der Enquete-Kommission des deutschen Bundestages »Zukunft der Medien in Wirtschaft und Gesellschaft – Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft«;⁹ die Erfahrungen seiner Zeit in der

8 Siehe etwa Hans J. Kleinsteuber 2006. Deutsche Welle & Co und ihr Beitrag zur Stärkung europäischer Öffentlichkeit, in Wolfgang Langenbucher & Michael Latzer (Hg.). *Europäische Öffentlichkeit und medialer Wandel*, Wiesbaden.

9 Deutscher Bundestag 1998. *Schlußbericht der Enquete-Kommission Zukunft der Medien in Wirtschaft und Gesellschaft – Deutschlands Weg in die Informationsgesellschaft*, Drucksache 13/1 1004.

Kommission reflektierte er in einer Publikation zum Thema Politikberatung.¹⁰ Ab 2002 war er Mitglied im Fachausschuss »Information und Kommunikation« der Deutschen UNESCO-Kommission. Darüber hinaus beriet er zahlreiche Institutionen – von der OSCE über Gewerkschaften wie die IG Medien und ver.di bis zu NGOs wie Greenpeace oder auch Parteien wie die Grünen. Er war eines der ersten Mitglieder der *taz* Genossenschaft, schrieb gelegentlich Artikel und war Moderator bei *taz*-internen Konflikten. Er hat als Kuratoriumsmitglied die Arbeit von politik-digital.de ebenso begleitet wie die von Abgeordnetenwatch.de und die letztere Plattform auch wissenschaftlich untersucht.¹¹ Mediensysteme und Medienpolitik waren für ihn nicht nur Felder wissenschaftlicher Forschung, sondern immer auch Bereiche, die er beratend mitgestalten wollte.

Eine Gemeinsamkeit aller dieser Aktivitäten war die Sichtweise, dass Politik und Medien zivilgesellschaftliches Engagement, ja zivilgesellschaftlichen Einfluss brauchen. Dementsprechend war es kein Zufall, dass die ihm zu seinem 60. Geburtstag gewidmete Festschrift den Titel *Internationale partizipatorische Kommunikationspolitik* hatte.¹² Die dazugehörige Tagung spiegelte dann noch einen weiteren wichtigen Baustein im Wirken von Hans Kleinsteuber wider – sein Netzwerk, bestehend zum einen aus Menschen, denen er in Gremien, Institutionen und Organisationen begegnet war, aber vor allem auch aus Menschen, die bei ihm studiert und ihre Abschlussarbeiten bei ihm geschrieben haben, die bei ihm promoviert und in Projekten mit ihm geforscht haben.

Hans Kleinsteuber war auch ein Mentor für viele Studierende, Promovierende und Post-Docs und begegnete ihnen auf Augenhöhe. Die erste Ausgabe seines Buches zum Reisejournalismus entstand mit Studierenden im Rahmen eines Seminars.¹³ Für seine Doktorandinnen öffnete er die Räume der Arbeitsstelle Medien und Politik ebenso wie seine Privaträume für die zahlreichen »Doc Days« genannten Treffen, auf denen Promotionsvorhaben diskutiert wurden und Vernetzung untereinander gefördert wurde. In der Schriftenreihe beim LIT-Verlag bot er vielen seiner Doktorandinnen die Möglichkeit der Publikation. Auf Tagungen und durch persönlichen Einsatz vernetzte er seine aktuellen Doktorandinnen mit

10 Siehe etwa Hans J. Kleinsteuber 2006. Die Enquetekommission des Deutschen Bundestags zu »Zukunft der Medien« 1996-1998. Ein Bericht aus der Sachverständigen-Perspektive, in Svenja Falk, Dieter Rehfeld, Andrea Römmele & Martin Thunert (Hg.). *Handbuch Politikberatung*, Wiesbaden.

11 Hans J. Kleinsteuber & Kathrin Voss 2012. *abgeordnetenwatch.de – Bürger fragen, Politiker antworten*, in Stephan Braun & Alexander Geisler (Hg.). *Die verstimmte Demokratie – Moderne Volksherrschaft zwischen Aufbruch und Frustration*, Wiesbaden.

12 Petra Ahrweiler & Barbara Thomaß (Hg.) 2005. *Internationale partizipatorische Kommunikationspolitik. Strukturen und Visionen. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans J. Kleinsteuber*, Münster.

13 Hans J. Kleinsteuber 1997. *Reisejournalismus*, Opladen.

den vielen Ehemaligen und mit seinem großen Netzwerk in Wissenschaft und Praxis. Wer einmal Teil seines Netzwerkes war, der konnte immer damit rechnen, dass er einem weiterhalf, wenn man auf der Suche nach einem Kontakt in Medien, Politik, Wissenschaft oder Zivilgesellschaft war. Er stellte gerne Verbindungen her, von der Wissenschaft zur Praxis und umgekehrt. Er freute sich über die neuen Netzwerke, die aus seinem Netzwerk heraus entstanden. Für ihn war auch das ein Teil der Verbindung von Wissenschaft und Praxis, von internationaler Vernetzung und Interdisziplinarität, Teil von der Offenheit und Neugierde, die ihn antrieb und die für ihn unabdingbar war für die Politikwissenschaft, um die komplexe Realität zu erfassen und zu analysieren und mit ihren Ergebnissen in die Gesellschaft zurückzuwirken.

Kathrin Voss hat Politikwissenschaft und Journalistik an der Universität Hamburg studiert und 2006 über die Öffentlichkeitsarbeit von Nichtregierungsorganisationen in den USA und Deutschland promoviert. Heute arbeitet sie als freiberufliche Beraterin und lehrt im Erasmus Mundus Studiengang »Journalism, Media and Globalisation« am Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg.

Die soziale Bewegung als Kollektivakteur.

Frank Nullmeier über Joachim Raschke, *Soziale Bewegungen*

Joachim Raschke (*1938) war von 1975 bis 2001 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg und ist heute in der »Agentur für Politische Strategie« (APOS) tätig.

Joachim Raschke wird meist als Parteienforscher bezeichnet. In den 1990er Jahren erzielte er durch vielfältige publizistische Aktivitäten in Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen, meist mit Kommentaren und Analysen zu Parteienkonstellationen und Wahlkämpfen, öffentliche Aufmerksamkeit. Mit seinem Buch *Die Grünen*¹⁴ aus dem Jahr 1993 setzte er zudem einen Standard an Detailliertheit und Vollständigkeit in der Erforschung einer einzelnen politischen Partei, der im deutschen Sprachraum bis heute nicht wieder erreicht worden ist. Doch Joachim Raschke ist weit mehr als ein Parteienforscher.

Gänzlich neu für die deutsche Politikwissenschaft sind vielmehr zwei andere Arbeitslinien, die er begründet hat: die Erforschung politischer Strategien und die genuin politologische Erforschung sozialer Bewegungen. Dass das Verhalten politischer Akteure, insbesondere von Parteien und Verbänden, aber auch sozialen

14 Joachim Raschke 1993. *Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind*, Köln; vgl. den Beitrag von Kai-Uwe Schnapp in diesem Band, S. 101.

Bewegungen, als strategisches Entscheiden begriffen werden kann, hat Joachim Raschke zusammen mit Ralf Tils seit 2007 in einer Reihe von Monographien gezeigt und dabei ein analytisches Werkzeug erstellt, das für die vertiefte politikwissenschaftliche Analyse ebenso taugt wie für die Politikberatung.¹⁵

Die Entwicklung einer genuin politikwissenschaftlichen Bewegungsforschung ist ein Ergebnis der frühen 1980er Jahre. Vor der Veröffentlichung der 501 Seiten umfassenden Monographie *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß*¹⁶ im Jahre 1985 hatte Joachim Raschke über Parteien geforscht. Auf die Dissertation von 1972, die sich der innerparteilichen Opposition in der Berliner SPD widmete,¹⁷ und eine international vergleichende Studie zu diesem Thema,¹⁸ folgte Ende der 1970er Jahre eine Studie zu den sich entwickelnden Protestparteien – von dem dänischen Steuerprotest bis zu den alternativen und grünen Listen in Deutschland.¹⁹ Dass gerade bei Letzteren nicht allein von ›Partei‹ gesprochen werden konnte, sondern Elemente eine große Rolle spielten, die damals als »Neue Soziale Bewegungen« firmierten (insbesondere zwischen 1977 und 1983: Frauen-, Umwelt-, Anti-Atomkraft-, Alternativ- und Friedensbewegung), führte zum Entschluss, sich der Analyse sozialer Bewegungen zuzuwenden. Zwar gab es auf diesem Feld durchaus etliche Vorläuferarbeiten in der (politischen) Soziologie, aber eine genuin politikwissenschaftliche Bewegungsforschung, die zugleich theoretisch geleitet und historisch ausgerichtet war, lieferte zuerst Joachim Raschkes Buch.

Raschkes Zugang zu dem damals keineswegs klar konturierten Begriff der sozialen Bewegung lag in ihrem Verständnis als »kollektivem Akteur«. Damit wurde etwas geleistet, das sich deutlich von den bisherigen Arbeiten in Psychologie und Soziologie absetzte: Die Massenpsychologie hatte Bewegungen als Objekt der Manipulations- und Emotionalisierungsfähigkeiten von einzelnen Führerinnen angesehen, als formbare Masse. Die soziologische Forschung überwand zwar in der Folge diese Vorstellung und entwickelte das Konzept »kollektiven Handelns«. Die Pointe von Raschkes Buch bestand jedoch darin, von der Soziologie kollektiven Handelns zu einer politikwissenschaftlichen Erforschung von Bewegungen als kollektiven Akteuren, als »Handlungsträgern« überzugehen. Zugleich bewahrte er

15 Joachim Raschke & Ralf Tils 2007. *Politische Strategie. Eine Grundlegung*, Wiesbaden; Dies. 2010. *Strategie in der Politikwissenschaft. Konturen eines neuen Forschungsfelds*, Wiesbaden; Dies. 2011. *Politik braucht Strategie – Taktik hat sie genug. Ein Kursbuch*, Frankfurt a.M.

16 Joachim Raschke 1985. *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß*, Frankfurt a.M. & New York; Seitenangaben im Folgenden in Klammern..

17 Joachim Raschke 1974. *Innerparteiliche Opposition. Die Linke in der Berliner SPD*, Hamburg.

18 Joachim Raschke 1977. *Organisierter Konflikt in westeuropäischen Parteien. Vergleichende Analyse parteiinterner Oppositionsgruppen*, Opladen.

19 Detlef Murphy, Frauke Rubart, Ferdinand Müller & Joachim Raschke 1979. *Protest. Grüne, Bunte und Steuerrebelln. Ursachen und Perspektiven*, Reinbek.

viele begriffliche Errungenschaften und empirische Ergebnisse der soziologischen Forschungstradition.

Diese politisch-soziologische Forschung, inspiriert von Rudolf Heberle als einem frühen Vorläufer,²⁰ musste zeigen können, dass trotz der Tatsache, dass Bewegungen gerade nicht als Organisationen mit klaren Mitgliedschaftsregeln verfasst sind, dennoch Handlungsfähigkeit erreicht werden kann, die den Begriff ›kollektiver Akteur‹ rechtfertigt. Die spätere politische Strategieberücksichtigung, die ihren Anwendungsbereich meist bei Parteien fand, ist in der Analytik der sozialen Bewegungen als kollektiven Akteuren bereits vorgezeichnet. Hier wie dort besteht das Problem, wie eine gewisse Einheitlichkeit und Ausrichtung an einem Set von Ziel-Mittel-Vorstellungen erreicht werden kann, ohne dass Möglichkeiten der hierarchischen Anweisung oder Beherrschung gegeben wären.

Wenn soziale Bewegungen als kollektive Akteure begriffen werden, sind Mobilisierung und Aktion die zentralen eigenbestimmten Felder des Handelns. Bewegung kann nur dadurch existieren und fortbestehen, dass sie Personen und weitere Ressourcen dafür mobilisiert, sich in der Bewegung zu engagieren. Ohne dauerhafte oder zumindest periodische Mobilisierungsfähigkeit zerfällt eine Bewegung. Und sie wird nur dadurch sichtbar, dass sie handelt. Die besondere Güte der Monographie besteht darin, das Aktionsspektrum sozialer Bewegungen in seinem Wandel von der modernen vorindustriellen Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts bis in die als nachindustriell beschriebene Gegenwart aufgefächert zu haben. Die Gewaltlosigkeit der Aktionsformen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert sticht dabei besonders hervor.

Die historische Analyse des Aktionsformwandels war durch den einleitenden historischen Teil der Arbeit zu sozialen Bewegungen in Deutschland von den frühbürgerlichen liberalen, demokratischen und nationalen Bewegungen über die Arbeiterbewegung, die Frauen-, Friedens-, Lebensreform- und Jugendbewegung, schließlich die totalitären Bewegungen des Kommunismus und Nationalsozialismus bis hin zu der Ostermarsch- und Studierendenbewegung der 1960er und den Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre vorbereitet worden. Der Untertitel des Buches »Ein historisch-systematischer Grundriß« bezeichnet daher genauestens das Vorgehen.

Das Handeln des Kollektivakteurs soziale Bewegung ist darauf gerichtet, »grundlegenderen sozialen Wandel herbeizuführen, zu verhindern oder rückgängig zu machen« (77). Bewegungen müssen also keineswegs revolutionär sein. Aber jede Bewegung trifft auf Akteure, die sich den gegenteiligen Zielsetzungen verschrieben haben. Der Erfolg sozialer Bewegungen hängt davon ab, Verbündete

20 Rudolf Heberle (1896-1991) veröffentlichte 1951 *Social Movements. An Introduction to Political Sociology*, New York; 1967 ins Deutsche übersetzt als *Hauptprobleme der Politischen Soziologie*, Stuttgart.

zu gewinnen (»Vermittlung«), sich gegen Repression und Ignoranz (»Kontrolle«) zu wehren und günstige Gelegenheiten (»situative Faktoren«) zu nutzen. Wie eine Bewegung jeweils reagiert, ist dabei eine Angelegenheit von Entscheidungen – unter gegebenen Bedingungen.

Genau an diesem Punkt finden sich in der Bewegungsanalyse die Vorläufer der späteren politischen Strategieforschung. Denn soziale Bewegungen geraten in »strategische Dilemmata«, zum Beispiel in jenes, sich entweder nach außen zu orientieren und die gesellschaftliche Wirksamkeit zu betonen oder sich eher nach innen und damit auf die oft expressiven Bedürfnisse der Bewegungsanhängerinnen zu konzentrieren. Zwei Grundtypen von sozialen Bewegungen lassen sich daher unterscheiden. Bewegungen können entweder vorrangig machtorientiert oder kulturorientiert sein (wie die Lebensreform- und Jugendbewegung oder die Alternativbewegung).

Diese akteurszentrierte Betrachtung wird in *Soziale Bewegungen* immer eingebettet in eine Gesellschaftsanalyse. Welche Formen der Mobilisierung eine Bewegung nutzen kann, hängt nicht allein von ihren Entscheidungen ab, sondern zunächst von der gesellschaftlichen Entwicklungsstufe und vor allem den sozialstrukturellen Bedingungen. Raschke folgt hier modernisierungstheoretischen Ansätzen mit der Unterscheidung von vorindustriell-modernisierender, industrieller und nachindustrieller Gesellschaft. Ihnen verdankt sich die überraschende Erkenntnis, dass die Mobilisierungs- und Aktionsformen der vor- und nachindustriellen Phase einander stark ähneln. Die industrielle Phase der Bewegungen erscheint als Ausnahme und auch als regressive Entwicklungsphase angesichts des Ausmaßes an Gewalt und an bürokratisch-hierarchischer Mobilisierung. Dass Identitätsfragen im Vordergrund der postindustriellen Phase stehen, gehört ebenfalls zu den hellsichtigen Überlegungen dieses Buches. Eine Makrogeschichte der sozialen Bewegungen wurde derart mit der Akteursanalyse verknüpft, dass die Frage, wie eine Bewegung sich entwickelt, nicht mehr als strukturell vorgegeben erscheinen und damit auch nicht mehr allein strukturell (zum Beispiel kapitalismustheoretisch) erklärt werden konnte.

Trotz dieses hochgradig systematischen Vorgehens und der Erfassung linker und rechter, revolutionärer und konservativer, machtorientierter und kulturorientierter Bewegungen in Raschkes Buch wurde die deutsche Bewegungsforschung insgesamt immer wieder mit dem Vorwurf der Bewegungsnähe konfrontiert: Sie sei nicht wirkliche Forschung, sondern Parteinahme zugunsten der (Neuen Sozialen) Bewegungen. Bis heute ist es auch aufgrund dieses hartnäckigen Vorurteils in der Disziplin nicht gelungen, die Erforschung Sozialer Bewegungen universitär innerhalb der Politikwissenschaft zu verankern. Weder gibt es eine Professur mit einer derartigen Denomination, noch ist es üblich, dass von Vertreterinnen der politischen Soziologie, der Regierungslehre Bundesrepublik Deutschland oder des deutschen politischen Systems Beiträge zur Erforschung sozialer Proteste und

Bewegungen erwartet werden. Auch in den politikwissenschaftlichen Curricula ist das Thema nicht verbindlich. In Roland Roth, inzwischen emeritierter Professor für Politikwissenschaft der Hochschule Magdeburg-Stendal, und Dieter Rucht, emeritierter Professor für Soziologie und ehemaliger Ko-Leiter der Forschungsgruppe »Zivilgesellschaft, Citizenship und politische Mobilisierung in Europa« am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, verfügt die deutsche Bewegungsforschung über zwei profilierte Vertreter, die international weithin sichtbare Forschungsarbeit geleistet haben, in der Öffentlichkeit als Experten anerkannt sind und innerhalb der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft den Arbeitskreis (Neue) Soziale Bewegungen vorangetrieben haben. Leider haben weder ihre Arbeiten noch Joachim Raschkes Engagement es vermocht, einen institutionellen Durchbruch für die Bewegungsforschung zu erzielen.

So ist eine Vertretung der Protest- und Bewegungsforschung aktuell am ehesten dort gegeben, wo der Begriff Konflikt ins Zentrum gerückt wird: Priska Daphi als vielleicht momentan aktivste Bewegungsforscherin ist in der Bielefelder Fakultät für Soziologie als Professorin für Konfliktsoziologie tätig, Sebastian Haunss, Absolvent des Hamburger Instituts für Politikwissenschaft, leitet als Professor für Politikwissenschaft die Arbeitsgruppe »Soziale Konflikte« am Bremer SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik, Peter Ullrich und Simon Teune sind im Bereich »Soziale Bewegungen, Technik, Konflikte« am Zentrum Technik und Gesellschaft der TU Berlin tätig. Die Sozialwissenschaftlerin Sabrina Zajak arbeitet als Juniorprofessorin für Globalisierungskonflikte, soziale Bewegungen und Arbeit am Bochumer »Institut für soziale Bewegungen« (ISB) als einer fächerübergreifenden wissenschaftlichen Einheit, das seine Wurzeln in der Geschichtswissenschaft hat (dem vormaligen »Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung«) und von dem Geschichtswissenschaftler Stefan Berger geleitet wird.

Der zentrale Koordinierungsort der Bewegungsforschung in Deutschland ist eine außeruniversitäre Einrichtung, das als Verein 2012 gegründete »Institut für Protest- und Bewegungsforschung« mit Sitz in Berlin, das in Tagungen, Forschungstätigkeit in Arbeitsgruppen und via Initiierung von kooperativen Forschungsprojekten die Protest- und Bewegungsforschung maßgeblich befördert. Das Forschungsjournal *Neue Soziale Bewegungen*, 1988 gegründet, heute ohne den Zusatz »Neue« firmierend, war immer und ist weiterhin das andere – ebenfalls – außeruniversitäre Standbein der Bewegungsforschung. Durch das fortdauernde Engagement der Gründergeneration, Ansgar Klein, Hans-Josef Legrand und des bereits 2017 verstorbenen Thomas Leif, ist dieses Unternehmen die publizistische Säule einer Protest-, Bewegungs- und Engagementforschung, der die Universitäten und das Fach Politikwissenschaft viel verdanken – und der sie eine wirkliche Anerkennung weiterhin schulden.

Frank Nullmeier ist Professor für Politikwissenschaft (Politisches System der Bundesrepublik Deutschland und Staatstheorie) an der Universität Bremen. Er studierte von 1975 bis 1980 in Hamburg und hat dort 1989 mit der Arbeit *Von Max Weber zu Konzepten einer Intelligenz- und Wissenspolitik* promoviert. Von 1991 bis 1997 war er Hochschulassistent am Institut für Politische Wissenschaft. Seine Habilitationsschrift ist unter dem Titel *Politische Theorie des Sozialstaats* publiziert worden.²¹

Die Arbeit eines ›embedded scientist‹.

Kai-Uwe Schnapp über Joachim Raschke, *Die Grünen*

Joachim Raschke hat 1985 die erste umfassende politikwissenschaftliche Monographie zum Thema *Soziale Bewegungen* verfasst. 1993 erschien seine Studie über *Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind* und 2007 (zusammen mit Ralf Tils) *Politische Strategie. Eine Grundlegung*.

»Die Grünen« (korrekt Bündnis 90/Die Grünen, seit 2012 so auch in Hamburg) feierten Anfang des Jahres 2020 ihren 40. Geburtstag. Raschkes an der Universität Hamburg verfasstes *Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind* beschreibt die erste Dekade der Entwicklung der Grünen und ihren Übergang in die zweite und behandelt dabei nicht nur die frühe Entwicklungsphase der Grünen; das Buch steht in seiner Arbeitsweise auch, wie gleich zu zeigen sein wird, exemplarisch für eine bestimmte Phase der Politikwissenschaft. Das Buch soll hier vor allem als Zeugnis der Fachdiskussion seiner Zeit und damit als Produkt eines bestimmten Wissenschaftsstils gelesen werden, um so vom Werk ausgehend auf seine heutige Relevanz hin befragt werden zu können.

Bevor jedoch über den Wissenschaftsstil und seine Folgen gesprochen werden kann, muss das Werk selbst inhaltlich zu Wort kommen. In aller Kürze, versteht sich, mehr ist bei seinem Umfang ohnehin nicht zu leisten. *Die Grünen* ist die akribische Zeitgeschichte der Entstehung und Entwicklung einer neuen Partei, die sich von den K-Gruppen bis zu konservativen Umweltinitiativen aus unterschiedlichsten organisatorischen und vom Maoismus über den Feminismus bis zum Ökolibertarismus aus den unterschiedlichsten inhaltlichen Quellen speist und versucht, sich als politisch, und das heißt in Deutschland immer noch vor allem als parlamentarisch erfolgreiche Kraft zu etablieren. Überdeutlich wird der Detailgrad des Werkes auf den 136 Seiten, in denen die Entwicklung und die Hauptcharakteristika der elf Landesverbände der alten Bundesrepublik (Raschke selbst schreibt sehr konsequent von der »BRD«) skizziert und analysiert werden.²² Dabei kommt

21 Vgl. den Beitrag von Veronika Detel in diesem Band, S. 202.

22 Joachim Raschke 1993. *Die Grünen. Wie sie wurden, was sie sind*, Köln, 244-394; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

dem Landesverband Hamburg aus naheliegenden Gründen die meiste Aufmerksamkeit zu. Faszinierend ist zu beobachten, wie Raschkes Kenntnis der Hamburger Verhältnisse nicht nur in der Länge des Abschnittes zum Ausdruck kommt, sondern auch in der Zahl und Ausführlichkeit der Fußnoten, und eben der intimen Vor-Ort-Kenntnis dessen, was die Partei im Innersten zusammenhielt oder auseinanderreißen wollte. Weitere »wichtige« Landesverbände werden ebenfalls sehr ausführlich behandelt (Hessen, Baden-Württemberg, Berlin), andere bekommen wesentlich weniger Raum und die entsprechenden Abschnitte werden von Co-Autorinnen verfasst, nicht von Raschke selbst (Niedersachsen, Schleswig-Holstein). Die Akteursgruppen Frauen, Jugend und Kommunen werden nicht minder detailliert beschrieben, das gleiche gilt für die organisatorische Strukturierung und das organisationale und institutionelle Umfeld der aufstrebenden Grünen.

Neben überaus detaillierten Beschreibungen enthält das Buch sehr weitsichtige Analysen. So skizziert es vor dem Hintergrund von Annahmen über die weitere Entwicklung des deutschen Parteiensystems ab S. 847 Entwicklungsperspektiven und -potenziale der Grünen, die immer noch, oder wieder, erstaunlich aktuell anmuten. Dabei werden ganz nebenbei frühe und immer noch plausible Erklärungsansätze für den heute in voller Entfaltung zu besichtigenden Niedergang der SPD entwickelt. Auf einen kurzen Nenner gebracht, ist es die Fragmentierung der SPD in einen industriell-traditionalistischen Flügel, ein Bündel linksliberal postindustrieller Positionen und einen Konservatismus der sozialdemokratischen Landesregierungen (891), mit der die SPD aus Sicht des Jahres 1993 wird kämpfen müssen, und mit denen sie aus Sicht des Jahres 2020 unvermindert zu kämpfen hat. Raschke spricht auch über das Ende der Volksparteien, als der Idee einer kurzen Phase stabiler Prosperität und stellt alternativ den Begriff der »Sektorenparteien« in den Raum. Die Sektorenpartei bedient weder Klientelen oder Wählerinnenbasen, noch macht sie umfassende Angebote für alle Wählerschichten. Sie ist spezialisiert auf bestimmte Policysektoren, Wirtschaft bei den einen, Sozialstaat und -politik bei den anderen, sowie Umweltschutz und Nachhaltigkeit bei den Dritten (853). In dieser Spezialisierung hängt ihr Erfolg dann vor allem von Themenkonjunkturen ab.

Auf der Basis dieser Analysen wechselt Raschke ins dritte Fach, das von dem Buch bedient wird, und dem er sich in der Folge und bis heute vor allem widmen wird, der politischen Strategie. Er zeigt vor dem Hintergrund der beschriebenen und analysierten Entwicklung mehrere Entwicklungspfade auf und erzeugt so fast ein strategisches »Menü«, aus dem die Grünen (oder der historische Prozess) wählen können (882-893). Überzeugend wirken diese Strategien, weil retrospektiv der Eindruck entsteht, Raschke habe die erfolgreiche Elitenbildung und Professionalisierung bei den Grünen sowie die Sektoralisierung der Partei (im oben beschriebenen Sinne) tatsächlich vorzeichnen können. Genauso lässt das weitere Schaffen des Autors den Eindruck hoher Konsistenz entstehen, denn ein Begriff wie Strate-

giefähigkeit, der in *Die Grünen* bereits ganz vorn (32) das erste Mal auftaucht, wird zunächst zur Leitschnur weiterer Analysen, wie etwa in *Die Zukunft der Grünen*,²³ und schließlich zum Hauptthema in *Politische Strategie*.²⁴

Soweit der Inhalt. Was hat es nun mit dem Wissenschaftsstil auf sich, mit dem das Werk erarbeitet wurde? Raschke verfolgt eine sehr idiosynkratische Methodologie, die er selbst im Vorwort so beschreibt: »Das Wesentliche ist das Dabeisein ...« (13). Der Autor arbeitet und versteht sich, dies sind meine Worte, als »embedded scientist«; seine Vorgehensweise ist die einer immersiven Sozialwissenschaft. Das folgende Zitat aus *Die Zukunft der Grünen* beschreibt das, und auch Raschkes Wahrnehmung einer sich ändernden Politikwissenschaft, noch plastischer: »Ich fuhr zum Länderrat (im September 1998, KUS), dachte, die jüngeren Politologen drängeln sich [...]. Ich sah mich um, aber ich war der einzige Politologe. [...] Interessieren sich die Jüngeren überhaupt nicht mehr für die Grünen?« Um dann noch zu schließen: »[...] die nachfolgenden Wahlen geben auch darauf eine Antwort: Tatsächlich, die Grünen lassen immer mehr Jüngere kalt.«²⁵ Man möchte dazwischenrufen: Nein, geschätzter Kollege Raschke, Wahlen signalisieren nichts darüber, welches wissenschaftliche Interesse eine Generation an einem Gegenstand (einer Partei) hat. Und genauso wenig sagt das Fernbleiben von Veranstaltungen wie Länderräten etwas über ein wissenschaftliches Interesse. Wenn es überhaupt für etwas steht, dann dafür, dass »die Jüngeren« ihr Fach und seine Arbeitsweisen anders verstehen, als die Generation davor. Und damit bin ich bei der Frage, wie ich Raschkes Buch methodisch wahrnehme und aus heutiger Sicht einordne.

Die Grünen ist eine sehr dichte, inhaltspralle zeitgeschichtliche Beschreibung. Das Buch vermittelt uns viel über die noch junge Partei und hat das Potenzial, wirklichkeitsrelevante und eingreifende Politikwissenschaft zu sein. In *Politische Strategie* werden die Autoren von »praktischer Politikwissenschaft« sprechen, die sie von einer empirischen Politikwissenschaft abgrenzen möchten.²⁶ Was Raschkes Werk aus meiner Sicht oft fehlt, ist die wissenschaftliche Distanz zum Gegenstand. Das Buch ist immer wieder subjektiv, interpersonale Nachvollziehbarkeit der empirischen Arbeit ist vielfach nicht einmal abstrakt gegeben, weil das Leben des eingebetteten Sozialwissenschaftlers dazu zu wenig dokumentiert ist. Vor dem Hintergrund heutiger Methodenreflexion würde man ein Forschungstagebuch fordern, Forschungsmemos zu analysierten Texten und Beobachtungsprotokolle erwarten usw. Diese fehlen, und dadurch ist die Möglichkeit, den Beobachter Raschke beim Beobachten zu beobachten und in dieser Beobachtung zweiter Ordnung auch die Perspektivität seiner Beobachtung in den Blick zu bekommen, kaum gegeben. Was

23 Joachim Raschke 2001. *Die Zukunft der Grünen*. »So kann man nicht regieren«, Frankfurt a.M.

24 Joachim Raschke & Ralf Tils 2013. *Politische Strategie. Eine Grundlegung*, Wiesbaden.

25 Joachim Raschke 2001. *Zukunft der Grünen*, 11.

26 Joachim Raschke & Ralf Tils 2013. *Politische Strategie*, 31ff.

man allenfalls findet, ist eine Situierung des Autors, und auch die erfolgt vor allem implizit.

Natürlich ist diese Kritik ahistorisch. In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, der Entstehungszeit des Werkes, war der sozialwissenschaftliche Diskurs noch weit weniger methodisch orientiert und reflektiert als heute. Standards, die heute bei empirisch-analytisch wie bei hermeneutisch-interpretativ Forschenden breit anerkannt sind, begannen damals erst, ihre Breitenwirkung zu entfalten. Wendet man es so, gewinnt das Buch einen eigenen Wert als herausragendes Beispiel der Wissenschaftskultur seiner Zeit, und als Möglichkeit, ihre Vor- und Nachteile auf den Punkt zu bringen.

Raschke gelingt auf der Basis seiner hochdetaillierten Gegenstandskenntnis eine ausführliche wie auch lebendige Beschreibung der Entstehung einer Partei. Das Buch zeichnet historische Prozesse bis in kleinste, dann oft auch schon gar nicht mehr wesentliche gruppenpsychologische Details nach. Was dabei fehlt, sind empirische Systematik und die Replizierbarkeit der Ergebnisse. Wissenschaftliche Analyse und aktive Politik- oder Strategieberatung sind oft nur schwer voneinander zu unterscheiden; das wird bereits mit der Formulierung der vierten Leitfrage des Buches nach Reformmöglichkeiten und Perspektiven der Grünen deutlich (19, 20). Mangels rigoroser Theoriebildung entsteht nach meiner Ansicht auch wenig abstraktes Wissen. Begriffe werden entworfen, wie etwa der der »postindustriellen Rahmenpartei« (29), ohne dass dafür ein systematisches theoretisches Hinterland sichtbar würde. Im Beispiel erfolgt im abschließenden Kapitel 15 eine inhaltliche Füllung, die den Begriff »postindustrielle Rahmenpartei« eventuell für die Diskussion politischer Strategien tauglich macht, das analytische und abstrahierende Potenzial fehlt jedoch weiterhin. Das liegt aus meiner Sicht daran, dass der Begriff keinem bestimmaren Universum an Parteitypen zugeordnet werden kann, sondern in einem einbeschriebenen Universum eine einzelne Objektgruppe herausgreift. Betrachtet man Begriffs- und Typenbildung als Instrumente erkenntnisermöglichenden Vergleichs, so wird diese Funktion in Ermangelung fehlender Vergleichsobjekte hier verfehlt. An anderen Stellen, etwa bei der Darstellung der Historie der Landesverbände (244-394), werden Leitbegriffe genutzt, um analytische Struktur und Reflexionsmöglichkeit zu schaffen. Auch hier sind es aber vor allem heuristische Perspektiven, nicht theoriegestützte Kategorien oder theoriebildende Konzepte, die herauskommen.

Das größte Problem an Raschkes Arbeitsweise ist aus meiner Sicht aber die hochgradige Anfälligkeit für Situationsänderungen. Das zeigt sich massiv im Folgebuch *Die Zukunft der Grünen*. Hier sieht Raschke das totale politische Scheitern der Grünen als Partei voraus, auch wenn er vorsichtig hinzusetzt, dass alles noch anders kommen könne. Die SPD habe dagegen offenbar den Turnaround geschafft. Drei Jahre später muss er alles zurücknehmen und konstatieren, dass das finstere Bild, das er für die Grünen malte, möglicherweise das Negativ (im Sinne der

klassischen Analogfotografie) einer Entwicklung war, die dann sehr schnell einsetzte, nämlich die Entwicklung einer starken, nach Raschke lange abwesenden Strategiefähigkeit der Partei.²⁷ Stattdessen steht nun (wieder) die SPD schlecht da und tut es seitdem. Sie war im Buch von 2001 die strahlende Heldin erfolgreichen strategischen politischen Handelns gewesen. Natürlich sind prognostische Fehleinschätzungen nichts Ungewöhnliches, und einem Zeitungsartikel sieht man ein kurzes Verfallsdatum jederzeit nach. Bei einer wissenschaftlichen Analyse wünscht man sich allerdings in der Regel einen längeren Atem. Und den gewinnt sie vor allem aus der Theoriebildung, der Ableitung abstrakter Konzepte und Kategorien, die dazu taugen, mehr als ein Untersuchungsobjekt zu klassifizieren, zu vergleichen, und dann eben auch Wissensbestände mit längerer Haltbarkeit zu generieren. Strategieuntersuchung soll sein. Aber sie ist dann praktische Politik, die sich im guten Falle solider politikwissenschaftlicher Methoden bedient. Als Politikwissenschaft im engeren akademischen Sinne würde ich sie nicht mehr bezeichnen. Ordnet man Raschkes Werk so ein, dann gewinnt es allerdings schnell kritisch-provokantes Potenzial, denn es stellt uns die Frage: Was ist unsere Rolle als Politikwissenschaft in der Gesellschaft? Wie füllen wir diese Rolle aus, und wo müssen wir möglicherweise den sicheren Boden unserer Wissenschaft verlassen, um »praktische Politikwissenschaft« oder auch angewandte Politikwissenschaft zu werden? Und setzen wir uns mit dieser Frage in dem Umfange auseinander, in dem wir das eigentlich tun sollten?

Was bleibt also von *Die Grünen*? Das Buch ist Zeitzeugnis im doppelten Sinne, Zeugnis der Geschichte der Grünen in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts und Zeugnis der Arbeits-, Denk-, Forschungs- und Theoriebildungsweise einer einflussreichen Traditionslinie in der deutschen empirischen Parteienforschung in dieser Zeit. Und es ist in seiner manchmal schillernden Qualität Anlass für die Selbstbefragung der Politikwissenschaft als Wissenschaft und als gesellschaftlicher Akteur.

Kai-Uwe Schnapp ist seit 2008 Professor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Methoden an der Universität Hamburg und langjähriger Programmdirektor des Fachgebiets Politikwissenschaft. Schnapp leitet seit 2010 das Projektbüro Angewandte Sozialforschung am Fachbereich Sozialwissenschaften.

Das Potenzial der Differenz.

Andreas Grimm über Christine Landfried, *Das politische Europa*

Christine Landfried (*1949) lehrte von 1991 bis 2014 Vergleichende Regierungslehre am Institut für Politikwissenschaft der Universität Hamburg. Mit ihrem viel-

27 Joachim Raschke 2004. Rot-grüne Zwischenbilanz, *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 25–31.

beachteten Werk zur Europäischen Union, das inzwischen in dritter Auflage erscheint, widmet sie sich einem lange vernachlässigten und zugleich hochaktuellen Thema: den Potenzialen von Differenz im politischen Prozess der europäischen Integration.

Die tiefgreifenden Herausforderungen und krisenhaften Verdichtungen politischer Probleme, mit denen sich die Europäische Union (EU) derzeit konfrontiert sieht, erfordern vermehrt politikwissenschaftliche Studien und Ansätze, die nicht nur Erklärungen anbieten, sondern perspektivisch auch Lösungsmöglichkeiten für die sich stellenden Aufgaben entwerfen. Mit ihrem im Jahr 2002 erstmals veröffentlichten Werk *Das politische Europa*²⁸ hat Christine Landfried eine ebenso anspruchsvolle wie auch praxisorientierte politikwissenschaftliche Studie vorgelegt, deren Lektüre mit Blick auf den Brexit, den Aufstieg europafeindlicher Parteien, die ökonomischen Ungleichgewichte, die politische Uneinigkeit und den offensichtlichen Wertedissens in der EU (zumindest in der europapolitischen Praxis) aktueller denn je erscheint.

Das Werk widmet sich dabei mit der im Mittelpunkt stehenden Frage nach dem »Potenzial von Differenz« einem auf den ersten Blick widersprüchlich anmutenden Themenkomplex, da Differenzen in der EU eine geradezu dominierende und in Teilen auch destruktive Rolle einzunehmen scheinen. Ist es denn nicht gerade die allenthalben sichtbar werdende Differenz politischer Interessen, die das Projekt der europäischen Integration in eine kritische Lage gebracht hat? Und sind es nicht gerade auch die immer schärfer konturierten Differenzen zwischen den Mitgliedstaaten, die inzwischen in Richtung einer »Ever Looser Union« wirken?

Christine Landfrieds *Politisches Europa* ist freilich noch in einer anderen Phase der europäischen Integration entstanden als in dem krisenbeladenen Entwicklungsabschnitt, den wir heute erleben und der alte Erklärungsmuster im Lichte von allgegenwärtiger Differenz zunehmend hinterfragt. So war nach dem »Neustart« des Integrationsprozesses Mitte der 1980er Jahre, vor allem durch die Initiative der Delors-Kommission, eine für europäische Gemeinschaftspolitik geradezu rasante Vorwärtsbewegung im Integrationsprozess auszumachen: Auf den Vertrag von Maastricht (1992) folgten schon bald der Vertrag von Amsterdam (1997) und der Vertrag von Nizza (2001) und schließlich auch der Verfassungsvertrag (2004), der die Grundlage für den Vertrag von Lissabon (2007) darstellte.

Auch wenn nicht jeder dieser Verträge fundamentale Neuerungen brachte, sondern eher zu einer Konsolidierung und Reformierung der politisch-institutionellen Ausgestaltung, aber auch der Rechtsgemeinschaft führte, so war es rückblickend

28 Christine Landfried 2005. *Das politische Europa – Differenz als Potential der Europäischen Union*, 2. Auflage, Baden Baden (die 3. Auflage erscheint 2020); Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

verfrüht, hieraus eine neue und fast ungebremsste Dynamik abzuleiten, die den Integrationsprozess fortan prägen sollte – wie einige Beobachterinnen dies taten. Das Scheitern des Vertrags über eine Verfassung für Europa in zwei Referenden (in Frankreich und in den Niederlanden, beide im Jahr 2005) zeigte nicht zum ersten Mal, dass es so etwas wie einen Automatismus der Integration – wie es in Teilen der Integrationstheorie vermutet wurde – jedenfalls im politischen Europa nicht gibt und der Umgang mit Differenz, den Landfried in ihrem Buch herausstellt, weiterhin ein entscheidender Faktor für den Fortgang der Integration ist.

Knapp zwanzig Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage des Bandes ist die darin zum Ausgangspunkt genommene Hypothese heute wieder hochrelevant: »Ein demokratischer und kommunikativer Umgang mit Differenz bei der Vorbereitung und der Umsetzung von Entscheidungen, so die Annahme, trägt zu einem höheren Maß an Steuerungs- und Problemlösungsfähigkeit bei als ein nichtdemokratischer und nichtkommunikativer Umgang mit Differenz« (15). Denn die Frage, wie sich ein demokratischer und kommunikativer Umgang mit Differenz erfolgreich gestalten lässt, ist keinesfalls eine Randbedingung für gelingende Integration; und sie ist weder abschließend geklärt, noch abschließend zu klären (auch wenn dies allenthalben in politischen Debatten nahegelegt wird). Denn die europäische Integration ist ein Prozess, der ständige Anpassungen verlangt. Diese Anpassungen sind im Wesentlichen solche, die aus Differenz(en), aber eben auch aus den nicht vorhersehbaren politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen hervorgehen bzw. durch diese erforderlich werden.

In der 2020 erscheinenden dritten Auflage von *Das politische Europa* werden zudem Interviews publiziert, die Christine Landfried und ihre Mitarbeiterinnen Kolja Raube und Annika Sattler in mehreren Reisen nach Brüssel geführt haben und die in der Zeit der Tagungen des Verfassungskonvents entstanden sind. Diese Gespräche sind weit mehr als eine wertvolle und einsichtsreiche Momentaufnahme des damaligen Verfassungsprozesses und der damit eingeführten demokratisch-kommunikativen Neuerungen. Zugleich und darüber hinaus, so Landfried in dem Vorwort der neuesten Auflage ihres Buches, könnten diese Gespräche schließlich auch über den näheren Zusammenhang des zwischen 2002 und 2003 zusammengetretenen Verfassungskonvents hinaus Einsichten in den Wert eines solchen Modells für die Lösung der sich aktuell stellenden Herausforderungen bieten. Dies gilt vor allem, weil eine Änderung der Verträge im Lichte eben dieser Herausforderungen unabdingbar geworden sei und eine erneute Einberufung eines Konvents naheliege, der allerdings aus den Fehlern seines Vorgängers lernen müsse.

Es ist das entscheidende Verdienst von Christine Landfrieds *Das politische Europa*, die Frage nach dem Potenzial von Differenz in den Fokus des europawissenschaftlichen Diskurses zu rücken und nicht nur theoretisch, sondern vor allem auch empirisch in den neun Kapiteln des Bandes zu fundieren. So wird durch die von ihr analysierten Politikfelder und Institutionen deutlich, dass Differenz letzten

Endes nicht als ein Problem oder jedenfalls politisches Hindernis zu betrachten ist – zum Beispiel in den Abstimmungen der europäischen Institutionen, bei denen es gilt, Mehrheiten oder gar Einstimmigkeit zu erzielen. Viel eher sind die Unterschiede, die sich in der EU in Differenzen der Ideen, Interessen oder auch Problemwahrnehmungen manifestieren, der Ausgangspunkt für die stetige Abstimmung und Annäherung, die sich im politischen Prozess vollzieht und die als kreatives Element im Umgang mit Problemen und für gesellschaftliches Lernen (393) verstanden werden sollen. So gilt die von Christine Landfried entworfene Zielvorstellung für das politische Europa weiterhin uneingeschränkt, nämlich, »auf der Basis eines soliden Binnenmarktes mit Phantasie und in demokratischer Kommunikation über Differenz ein soziales, ökologisch verantwortungsbewusstes, kulturell vielseitiges und außenpolitisch handlungsfähiges Europa zu entwickeln« (23).

Andreas Grimm ist Forschungsdirektor am *Institute for European Integration* des Europa-Kollegs in Hamburg und wissenschaftlicher Mitarbeiter und Privatdozent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Hamburg. Nach Studium und Promotion in Politikwissenschaft ist er 2019 mit der Arbeit *Kontextualismus. Grundlagen und Anwendungsfelder in Politik und Recht* an der Universität Hamburg habilitiert worden.

Verwaltung im Systemvergleich.

Eva Ruffing über Kai-Uwe Schnapp, *Ministerialbürokratien in westlichen Demokratien*

Kai-Uwe Schnapp (*1966) hat seit 2008 die Professur für Politikwissenschaft, insbesondere Methoden der Politikwissenschaft, an der Universität Hamburg inne. *Ministerialbürokratien in westlichen Demokratien. Eine vergleichende Analyse*²⁹ stellt die überarbeitete Fassung seiner Dissertation dar, die er 2002 an der FU Berlin abschloss.

Kai-Uwe Schnapp begründet die Relevanz seiner Forschungsfrage nicht nur mit einer gründlichen Aufarbeitung des Forschungsstandes und seiner Lücken, sondern auch mit einer Tour d'horizon über die Wahrnehmung der Bürokratie und der Bürokratinnen in Literatur, Film und »Fundstücken« aus der Tagespresse. In satirischer Überzeichnung findet sich etwa in der britischen Fernsehserie *Yes, Minister* das Bild des Ministers (der bezeichnenderweise das Ressort für Administrative Affairs leitet), der dem Ränkespiel »seiner« Ministerialverwaltung oft hilflos

29 Kai-Uwe Schnapp 2004. *Ministerialbürokratien in westlichen Demokratien. Eine vergleichende Analyse*, Wiesbaden.

ausgeliefert ist und nur mit erheblichen Anstrengungen und Winkelzügen eigene politische Gestaltungsansprüche gegen sie durchsetzen kann. Dieses Klischee der Bürokratien als »heimliche Herrscher« beleuchtet Schnapp politikwissenschaftlich und fragt, wie es eigentlich tatsächlich um die politischen Einflussmöglichkeiten der Verwaltung bestellt ist.

Zu seinem Entstehungszeitpunkt stach das Buch in zweifacher Hinsicht aus der verwaltungswissenschaftlichen Forschung in Deutschland heraus. Zum einen war die politische Rolle der Verwaltung nach einflussreichen Veröffentlichungen in den vorangegangenen Jahrzehnten weitgehend aus dem Blick geraten. So hatten etwa Renate Mayntz und Fritz Scharpf die Rolle der Verwaltung immer auch politisch gesehen und ihren Einfluss in der Politikvorbereitung und -umsetzung in den Mittelpunkt vieler Forschungsarbeiten gestellt. Die Frage nach dem politischen Einfluss der Verwaltung bleibt dauerhaft relevant, weil sie mit der Legitimität politischen Entscheidens und seiner Umsetzung befasst ist. In den 1990er und 2000er Jahren rückte die deutsche Verwaltungsforschung von dieser Tradition (und der Forschung zur »politischen« Ministerialverwaltung) allerdings in weiten Teilen ab und nahm stattdessen Effizienz- und Steuerungsprobleme in den Blick. Der Fokus verschob sich von Policy zu Management. Oder wie Kai-Uwe Schnapp es mit Bezug auf die deutsche und internationale Verwaltungsforschung formuliert: Die Verwaltungswissenschaft war eher Organisationsforschung als Staatswissenschaft.

Schnapp hingegen, und das ist der zweite Punkt, in dem das Buch herausstach, folgt in seiner Untersuchung einem genuinen Verständnis der Verwaltung als Teil des politischen Systems und öffnet sie vor diesem Hintergrund für die Untersuchung mit Ansätzen und Methoden der vergleichenden Regierungslehre. Die internationale Vergleichbarkeit von Verwaltungssystemen – zumal mit quantitativen Ansätzen – war zu dieser Zeit wie Schnapp ausführlich diskutiert, stark umstritten: Die Verwaltung galt als zu komplex, idiosynkratisch und von informellen Verfahren gekennzeichnet, um aus breiten Vergleichen echte Erkenntnis ziehen zu können. Kai-Uwe Schnapp argumentiert aber, dass diese Einschätzung wesentlich aus dem Mangel an einer geeigneten Theorie resultierte, die entsprechende Filter für das Erkennen von Mustern auf höherer Abstraktionsebene bereitstellen könnte. Diesem Mangel tritt er durch die Spezifizierung des rationalistischen Institutionalismus für die Analyse des Verhältnisses zwischen Politik und Verwaltung entgegen und entwickelt theoretische Annahmen für drei Phasen des Policy-Prozesses: den vopolitischen Prozess (Agenda-Setting), den Entscheidungsprozess und den Umsetzungsprozess.

Da politische Akteure nur über begrenzte Ressourcen verfügen, ist erstens davon auszugehen, dass immer politische Probleme »auf dem Tisch liegen bleiben«, denen aufgrund einer geringeren wahrgenommenen Wichtigkeit keine Ressourcen mehr zugewiesen werden. Für solche Probleme können Verwaltungsakteure in der vopolitischen Phase Lösungen entwickeln und sie in den politischen Prozess

einschleusen. Dies wird ihnen insbesondere dann gelingen, wenn die Verwaltung über einen starken (personellen) Ressourcenvorsprung gegenüber den politischen Akteuren verfügt. Operationalisiert wird dies für die Exekutive über das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Spitzenbeamtinnen eines Ministeriums und Ministerin plus sogenannten Kabinettsweiterungen, wie etwa *Junior Ministers*. Eine starke personelle Überzahl der Spitzenbeamtinnen führt zu hohen Einflussmöglichkeiten, ein ausgeglicheneres Verhältnis zu eher geringen. Ähnlich geht der Autor auch für die Untersuchung des Verhältnisses zwischen Verwaltung und Parlament vor, wo der zahlenmäßige Umfang des sogenannten parlamentarischen Unterstützungsapparates gegen die Ressourcen der Ministerialverwaltung abgewogen wird. Schnapp berücksichtigt hier aber auch, dass Vorschläge aus dem Ministerium eher eine Erfolgschance haben werden, wenn eine Einparteienregierung mit eigener Mehrheit an der Macht ist, als wenn die Regierung zersplittert ist oder eine Minderheitsregierung vorgefunden wird. Im ersten Fall sind die Einflusschancen der Verwaltung daher höher als in den letzteren beiden Fällen.

Für die Phase der eigentlichen Entscheidung argumentiert Schnapp, dass die Verwaltung vor allem dann Einfluss gewinnt, wenn sich ihr ausgeprägte Möglichkeiten der strategischen Interaktion bieten. Diese strategische Interaktion wird erleichtert, wenn aufgrund gemeinsamer Rekrutierungs- und Karrierewege eine hohe Homogenität der Verwaltung besteht und die Akteure auf enge Netzwerke zurückgreifen können. Geschwächt wird die Strategiefähigkeit der Verwaltung jedoch, wenn vor allen Dingen die Führungsebenen dem politischen Zugriff unterliegen. Operationalisiert werden diese Annahmen über das Vorherrschen offener (positionsbasierter) oder geschlossener (laufbahnbasierter) Personalsysteme.

Im Umsetzungsprozess stehen die Einflussmöglichkeiten der Verwaltung im umgekehrten Verhältnis zu den Kontrollmöglichkeiten der Politik. Diese werden insbesondere dann schlecht sein, wenn eine Koalitionsregierung besteht, und die Präferenzen der Koalitionspartnerinnen nicht nahe beieinander liegen. Die Verwaltung kann dann in der Implementationsphase ungefährdet den vollen Spielraum zwischen den Idealpositionen der Koalitionspartnerinnen ausnutzen, denn die Koalitionspartnerinnen werden sich nicht auf eine Sanktion einigen können, solange die Präferenzen einer Partnerin von der Verwaltung berücksichtigt werden. Operationalisiert wird dies über die durchschnittliche Anzahl der Regierungsparteien.

Die weitere Untersuchung vollzieht sich in mehreren Schritten: Zunächst führt Schnapp eine Modellierung der unterschiedlichen Entscheidungssituationen durch und zeigt, dass unterschiedliche Organisationsstrukturen unterschiedliche Entscheidungen hervorbringen sollten. Dadurch wird die Plausibilität der Einflussmechanismen in den drei dargestellten Phasen des Policy-Prozesses formal verdeutlicht, und es werden jeweils im Anschluss Indikatorensets zur Erfassung der zentralen Variablen erarbeitet.

Ziel der anschließenden Untersuchung ist es, ein Ranking des Einflusspotenzials der Verwaltungen zu erstellen. Empirisch konzentriert sich die Arbeit auf 21 Staaten der »westlichen« OECD-Welt, die als *most similar systems* gesehen werden können, also keine zu große Varianz im Hinblick auf ihre politischen Systeme aufweisen. Dabei argumentiert der Autor, dass Länder einer Rechtstradition eine ähnliche Entwicklung der Verwaltung und damit auch ähnliche Strukturen und Einflusspotenziale aufweisen werden. Für die napoleonische Tradition mit ihrer klar zentralstaatlichen und etatistischen Tradition wird dabei die stärkste Rolle der Verwaltung angenommen. Für die deutschsprachigen Länder mit einer stärker dezentral und auf Subsidiarität ausgerichteten Tradition wird eine Mittelposition angenommen, und die skandinavischen Länder sollten mit ihren sehr offenen politischen Systemen das geringste Einflusspotenzial für die Verwaltung bieten. Für die angelsächsischen Länder mit ihrer Common-Law Tradition wird eine Abneigung gegen eine aktive Rolle des Staates und ein Misstrauen gegenüber der Leistungsfähigkeit der Verwaltung angenommen, die sich ebenfalls eher in einem geringen Einflusspotenzial der Verwaltung niederschlagen sollten. Diese Annahmen untersucht Schnapp mithilfe einer Clusteranalyse.

Im Ergebnis kann die Existenz solcher Cluster auch tatsächlich gezeigt werden. Im Ranking stehen die kontinentaleuropäischen Länder mit dem höchsten Einflusspotenzial an der Spitze, gefolgt von den anglo-amerikanischen Ländern im mittleren Bereich. Die skandinavischen Länder bilden die Schlussgruppe. Dabei lässt sich allerdings erkennen, dass das Einflusspotenzial nicht immer im Hinblick auf alle drei diskutierten Mechanismen gleich hoch oder niedrig sein muss. So zeichnen sich etwa die deutschsprachigen Länder, die im Gesamtranking weit oben stehen, durch ein vergleichsweise geringes Einflusspotenzial in der vorpolitischen Phase aus. Das ist auch den in diesen Ländern häufig vorzufindenden Koalitionsregierungen zuzurechnen, die den Handlungsspielraum in der Implementationsphase allerdings wieder erhöhen. Insgesamt bestätigt die Clusteranalyse die Annahmen zu den Rechtstraditionen weitgehend.

Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, dass es sich um eine Institutionenanalyse handelt, das heißt Schnapp untersucht das *Einflusspotenzial* der Verwaltung, nicht den konkreten Einfluss im Hinblick auf einzelne Policies. Um den tatsächlichen Einfluss der Verwaltung empirisch untersuchen zu können, wären Daten über die Präferenzen der Verwaltung in allen Ländern notwendig gewesen, die systematisch schwierig zu erheben sind und eines größeren Forschungsprojektes bedurft hätten.

Die zentrale Leistung dieses Buches ist damit, im Hinblick auf die konkrete Forschungsfrage einen zumindest plausibilisierten theoretischen Ansatz und entsprechende Indikatorensets zur Verfügung gestellt zu haben, die nun als Basis für die empirische Untersuchung des tatsächlichen politischen Einflusses der Verwaltung in unterschiedlichen Ländern dienen können. In der breiteren Einordnung

ist das Buch aber sicherlich eine Pionierstudie, weil es einen quantitativ orientierten Vergleich von Verwaltungssystemen in außergewöhnlicher Breite vorlegt. Das Buch bleibt beim Vergleich von Verwaltungssystemen aber nicht stehen, sondern nimmt die Verwaltung als Teil des politischen Systems insofern ernst, als untersucht wird, welche Wechselwirkungen mit anderen Strukturmerkmalen, wie etwa Parteiensystemen und der damit verbundenen Neigung zu Einparteien- oder Koalitionsregierungen, auftreten können.

In den letzten Jahren hat die breite ländervergleichende Forschung zur Rolle der Verwaltung in Demokratien und für Demokratisierungsprozesse einen massiven Aufschwung erlebt: Genannt werden sollen hier exemplarisch die umfangreichen Arbeiten, die aus dem *Quality of Government Institute* in Göteborg hervorgegangen sind und etwa argumentieren, dass die Organisation der Verwaltung und des öffentlichen Dienstes zentral dafür sind, mit welchem Ausmaß an Korruption man es in einer Demokratie zu tun hat. Eine weitere prominente Vertreterin dieser Forschungsrichtung ist Pippa Norris, die in ihrem Buch *Making Democratic Governance Work* (2012) auf der Grundlage eines breiten Ländervergleichs zeigt, dass Staaten für ihre Bürgerinnen nur dann erfolgreich zentrale Leistungen wie die Sicherung des Friedens, der wirtschaftlichen Lebensgrundlagen und der sozialen Absicherung und Entfaltungsmöglichkeiten bieten können, wenn sie funktionierende demokratische Institutionen *und* eine funktionierende Verwaltung haben. Die Herausbildung einer leistungsfähigen Verwaltung ist daher auch im Rahmen von Demokratisierungsprozessen zentral. Aber auch breite ländervergleichende Studien zu einzelnen Aspekten der Verwaltungsorganisation, insbesondere in Folge der sogenannten *Agencification*, liegen inzwischen vor. Was jedoch nach wie vor fehlt ist eine breite Studie zum Verwaltungssystemvergleich, ein *Patterns of Bureaucracy*, wie man in Anlehnung an das demokratietheoretische Vorbild von Arend Lijphart sagen könnte, das Muster der Interaktion zwischen den verschiedenen Teilen des politischen Systems in unterschiedlichen Systemtypen offenlegt. Es ist ein bleibendes Verdienst Kai-Uwe Schnapps, dafür Pionierarbeit geleistet zu haben.

Eva Ruffing ist Professorin für das Politische System der BRD im Kontext europäischer Mehrebenenpolitik an der Universität Osnabrück. Von Oktober 2015 bis März 2017 vertrat sie die Professur für Politikwissenschaft, insbesondere Regierungslehre, an der Universität Hamburg. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich der Verwaltungs- und Policyforschung, mit Schwerpunkt auf Europäisierungsprozessen und Verfahren der Öffentlichkeitsbeteiligung.

Die Wissenschaft entkoppelter Politik.

Falk Daviter über Friedbert Rüb, *Policy-Analyse unter den Bedingungen von Kontingenz*

Friedbert Rüb (*1953) war von 2003 bis 2009 Professor für Regierungslehre, insbesondere Policy-Analyse, an der Universität Hamburg, bevor er in der Nachfolge von Claus Offe den Ruf auf eine Professur für Politische Soziologie und Sozialpolitik am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin annahm und hier bis zu seiner Emeritierung forschte und lehrte.

Wer sich in letzter Zeit mit den Versuchen sozialwissenschaftlicher Forschung beschäftigt hat, aus der Beobachtung aktueller politischer Herausforderungen und Entscheidungsprozesse Rückschlüsse auf die Notwendigkeit konzeptioneller Neuorientierungen zu ziehen, entdeckt schnell wiederkehrende Entwicklungslinien. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Temporalität der Politik erlebt einen Aufschwung. Aufmerksamkeitsdynamiken werden als Erklärungsansätze verstanden. Und die Beschäftigung mit der Komplexität, Ambiguität und Überlagerung politischer Problemlagen wird zunehmend als Herausforderung interpretiert, Politik als einen Prozess der Deutung und Auslegung konkurrierender Wirklichkeitswahrnehmungen und mehrfach denkbarer Begründungszusammenhänge zu begreifen. Viele politikwissenschaftliche Debatten der letzten Zeit greifen diese Ideen auf. Aber selten bewirken sie mehr als eine periphere Verunsicherung bestehender theoretischer Konstrukte.

Nur wenige Arbeiten haben die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Deutungen einer nur vorgeblich gemeinsamen politischen Welt zum Ausgangspunkt der theoretischen Auseinandersetzung und somit zum Anlass genommen, eine grundlegende Neuverortung politikwissenschaftlicher Forschung einzufordern. Eine Ausnahme ist der Aufsatz »Policy-Analyse unter den Bedingungen der Kontingenz«, den Friedbert Rüb während seiner Hamburger Zeit verfasst hat.³⁰ Der Aufsatz erscheint in einem Sammelband, der sich der Zukunft der Policy-Forschung im Kontext grundsätzlicher Debatten über die Grenzen und Möglichkeiten wissenschaftlicher Analyse widmet. Und so gerät dieses vergleichsweise kurze Kapitel zu einer umfassenden Bestandsaufnahme des Zustandes politikwissenschaftlicher Forschung allgemein und der Policy-Forschung im Besonderen. Der Einstieg ist zunächst unverfänglich. Friedbert Rüb stellt das *Multiple-Streams-Modell* von John Kingdon in den Mittelpunkt der fachlichen Diskussion – einen Klassiker der Policy-Forschung aus den 1980er Jahren, der in

30 Friedbert Rüb 2008. Policy-Analyse unter den Bedingungen von Kontingenz. Konzeptionelle Überlegungen zu einer möglichen Neuorientierung, in Frank Janning & Katrin Toens (Hg.). *Die Zukunft der Policy-Forschung. Theorien, Methoden, Anwendungen*, Wiesbaden, 88-111.

letzter Zeit neu entdeckt und umfassend weiterentwickelt wurde. Rübs Arbeiten haben hieran einen erheblichen Anteil.³¹ Kingdon hatte im Rückgriff auf die viel zitierten, aber oft nur fragmentarisch rezipierten Arbeiten von James March und seinen Kollegen zu organisationalen Anarchien (gemeint waren hiermit übrigens Universitäten) ein Modell des politischen Agenda-Settings entworfen, das wenig Bekanntes der Policy-Forschung gelten ließ. Aus vorwiegend sequenziellen und rationalen Entscheidungsprozessen der politischen Problembearbeitung wurden weitgehend unabhängige Ströme von potenziell problematisierbaren Zuständen, ideologisch favorisierten und technologisch verfügbaren Lösungsoptionen und den spezifischen Gegebenheiten politischer und institutioneller Handlungsarenen. Entscheidungen entstehen in diesem Modell durch Verkopplung der Ströme, durch Erkennen von Möglichkeiten des Machbaren und durch absichtsvolles Ausnutzen von Interdependenzen. Politik ist also kontingent, nicht aber wahllos oder chaotisch.

Trotzdem ergeben sich Grenzen des Erkenntniszugangs. In der Welt, wie Rüb sie modelliert, scheitert die Suche nach invariablen Bestimmungsfaktoren und allgemeingültigen Gesetzmäßigkeiten. An ihre Stelle tritt die Rekonstruktion kausaler Mechanismen, also wiederkehrender Wirkungsmuster, deren Eintreten von zumindest teilweise unbekannten Rahmenbedingungen abhängig bleibt. In diesem Verständnis kontextualisierter Kausalität können Ketten der Verursachung somit zwar als Entscheidungsprozesse rekonstruiert, aber nicht vorhergesagt werden. Die Schlussfolgerung, dass das Sichtbarmachen politischer Wirkungszusammenhänge weniger methodische Innovation erfordert, als vielmehr eine methodologische Neuorientierung voraussetzt, verweist weit über den fachwissenschaftlichen Gegenstand des Beitrags hinaus.

Erst im Kontext der anderen Aufsätze des Sammelbandes, und damit der vielfältigen Beiträge damaliger und ehemaliger Hamburger Kolleginnen, erschließt sich, wie dringend notwendig diese Debatte ist. Claudia Landwehr und Katrin Toens reflektieren in ihrem Beitrag die Frage, wie gerade unter zunehmender Beachtung der Komplexität gesellschaftlicher Probleme und Entscheidungskontexte politisches Lernen mehr sein kann, als die strategische Anpassung politischer Entscheidungseliten an fluktuierende Legitimationserwartungen und situative Handlungserfordernisse.³² Ihre Beobachtung, dass deliberative Verfahren unter diesen Bedingungen zwar die vielversprechendsten, aber auch die voraussetzungsvollsten Lernprozesse ermöglichen, bildet den Brückenschlag zu Thomas

31 Vgl. etwa Reimut Zohlnhöfer & Friedbert W. Rüb 2016. *Decision Making under Ambiguity and Time Constraints. Assessing the Multiple-Streams Framework*, Colchester.

32 Claudia Landwehr & Katrin Toens 2008. Imitation, Bayesianisches Updating und Deliberation: Strategien und Prozesse des Politiklernens im Vergleich, in Frank Janning & Katrin Toens. *Zukunft der Policy-Forschung*, 71-87.

Saretzkis Beitrag zur demokratietheoretischen Einordnung der Policy-Forschung im selben Band.³³ Wenn sich Policy-Analyse nicht nur als Beobachter, sondern auch als Lieferant gesellschaftlich relevanten Wissens versteht, erfordert dies epistemologische und normative Verortungen, die nicht mehr sinnvoll unabhängig voneinander diskutiert werden können. Die theoretischen Entwicklungen der Policy-Analyse in diesem Spannungsverhältnis stehen im Zentrum von Saretzkis Beitrag. Gleichzeitig, so argumentiert Saretzki, erfordert die Diskussion der problematischen Beziehung zwischen wissenschaftlicher Expertise und demokratischer Selbstbestimmung beim Zustandekommen gemeinwohlorientierter Politik mehr Reflexivität hinsichtlich der jeweiligen Wirkungskontexte. Vor diesem Hintergrund sind Friedbert Rüb's Arbeiten wie wenige andere geeignet, theoretische Grundlagen mit hinreichend weit geöffnetem Visier zu liefern, um die fragilen Kontextbedingungen lernfähiger und wissensbasierter demokratischer Entscheidungsverfahren in zunehmend komplexen und kontingenten gesellschaftlichen Ausgangssituationen besser zu erfassen.

Nicht nur theoretisch, auch stilistisch weicht Rüb in seinem Aufsatz erkennbar vom Mainstream des politikwissenschaftlichen Zeitgeistes ab. Statt vorwiegend die Originalität des eigenen Beitrags zur aufkommenden Debatte um das *Multiple-Streams-Modell* ins Zentrum zu rücken, rekonstruiert der Aufsatz unaufdringlich die umfangreichen intellektuellen Wurzeln seiner zentralen Argumentationsstränge und Analyseperspektiven. Machiavelli spielt eine zentrale und ungewohnte Rolle, gefolgt von Max Weber, Jon Elster und Amitai Etzioni.

Und so lassen sich Friedbert Rüb's Hamburger Arbeiten und seine folgenden Werke auf zumindest zwei Arten lesen. Zum einen als hochinstructive Analysen politischer Prozesse unter Bedingungen fluktuierender Verfügbarkeiten, variabler Verfahren, unklarer Interessen, komplexer Interdependenzen und zeitlicher Beschränkungen. Zum anderen als Plädoyers für eine neue Form wissenschaftlicher Vergewisserung über die Welt, in der wir leben.

Falk Daviter hat am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz mit einer Arbeit zum *Policy Framing in the European Union* promoviert. Nach Stationen an der Universität Potsdam, der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Hamburg vertritt er zurzeit eine Professur am Institut für Politikwissenschaft der Leuphana Universität Lüneburg.

33 Thomas Saretzki 2008. Policy-Analyse, Demokratie und Deliberation: Theorieentwicklung und Forschungsperspektiven der »Policy Sciences of Democracy«, in Frank Janning & Katrin Toens. *Zukunft der Policy-Forschung*, 34-54.

Institutionen als Foren und Förderer. Andreas von Staden über Katharina Holzinger et al., *Environmental Policy Convergence in Europe*

Seit Oktober 2007 ist Katharina Holzinger (*1957) Professorin für Internationale Politik und Konfliktforschung an der Universität Konstanz. Vorher war sie von April 2004 bis September 2007 Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg. In diesen Zeitraum fiel auch der Großteil eines EU-Drittmittelprojekts zur Erforschung von länderübergreifender Konvergenz im Bereich nationaler Umweltschutzpolitiken. Aus dem Projekt ging der mit Christoph Knill und Bas Arts herausgegebene Band *Environmental Policy Convergence in Europe: The Impact of International Institutions and Trade* hervor, in dem Katharina Holzinger bei sechs von acht Beiträgen als Koautorin verantwortlich zeichnet.

Die alljährlichen UN-Klimakonferenzen zeigen immer wieder die Schwierigkeiten auf, kurz- und mittelfristige nationale Interessen unter einen Hut zu bringen. Insbesondere Interessen ökonomischer Art und die Notwendigkeit, auf globaler Ebene schnellstmöglich effektive Maßnahmen gegen eine weitere Erderwärmung zu ergreifen, führen zu Konfrontationen, die im Ergebnis regelmäßig zu Lasten des Klimaschutzes gehen. Auch wenn effektiver Umweltschutz aktuell drängender denn je erscheint, stehen Versuche, über staatliche Grenzen hinweg koordiniert Maßnahmen zum Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen zu ergreifen, seit vielen Jahrzehnten wiederkehrend auf der Agenda der internationalen Politik. Teils werden dabei Erfahrungen ausgetauscht, teils unverbindliche Absichten erklärt, zuweilen auch rechtliche Verpflichtungen eingegangen. Zu den Fragen, die sich vor dem Hintergrund der vielfältigen Interaktionen auf zwischenstaatlicher, aber auch auf transnationaler Ebene ergeben, gehört erstens, ob sich diese auch in einer Annäherung der konkret verfolgten nationalen Politiken niederschlagen, zweitens, wenn ja, warum und drittens unter welchen Bedingungen sie dies tun (oder aber auch nicht).

Dieser Fragenkomplex ergibt sich auch in anderen Politikfeldern vor dem Hintergrund intensiver Globalisierung. Hier bildet er den Ausgangspunkt der Untersuchung, deren Ergebnisse in *Environmental Policy Convergence in Europe* dargestellt werden. Dabei gehen Katharina Holzinger und ihre Projekt-Kolleginnen gezielt über die seinerzeit im Bereich der politikwissenschaftlichen Forschung zur Umweltpolitik vorherrschende Methode der vergleichenden Fallstudien hinaus und führen eine umfangreichere Bestandsaufnahme zum Grad der Konvergenz im Bereich staatlicher Umweltschutzpolitik durch. Konkret werden Maßnahmen zu vierzig verschiedenen umweltpolitischen Teilbereichen – von Forst- und Bodenschutz über die Regulierung der Emissionen von Schwefel- und Stickoxiden sowie Kohlendioxid bis hin zu Glas- und Papierrecycling – in

24 OECD-Ländern (21 in Europa plus Mexiko, Japan und den USA) über einen Zeitraum von dreißig Jahren (1970–2000) untersucht, wobei die interessierenden Variablen viermal jeweils zur vollen Dekade gemessen werden. Konvergenz wird dabei definiert als »any increase in the similarity between one or more characteristics of a certain policy (e.g. policy objective, policy instruments, policy settings) across a given set of political jurisdictions (supranational institutions, states, regions, local authorities) over a given period of time«.³⁴

Gemessen wird Konvergenz entlang dreier Dimensionen: *policy presence*, *policy instruments* und *policy settings*. Hinsichtlich der An- bzw. Übernahme von Maßnahmen in den untersuchten Teilbereichen lässt sich dabei eine deutliche Zunahme an Konvergenz feststellen: Hatten die meisten Länder 1970 noch umweltpolitische Politiken zu spezifischen Problemfeldern in deutlich weniger als zehn Bereichen ergriffen, so verfolgten im Jahr 2000 bereits zwei Drittel der Länder Maßnahmen in mehr als dreißig der vierzig Teilbereiche, wobei die USA mit nur 17 Teilbereichen das umweltpolitische Schlusslicht bildeten. Im Hinblick auf die verwendeten Instrumente zur Zielerreichung der jeweiligen Politiken ist das sich ergebende Bild differenzierter: Während verpflichtende Standards oder Verbote zu allen Messzeitpunkten das am häufigsten verwendete Instrument sind (jeweils häufiger als alle anderen zusammen), nehmen andere Maßnahmen wie Steueranreize und Informationskampagnen dagegen relativ gesehen am stärksten zu. In einigen Teilbereichen, wie etwa der Reduktion des CO₂-Ausstosses der Schwerindustrie, ist zudem eine deutliche Diversifizierung der verwendeten Instrumente über Zeit zu beobachten. Bezüglich der Veränderung der inhaltlichen Varianz (der »Sigma-Konvergenz«) ergibt sich insgesamt – verglichen mit den beiden anderen Dimensionen – die geringste Konvergenz, die aber je nach umweltpolitischem Teilbereich stark unterschiedlich ausfällt: So ist sie am stärksten im Bereich handelsbezogener Politiken und dort, wo verbindliche Standards oder Maßnahmen zum Einsatz kommen. Ein wichtiges Ergebnis ist dabei, dass sich ganz überwiegend kein *race to the bottom* feststellen lässt, sondern dass die anwendbaren Standards in vielen Teilbereichen über Zeit zunehmend strenger werden.

Was sind die treibenden Kräfte hinter der beobachtbaren Konvergenz? Katharina Holzinger und ihre Kolleginnen identifizieren zwei Faktoren als besonders relevant: internationale Harmonisierung mittels völkerrechtlicher Verpflichtungen und transnationale Kommunikation. Harmonisierung kann dabei durch den Beitritt zu einer Institution erfolgen, deren Standards das neue Mitglied einzuhalten

34 Christoph Knill 2005. Introduction: Cross-National Policy Convergence: Concepts, Approaches and Explanatory Factors, *Journal of European Public Policy* 12, 768, zitiert in ders. & Katharina Holzinger 2008. Theoretical Framework: Causal Factors and Convergence Expectations, in dies. & Bas Arts (Hg.). *Environmental Policy Convergence in Europe: The Impact of International Institutions and Trade*, Cambridge, 31.

hat, oder durch die nachfolgende Fortentwicklung solcher Standards durch den Erlass weiterer Verpflichtungen, die für den Mitgliedsstaat *qua* Mitgliedschaft verbindlich sind. Bemerkenswerterweise zeigt die Analyse, dass ein solcher Harmonisierungseffekt nicht allein durch die EU begründet wird, sondern auch bei anderen internationalen Organisationen ohne vergleichbare Rechtsetzungskompetenz nachweisbar ist. Der zweite Faktor der transnationalen Kommunikation umfasst mehrere mögliche konkrete Mechanismen wie Nachahmung, Lernen oder Diffusion mittels epistemischer Gemeinschaften, die alle allein über den Austausch von Informationen wirken. In der empirischen Analyse zeigt sich, dass die Konvergenzwirkung von Kommunikation sich insbesondere auf der Ebene der Übernahme bestimmter Politiken positiv bemerkbar macht, hinsichtlich der inhaltlichen Konvergenz aber sogar schwach negativ ausgeprägt ist. Als Hauptergebnis konstatiert die Studie, dass sich Konvergenzen im Bereich nationaler Umweltpolitik insgesamt gerade auch als Ergebnis internationaler institutioneller Verflechtungen darstellen, und während einige andere Faktoren wie etwa die kulturelle Ähnlichkeit zwischen Staaten zumindest in bestimmten Modellspezifikationen ebenfalls hohe statistische Signifikanz aufweisen, ist dies bei anderen als kausal relevant erwarteten Faktoren, wie etwa einem möglichen zwischenstaatlichen »Regulierungswettbewerb«, kaum der Fall.

Das Buch und das zugrundeliegende Projekt stellen einen großen Schritt hin zu einer stärker quantitativ ausgerichteten vergleichenden Forschung zu Fragen der Konvergenz von nationalen Politiken in Zeiten zunehmender Globalisierung dar. Es besticht dabei neben seiner konzeptionellen Klarheit und der gelungenen Abgrenzung verschiedener verwandter Ansätze (neben Politikkonvergenz insb. *policy diffusion* und *policy transfer*, aber auch *isomorphism* und *Europeanization*) durch mehrere methodische Innovationen bei der Messung von Konvergenz und der Überprüfung der aufgestellten Hypothesen. Es ist aber gerade die Kernaussage des Buches, die ihre aktuelle Bedeutung nicht nur aus dem Blickwinkel der Umweltpolitik gewinnt: Wenn es stimmt, dass gerade die internationale institutionelle Vernetzung durch Harmonisierung und Intensivierung der Kommunikation zwischen Staaten dazu geführt hat, dass eine Konvergenz hin zu strengeren und zumindest bei hinreichender Umsetzung im Hinblick auf die Zielerreichung – hier: Umwelt- und Klimaschutz – effektiveren Maßnahmen beobachtbar ist, dann untergräbt das, was gegenwärtig mitunter als Krise des Multilateralismus und als das Heraufziehen einer Neo-Westfälischen Ordnung identifiziert wird, in mehrfacher Weise effektive Problemlösungsansätze. Selbst wenn man bestimmte verbindliche Entscheidungen wieder stärker im Nationalstaat verorten möchte, so suggerieren die oben dargestellten Ergebnisse, dass internationale Institutionen auch in ihrer Funktion als Foren und Förderer zwischenstaatlicher Kommunikation unter bestimmten Bedingungen einen messbaren Beitrag zur Lösung sowohl nationaler als auch globaler Probleme leisten können und dafür

beibehalten und gestärkt werden sollten. In jedem Falle wäre es aus wissenschaftlicher Sicht höchst interessant, die hier besprochene Studie für die ersten zwei Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrtausends fortzuschreiben, um zu sehen, ob sich das zunehmende Aufkommen populistisch-nationalistischer Strömungen und die Abwendung zumindest einiger Staaten von multilateralen Institutionen und Lösungsansätzen auch in einer sich abschwächenden oder vielleicht sogar abnehmenden Konvergenz nationaler Politiken bemerkbar machen.

Andreas von Staden ist Juniorprofessor für Politikwissenschaft, insbesondere Global Governance, an der Universität Hamburg und Mitglied der Leitungsteams der *ECPR Standing Group on International Relations* und der *ECPR Standing Group on Law & Courts*. 2018 erschien *Strategies of Compliance with the European Court of Human Rights: Rational Choice within Normative Constraints*.

Kausalität der Interessenvermittlung.

Marius Sältzer über Heike Klüver, *Lobbying in the European Union*

Heike Klüver (*1981) hatte von 2015 bis 2016 die Professur für Vergleichende Politikwissenschaft in Hamburg inne. Nach ihrer Promotion an der Universität Mannheim war sie Postdoc in Oxford, Juniorprofessorin in Konstanz und Professorin für Empirische Politikwissenschaft in Bamberg. Heute ist sie Professorin für Politisches Verhalten im Vergleich an der Humboldt Universität zu Berlin.

In kaum einem Feld politischer Forschung und Debatte gehen Wissen und Vermutung weiter auseinander als im Lobbyismus. Die gezielte Einflussnahme auf politische Akteure zur Durchsetzung partikularer Interessen ist ein normatives Problem, welches den Weg in den politischen Diskurs geschafft hat, aber weitgehend in die Nähe politischer Korruption gerückt wird. Einer der Gründe hierfür ist die Tendenz des Lobbyismus, jenseits der Öffentlichkeit zu wirken. Gerade aus diesem Grund ist ein systematischer, objektiver Blick auf ein Thema notwendig, das sich objektiven Blicken zu entziehen versucht.

Heike Klüver eröffnet in ihrem bisherigen Hauptwerk *Lobbying in the European Union*³⁵ einen neuen Zugang zu diesem Thema, indem sie eine fundamentale Frage stellt: Hat Lobbyismus überhaupt Einfluss auf die Politik? Für interessierte Laiinnen ist diese Frage geradezu trivial. Die populistische Wahrheit ist hier ein einfaches Ja, und die Auffassung ist weit verbreitet, dass ökonomische Interessen generell überrepräsentiert seien.

35 Heike Klüver 2013. *Lobbying in the European Union. Interest Groups, Lobbying Coalitions and Policy Change*, Oxford.

Klüver bietet hier eine differenziertere Antwort, indem sie den Einfluss von wirtschaftlichen wie nicht-wirtschaftlichen Interessen in einem gemeinsamen theoretischen Rahmen darstellt, dem sogenannten Austausch-Modell der Interessenvermittlung. Politische Institutionen benötigen bestimmte Güter von Interessengruppen: Informationen, öffentliche Unterstützung, ökonomische Macht (zum Beispiel in Form von Investitionen und der Schaffung von Arbeitsplätzen). Interessengruppen auf der anderen Seite wollen Politik beeinflussen. Die Verhandlung über den Tausch dieser Güter bezeichnet sie als Lobbying, das erfolgreiche Ändern materieller Politik als Einfluss. Klüver betrachtet nicht nur einzelne Gruppen, sie hält Koalitionen aus Akteuren für entscheidend: Die Automobilindustrie, die Solarbranche, die Umweltlobby oder Allianzen aus einzelnen Unternehmen, die in einem bestimmten Bereich gemeinsame Interessen verfolgen. Sie bündeln Einfluss, Ressourcen und öffentliche Legitimität in mehr oder weniger koordiniertem Vorgehen.

Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, betrachtet Klüver einen institutionellen Rahmen, der in der öffentlichen Wahrnehmung eng mit Lobbyismus verbunden ist: die Europäische Union. Genauer gesagt betrachtet sie die öffentlichen Eingaben in den Gesetzgebungsprozess. Praktisch betrachtet sie den Entstehungsprozess von Gesetzen anhand der sogenannten *Online Consultations*. Die Europäische Kommission präsentiert einen Gesetzesvorschlag und eröffnet Interessengruppen die Möglichkeit, öffentlich Stellung zu nehmen.

Auf diese Weise kann sie die politischen Stellungnahmen von über 2.500 Interessengruppen in 56 Politikfeldern analysieren. Im Gegensatz zur bisherigen Literatur geht Klüver über die eher theoretische, deskriptive oder auf Einzelfälle ausgelegten Fallstudien hinaus. Sie erfasst nicht bloß die Aktivität der Lobbyistinnen, sondern ob und unter welchen Bedingungen diese erfolgreich sind.

Die Frage nach politischem Einfluss ist fundamental für Theorie und Empirie: Der Begriff ist eng verbunden mit dem Konzept politischer Macht. Nach Dahl ist Macht die Fähigkeit, andere dazu zu bringen etwas zu tun, was sie sonst nicht getan hätten.³⁶ Diese Definition beinhaltet natürlich das Kernproblem der Kausalität: die Notwendigkeit, den Fall zu prüfen und zu vergleichen, der gerade nicht eingetreten ist. Dieses Kontrafaktum zu finden ist das Ziel vieler Forschungskonzepte in den Sozialwissenschaften.

Heike Klüver hat für diese Einflussmessung eine elegante Lösung gefunden. Dadurch, dass die EU-Kommission Gesetzesvorschläge sowohl vor als auch nach der möglichen Einflussnahme veröffentlicht, lassen sich die Dokumente direkt miteinander vergleichen. Klüver argumentiert, dass sich so der kausale Einfluss von Lobbyistinnen erkennen lasse. Die Messung der in diesen Dokumenten formulierten politischen Positionen ist fundamental für ihre Arbeit. Klüvers

36 Robert Dahl 1957. The Concept of Power, *Behavioral Science* 2(3), 201-215.

Beitrag zur Politikwissenschaft liegt auch in ihrem Beitrag zur Modernisierung sozialwissenschaftlicher Methodologie im 21. Jahrhundert. Sie nutzt hierfür eine damals brandneue Methode: die Skalierung politischer Texte durch automatisierte Textanalyse mit der Software *Wordfish*.³⁷

Diese eigentlich für die Analyse von Wahlprogrammen entwickelte Technik nimmt an, dass die Verwendung bestimmter Begriffe Rückschlüsse über politische Positionen eines Dokumentes erlaubt. In einer Debatte über Sozialleistungen betont die eine Seite Begriffe wie Solidarität oder Gerechtigkeit, die andere Seite Kosten und Steuern. Klüver erweitert den Anwendungsbereich von allgemeinen *policy*-Positionen auf einer Links-Rechts-Achse auf die Analyse einzelner Politikbereiche. Während die Autoindustrie über Arbeitsplätze spricht, konzentrieren sich Umweltverbände eher auf Abgase und Luftqualität. Auf diese Weise lassen sich Dokumente auf einer themenspezifischen Dimension darstellen, auf der sich ein Gesetzesentwurf auf dieselbe Weise einordnen lässt: Betont er eher Umweltthemen oder ökonomische Fragen?

Erst durch diese Automatisierung ist es möglich, die einzelfallorientierte Lobbyismusforschung ihrer Zeit hinter sich zu lassen und Hypothesen auf allen verfügbaren Fällen zu testen. Klüvers Arbeit ist hierfür ein Durchbruch: Sie validiert die Ergebnisse mit qualitativer Kodierung und verschiedenen automatischen Analyseverfahren. Während dieser Ansatz anfangs auf große Skepsis stieß, konnte Klüvers Arbeit zu seiner breiten Akzeptanz beitragen. Dieser Teil aus ihrer Dissertation ist heute ihr am meisten zitiertes Papier und dient in vielen Anwendungen der Methode als Referenz und Beleg für ihre Validität.

Klüver zeigt, dass die naiven Vorstellungen über den Erfolg ökonomischer Interessen nicht falsch sind, aber einer differenzierten Analyse bedürfen. Neben reiner ökonomischer Macht spielen Expertise in einem Politikfeld, aber auch die Fähigkeit, die Öffentlichkeit zu vertreten und zu mobilisieren, eine ebenso große Rolle wie der politische Kontext, vor allem die Salienz des Themas im öffentlichen Diskurs. Die Autorin zeigt, dass mächtige nicht-ökonomische Interessengruppen wie Umweltverbände ebenso erfolgreich sein können wie ökonomische. Diese Ergebnisse sind gleichzeitig plausibel und überraschend. Sie zeigen die Notwendigkeit einer systematischen Erarbeitung kausaler Zusammenhänge über eine große Anzahl von Beobachtungen. Der alleinige Fokus auf einzelne Lobbying-Erfolge oder Skandale verzerrt dagegen die Rolle legitimer Interessenvermittlung und setzt sie gleich mit illegitimem Einfluss.

Klüver öffnet mit dieser Arbeit ein weitgehend unerschlossenes Forschungsfeld. Es wird deutlich, dass gerade die Messung dieser Konzepte viel Raum für weitere Forschung bietet: Die *Wordfish*-Methode positioniert Dokumente auf einer

37 Jonathan B. Slapin & Sven-Oliver Proksch 2008. A scaling model for estimating time-series party positions from texts, *American Journal of Political Science* 52(3), 705-722.

einzelnen Dimension. In bestimmten Fällen könnte diese extrahierte Dimension nicht allein erklärend sein und Variabilität unterschätzen. Klüvers Indikator für Informationsgehalt, die Länge der Dokumente, ist eine eher grobe Annäherung an das zugrundeliegende Konzept. Zu guter Letzt steht das Argument im Raum, dass öffentlich kommunizierte Positionen strategisch gewählt werden, um die eigene Verhandlungsposition zu stärken.

Jenseits des eher engen Forschungsfeldes des Lobbyismus haben Klüvers Ansätze, die in diesem Buch maßgeblich entwickelt wurden, eine große Strahlkraft erreicht. Von Einflussmessung über kausale Inferenz bis hin zur quantitativen Textanalyse wirken die Methode und das Forschungsdesign auf Autorinnen in nur indirekt verwandten Gebieten. Vor allem in den Forschungsfeldern Repräsentation und Parteienwettbewerb, einem Bereich, in dem Klüver heute vorrangig forscht,³⁸ finden die hier vorgestellten Methoden eine breite Anwendung.

Marius Sältzer hat an der Universität Hamburg Politikwissenschaft studiert und ist seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Mannheim. Er forscht zur Interaktion zwischen Politikerinnen und ihren Parteien.

Dialog der Regionen.

Jan Klenke über Patrick Köllner et al., *Comparative Area Studies*

Patrick Köllner (*1968) ist Vizepräsident des German Institute for Global and Area Studies (GIGA) und Direktor des Instituts für Asien-Studien des GIGA. Seit 2011 lehrt Köllner als Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, vor allem zu Vergleichenden Regionalstudien und den politischen Systemen Ostasiens. Als Mitherausgeber des Sammelbandes *Comparative Area Studies: Methodological Rationales and Cross-Regional Applications* widmet Köllner seine Expertise der Aufarbeitung des Ansatzes Vergleichender Regionalstudien, an dem sich auch die Forschung am GIGA orientiert.

Anlässlich des 100. Geburtstags der Universität Hamburg ist ihre Geschichte ganz besonders in den Vordergrund getreten. Die Wurzeln im Hamburger Kolonialinstitut werden dabei diskutiert. Die Beziehung zu den verschiedenen Weltregionen hat seit der Gründung der Universität Hamburg einen weitreichenden Wandel erlebt, der sich auch in der Art der Forschung und in ihren Inhalten widerspiegelt. Mit dem Impetus, die substanziellen Implikationen wissenschaftlicher Methoden zu vertiefen, nähert sich ein Sammelband von Ariel I. Ahram, Patrick Köllner und

38 Heike Klüver & Iñaki Sagarzazu 2016. Setting the agenda or responding to voters? Political parties, voters and issue attention, *West European Politics* 39(2), 380-398.

Rudra Sil dem Verhältnis der Regionen zueinander: *Comparative Area Studies: Methodological Rationales & Cross-Regional Applications*. Die Stoßrichtung des Bandes zielt auf zwei Aspekte: zum einen auf die Verknüpfung der Wissensproduktion aus und zu verschiedenen Regionen und zum anderen auf den Dialog zwischen diesem regionenspezifischen Wissen und generalistisch-universellen Einsichten der Fachdisziplinen, die zumindest in dem Sinne kolonial sind, dass die zentralen Einrichtungen der generalistisch orientierten Forschung sich üblicherweise im globalen Norden befinden, also in den ehemaligen Kolonialmächten.

Der Ansatz von *Comparative Area Studies* (CAS; vergleichende Regionalstudien) – das betonen die Herausgeber in der Einleitung – ist dabei nichts völlig Neues. Vielmehr stellt der Band einen Versuch dar, bestehendes Wissen zum Thema zu bündeln, die Vorteile vor allem über- (im englischsprachigen Original: »cross«) und interregionaler Vergleiche herauszuarbeiten und eine Argumentationshilfe für all jene bereitzustellen, die diesen Forschungsweg einschlagen wollen. Der Band zielt hierzu zentral auf die Fähigkeit von CAS ab, die wissenschaftlichen Diskurse verschiedener Regionalstudien-Communities miteinander und mit den Diskursen der Generalistinnen der jeweiligen Disziplinen zu verknüpfen und dabei die Kontextsensitivität der Ergebnisse zu beachten und hervorzuheben. Dieses Ziel verfolgt der Band recht erfolgreich, indem neben der Einordnung in die allgemeine Methoden-debatte im Rahmen der Einleitung und allgemeinen theoretischen Ausführungen zum einen konkrete Praxisbeispiele gegeben werden, die sehr zugänglich verfasst sind. Zum anderen werden auch praktische Herausforderungen wie Sprachenvielfalt und Finanzierung sowie theoretische Begrenzungen des Ansatzes beschrieben und diskutiert.

Als Aufhänger dient eine wissenschaftliche Debatte, der zufolge sich die Regionalstudien in einer Krise befinden. Im Großen und Ganzen lautet die Problemanalyse des Werks, dass intraregionale Vergleiche die Gelegenheit wertvoller Erkenntnisse leider häufig liegen ließen, da u.a. die Spezialisierung der Forschenden den Dialog mit den anderen Regionen nicht begünstige – im Gegensatz zu zusätzlicher Expertise in der eigenen Region, die dank besserer Kontextkontrolle eher Vergleiche im klassischen Millschen Design zulassen. Auch der Dialog mit Generalistinnen der jeweiligen Fachrichtungen aus den Sozialwissenschaften sei hiervon betroffen. Gerade die über- und interregionalen Vergleiche könnten hier Abhilfe bzw. Linderung verschaffen, so die Herausgeber.

Der Sammelband setzt sich aus vier Teilen zusammen: Nach der gemeinsamen Einleitung der Herausgeber folgt ein Theoriekapitel im zweiten Teil, der sich wiederum in sechs Unterkapitel gliedert. Kapitel eins bis drei setzen sich mit generellen epistemologischen und methodologischen Fragen auseinander. Weitere drei Kapitel behandeln im Anschluss, wie Regionen übergreifende Vergleiche Wissenschaftlerinnen helfen können, ihr eigenes Fachgebiet besser zu verstehen. Dieser Mehrwert wird anschließend in drei weiteren Kapiteln an Beispielen durchexer-

ziert. Teil III beinhaltet fünf Unterkapitel zu den Anwendungen der Comparative Area Studies: einen Vergleich des postkommunistischen Autoritarismus in China und Russland mit Blick auf Antikorruptionskampagnen; intra-, über- und interregionale Vergleiche zu Diffusionseffekten politischer Ideen, ausgehend vom sogenannten Arabischen Frühling; eine vergleichende Analyse von Separatismusbewegungen in Afrika, Asien und dem Nahen und Mittleren Osten; eine Untersuchung, wie die Aufgabe Millscher Vergleichsdesignkriterien unser Wissen über Institutionenbildung fortbilden kann, am Beispiel des Vergleichs von Argentinien, Kolumbien und Ghana; und eine ethnografische Auseinandersetzung mit dem Verhalten der chinesischen Bevölkerung in Wenzhou mit dem von Aussiedlerinnen in Italien. Den vierten und letzten Teil bildet die Konklusion von Rudra Sil.

Konkret umfasst CAS verschiedene vergleichende Ansätze: intra-, über- und interregional. Diese Termini bezeichnen dabei den Vergleich von Ländern innerhalb einer Region, den Vergleich von Ländern verschiedener Regionen und den Vergleich von Regionen im Ganzen. Sowohl im theoretischen Teil als auch bei den Anwendungen liegt die Emphase des Bandes jedoch klar auf den letzteren beiden. Lediglich die Beiträge von Mikko Huotari und Jürgen Rüland sowie von André Bank bleiben stärker dem intraregionalen Vergleich verbunden. Insgesamt arbeitet der Band heraus, dass Regionen übergreifende Studien weniger verschiedene Methoden, sondern vielmehr Regionen triangulieren. Somit dienen sie einer Validitätsprüfung für Konzepte: Sind sie auch andernorts sinnvoll anwendbar? Halten die darauf gebauten Theorien mittlerer Reichweite auch in anderen Kontexten einer Überprüfung stand? Wenn nein, welche Anpassungen liegen nahe? Laurence Whitehead betont hierzu die Bedeutung von Forschungsprotokollen, in denen die Unterschiede systematisch über den Forschungsverlauf hinweg zusammengetragen und verglichen werden. Mehrere Autorinnen des Bandes halten für die Praxis zudem fest, dass diese interregionalen Vergleiche oft Teamarbeit begünstigen oder gar erfordern, um die Expertisen aus verschiedenen Regionen zu verbinden und den Arbeitsaufwand für die einzelnen Forschenden zu reduzieren.

Alles in allem ist dieser Beitrag zur methodologischen Debatte in den Sozialwissenschaften ein angenehm reflektiertes, seine eigenen Schwächen und Grenzen anerkennendes Werk, das auf die sonst häufige Selbstbeweihräucherung verzichtet. In seinem Doppelcharakter leistet der Band für verschiedene Leserinnen Verschiedenes: Als eine Art Anleitung für Regionalforschende geht er in seinen Argumenten ausdrücklich auf die Informationsbedürfnisse von Regionalforschenden ein und ermutigt sie, den Schritt aus ihren Regionen herauszutreten. Ebenso verteidigt der Band als Manifest den Ansatz gegenüber Kritik durch quantitative Generalistinnen. Doch damit läuft er gleichzeitig Gefahr, hinter seinen Möglichkeiten zurückzubleiben. Die Argumentation ist so gesehen asymmetrisch, denn den Generalistinnen wird nicht empfohlen, ihrerseits den Weg in die qualitativen, Regionen übergreifenden Forschungsansätze einzuschlagen – zumindest werden Argu-

mente zu diesem Zweck nicht hervorgehoben. Dabei haben die Urheber des Bandes allen voran das gewichtige Argument auf ihrer Seite, dass die gemittelten Effekte der Generalistinnen die Realität vor Ort häufig nicht in ihrer Komplexität erfassen und dadurch maßgeblich an Erklärungskraft einbüßen. Im Kapitel zu CAS als ›Goldenem Schnitt‹ wird das Argument zwar vorgetragen, doch liest es sich auch hier nur wie hastig beigemischt.³⁹ Die Nützlichkeit des Ansatzes in beide Richtungen bleibt dadurch tendenziell unterentwickelt.

Wie aber ist es in der Praxis um den Ansatz bestellt? CAS wird vereinzelt schon seit längerem institutionell betont und gefördert: Universitäten wie die Duke University boten bereits in den 1990er Jahren Studienprogramme mit diesem Titel an. Das German Institute for Global and Area Studies (GIGA) hat die Herangehensweise der CAS zum Schlüsselansatz für die eigene Arbeit erklärt.⁴⁰ Letzteres spiegelt sich auch darin wider, dass drei von fünfzehn Autorinnen des Buches am GIGA tätig sind. Am GIGA wird CAS zudem organisatorisch in eine Matrixstruktur eingebunden: Zwar ist das Institut zunächst in vier Regionalinstituten organisiert, doch liegen quer dazu vier Forschungsprogramme, die Wissenschaftlerinnen aus den verschiedenen Regionen systematisch zu den übergreifenden Themen zusammenbringen. Alle Wissenschaftlerinnen sind dementsprechend in mindestens einer Region und einem überregionalen Forschungsteam verankert. Die Relevanz des Ansatzes bleibt am GIGA aber nicht nur auf qualitativ forschende vergleichende Politikwissenschaften beschränkt. Vielmehr finden sich genauso qualitative und quantitative Ansätze aus der Soziologie, Wirtschaftswissenschaft, Ethnologie oder Geschichtswissenschaft.

Für die Universität Hamburg liegt hier ein besonderes Potenzial, denn aus dem Dialog mit den Regionen außerhalb Europas oder des Westens können sich neue Erkenntnisse auch für hiesige Verhältnisse ergeben, indem Konzepte geschärft werden und ein vertieftes Verständnis der europäischen Kontextbesonderheiten erreicht wird. Besonders die Forschung zu Prozessen regionaler Integration, dem Verhältnis von globalem Norden und Süden oder internationaler Normbildung profitiert bereits seit einiger Zeit von CAS-Ansätzen.⁴¹ Es erlaubt auch, Generalisierungen oder Beobachtungen zu internationalen Vorgängen an konkrete Abläufe in

39 Dirk Berg-Schlosser 2018. Comparative Area Studies: The Golden Mean between Area Studies and Universalist Approaches? in Ariel I. Ahram, Patrick Köllner & Rudra Sil (Hg.). *Comparative Area Studies: Methodological Rationales & Cross-Regional Applications*, New York, 44.

40 Patrick Köllner, Rudra Sil & Ariel I. Ahram 2018. Comparative Area Studies: What It Is, What It Can Do, in dies. *Comparative Area Studies*, 13.

41 Beispielsweise bei Amitav Acharya 2011. Norm Subsidiarity and Regional Orders: Sovereignty, Regionalism, and Rule-Making in the Third World, *International Studies Quarterly* 55(1), 95-123; Frank Mattheis & Uwe Wunderlich 2017. Regional Actorness and Interregional Relations: ASEAN, the EU and Mercosur, *Journal of European Integration* 39(6), 723-738.

den Regionen zurückzubinden, ohne in eurozentrische Denkmuster zurückzufallen. Bezieht man auch den Aspekt der Zusammenarbeit mit Wissenschaftlerinnen aus den Regionen ein, was zur Bewältigung der zusätzlichen Anforderungen inter- und überregionaler Vergleiche angezeigt sein kann, so trägt CAS auch zur Leitidee der Universität Hamburg einer »Internationalisierung von Bildung und Wissenschaft für eine friedliche und menschenwürdige Welt«⁴² bei. Hier bieten sich Gelegenheiten für Austausch, für eine vertiefte Kooperation mit den Partneruniversitäten rund um den Globus und für internationale Forschungsk Kooperationen.

Abschließend lässt sich somit feststellen, dass CAS einen indirekten Weg darstellen, sich mit der eigenen Kolonialgeschichte insofern auseinanderzusetzen, als dass ein Weg angezeigt wird, sich mit dem globalen Süden fruchtbar ins Benehmen zu setzen – und zwar »on its own terms«.⁴³ Dabei können wir unser Wissen schärfen, Perspektiven weiten und viele Fehler von früher vermeiden. Gleichzeitig bietet das Feld auch viele spannende Pfade für weitere und vertiefte Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen in Hamburg. Der Sammelband von Ahram, Köllner und Sil dient dabei als geeigneter und sehr lesenswerter Einstieg und Überblick zu dieser Debatte.

Jan Klenke ist Research Fellow am GIGA Institut für Asien-Studien in Kooperation mit der Universität Hamburg. Er arbeitet zu den Strategien der *Emerging Powers* Indien, Brasilien und China in internationalen Klimaverhandlungen.

Familienarbeit und wissenschaftliche Produktivität. Thordis Reimer über Vera E. Troeger & Mariaelisa Epifanio, *Bargaining over maternity pay*

Vera Troeger (*1976) ist seit 2019 Professorin für Politikwissenschaft, insbesondere Vergleichende Regierungslehre/Comparative Politics an der Universität Hamburg. Vorher war sie Professorin im wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereich der Universität Warwick in Großbritannien. Seit Oktober 2019 ist Vera Troeger Präsidentin der European Political Science Association (EPSA). Ihre Forschungsinteressen liegen in der vergleichenden Politischen Ökonomie und in quantitativen Methoden der Politikwissenschaft. In dem Forschungsprojekt »Maternity Benefits across UK Higher Education Institutions« (gefördert durch den ESRC, das CAGE Centre, die British Academy und den Leverhulme Trust) untersuchte sie zusammen mit Mariaelisa Epifanio und Thomas Scotto die Ursachen und den

42 Leitbild der Universität Hamburg, verfügbar unter <https://www.uni-hamburg.de/uhh/profil/leitbild.html> (20. Juli 2020).

43 Amrita Narlikar 2016. »Because they Matter«: Recognise Diversity – Globalise Research, *GIGA Focus Global* 12(1), 1.

Einfluss von Leistungen im Rahmen der Elternzeit an britischen Hochschulen auf akademische Karrieren von Frauen.

Es ist nunmehr 100 Jahre her, dass auf der ersten Konferenz der *International Labour Organization* (ILO) eine Mutterschutz-Konvention verabschiedet wurde. Diese Konvention markierte den ersten internationalen Gleichstellungsstandard im Bereich der Erwerbsarbeit und formulierte einen Anspruch für erwerbstätige Frauen auf Mutterschutz im Rahmen der Geburt eines Kindes. Inzwischen sind weltweit in den meisten Ländern Mutterschutzfristen und Elternzeiten durch Gesetze auf staatlicher Ebene geregelt. Einzige Ausnahme bei den sogenannten entwickelten Ländern sind hier die USA. Jüngste Konventionen der ILO und auch neuere Richtlinien der Europäischen Kommission zielen darauf, den Schutz von Mutter und Kind um Aspekte der Gleichstellung zu erweitern. Dazu gehören u.a. die Formulierung eines Rechtes auf Vaterschaftsurlaub direkt nach der Geburt eines Kindes und die Empfehlung zu gesetzlichen Bestimmungen, die exklusive Elternzeitanprüche für Väter vorsehen. Bezahlte Mutterschutz- und Elternzeiten sind in den meisten europäischen Ländern auf Länderebene definiert, allerdings mit großen Unterschieden bezüglich der Länge der Fristen und der Höhe der Leistungen. Der Zusammenhang zwischen wohlfahrtsstaatlicher Absicherung im Rahmen der Geburt eines Kindes, der Erwerbstätigkeit von Frauen und der Gleichstellung der Geschlechter ist derzeit ein in Politik und Wissenschaft viel diskutiertes Thema, auch im Hinblick auf die soziale Nachhaltigkeit von Gesellschaften.

Vera Tröger leistet zusammen mit Mariaelisa Epifanio⁴⁴ einen wesentlichen Beitrag zu den Erkenntnissen über dieses sehr zeitgemäße Thema. In einem kürzlich veröffentlichten Artikel mit dem Titel *Bargaining over maternity pay: evidence from UK universities*⁴⁵ erforschen sie, wie und warum Hochschulen im Vereinigten Königreich über die Höhe von Mutterschutz- und Elternzeitleistungen entscheiden. Die Autorinnen nehmen mit ihrer Forschung zur Verhandlung von bezahlter Elternzeit an britischen Universitäten eine neue Perspektive auf die Erklärung der Entstehung von Elternzeitregelungen ein. Grundlage für ihre innovative Analyse bieten die besonderen institutionellen Bedingungen im Vereinigten Königreich, da dort der Umfang der finanziellen Absicherung in den Elternzeit-Monaten nach der Geburt eines Kindes wesentlich von den Leistungen der Arbeitgeberinnen abhängt.

Wie ist die finanzielle Unterstützung von Frauen während der Mutterschutz- und Elternzeitfristen im Vereinigten Königreich geregelt? Für die ersten sechs Wochen nach der Geburt eines Kindes erhalten Frauen Leistungen in Höhe von 90 %

44 Mariaelisa Epifanio ist seit 2017 Lecturer in Politikwissenschaft an der Universität Liverpool. Vorher war sie Projektmitarbeiterin an der Universität Warwick.

45 Vera E. Troeger & Mariaelisa Epifanio 2019. *Bargaining over maternity pay: evidence from UK universities*, *Journal of Public Policy* (first view), 1-26; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

des vorherigen Einkommens. In der Zeit danach (33 Wochen) sind gesetzlich höchstens 700 Euro pro Monat vorgesehen. Damit ist die finanzielle Absicherung von Müttern im Vereinigten Königreich nach der Geburt eines Kindes als eher schwach anzusehen und liegt deutlich unter dem EU-Durchschnitt. Viele Arbeitgeberinnen stellen daher zusätzliche Zahlungen für Frauen in Elternzeit bereit, um die finanzielle Absicherung junger Mütter auch über die ersten sechs Wochen nach der Geburt eines Kindes hinaus zu gewährleisten.

International bisher unerforscht war die Frage, wie sich die Entscheidungen von Arbeitgeberinnen zu mehr oder weniger Leistungen für Frauen in Elternzeit erklären lassen. Vera Troeger und Mariaelisa Epifanio untersuchen diese Frage mit einem Verhandlungsmodell. Ihr Ziel ist es, die Entscheidungen von Hochschulen (»Higher Education Institutions«) bezüglich zusätzlicher Leistungen in der Elternzeit durch Arbeitgeberinnen (»Occupational Maternity Pay«) zu erklären. Zusätzlich streben sie an, die potenziellen Kosten oder Vorteile zu beschreiben, die für Hochschulen mit den mehr oder weniger generösen Regelungen zu bezahlten Elternzeiten verbunden sind.

Ihre empirische Analyse besteht aus verschiedenen Modellen (Negative binomial model, poisson model, generalized negative binomial model, sowie ordinary least squares regression als Bezugspunkt). Die zu erklärende Variable der Generosität von Leistungen im Rahmen der Elternzeit wird aus der Länge der voll bezahlten Elternzeit (in Wochen) gebildet. Als erklärende Faktoren werden insbesondere die Größe der Universität (Anzahl der Beschäftigten), die Anteile von Frauen (mit/ohne Professorinnen-Status), das Budget der Hochschule, die Intensität der Forschung, das Hochschullehrerinnen/Studentinnen-Verhältnis und die Stärke der Gewerkschaften an der Hochschule miteinbezogen. Für die Überprüfung der Robustheit der Ergebnisse werden u.a. zusätzliche Indikatoren zur Erfassung der Generosität von Elternzeit-Leistungen an britischen Hochschulen gebildet, und die mit dem Modell vorhergesagten Werte werden mit den tatsächlichen Leistungen verglichen.

Die Ergebnisse der Analysen zeigen, dass im Vereinigten Königreich die Leistungen für Mütter im Rahmen von Elternzeit an Hochschulen sowohl in Bezug auf die Länge als auch in Bezug auf die Höhe der Zahlungen sehr unterschiedlich sind. Diese Unterschiede können zu einem großen Teil mit dem angewandten Handlungsmodell erklärt werden, das zwischen der Verhandlungsposition von Frauen in Spitzenpositionen, den Motivationen von Universitäten zur Anwerbung oder Bindung weiblicher Talente und den durch die Leistungen entstehenden Kosten für Hochschulen unterscheidet. Als ein entscheidender Faktor für höhere Leistungen im Rahmen der Elternzeit zeigt sich die Forschungsorientierung von Hochschulen. Hochschulen mit hoher Forschungsintensität haben ein verstärktes Interesse daran, weibliche Spitzenkräfte anzuwerben oder zu halten und bieten daher Frauen nach der Geburt eines Kindes eine bessere finanzielle Absicherung. Diese finanzi-

elle Absicherung sichert zudem die Zufriedenheit und die Produktivität der Akademikerinnen und erlaubt ihnen, in Forschungsaktivitäten zu investieren. Daneben lassen sich auch weitere Faktoren im Zusammenhang mit höheren Leistungen erkennen wie der (höhere) Anteil von Professorinnen in den Entscheidungsgremien, der (höhere) Anteil von Akademikerinnen im gebärfähigen Alter, ein besserer Betreuungsschlüssel zwischen Professorinnen und Studentinnen sowie die (höhere) Anzahl von Beschäftigten an Hochschulen.

Warum sind die Ergebnisse so wichtig? Bisherige Forschung hat gezeigt, dass bezahlte Elternzeiten für die Erwerbsbeteiligung von Frauen, der Verkleinerung des *Gender Pay Gap* und für weibliche Karrieren von großer Bedeutung sind. Mariaelisa Epifanio und Vera Troeger bieten mit ihrer Analyse Einblicke in die Determinanten der Unterrepräsentation von Frauen in Spitzenpositionen, die leicht auf andere Sektoren jenseits der Hochschule übertragen werden können. Die Autorinnen berichten in der Diskussion ihrer Ergebnisse darüber hinaus von weiteren Analysen im Rahmen des Forschungsprojektes, in denen sie zeigen können, »that the generosity of maternity leaves exerts significant effects on career paths of female academics at the aggregate level, with more generous provisions likely to lead to a higher share of female professors and female academics in the highest salary bracket« (24) und dass an Hochschulen im Vereinigten Königreich die Produktivität und steileren Karrierepfade von Wissenschaftlerinnen eng mit den zusätzlichen Leistungen im Rahmen von Elternzeit verknüpft sind. Auch ohne den Anspruch, einen kausalen Zusammenhang zu behaupten, sind diese Befunde von sehr großer Bedeutung, da sie der allgemeinen Annahme eines Verlustes von Produktivität durch Elternzeiten von Müttern entgegenstehen und ein Umdenken einleiten können.

Vera Tröger und Mariaelisa Epifanio leisten mit ihrer Forschung zur Bedeutung generöser Elternzeit-Leistungen durch Hochschulen als Arbeitgeberinnen einen wichtigen Beitrag für die Diskussion der Relevanz von bezahlten Elternzeiten für die Gleichstellung der Geschlechter. Sie entwickeln eine innovative Perspektive auf die Vorteile generöser Leistungen im Rahmen von Elternzeit für Arbeitgeberinnen. Ihre Forschung zeigt allerdings auch, dass der Schutz von Müttern im Vereinigten Königreich stark von der Verhandlungsposition von Frauen gegenüber ihren Arbeitgeberinnen abhängt und wirft damit die Frage auf, inwieweit für die Gewährleistung eines Anspruchs auf Leistungen im Rahmen von Mutterschutz und Elternzeiten eine generöse staatliche Gesetzgebung vorzuziehen ist.

Thordis Reimer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Soziologie, insbesondere Ökologisierung und quantitative Methoden der Sozialforschung an der Universität Hamburg. Sie forscht zu Elternzeitregelungen, der Elternzeitznutzung durch Väter und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Sie ist Mitglied des *International Network on Leave Policies & Research* und stellvertretende Gleichstel-

lungsbeauftragte der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg.

Munizipaler Wissenstransfer.

Carolyn Klopitzke über das Projektbüro Angewandte Sozialforschung

Das Projektbüro Angewandte Sozialforschung an der Universität Hamburg begreift sich als zentrale Institution für die praktische Methodenausbildung der Sozialwissenschaften. Der folgende Beitrag stellt seine Geschichte sowie seine unterschiedlichen Felder, Aufgabenbereiche und Ziele vor und präsentiert zentrale Projektformen und exemplarische Forschungsbeiträge. Im Netzwerk #UHHengagiert setzt sich das Projektbüro seit 2018 für einen stärkeren transferbezogenen Wissensaustausch zwischen Universität und Gesellschaft ein.

Im Jahr 2010 formulierten Kai Uwe Schnapp (Professor für Politikwissenschaft, insbesondere Methoden) und Dr. Roland Willner die Idee, das sozialwissenschaftliche Studium um einen methodischen Praxisbezug zu bereichern. Hieraus entstand das Projektbüro, eine Institution mit festen Strukturen und Organisationseinheiten, deren Ansätze heute große Anerkennung im hochschulpolitischen Diskurs finden. Die Geschäftsstelle des Projektbüros startete damals mit einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin, wurde von 2015 bis 2017 von vier Studierenden geleitet und wird seit August 2017 von einer, seit November 2018 von zwei wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen geführt.

Das Projektbüro widmet sich dem Grundsatz »Wissenschaft im Dienst der Gesellschaft«, indem es Fragestellungen aus Politik, Verwaltung, Zivilgesellschaft und Wirtschaft in den Alltag von Studierenden und Forschenden integriert und so einen regelmäßigen Austausch zwischen der Universität Hamburg und Akteuren der Hamburger Stadtgesellschaft ermöglicht. Studierende und Forschende der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften wirken in Forschungsprojekten innerhalb des Seminarkontexts mit, aber auch im Rahmen von bezahlten Auftragsforschungen. Studierende können sich so bereits früh in ihrem Studium mit konkreten Herausforderungen der gesellschaftlichen Praxis auseinandersetzen und erfahren, welchen Beitrag sozialwissenschaftliches Wissen im politischen und gesellschaftlichen Leben leisten kann.

Die Geschäftsstelle des Projektbüros sucht dazu nach spannenden Projekten, initiiert Kooperationen mit Vertreterinnen der Hamburger Stadtgesellschaft und vermittelt diese dann in unterschiedlichen Formaten an interessierte Studierende und Forschende. Auch werden dort Kooperationspartnerinnen bei der Konkretisierung von Forschungsfragen unterstützt, Kosten für Projektanfragen kalkuliert, Forschungsdesigns verfasst, geeignetes Projektpersonal gefunden, Personal- und Projektverträge abgeschlossen, Materialien und Infrastrukturen zur Verfügung ge-

stellt etc. – kurz: der gesamte Forschungsprozess fachlich organisiert, koordiniert und begleitet.

Entsprechend der Bedarfe der Kooperationspartnerinnen gliedert das Projektbüro seine Tätigkeiten im Wesentlichen in zwei Bereiche: *Dienstleistungsprojekte* und *Lehrprojekte*. Bei *Dienstleistungsprojekten* handelt es sich um finanzierte Auftragsforschungen, die in der Regel gemeinsam von Wissenschaftlerinnen und Studierenden durchgeführt werden. Von der Zusammenstellung des Forschungsteams profitieren alle Beteiligten: Studierende können ihre Kenntnisse anwenden und erhalten tiefe Einblicke in die Praxis projektbezogener Sozialforschung, wissenschaftliche Mitarbeiter*innen können ihre Führungskompetenzen ausbauen sowie ihr Netzwerk erweitern, während die Auftraggeberinnen hochqualifizierte wissenschaftliche Ergebnisse erhalten. Studierende und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen, die in diesen Projekten tätig sind, werden entweder im Rahmen einer Anstellung als Hilfskraft oder per Werkvertrag für ihre Tätigkeit bezahlt. Darüber hinaus haben Studierende die Möglichkeit, Daten aus Dienstleistungsprojekten für ihre Haus- und Abschlussarbeiten zu verwenden, sofern dies von den Projektpartnerinnen im Einzelnen erlaubt wird. So hat sich zum Beispiel ein Studierender in seiner Bachelorarbeit im Jahr 2015 methodenkritisch mit den erhobenen Daten des Projekts »Zusammenleben in Hamburg« von 2013/14 auseinandergesetzt (dazu unten mehr).

Lehrprojekte hingegen finden meist im Rahmen von Lehrveranstaltungen statt und werden in Zusammenarbeit mit den Praxispartnerinnen unentgeltlich durchgeführt. Dadurch können auch Forschungsanliegen von Kooperationspartnerinnen berücksichtigt werden, die nicht über die Ressourcen für eine vollfinanzierte Forschung verfügen. Studierende können im Rahmen eines Kooperationsprojektes ihre Abschlussarbeit verfassen oder ein Forschungspraktikum durchführen. Der Großteil der Lehrprojekte findet jedoch innerhalb der universitären Lehre statt. Dazu zählen Formate wie der »Grundkurs Methoden der empirischen Sozialforschung« oder das Seminar »In und mit der Hamburger Zivilgesellschaft sozialwissenschaftlich forschen«. Studierende nehmen hier das Forschungsanliegen selbst in die Hand, entwickeln passende Erhebungsinstrumente, führen die Erhebungen durch, werten die Daten aus und bereiten ihre Ergebnisse in einem Projektbericht auf. Während des gesamten Prozesses werden sie von Dozierenden und Tutorinnen des Seminars angeleitet und betreut.

Im Rahmen der mittlerweile zehnjährigen Arbeit des Projektbüros sind eine Reihe von interessanten Projekten und Publikationen entstanden. Das Dienstleistungsprojekt »Zusammenleben in Hamburg« wurde zum Beispiel im Auftrag der Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration (BASFI) im Jahr 2013/14 durchgeführt. Hauptgegenstand der Studie war die Frage, wie Hamburgerinnen unterschiedlicher Herkunft ihr Zusammenleben gestalten und wahrnehmen, um das Zusammenleben und den Zusammenhalt in Hamburg nachhaltig zu fördern.

Zunächst wurden hierfür in einem Vorgespräch mit der BASFI die Inhalte und Ausgestaltung der Bevölkerungsumfrage erarbeitet und ein Forschungsdesign für die Umsetzung des Forschungsanliegens verfasst. Die Erhebung auf der Basis eines vom Projektbüro und dem sechsköpfigen Projektteam erstellten standardisierten Fragebogens erfolgte durch das WiSo-Forschungslabor und fand telefonisch und in persönlichen Interviews mit Personen unterschiedlicher kultureller Hintergründe statt. Die Aufbereitung und Auswertung der Daten, die abschließende Verschriftlichung sowie die Präsentation der Ergebnisse wurde wiederum vom Projektteam durchgeführt. Die Ergebnisse der Studie wiesen auf ein positives Bild des Zusammenlebens hin: Von den 1021 Befragten waren 90 % der Ansicht, dass Deutsche und Menschen mit Migrationshintergrund in ihrem Stadtteil gut miteinander auskommen, 94 % begrüßten es, wenn in ihrem Stadtteil Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenleben. Andererseits zeigen die Ergebnisse auch, dass sich Menschen mit Migrationshintergrund in Hamburg im Kontakt mit den Behörden, bei der Wohnungssuche, in der Schule und Ausbildung, bei der Religionsausübung, bei der Arbeitsplatzsuche und am Arbeitsplatz deutlich häufiger benachteiligt fühlen. Die Ergebnisse der Studie gaben der BASFI Anlass für neue Handlungsansätze und Schwerpunktsetzungen in ihrer Arbeit.⁴⁶

Ein beispielhaftes Lehrprojekt wurde im Rahmen des Grundkurs Methoden 2018 mit dem Partner BIQ (Bürgerengagement für Wohn-Pflege-Formen im Quartier) durchgeführt. Das Projektbüro übernahm die Akquise des Kooperationspartners, unterstützte BIQ bei der Formulierung einer geeigneten Forschungsfrage und vermittelte ihn an den Dozierenden des Seminars. Darüber hinaus erstellte es eine Kooperationsvereinbarung, in der die Zusammenarbeit zwischen Studierenden und dem Projektpartner schriftlich festgehalten wurde.

BIQ verfolgt das Ziel, die Mitbestimmung von Seniorinnen in Seniorenheimen und Bewohnerinnen in Wohnrichtungen für Menschen mit Behinderung zu stärken. Dafür bildet es freiwillige engagierte Bürgerinnen zu Ombudspersonen aus. BIQ interessierte sich für die Frage, weshalb Hamburger Wohnrichtungen das Angebot einer geschulten Ombudsperson häufig nicht in Anspruch nehmen. Nachdem eine Vertretung des Vereins das Forschungsinteresse in der Auftaktveranstaltung des Kurses vorstellte, fanden sich drei Gruppen aus 13 Studierenden zusammen, die daraus eine geeignete Forschungsfrage konzipierten. Fünf Studierende beschäftigten sich dabei mit der Leitungsebene der Seniorenheime. Als Erhebungsinstrument wählten sie ein qualitatives Leitfadenterview und führten insgesamt vier Interviews. Nach der Datenaufbereitung und -analyse verschriftlichten sie die Ergebnisse in einem 30-seitigen Projektbericht, dem eine Kurzzusammenfassung der zentralen Erkenntnisse (Executive Summary) vorangestellt war.

46 Katrin Behrendt, Adrian Schaefer-Rolffs, Kai-Uwe Schnapp, Magdalena Abu Elan, Christoph van Dülmen & Stephanie Baruth 2014. *Zusammenleben in Hamburg*, Hamburg.

Sie fanden heraus, dass die Nichtinanspruchnahme des Angebots von BIQ zwei Gründe hatte. Einerseits war einem Teil der Einrichtungen das Angebot nicht bekannt. Andererseits arbeiteten viele bereits mit Ombudspersonen, die jedoch auf anderen Wegen in die Institutionen gekommen waren. Die Nichtinanspruchnahme von BIQ bedeutete also nicht, dass keine Ombudspersonen aktiv sind, sondern dass auch andere Rekrutierungswege gefunden wurden. Beendet wurde das Projekt mit einem Abschlusstreffen, in dem die zentralen Ergebnisse der Forschung und die daraus entstandenen Handlungsempfehlungen erläutert und diskutiert wurden. Die gemeinsamen Schlussfolgerungen waren, dass BIQ einerseits noch besser für seine Bekanntheit sorgen sollte, und dass es sich andererseits lohnt zu prüfen, ob und wie mit Ombudspersonen, die nicht über BIQ rekrutiert wurden, zusammengearbeitet werden kann. Inzwischen hat BIQ sich der Handlungsempfehlungen angenommen, etwa durch eine überarbeitete Internetseite.

Wie sich an den angeführten Beispielen zeigt, ist das Projektbüro in unterschiedlichen Bereichen aktiv, um einen partnerschaftlichen Austausch zwischen Studierenden und Forschenden mit Akteuren aus der Hamburger Stadtgesellschaft zu initiieren. Dieses Ziel verfolgt das Team seit 2018 auch mit der Mitgliedschaft im fakultätsübergreifenden Zusammenschluss *#UHHengagiert – Netzwerk für forschendes Lernen und soziale Verantwortung*. Das Netzwerk setzt sich dafür ein, Anwendungsbezug und forschendes Lernen zu verbinden und eine zivilgesellschaftliche Orientierung in der Ausbildung der Studierenden und im Denken der Lehrenden breiter an der Universität Hamburg zu verankern. Hierfür sollen praxis- und transferbezogene Lehrformate unter Zuhilfenahme von Forschungsansätzen wie *Community-based Research* oder *Service Learning* etabliert werden, die den wissenschaftlichen Anspruch ernst nehmen, forschungsorientiert gestaltet sind und zur Ausbildung einer forschenden Grundhaltung im Laufe des Studiums beitragen. Aber auch unabhängig von dieser Zusammenarbeit hat das Projektbüro als eigenständige Institution eine dynamische Entwicklung genommen, die längst nicht abgeschlossen ist.

Carolyn Klopitzke studiert Soziologie im Master an der Universität Hamburg und arbeitet seit September 2015 als studentische Hilfskraft im Projektbüro.

Internationale Beziehungen

Der ›Hamburger Ansatz‹ der Kriegsursachenforschung.

Jörg Meyer über Dietrich Jung, Klaus Schlichte & Jens Siegelberg, *Kriege in der Weltgesellschaft*

Der Hamburger Ansatz der Kriegsursachenforschung wurde in den 1990er Jahren innerhalb der von Klaus Jürgen Gantzel gegründeten »Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung« (AKUF) von Jens Siegelberg (*1954), Dietrich Jung (*1959) und Klaus Schlichte (*1963) entwickelt. Siegelberg arbeitet heute als Publizist und Consultant, Jung ist an der University of Southern Denmark in Odense und Schlichte an der Universität Bremen tätig.

Es führt also zu grundlegenden Fehleinschätzungen [...], wenn die krieglerische Spur des Kapitalismus als Eigenschaft des Kapitalismus und nicht als Bedingung seiner Entstehung und Durchsetzung gesehen wird.⁴⁷

Diese These kann als eine Schlüsselstelle des von Dietrich Jung, Klaus Schlichte und Jens Siegelberg verfassten Bandes *Kriege in der Weltgesellschaft* verstanden werden. Kriegerische Gewalt erscheint als »Widerstand gegen die kapitalistische Auflösung traditionaler Lebensverhältnisse«, auch wenn die »immanenten Widersprüche kapitalistischer Vergesellschaftung« als weitere strukturelle Ursachen der »Kriege der Gegenwart« in Betracht gezogen werden (28f.). Hinter diesem Erklärungsansatz steht der Anspruch, auf eine »formalisierte Logik der Erklärung« zugunsten einer Orientierung an »der Logik der Sache selbst« zu verzichten (10). Aber wie kann so etwas aussehen?

Die Basis für die »sachlogische« Erklärung von Gewaltprozessen soll die »Grammatik des Krieges« als methodisches Konzept liefern. Sie basiert auf einer Unterscheidung von vier Analyseebenen, auf denen die »Schritte zum Krieg« (24) rekonstruiert werden sollen, um die »Komplexität kriegsursächlicher Bestimmungsgründe und ihre kumulative Verdichtung zu kriegerischem Konfliktaustrag analytisch in den Griff zu bekommen« und der »erklärungsnotwendigen Verknüpfung von strukturellen Ursachen und subjektiven Gründen von Gewalthandeln« Rechnung zu tragen (21).

Die auf der ersten Analyseebene (»Widerspruch«) angesiedelte Stufe des Entstehungsprozesses von Kriegen bestehe aus »gesellschaftliche[n] Widersprüche[n] und Problemlagen, die als Resultat historischer und aktueller Entwicklungen den strukturellen Hintergrund jedes gesellschaftlichen Konfliktes bilden«, wobei es

47 Dietrich Jung, Klaus Schlichte & Jens Siegelberg 2003. *Kriege in der Weltgesellschaft. Strukturgeschichtliche Erklärung kriegerischer Gewalt (1945–2002)*, Wiesbaden, 37; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

»gleichgültig« sei, »ob es sich um religiöse, ökonomische, ethnische, politische, kulturelle oder andere Widersprüche und Gegensätze handelt«. Auf diese Bereiche richte sich der erste Untersuchungsschritt (24). Nur welchen Schritt zum Krieg könnten dann die Beteiligten gemacht haben?

Auf der zweiten Analyseebene (»Krise«) kommen Akteure ins Spiel. »Um die nur potentiellen von den tatsächlich im Eskalationsprozess wirksam werdenden Einflußgrößen zu trennen, ist es entscheidend, ob und wie die objektiv zu konstatierenden Widersprüche und Gegensätze subjektiv wahrgenommen werden und welche Bedeutung sie für die beteiligten Akteure haben« (ebd.). Einerseits impliziert das »ob«, dass die Akteure beispielsweise einen von den Forschern konstatierten »ethnischen Gegensatz« vielleicht nicht wahrgenommen hatten, was die Frage aufwirft, woran die Forscher einen »ethnischen Gegensatz« festgemacht haben könnten. Andererseits drängt sich die Frage auf, ob Akteure nicht auch etwas zum Problem machen können, was objektiv betrachtet keines ist: Stellte Bruno der Bär ein objektives Problem dar? Dennoch wurde er als »Problembär« erschossen – wenn Tiere uns verstehen könnten, wüssten sie, dass sie ein Problem haben, wenn wir sie als Problem bezeichnen.

In der Skizze der dritten Analyseebene (»Konflikt«) wird deutlich, dass Jung et al. erst hier Akteuren eine aktive Rolle einräumen. »Auf dieser Ebene kann der doppelte Umschlag der gesellschaftlichen Verhältnisse in Verhalten der Akteure beobachtet werden: von passivem Wahrnehmen zu aktivem Handeln und von friedlichem zu kriegerischem Konfliktaustrag« (25). Welche Gründe für die Gewaltausübung die Akteure gehabt haben könnten, bleibt offen. Die »krisenhaft wahrgenommenen Lebensumstände« (24) schlagen einfach in kriegerisches Verhalten um. Es geht allerdings auch um »die Schaffung der materiellen, organisatorischen und mentalen Voraussetzungen der Kriegsführung«, das heißt »die Beschaffung von Waffen und materiellen Ressourcen« sowie »die ideologische Mobilisierung und schließlich die Rekrutierung kampfbereiter Anhänger« (25). Damit wird auf Handlungen von Akteuren verwiesen, die schon die Absicht hatten, Krieg zu führen, und dann andere dazu bewegt haben, mitzumachen.

Die vierte Analyseebene (»Krieg«) zielt weniger auf die Entstehung eines Krieges als auf die Erklärung einer lang andauernden Gewaltanwendung: »Jedes Drehen der Spirale aus Gewalt und Krieg erzeugt die weitere Eskalation und Perpetuierung von Gewalt, sodass der Krieg selbst schließlich immer stärker zur Ursache des Krieges und letztlich sogar zum Selbstzweck werden kann«. Im sich anschließenden Beispiel scheint Krieg aber nicht Zweck, sondern Mittel zu sein: »In Kriegsökonomien etwa wird die Gewalt zur Lebensgrundlage ganzer Bevölkerungsschichten, was zur Persistenz der Gewalt und zur Minderung der Chancen einer Kriegsbeendigung führt« (ebd.). Wenn wir »Kriegsökonomien« als Set von Praktiken verstehen, geben auch hier Akteure anderen Akteuren Gründe für eine Gewaltanwendung, indem sie entsprechende Möglichkeiten des Erzielens von

Einkommen schaffen oder alternative Möglichkeiten der Sicherung des eigenen Überlebens blockieren.

Wie könnte nun in der Zusammenschau die Erklärung eines Krieges aussehen? Auf den ersten Blick wie folgt: Im betreffenden Staat hat der objektive »Widerspruch« X vorgelegen; dieser hat zu einer »Krise« der bestehenden Ordnung etwa in Gestalt von Protesten geführt; dann ist die Krise zum »Konflikt« eskaliert; und daraus ist ein »Krieg« geworden.

Das könnte uns plausibel erscheinen. Aber warum? Vielleicht, weil wir schon wissen, dass Widersprüche sich gewaltsam entladen und Krisen eskalieren können. Speziell die erste Analyseebene appelliert an ein Hintergrundwissen: »Diesen Bereichen [»religiöse, ökonomische, ethnische, politische, kulturelle oder andere Widersprüche und Gegensätze« bzw. »Probleme«] gilt zunächst die Aufmerksamkeit, da sie potentiell konfliktive Momente darstellen und sich unter bestimmten Umständen zu Gewaltursachen entwickeln können« (24). Zwischen welchen Arten von »Dingen« ein Widerspruch besteht, wird uns allerdings nicht verraten.

Im alltäglichen Gebrauch des Wortes »Problem« zeichnet sich eine Antwort auf diese Frage ab: Zwischen bestimmten Verhältnissen einerseits und spezifischen Bewertungen oder Bedürfnissen andererseits. So könnte in einer auf die kognitive Ebene gerichteten Perspektive gesagt werden, dass ein Widerspruch zwischen von den Handelnden wahrgenommenen und von ihnen als wünschenswert angesehen Lebensumständen bestanden und diese Diskrepanz einen Wunsch nach Veränderung erzeugt habe. Und in einer weniger zwischen »Geist und Körper« trennenden Sicht könnte ein Widerspruch zwischen den Handelnden widerfahrenen Lebensumständen und ihren auch sozial geformten Bedürfnissen vermutet werden, der ein Gefühl der Verletzung und ein Verlangen nach Veränderung erzeugt hat.

Aber was könnte bei Jung et al. mit objektiven Widersprüchen gemeint sein? Der häufig eingeschlagene Weg, objektive Widersprüche als von der Forschung beobachtete Diskrepanz zwischen bestimmten Verhältnissen einerseits und sozialen Bewertungsmustern andererseits zu verstehen, ist mit dem (methodischen) Konzept der *Grammatik* kaum kompatibel. Denn es sollen zunächst objektive Widersprüche identifiziert und erst dann die Wahrnehmungsmuster der Akteure analysiert werden.

Da die zweite Analyseebene den Namen »Krise« trägt, bin ich davon ausgegangen, dass diese Stufe des Entstehungsprozesses von Kriegen in der Krise einer Herrschaftsordnung in Gestalt etwa von Protesten besteht, deren mögliche Eskalation auch durch repressive Maßnahmen der Herrschenden im dritten Schritt zu untersuchen wäre. Abgesehen vom Titel taucht das Wort »Krise« in der Beschreibung der zweiten Analyseebene aber nicht auf. An dieser Stelle hilft ein Blick in frühere Publikationen: »Der Begriff der Krise meint hier [...] die Wahrnehmung

von Widerspruch«. ⁴⁸ »Auf der dritten Stufe wird analysiert, wie sich die krisenhafte Wahrnehmung von Widersprüchen im konfliktiven Handeln der Akteure umsetzt«. ⁴⁹

Wenn Jung et al. auf krisenhaft wahrgenommene Lebensumstände verweisen, dürfte das also so zu verstehen sein, dass es um auch von den Akteuren als Widerspruch wahrgenommene objektive Widersprüche geht: »Die Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster der Beteiligten, die auf dieser zweiten Analyseebene untersucht werden, filtern also gewissermaßen die wirksam werdenden von den unwirksamen Einflußgrößen und verleihen dem Entstehungs- und Erzeugungsprozess des Ursächlichen durch ihre Interpretationsleistung eine neue Qualität« (24).

Auf diese Weise soll vermutlich die Verknüpfung von strukturellen Ursachen und subjektiven Gründen gelingen. Damit ist aber noch nicht gesagt, zwischen welchen Arten von ›Dingen‹ ein Widerspruch bestanden und was die am Krieg Beteiligten angetrieben hat. Insofern geht es bei der »neuen Qualität« vielleicht weniger um den Erzeugungsprozess eines Krieges als um die Erklärung: Die Erzählung, wie der Krieg entstanden ist, könnte dadurch an Überzeugungskraft gewinnen, dass die von den Forschern identifizierten »objektiven Bestimmungsgründe« (ebd.) den ›Filtertest‹ der Wahrnehmungsmuster der Akteure bestehen. Nur wie ist der Krieg erzeugt worden? Während ein ideologisches Mobilisieren von Anhängern oder auch ein Etablieren von Kriegsökonomien Aktivitäten sind, die von Akteuren ausgeübt und durch die anderen Handelnden Gründe zur Gewaltanwendung gegeben werden können, trifft das für ein Filtern von Einflussfaktoren doch eher nicht zu.

Auf der Analyseebene »Widerspruch«, so Jung, wird nach »objektiv feststellbaren, unvereinbaren gesellschaftlichen Momenten gesucht, die einen Handlungsdruck erzeugen, sofern sie von den Akteuren als unvereinbar wahrgenommen werden«. ⁵⁰ Aber als unvereinbar *mit was*? Das wird uns weder in Bezug auf das objektive Konstatieren von Widersprüchen durch die Forscher noch das im zweiten Analyseschritt zu untersuchende subjektive Wahrnehmen von Widersprüchen gesagt. Eine nahe liegende Antwort auf die Frage wäre, dass bestimmte Verhältnisse von den Akteuren als unvereinbar mit ihren Werten oder Bedürfnissen empfunden worden sind. Aber das würde keine Antwort auf die Frage geben, womit die Verhältnisse objektiv unvereinbar gewesen sind. Offenbar erfordert die Wahrnehmung eines Problems es auch nicht, dass die als Problem begriffenen Verhältnisse vorliegen. Ein Beispiel sind die behaupteten Massenvernichtungswaffen im Irak.

48 Jens Siegelberg 1994. *Kapitalismus und Krieg. Eine Theorie des Krieges in der Weltgesellschaft*, Münster, 183.

49 Dietrich Jung 1995. *Tradition – Moderne – Krieg. Grundlegung einer Methode zur Erforschung kriegsursächlicher Prozesse im Kontext globaler Vergesellschaftung*, Münster, 34.

50 Ebd., 212.

Die Frage, durch welche Narrative, Praktiken und Machtkomplexe Kriege möglich gemacht werden können und in konkreten Fällen erzeugt wurden, steht bei Jung et al. jedoch nicht im Vordergrund. Das Herz der Hamburger Forscher scheint weniger an der *Grammatik des Krieges* zu hängen, sondern eher an der von ihnen angebotenen »Theorie des Krieges« (27).

In der Darstellung dieser Theorie (der »historischen Logik des Krieges«) löst sich das Rätsel auf, zwischen welchen Arten von »Dingen« ein objektiver Widerspruch besteht: »Theoretisches Kernstück des Hamburger Ansatzes für die Erklärung kriegesischer Konflikte sind die gewaltsamen sozialen Prozesse, die sich aus den fortwährenden Spannungen zwischen traditionaler und bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung ergeben« (28).

Dazu werden unter Rückgriff auf Elias drei Elementarfunktionen unterschieden, »die invariante Merkmale jeder Form von Vergesellschaftung bilden: die Sicherung materieller Reproduktion, die Gewaltkontrolle und die Gewährleistung einer über Ideen und Weltbilder vermittelten symbolischen Ordnung« (32). Merkmale einer bürgerlich-kapitalistischen Vergesellschaftung sind die »konkurrenzbestimmte kapitalistische Warenproduktion, deren Zweck die Produktion von Mehrwert ist«; »versachlichte Formen legaler Herrschaft« und die »Kontrolle physischer Gewaltsamkeit« durch das staatliche Gewaltmonopol; sowie »von Rationalität und formalen Regeln bestimmte Formen der Wirklichkeitsbewältigung«. Die Gewaltpotenziale dieser Prozesse oder auch einer »Bürokratisierung von Herrschaft« (33ff.) benötigen eigentlich keine Erläuterung.

Leitdifferenz des Hamburger Ansatzes ist dennoch die Unterscheidung von »Tradition und Moderne«. Bürgerlich-kapitalistische Vergesellschaftung wird vor allem als »Auflösung und Transformation traditionaler Lebensverhältnisse« im Zuge der »europäischen Weltexpansion« und »kapitalistischen Modernisierung« verstanden. So lautet eine Kernthese, dass »der bis heute unabgeschlossene kapitalistische Transformationsprozeß traditionaler Vergesellschaftungsformen die zentrale, dem Kriegsgeschehen in der Moderne unterliegende strukturelle Konfliktlinie« bilde (28).

Das scheint die zentrale Kategorie von strukturellen Kriegsursachen zu sein: Was sich in der Anwendung von Gewalt artikuliere, sei ein »Widerstand gegen die kapitalistische Auflösung traditionaler Lebensverhältnisse«, wobei sich dieser »Widerstand gegen das Neue unter Rückgriff auf religiös, ethnisch, sprachlich oder regional vermittelte Identitäten« äußere (29).

Was uns als »Logik der Sache selbst« angetragen wurde, entpuppt sich so als Logik der theoretischen Perspektive des Hamburger Ansatzes, der sich mit dem methodischen Konzept der *Grammatik* quasi das Erstzugriffsrecht auf das »Ursächliche« sichert. Damit klärt sich auch auf, was mit einer »kumulativen Verdichtung kriegsursächlicher Bestimmungsgründe zu kriegesischem Konfliktaustrag« (s.o.)

gemeint sein dürfte: eine Anhäufung von Momenten eines Nebeneinanders von »modernen und traditionellen Elementen« (30).

In diesem Sinne erheben Jung et al. den Anspruch, dass sich die »Verdichtungs-räume gesellschaftlicher Konfliktpotentiale« entlang der »Ausbreitungsmuster kapitalistischer Vergesellschaftung nachweisen« lassen, also an den Orten, an denen »der Graben zwischen Tradition und Moderne am tiefsten« sei (28f.). Der Nachweis dafür, dass an den Orten, an denen besonders viele als traditional und modern klassifizierte Elemente aufeinandertreffen, auch der Graben zwischen »Tradition« und »Moderne« am tiefsten ist, sollte aber nicht mit einem Nachweis dafür verwechselt werden, dass diese Momente auch die an diesen Orten aufgetretenen Kriege verursacht haben. Daran ändert das Bezeichnen dieser Momente als »potentiell konflikthafte Momente« wenig.

Insofern müsste der Nachweis in den Analysen einzelner Kriege erbracht werden. Dabei will ich dem Band keinesfalls eine Erklärungskraft absprechen. Aber es irritiert schon, wenn von einem »Kontakt zwischen Völkern unterschiedlicher Entwicklungsstufen« (30) die Rede ist, oder davon, dass »mit der Überwindung traditioneller Kräfte [...] ein Formwandel der Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse einhergeht, der die zivilisatorischen Seiten des Kapitalismus freilegt« (52). Vielleicht bedarf es im Kapitalismus gar keiner »traditionellen« Formen des »Denkens, der Wertvorstellungen und Gefühle«, um Kriege zu erzeugen.

Jörg Meyer ist seit 2008 Mitarbeiter am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg.

Privatisierung eines Menschenrechts. Patricia Konrad über Petra Dobner, *Wasserpolitik*

Petra Dobner (*1964) ist seit 2012 Professorin für Systemanalyse und Vergleichende Politikwissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und seit 2018 Dekanin der Philosophischen Fakultät. Davor lehrte sie zwischen 2010 und 2012 als Professorin für Regierungslehre an der Universität Hamburg. Ihr Buch *Wasserpolitik. Zur politischen Theorie, Praxis und Kritik globaler Governance* leistet einen Beitrag zur Erforschung transnationaler Stakeholder-Netzwerke.

Weitreichende Globalisierungsprozesse verlangen eine tiefgreifende Analyse staatlicher Handlungsoptionen und der Rolle nichtstaatlicher Akteure bei der Ausgestaltung politischer und gesellschaftlicher Räume. Petra Dobners Monographie setzt sich intensiv mit dem aktuellen Stand empirischer und normativer Fragen der Global Governance auseinander und verdeutlicht Legitimitätsdefizite und Machtin-

teressen am Schwerpunkt globaler Wasserpolitik.⁵¹ In der politikwissenschaftlichen Forschung zu Global Governance wird auf der einen Seite die Transformation von Regierungsformen weg von einem hierarchisch strukturierten Nationalstaat zu breiten, transnationalen Netzwerken, die individuelle, korporative und gesellschaftliche Akteure umfassen, untersucht und beschrieben. Zum anderen werden normative Überlegungen angestellt, ob und wie demokratische Elemente und Legitimitätskriterien ohne den Polity-Rahmen eines Nationalstaats auf globaler Ebene verwirklicht werden können.

Globale Themen, wie etwa die Versorgung aller Menschen mit Wasser, fordern den Staat bezüglich der Verantwortung öffentlicher Daseinsvorsorge und des effektiven Handelns heraus. Insbesondere neoliberale Theoretikerinnen treten für minimalistische Staatsmodelle ein, in denen Regierungshandeln dem Markt untergeordnet ist. Doch gerade im Bereich der Trinkwasserversorgung sind neoliberale Positionen widersprüchlich, wie Dobner in ihrem Buch darstellt: Selbst (neo)liberale Denker wie Adam Smith, Friedrich von Hayek und Ludwig von Mises stuften das Gut Wasser als »existentiell und nicht substituierbar« (239) ein und würden es daher nur unter großen Bedenken privatwirtschaftlichen Akteuren überlassen. In der Realität jedoch, so zeigt die Analyse der Autorin, wird die Wasserversorgung von staatlichen Akteuren keineswegs als öffentliches Gut (Allmende) geschützt. Die Privatisierung der Wasserversorgung ist, im Gegenteil, auf dem Vormarsch. Seit der Dublin-Konferenz zu Wasser und Umwelt im Jahre 1992 ist Wasser als ökonomisches Gut institutionell verankert. Der Aushandlungsprozess findet hierbei in transnationalen Netzwerken mit Akteuren statt, die um Einflussnahme und Machterhalt im Policy-Feld Wasser kämpfen, ohne an verfassungsrechtliche Einschränkungen gebunden zu sein (284).

Um den Prozess der Interessenaushandlung und Machtverteilung innerhalb des transnationalen Policy-Netzwerks Wasser zu veranschaulichen und gleichzeitig bewerten zu können, schlägt Dobner eine Brücke zwischen Theorie und Empirie: Auf der einen Seite gilt es, Machttheorien in die Governance-Forschung zu integrieren, auf der anderen Seite sind durch eine Netzwerkanalyse Akteure, Institutionen und Handlungsweisen im Bereich Wasser zu untersuchen. Die Analysen von Machtstrukturen am Übergang zwischen nationaler und globaler Politik hält die Wissenschaftlerin für besonders wichtig, da hier eine zweite Konfliktdimension der Globalisierung⁵² auszumachen ist: Der »transnationale Raum der Politik [...] findet im staatlichen Raum seinen Ausgangs- und Endpunkt [...] und wird hier

51 Petra Dobner 2010. *Wasserpolitik. Zur politischen Theorie, Praxis und Kritik globaler Governance*, Frankfurt a.M., 262; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

52 Die Autorin verweist an dieser Stelle auf Helmut Willke, der zum einen die Konfliktlinie zwischen Gewinnerinnen und Verliererinnen der Globalisierung aufzeige, zum anderen aber eine weitere Konfliktlinie zwischen dem nationalstaatlichen und globalen Zusammenspiel ausmache; Helmut Willke 2006. *Global Governance*, Bielefeld.

transformiert«. Innerhalb des Staates schützt der Polity-Rahmen, zum Beispiel in Form einer Verfassung, die Bürgerinnen vor der »Unsicherheit des Hobbeschen Naturzustands«. Da dieser Rahmen im globalen Kontext aber nicht vorhanden ist, würden »Machtverhältnisse weit archaischer ausgetragen als innerhalb des Staates« (291).

Neben der Analyse der Machtstrukturen untersucht Dobner die Legitimität und Effektivität des Wasser-Netzwerks. Sie nutzt den Begriff der askriptiven Legitimität zur Bestimmung des normativ-demokratischen Legitimationsanspruchs und untersucht daraufhin auf der Input-Seite des Netzwerks die Optionen zu Wahlen und Partizipation, sowie auf der Output-Seite die Möglichkeiten eines Konsenses und der Problemlösung (325). Die Hoffnung, dass zivilgesellschaftliche Akteure in den Prozess eingebunden werden, sollte nicht zu hoch gehängt werden, da zwar grundsätzlich alle interessierten Organisationen beispielsweise auf den Weltwasserforen teilnehmen können, die Partizipation allerdings durch strukturelle Beschränkungen wie hohe Teilnahmegebühren erschwert wird. Hinzu kommt, dass kritische Stimmen gegen die Privatwirtschaft in den Berichten nicht auftauchen. Dobner kommt daher zu dem Schluss, dass das Netzwerk selbst den askriptiven Legitimitätsanforderungen nicht gerecht wird und der Hinweis auf die breite Expertise der Akteure, sowie deren Reputation den Stakeholderinnen nur einen »Anstrich der Legitimation« geben können (329). Besonders bedenklich ist, dass Staaten nur eine Sorte Akteur unter den zahlreichen Stakeholderinnen sind und somit niemand kollektive Interessen vertritt bzw. »keine Institution sich schützend vor diejenigen ›Spieler und Interessenten‹ stellt, die nicht stark genug sind, um für sich selbst einzutreten.« So ergebe sich »eine komplette Revision des Konzeptes von Demokratie, eine moderne Variante des Naturzustands, in dem derjenige siegt, der stark ist« (332).

Auch die Ergebnisse der Output-Analyse sind ernüchternd. Die Fortschritte, die das transnationale Netzwerk im Bereich der Wasserversorgung erzielen konnte, sind sehr gering. So haben nach dem aktuellen Bericht der UN (2018) weltweit 2,1 Milliarden Menschen zu sauberem Trinkwasser und 4,5 Milliarden Menschen zu sanitären Einrichtungen keinen Zugang.⁵³ Dennoch tritt das Netzwerk weiterhin für die Ausweitung privatwirtschaftlicher Initiativen ein und fordert Zurückhaltung des Staates, obwohl private Investorinnen kein Risiko eingehen und kostspielige Investitionen, die zum Beispiel für den Ausbau der Wasserversorgung in ländlichen Räumen des Globalen Südens nötig wären, scheuen.⁵⁴ Wenn die Legi-

53 Petra Dobner 2018. Unser tägliches Wasser gib uns..., *Bürger&Staat* 4, 261-267.

54 An dieser Tatsache hat sich auch Jahre nach der Veröffentlichung nichts geändert. Darüber hinaus verweist Dobner auch darauf, dass es keine Konkurrenz im Markt geben kann, weil Wasserversorgung nur monopolisiert angeboten werden kann, weil das Leitungsnetz nicht gleichzeitig für verschiedene Wasserangebote gemischt werden kann.

limität also anhand der Effektivität gemessen werden soll, sprechen die Zahlen gegen eine reduzierte Rolle des Staates.

In ihrem Buch *Wasserpolitik* zeigt Dobner auf, dass im Bereich der Wasserversorgung nach wie vor nicht nur eine ungerechte Ressourcenverteilung herrscht, sondern die Multi-Stakeholder-Netzwerke strukturelle Barrieren verfestigen, die zivilgesellschaftliche Akteure in ihrer Partizipation und ihrem Entwicklungspotenzialeinschränken. Der fehlende institutionelle Rahmen auf globaler Ebene verhärtet diese Strukturen; der Staat ist nur Player im Mächtenspiel und an der Konsensbildung des Netzwerks nicht beteiligt. Dabei wird der Staat auch zukünftig die Schnittstelle zwischen international ausgehandelten Ergebnissen und nationaler Umsetzung bleiben. Die Analyse des Policy-Feldes Wasserversorgung zeigt, dass es auch auf globaler Ebene wichtig sein wird, einen Policy-Rahmen zu finden, der Herrschaft legitimiert und begrenzt. Es ist daher Aufgabe der Politikwissenschaft, die Global Governance-Forschung zu vertiefen, indem – wie Dobner exemplarisch in ihrem Buch aufzeigt – die Theorie mit der Empirie verbunden wird.

Patricia Konrad studierte Politikwissenschaft in Augsburg und Hamburg und ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) und des Initiativkreises Friedensbildung/Peacebuilding (ZNF) an der Universität Hamburg. Sie promoviert zum Thema *Präventionsstrategien genderbasierter Gewalt in bewaffneten Konflikten*.

Risiken der Gewaltforschung.

Ana Soares über Michael Brzoska, *European Peace and Security Policy*

Michael Brzoska (*1953) hat das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH) von 2006 bis 2016 geleitet und ist dort nun als Senior Research Fellow tätig. Brzoska hat als Professor an der Universität Hamburg gelehrt und am Internationalen Konversionszentrum Bonn sowie am Stockholmer Friedensforschungsinstitut SIPRI gelehrt und geforscht. Die Deutsche Stiftung Friedensforschung leitete er von 2008 bis 2015.

Imagine an enhanced reality with no borders, no walls and no limits. A reality where technology has transformed the world, where actors are getting more and more intertwined. We might have already achieved this reality, a society in which the powers of nation-states are not enough to set the limits to the risks of violence, and security needs to be found elsewhere. Michael Brzoska's 2014 edited volume *European Peace and Security Policy: Transnational Risks of Violence* is a selection of papers developed by the IFSH research program »Transnationalization of risks of violence as a challenge to European peace and security policy«, which addresses the emer-

gence of cross-border security risks. The program started in 2007 and was built on earlier security research with the intent to analyse the approach of the European Union (EU) to the so called »new threats«. Various publications have been produced by the program: special issues of journals, books and anthologies; nevertheless, the works chosen to be in this volume represent the general findings of the IFSH project.⁵⁵ The core objectives of the research program include the elaboration of an analytical foundation and conceptual-normative framework, the tracing of strategies and instruments of European actors, and an analysis of the effectivity of security policies and interventions. All the goals are discussed within an institutional-oriented approach where the OSCE and the EU occupy the central stage of the investigation.

This volume consists of sixteen papers on transnational security written by the researchers of the IFSH. The book is divided into two sections: the first six chapters concern general concepts and fundamental issues, and the second group of papers are focused on particular cases addressing cross-border threats. These transnational phenomena involving at least one non-state actor range from obvious dangers – such as terrorism and organized crime – to environmental threats that do not respect the rules of the game of the sovereign state. Therefore, the chapters of this edited volume investigate the security perceptions and policies of relevant international organizations based on a post-national constellation ontology. This ontology is structured by de-nationalization and globalization, and it requires cooperation and coordination from the relevant actors to work effectively.

Perception is a concept of significant relevance that many times is overlooked by the agents of security and by the scholars producing security knowledge. In the end, security is all about the perception of a threat by the actor that, in a supposedly non-hierarchical environment, has the power to intervene within the security governance scheme. Perceiving the decision-making of security agents as a simple reaction to external threatening events, without an element of co-construction among actors, audience and object is a limiting way to approach such a complex scholarship.⁵⁶ This is where understanding the role of interdisciplinarity can make a difference. Although cited in the introduction of the edited volume, the intersubjectivity of the notion of transnational risks of violence is not extensively addressed by the chapters of this book. What can be seen here is a more functional and practical access – with some exceptions – to security policies, with few mentions to personal, structural and cultural aspects of transnational violence.⁵⁷

55 Michael Brzoska 2014. Introduction, in ders. *European Peace and Security Policy: Transnational Risks of Violence*, Baden-Baden, 7-22.

56 Didier Bigo & Emma McCluskey 2018. What Is a PARIS Approach to (In)securitization? Political Anthropological Research for International Sociology, in Alexandra Gheciu & William C. Wohlforth (eds.). *The Oxford Handbook of International Security*, Oxford, 608.

57 Michael Brzoska. *Introduction*.

In the paper by Hans-George Ehrhart, Hendrik Hegemann and Martin Kahl, »Security Governance in the Post-National Constellation: Concept, Practice and Critique«, the authors address the concept of governance, criticizing and questioning the interests, the exclusion and the legitimacy of security politics acting in a multilevel/multipolar world. Above all, »security governance can produce unintended consequences through the solidification of local conflicts, the alienation of certain social groups and the erosion of broader norms«. ⁵⁸ Thus, the following chapter written by Regina Heller and Martin Kahl is a well-placed paper that complements the previous conceptualization having the EU as a case study. The EU is a very rich example when talking about security policies due to its structural complexity of intergovernmental, supranational, and regional operations. For instance, its neighbourhood policy (ENP) is an illustration of an asymmetry inherent to the EU's external governance. Both texts stress the importance of seeing security governance as more than a strategic tool to approach transnational risks of violence, but as a questioning tool that addresses the already given idea of a pseudo-hierarchy.

Keeping in mind that a core-periphery dynamic takes place in the ENP framework, it is essential to grasp the intricacies of governance in a post-national constellation. Even though the authors of the chapter *Managing Transnational Security Threats in Europe. Concepts, Modes and Effects of EU External Governance* mention the term »europeanize« in the text, there is a lack of criticism over the supposed superiority of the European norms and way of thinking when talking about the ENP. It is important to understand that although most of the knowledge production is developed in the Global North, some concepts and ideas cannot possibly be applied to the ontological rationale of all EU neighbors. The seemingly universal concept of the Westphalian state, for example, was actually enforced in the post-colonial reordering of some regions in Africa, not necessarily respecting the local cultural structure. ⁵⁹ This phenomenon, »most fundamentally, [...] manifests itself in the assumption that the ›European‹ or, more accurately, the Euro-American model of the state and the accompanying political culture is valid globally«. ⁶⁰ Furthermore, it is safe to say that the West-Centric structure of international relations can blind the policy making system and scholars need to be aware of it. ⁶¹

58 Hans-Georg Ehrhart et al. 2014. Security Governance in the Post-National Constellation: Concept, Practice and Critique, in Michael Brzoska. *European Peace and Security Policy*, 23-42, 30.

59 Cirino Hiteng Ofuho 2009. Africa: teaching IR where it's not supposed to be, in Ole Wæver & Arlene B. Tickner (eds.). *International Relations Scholarships Around the World*, London & New York, 71-85.

60 Claire Wilkinson 2007. The Copenhagen School on Tour in Kyrgyzstan: Is Securitization Theory Useable Outside Europe? *Security Dialogue* 38(5), 5-25, 7.

61 Amitav Acharya & Barry Buzan 2019. *The Making of Global International Relations: Origins and Evolution of IR at its Centenary*, Cambridge, 392.

In the past decades, terrorism was one of most addressed topics in security policy. Five out of the sixteen works selected to be part of this volume concern solely terrorism and counterterrorist measures. In the paper entitled *Public Good Theory and the ›Added Value‹ of the EU's Counterterrorism Policy*, Raphael Bossong criticizes the practical implementation of policies against terrorism executed by international organizations. He applies public good theory to understand the complex patterns of international counterterror cooperation, facing security as an asset, a resource. The three aspects of public good theory – weaker link, aggregate efforts and better shot goods – converse fluently with the other four papers about terrorism. Regina Heller, Martin Kahl and Daniela Pisoiu point out effectively the connection between counterterrorist argumentation and the changes in a normative framework. It is the summation of information and the use of language that incites an audience to legitimate a measure against terrorism. In addition, »A Good thing gone too far? External Assessments and Counterterrorist Finance-Related Measures in the European Union« by Michael Brzoska is an example of the weaker link approach to counterterrorism policies. Brzoska analyses the efforts of the Financial Action Task Force (FATF) to control governments' finance-related international measures towards terrorism. However, the question brought by Brzoska is regarding the expansion and intensity of the counterterrorist financing (CTF) in the EU: is the cost-benefit ratio worth it? A thorough account of the effectiveness of this measure is needed to answer this question.

As previously stated, the IFSH research program had a functional, strategic and pragmatic approach towards security practices, and in this case, it made sense to include a paper addressing »effectiveness« in international politics. The chapter on »Studying ›Effectiveness‹ in International Relations: Objectives, Concepts and Applications« fulfils this purpose. »Many of the core issues and problems of international politics require answers to the questions of whether, how and when certain actors, tools or policies cause or at least affect specific results«. ⁶² Recognizing the difficulties of designing research about effectiveness, the authors reaffirm the need for practically-relevant findings rather than theoretical and methodological orthodoxies.

Starting with a contribution by Wolfgang Zeller on the OSCE agenda on transnational threats, the second part of this edited volume is dedicated to institutional and regional cases dealing with new risks of violence. The seven other papers address the situation of political Islam in Central Asia, piracy in Somalia, the relation of the EU and the Palestinian territories, the UN and EU measures

62 Hendrik Hegemann et al. 2014. Studying »Effectiveness« in International Relations: Objectives, Concepts and Applications, in Michael Brzoska. *European Peace and Security Policy*, 113-133, 113.

towards blacklisted terrorists, terrorism in Afghanistan, Jihadi radicalization, and the control of dangerous technologies by state and non-state actors.

This edited volume is a good representation of the strengths and weaknesses of the IFSH research program on transnational risk of violence and how Europe deals with these threats. The reproduction of a core-periphery system of knowledge fabrication is already expected in such a work. Furthermore, the stiffness of a non-interdisciplinary approach to IR can hinder the study of perception and it can reaffirm dated conceptualisations of security. Nevertheless, the functional and pragmatic approach to security policies is very interesting and effective in terms of application and development of international measures. Stressed by the book, cooperation among nations is, indeed, the most important aspect of combating threats that transcend the boundaries of states. *European Peace and Security Policy: Transnational Risks of Violence* is the outcome of a sophisticated research program. It will continue to inspire the transnational security-discussion, stressing the increasing necessity of foregrounding the theme among scholars and policy makers.

Ana Soares ist Doktorandin im Fach Politikwissenschaft an der Universität Hamburg und arbeitet an der Professur für Global Governance. Sie ist in Brasilien aufgewachsen und hat ihren BA und MA an der La Salle University und der Corvinus Universität Budapest erworben.

Determinanten der Sicherheitsarchitektur.

Oliver Merschel über Ursula Schröder, *The Organization of European Security Governance*

Ursula Schröder (*1975) leitet seit 2017 das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH). Sie ist Professorin für Politikwissenschaft, insbesondere für Friedensforschung und Sicherheitspolitik, am Fachgebiet und lehrt im BA und MA Politikwissenschaft der Universität Hamburg und im Masterstudiengang Peace and Security Studies des IFSH. Das hier besprochene Werk ging aus ihrer Dissertation am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz hervor.

Wie kann es sein, dass zentrale Versprechungen der Politik, für die sich nicht nur ein großer Teil der Gesellschaft, sondern auch Politikerinnen selbst stark machen, letztendlich so häufig im Sande verlaufen oder ihre Umsetzung zumindest als unzureichend und schleppend empfunden wird? Oder auch, dass implementierte Politiken, ob sie nun zufriedenstellend sein mögen oder nicht, häufig wenig mit den hochtrabend formulierten Zielen einer *policy* zu tun haben? Im öffentlichen, medialen Diskurs wird hier nicht selten die Inkompetenz, Unwilligkeit oder Überforderung einzelner Spitzenpolitikerinnen als Erklärung ins Feld geführt. Auch wenn

dies in einzelnen Fällen sicherlich nicht von der Hand zu weisen ist, kann es als substanzielle Erklärung, zumal aus politikwissenschaftlicher Perspektive, nicht ausreichen. Ursula Schröder bietet in ihrem Buch *The Organization of European Security Governance: Internal and External Security in Transition* eine theoretisch sowie empirisch äußerst reichhaltige Erklärung dieses Phänomens am Beispiel der stockenden Entwicklung einer horizontalen Sicherheitsstruktur der Europäischen Union (EU) an.⁶³ Demnach sind es organisatorische Strukturen in Behörden (36) sowie Interpretationen der angestrebten *policies* durch organisatorische Akteure, die ihren eigenen institutionellen Interessen in die Karten spielen (45), die eine zügige, vollständige und der ursprünglichen Intention folgende Umsetzung von politischen Entscheidungen verhindern.

Das Buch kann als exemplarisch für das konsequente Zusammendenken von zwei in Hamburg stark vertretenen Forschungsfeldern gelten: Zum einen der EU-Forschung, hier sind neben der Integrationsforschung am Europa-Kolleg Hamburg u. a. die Arbeiten von wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen an den IB- bzw. Global Governance-Professuren der Universität Hamburg, beispielsweise von Andreas Grimm und Maren Hofius, sowie der von Antje Wiener mitherausgegebene Sammelband zur *European Integration Theory*⁶⁴ zu nennen. Zum anderen natürlich der Bereich der Sicherheitsforschung: Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sind hier die Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) an der Universität Hamburg, die Professur von Anna Geis an der Helmut-Schmidt-Universität mit Schwerpunkt Sicherheitspolitik und Konfliktforschung sowie das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Uni Hamburg (ISFH) zu nennen. Das ISFH wird – und damit schließt sich der Kreis – seit 2017 von Ursula Schröder als wissenschaftlicher Direktorin geleitet. Ein aktuelles Forschungsprojekt von Schröder ist erneut an der Schnittstelle zwischen EU-Forschung und Sicherheitspolitik lokalisiert und beschäftigt sich mit Praktiken internationaler Polizeiuunterstützung durch die EU und die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE).⁶⁵ Somit fügt sich das im Folgenden besprochene Buch, auch wenn Schröder zum Zeitpunkt der Veröffentlichung an der Freien Universität Berlin tätig war, nicht nur passgenau in die Hamburger EU- und Sicherheitspolitik-Forschung im Allgemeinen ein, sondern kann insbesondere auch als Grundlegung für Schröders aktuelle Forschung am ISFH betrachtet werden.

Schröders Ausgangspunkt in *The Organization of European Security Governance* ist die Infragestellung hergebrachter Strukturen und Inhalte der europäischen Si-

63 Ursula Schröder 2011. *The Organization of European Security Governance: Internal and external security in transition*, London & New York; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

64 Antje Wiener et al. 2018. *European Integration Theory*, 3. Auflage, Oxford.

65 Siehe hierzu die Website des ISFH, verfügbar unter <https://ifsh.de/forschung/europaeische-sicherheit/multinationale-polizeiuunterstuetzung> (20. Juli 2020).

cherheitspolitik nach dem Ende des Kalten Krieges und der damit einhergehenden Herausforderung des »westfälischen Systems«. Konkret wird im zweiten Kapitel die Relevanz neuer Sicherheitsprobleme, die als »wicked« beschrieben werden, also äußerst komplex und schwer lösbar sind, diagnostiziert. Diese Probleme (wie beispielsweise Terrorismus oder der Klimawandel) setzen sich nicht nur über Staatsgrenzen hinweg, sondern unterminieren auch die traditionelle Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Sicherheit. Damit fordern sie etablierte Strukturen der Sicherheitspolitik heraus und machen neue Formen der *governance* notwendig (12ff.). Die Diagnose dieser neuen Bedrohungen wird im weiteren Verlauf des Buches als gegeben angenommen. Zweifelsohne ist diese Diagnose weit verbreitet und sie entspricht, wie Schröder überzeugend darlegt, auch der Situationsbeschreibung der EU-Institutionen.

Im weiteren Verlauf des Buches wird eine reichhaltige und stringente Erklärung der ausbleibenden oder zumindest nicht ausreichenden Reaktion der EU auf diese neue Situation entfaltet. Sehr überzeugend ist, dass der Maßstab, an dem die Entwicklung der Sicherheitsarchitektur der EU gemessen wird, vor allem das Ziel von »integrated and horizontally coherent security policies« mit umfassender, horizontaler Kooperation verschiedener administrativer Einheiten, nicht nur aus abstrakter wissenschaftlicher Expertise, sondern aus den selbstgesteckten Zielen der EU gewonnen wird. Somit hat die Kritik an der fehlenden Umsetzung dieser selbstgesteckten Ziele eine hohe Legitimität und begründet auf organische Weise die Forschungsfrage, wieso gerade die EU sich so schwer mit der Umsetzung dieser strategischen Ziele tut (27f.). Im dritten Kapitel des Buches wird zunächst ausführlich der »organizational turn« in der Sicherheitsforschung rekonstruiert, wobei sich Schröder nachvollziehbarerweise für die soziologische (im Gegensatz zur rationalistischen) Spielart dieses Erklärungsansatzes (ausbleibender) institutioneller Veränderungen entscheidet (44). Auf einer ausführlichen Betrachtung der einschlägigen Literatur aufbauend, identifiziert Schröder drei verschiedene Mechanismen, die institutionellen Wandel prägen (jeweils basierend auf Regeln, Strukturen bzw. Akteuren in Institutionen). Mit diesem hier nur skizzenhaft beschriebenen theoretischen Rüstzeug ausgestattet, rekonstruiert Schröder im vierten Kapitel detailliert die Genese der EU-Sicherheitsarchitektur mit ihren zahlreichen strategischen Eckpfeilern (insbesondere der »comprehensive approach to security«) und immer zahlreicher werdenden Institutionen, die Kompetenzen in den zunehmend ineinanderfließenden Bereichen der inneren und äußeren Sicherheit anhäufen.

Im fünften und sechsten Kapitel folgen dann die empirischen Fallstudien. Am Kampf gegen den Terrorismus sowie am Krisenmanagement in Konfliktzonen der EU wird konkret nachgezeichnet, wie sich die EU-Sicherheitsarchitektur vor allem im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts verändert hat. Hierzu greift Schröder auf qualitative Daten zurück. Neben zentralen öffentlich zugänglichen Dokumenten hat sie mehr als 30 semi-strukturierte Expertinneninterviews mit relevanten Ak-

teuren in zahlreichen EU-Institutionen sowie mit Beamtinnen in Großbritannien, Frankreich und Deutschland geführt. In beiden Fällen wird hier die Vermutung eindrücklich bestätigt, dass die EU ihre selbstgesteckten Ziele nicht vollends erreicht hat, insbesondere weil administrative Akteure in den Institutionen die Gelegenheit des Ausbaus und der Neuausrichtung des EU-Sicherheitsapparats genutzt haben, um lange bestehende Eigeninteressen zu verfolgen und ihre Zuständigkeiten zu erweitern (124; 171). Zu Recht betont Schröder damit, dass durch ihren soziologisch-institutionalistischen Ansatz die Divergenz zwischen Entscheidungen auf höchster politischer Ebene und nur inkrementellem Fortschritt im letztendlichen Output in einem Umfang erklärt werden kann, den rationalistisch-institutionalistische oder gar intergouvernementale Ansätze nicht erfassen können. Schröders Resümee lautet aber keinesfalls, dass es keine Weiterentwicklung der Sicherheitsarchitektur der EU gab, vielmehr ist die Veränderung und zunehmende Vernetzung der entsprechenden Institutionen allgegenwärtig – jedoch häufig mit dem Resultat von sich überlappenden Kompetenzen und Konflikten zwischen den verschiedenen Institutionen. Erfolgreiche horizontale Kooperation bleibt hier bisher die Ausnahme (178ff.).

Auf den letzten Seiten des Buches (185ff.) zieht Schröder wichtige Konsequenzen aus ihren Ergebnissen. Obwohl sie ihr Buch zutreffend als größtenteils analytisch geprägt auffasst, wirft ihre Forschung am Ende normative Fragen auf. Schröder identifiziert drei fundamentale Herausforderungen der EU-Sicherheitsarchitektur, die auch heute noch äußerst relevant erscheinen: Erstens ist das Ineinanderfließen von innerer und äußerer Sicherheit, wie beispielsweise in der Terrorismusbekämpfung, aus normativer Sicht möglicherweise problematisch. Die Unterscheidung von innerer und äußerer Sicherheit ist von prägender Bedeutung für das Verständnis von moderner Staatlichkeit und ihre Unterminierung könnte weitreichende negative Konsequenzen u.a. für den Schutz der bürgerlichen Rechte und Freiheiten haben. Zweitens nennt Schröder den möglichen *trade-off* zwischen Effizienz und demokratischer Legitimität sicherheitspolitischer Entscheidungen und Strategien. Diese Sorge speist sich vor allem aus der empirischen Beobachtung, dass viele Akteure der EU-Sicherheitsarchitektur stark informelle Koordination bevorzugen, um grundlegenden Konflikten über die Kompetenzen der verschiedenen Organe aus dem Weg zu gehen. Auch wenn dies aus funktionaler Sicht erfolgversprechend sein mag, wird dadurch natürlich die Transparenz und Zurechenbarkeit von Entscheidungen empfindlich geschwächt. Und drittens bleiben die langfristigen politischen Ziele der EU-Sicherheitspolitik offen. Unter dem Druck von divergierenden Interessen der Mitgliedsstaaten und geprägt von kleinen Gruppen von Beamtinnen und Sicherheitsexpertinnen anstelle von Politikerinnen fokussiert sich die EU-Sicherheitspolitik letztlich auf viele technische, administrative und rechtliche Vorstöße im Kleinen. Die entscheidenden

den politischen Debatten, zum Beispiel über den oben genannten möglichen *trade-off* zwischen Effizienz und Legitimität, bleiben damit auf der Strecke.

Dieser finale Abschnitt des Buches ist nicht nur besonders interessant, weil das Vorgehen der EU auch heute noch in vielen Bereichen – weit über die Sicherheitspolitik hinaus – von ad-hoc Lösungen und *muddling through* geprägt ist und sich die Frage nach einer wirklich politischen Debatte und Willensbildung auf europäischer Ebene seit Veröffentlichung des Buches noch mehr zu einer der drängendsten Herausforderungen der Gegenwart entwickelt hat. Dieser Abschnitt ist deswegen lehrreich, weil er exemplarisch deutlich macht, dass normative und empirisch-analytische Forschung keinesfalls im unüberbrückbaren Widerspruch zueinander stehen, sondern viele Parallelen und Verflechtungen aufweisen. Rigorose, selbst-reflexive empirische Forschung stößt an einem gewissen Punkt unweigerlich auf normative Fragen, deren Adressierung und Bearbeitung keinesfalls die wissenschaftliche »Objektivität« verzerrt, sondern schlichtweg transparent macht, wie Normativität jede Wissenschaft prägt. Und andererseits kann normativ-politiktheoretische Forschung nicht behaupten, unabhängig von Empirie zu operieren: Sie bezieht sich einerseits (mehr oder weniger direkt) auf faktische oder mögliche politische Realität und ist andererseits in ihrer Entstehung selbst Ergebnis von sozialem und politischem Kontext – was natürlich auch für die empirische Forschung gilt.⁶⁶

In diesem Sinne stellt sich abschließend die Frage, in welchem Umfang Schröder auch über die Voraussetzungen und den Entstehungskontext ihrer eigenen Forschung reflektiert. Hier könnte Kritik an Schröders Vorgehen am ehesten an dem Umstand ansetzen, dass die neuen, komplexen Sicherheitsprobleme, die das *research puzzle* des Buches ermöglichen, als gegeben hingenommen werden: Insbesondere aus konstruktivistischer Sicht muss die Frage gestellt werden, welche sozialen Prozesse die Wahrnehmung eines Phänomens als Sicherheitsbedrohung ermöglichen und welche alternativen Problembeschreibungen und Lösungsvorschläge durch eine Versicherheitlichung ausgeschlossen werden. Durch die Diagnose der »wicked« security challenges« (10) bereits auf Ebene der Identifizierung des Forschungsvorhabens kann Schröder diese Dimension im Verlauf des Buches nicht mehr substanziell adressieren. Dies relativiert natürlich nicht die Erklärungskraft der institutionellen Faktoren, die eine Umsetzung der EU-Sicherheitsstrategie hemmen; das Buch wird damit den selbst gesteckten Ansprüchen zweifelsohne gerecht. Allerdings wäre eine ausführlichere Auseinandersetzung mit kritischen Ansätzen der Sicherheitsforschung sowie eine Übertragung des »organizational turn« auf die Ebene der Diagnose von Sicherheitsbedrohungen sicherlich ebenfalls lohnenswert. So ließe sich – ohne den theoretischen Rahmen des Buches grundlegend umstülpen zu müssen – nicht

66 Vgl. Inanna Hamati-Ataya 2010. Knowing and judging in International Relations theory: realism and the reflexive challenge, *Review of International Studies* 36(4), 1079–1101.

nur die Frage stellen, wie bestimmte institutionelle Akteure und Strukturen die Umsetzung strategischer Reaktionen auf eine unhinterfragte neue Sicherheitslage prägen und hemmen, sondern auch, wie diese Akteure und Strukturen überhaupt erst zur Entstehung eben dieser diagnostizierten Sicherheitslage beitragen.

Oliver Merschel hat im MA Politikwissenschaft am Fachbereich mit einem Studienschwerpunkt in IB-Theorie studiert.

Kultur der Verhandlung.

Franziska Goebel über Amrita & Aruna Narlikar, *Bargaining With A Rising India*

Amrita Narlikar ist Präsidentin des in Hamburg angesiedelten German Institute for Global and Area Studies (GIGA) und Professorin an der Universität Hamburg. Sie hat in Oxford promoviert und als Reader für Internationale Politische Ökonomie an der Universität Cambridge gearbeitet. Narlikar hat zahlreiche Bücher und Aufsätze zu den Themen Welthandel, aufstrebende Mächte und multilaterale Verhandlungen veröffentlicht. In *Bargaining with a Rising India* erforscht Amrita Narlikar gemeinsam mit ihrer Mutter Aruna Narlikar, einer Expertin für indisches Sanskrit, die kulturellen Wurzeln indischen Verhandlungsverhaltens.

Die Forschungsfrage von Narlikar und Narlikar lautet: In welchem Maß spiegelt Indiens Verhandlungsverhalten als aufstrebende Macht kulturelle Kontinuitätslinien wider?⁶⁷ Die zu erklärende Variable besteht also in Indiens außenpolitischem Verhandlungsverhalten, das von internationalen Verhandlungspartnerinnen als einzigartig, oft zögerlich, moralisierend, stur und ganz allgemein als »schwierig« bezeichnet wird (9).

Während sich die dominanten global player des Westens noch vor einigen Jahrzehnten über den widerspenstigen Neinsager des asiatischen Kontinents mit einem bloßen Schulterzucken hinwegsetzen konnten, wurde Indien in den letzten Jahren als eine der bevölkerungsreichsten Wirtschaftsmächte so einflussreich, dass der Erfolg internationaler Verhandlungen maßgeblich von der indischen Kooperationsbereitschaft abhängt. Erfolgreiches Verhandeln mit Indien, so konstatieren die Autorinnen, wird eine Welt schaffen, die multipolarer, pluralistischer und stabiler ist. Scheiternde Verhandlungen hingegen führen zu wachsender Instabilität des internationalen Systems. In dieses Spannungsfeld tritt *Bargaining with a Rising India* als vermittelndes Handbuch zwischen Indien und der internationalen Gemeinschaft, indem es sich zum Ziel setzt, kulturelle Verhandlungstraditionen

67 Amrita Narlikar & Aruna Narlikar 2014. *Bargaining With A Rising India. Lessons from the Mahabharata*, Oxford, 2; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

zu analysieren und das Verständnis für das heutige Verhandlungsverhalten Indiens zu schärfen. Dieses Unterfangen impliziert die Diagnose, dass das indische Verhandlungsverhalten »erklärungsbedürftig« im Sinne von normabweichend ist, womit sich die Autorinnen mit der Frage konfrontiert sehen, ob nicht ebenso das Verhandlungsverhalten der westlichen Industrienationen als etablierte Norm hinterfragt werden sollte. Dieser Kritik eilen Narlikar und Narlikar voraus, indem sie argumentieren, dass es nicht die Absicht des Buches sei, normative Ratschläge zu geben »on how India *should* negotiate«, dass sie sich also von jeglicher »Soll-Dimension« distanzieren, die man aus der Analyse ableiten könnte (20). Allerdings beantwortet dieser vorangestellte *disclaimer* nicht die Frage nach der Legitimität der etablierten Verhandlungsnormen internationaler Institutionen. Vielmehr verstärkt es die Legitimität der vorgefertigten Entscheidungsstrukturen, indem Indiens neues Störpotenzial als ebensolches identifiziert wird: als störend.

Auf einem Spektrum zwischen distributiver und integrativer Verhandlungsstrategie lokalisieren die Autorinnen Indien weit am distributiven Ende, das heißt, dass der eigene Verhandlungserfolg vom Verlust des Gegenübers abhängt. Die optimale Vorstellung eines »Win-Win«-Verhandlungsergebnisses, bei dem alle Parteien dazugewinnen, wird somit von Anfang an ausgeblendet. Die distributive Strategie Indiens macht sich problemunabhängig in den meisten Bereichen internationaler Verhandlungen bemerkbar. Beispielsweise verweigerte Indien im Zuge der Verhandlungen um das General Agreement on Tariffs and Trade (GATT) in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts jegliche Zugeständnisse, ebenso bei der Uruguayer Verhandlungsrunde zum Welthandel, bei Vertragsaushandlungen zum Kampf gegen den Klimawandel oder im Bereich nuklearer Abrüstungsverträge (26).

Die literarische Analyse beruht auf dem traditionellen Sanskrit-Epos »Mahabharata«, das allgemein hin mit dem Begriff des Krieges übersetzt wird, aber nach Auffassung der Autorinnen in gleichem Maß eine Epik des Handelns umfasst (6). In vier Kapiteln wird das Verhandlungskonzept anhand von vier Kategorien analysiert: der Verhandlungsstrategie, der Art des »Framings«, den Koalitionsbildungen und anhand des Faktors Zeit.

Mit zahlreichen Geschichten aus dem Mahabharata demonstrieren Narlikar und Narlikar die traditionellen Wurzeln der distributiven Verhandlungsstrategie, die sich unter anderen durch hohe Startforderungen, unflexible Positionen und eine hohe »no-deal« Bereitschaft auszeichnet. So handelt eine Geschichte von einem König, der sich in die Tochter eines Fischers verliebt. Diese darf er allerdings nur heiraten, wenn der König verspricht, dass der Nachkomme der beiden ein Recht auf die Thronfolge hat und nicht der bereits existierende Sohn des Königs. Um das Glück seines Vaters nicht zu beeinträchtigen und die Heirat zwischen der Fischers-tochter und seinem Vater zu ermöglichen, verspricht der Königssohn dem Fischer, dass er auf die Thronfolge verzichten wird. Allerdings überbietet daraufhin der Fischer seine hohe Startforderung und verlangt, dass nicht nur der Königssohn auf

die Thronfolge verzichte, sondern ebenso alle seiner Nachkommen. Nach Narlikars Auslegung verringert der Fischer somit die »best alternative to negotiated agreement« seines Verhandlungsgegners, des Königssohns, was eine klassische Charakteristik der distributiven Verhandlungsstrategie darstellt. Die wichtigste Moral der Geschichte scheint zu sein, dass der Königssohn, anstatt die Forderung empört abzulehnen oder einen Kompromiss vorzuschlagen, bereitwillig ein Zölibatsgelübde ablegt. Der Königssohn selbst macht also keine Anstalten gemäß der Verhandlungsstrategien seines Gegenübers zu einer integrativen Lösung zu kommen. Dafür wird er mit der Bewunderung der Götter belohnt. Und auch der Fischer fungiert nicht als »bad guy« der Geschichte, denn letztendlich hat er nur das Beste für seine Tochter im Sinn (31). Alle Geschichten perpetuieren die distributive Verhandlungsstrategie nicht als Norm von Schurkinnen, sondern im Gegenteil als Norm von tugendhaften Heldinnen. Die integrative Strategie wird grundsätzlich selten angewendet und falls doch, kommt dies die Anwenderinnen teuer zu stehen (68).

Im dritten Kapitel *Framing from a Moral High Horse* untersucht Narlikar den Akt des moralisierenden Framings als Teil des indischen Verhandlungskonzepts, das einige Parallelen in den Geschichten des Mahabharata aufweist. Die Rechtschaffenen des Epos legen größeren Wert auf eine moralische als auf eine interessenbasierte Rechtfertigung ihrer Handlungen (83). Trotz mäßigem Verhandlungserfolg des moralisierenden Framings greifen die verhandelnden Akteure nur äußerst selten auf pragmatische Argumente zurück. Nämlich nur dann, wenn das Gegenüber als besonders schwierig, skrupellos und verdächtig eingestuft wird. Angesichts »normaler« Verhandlungspartnerinnen geht man hingegen davon aus, dass das moralische Argument ausreichend überzeugend ist. Diese Erkenntnis nehmen die Autorinnen zum Anlass die gängige Einschätzung zahlreicher Kommentatorinnen anzuzweifeln, dass das aufstrebende Indien einen wachsenden Pragmatismus an den Tag lege und anders als das alte Indien nicht länger am typischen Wertegerüst der Entwicklungsländer festhalte. Vielmehr, so schreiben Narlikar und Narlikar, ist die Nutzung strategischer Argumente »less a function of Indias growing power and socialization and more symptomatic of how Indian negotiators view their opponents« (101). Darüber hinaus dominiere nach wie vor die moralisierende framing-Strategie, die lediglich durch pragmatische Argumente ergänzt, jedoch niemals ersetzt werde. So hat Indien nie seine moralische Überlegenheit aufgegeben und bemängelt die diskriminierende Beschaffenheit jeglicher internationaler Institutionen oder Verträge, denn »equality of treatment is only equitable among equals« (109). Dieses Prinzip ist nach der Auffassung Indiens nirgends vertreten, weder im GATT, noch in der WTO oder im Atomwaffensperrvertrag (101).

Im vierten Kapitel beleuchten die Autorinnen die Art und Weise der Koalitionsbildung als Puzzleteil des indischen Verhandlungsverhaltens. Denn »how a rising power chooses its friends and allies can offer important information regarding the vision of global order« (113). Stärker als in den vorangegangenen Kapiteln wird

hier die Zugehörigkeit des Buches zur Disziplin der Internationalen Beziehungen deutlich. Die Logik internationaler Koalitionsbildung ist ein Phänomen, das von der gesamten Bandbreite der klassischen IB-Theorien, vom Realismus zum Konstruktivismus, erklärbar und vorhersagbar gemacht wird. Allerdings distanzieren sich Narlikar und Narlikar sogleich von jeglicher theoretischen Erwartung an Indiens Koalitionsverhalten, und betonen stattdessen den Einfluss kulturspezifischer Einstellungen auf die Bildung von Koalitionen als Teil von Verhandlungen. Aus der Analyse des Mahabharata ziehen die Autorinnen den Schluss, dass die Charaktere eine starke Tendenz aufweisen, Machtverhältnisse auszugleichen (»balance«), statt sich einer starken Partei anzuschließen (»bandwagon«). In dieser Tendenz sieht Narlikar die Parallele zu der Art und Weise wie sich das heutige Indien als Verhandlungsführer der Entwicklungsländer positioniert. Die Absicht, ein Machtgleichgewicht zu den Industriestaaten anzustreben, sei entgegen der Erwartung, dass Indien mit zunehmendem Einfluss zu einer flexibleren und problembasierten Koalitionsbildung bereit werde, durch den wachsenden Status Indiens vielmehr weiter gestiegen (155).

Letztlich berücksichtigen die Autorinnen zur Analyse der Auswirkungen des antiken Sanskrit-Epos auf die gegenwärtige indische Verhandlungskultur den Zeitfaktor. In Kapitel fünf erforschen Narlikar und Narlikar das Zeitelement sowohl als strategisches Verhandlungsmittel, als auch gemäß dem Verhältnis zur Vergangenheit und der eigenen Geschichte. So fördern die Geschichten des Mahabharata die Norm »of caution and delay« (192), indem jene Charaktere belohnt werden, die viel Geduld und eine hohe Verzögerungsbereitschaft an den Tag legen. Hastige Entscheidungen und kurzfristige Deadlines werden hingegen als törichtes und bedauernswertes Verhalten gebrandmarkt. Unter Rückgriff auf andere Forschungsarbeiten, die sich mit dem historisch-kulturellen Einfluss auf den Verhandlungsstil verschiedener Kulturen beschäftigen, argumentieren Narlikar und Narlikar, dass Indiens ausgeprägter Sinn für die Geschichte seiner Zivilisation zu dem tendenziell überheblichen und scheinbar unendlich geduldigen Verhandlungsverhalten führe. »Negotiators with an eye on the 3,000 year old history are unlikely to be swayed by the pressure of immediate deadlines« (168).

Die Parallelen, die die Autorinnen zwischen der Verhandlungsstrategie der Figuren des Mahabharata und dem Verhandlungsverhalten heutiger indischer Verhandlerinnen erkennen und aufzeigen, sind erstaunlich. Wie die Autorinnen schreiben ist »the importance of culture in negotiation« anerkannt und *Bargaining with a Rising India* liefert dementsprechend einen überzeugenden Befund des Einflusses des Sanskrit-Epos des Mahabharata auf das indische Verhandlungsverhalten. Gleichzeitig ist nicht zu vernachlässigen, dass das Epos lediglich als Puzzleteil des kulturellen Einflusses und der kulturelle Einfluss wiederum als eine von mehreren Variablen im Erklärungsmodell des indischen Verhandlungsverhaltens zu verstehen ist. *Bargaining with a Rising India* ist somit ein wertvoller Beitrag

zur Analyse internationaler Verhandlungen als Forschungsfeld der Internationalen Beziehungen. Gleichzeitig ermöglicht das Buch durch die bemerkenswerte Expertise der Autorinnen eine einzigartige Einsicht in ein bedeutendes Werk indischer Kultur, dessen Relevanz für Indiens Verhandlungsstrategie lebendig und nachvollziehbar dargestellt wird.

Franziska Goebel hat im Master Politikwissenschaft an der Universität Hamburg studiert.

Der Geist der Europäischen Union?

Stephanie Jänsch über Andreas Grimmel & Cord Jakobeit, *Regionale Integration*

Cord Jakobeit (*1958) ist seit 2001 Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Hamburg, seit Mai 2020 ist er Dekan der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen Entwicklungstheorien, besonders im Hinblick auf Afrika. Mit Rainer Tetzlaff publizierte er 2005 *Das nachkoloniale Afrika*. Andreas Grimmel (*1980) ist Privatdozent am Fachgebiet Politikwissenschaft. Gemeinsam mit Cord Jakobeit veröffentlichte er *Politische Theorien der europäischen Integration* (2009). 2020 erschien seine IB-theoretische Habilitationsschrift unter dem Titel *Kontextualismus. Grundlagen und Anwendungsfelder in Politik und Recht*.

Regionale Integration bestimmt heute nicht nur das Verhältnis und die Beziehungen zwischen Staaten und ihren Akteuren und somit einen bedeutenden Teil der internationalen Politik. Auch das Leben in den jeweiligen Zusammenschlüssen wird zunehmend durch regionale Integrationsprojekte geprägt.⁶⁸

Mit diesen Worten beginnen die Herausgeber Andreas Grimmel und Cord Jakobeit ihr Buch *Regionale Integration* aus dem Jahr 2015. Sie erläutern mit dieser Einleitung, warum die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit aktuellen Integrationsprozessen und ihren regionalen Diversitäten hochgradig relevant ist. Der Sammelband widmet sich hierbei zunächst theoretischen Perspektiven auf Integration, um dann völkerrechtliche und ökonomische Grundlagen zu beleuchten. Hierfür definieren die Herausgeber im ersten Schritt, welche Prozesse von den Autorinnen als Integration diskutiert werden. Obwohl Grimmel und Jakobeit die Komplexität der Begrifflichkeit und etwaige Schwierigkeiten der Konzeptualisierung nicht genauer

68 Andreas Grimmel & Cord Jakobeit (Hg.) 2015. *Regionale Integration. Erklärungsansätze und Analysen zu den wichtigsten Integrationszusammenschlüssen in der Welt*, Baden-Baden, 9; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

diskutieren, schlagen sie eine grundlegende Definition vor, nach welcher (regionale) Integration als »Zusammenschlüsse« verstanden werden sollen, die »nicht nur einen geographischen Raum umfassen, sondern vor allem auch auf Dauerhaftigkeit und Fortentwicklung (Anpassung oder sogar Erweiterung und Vertiefung) ausgerichtet sind« (11). Hierauf aufbauend betonen sie, dass die folgenden Kapitel den Gegenstand der Integration »nicht allein in seiner statischen Dimension (als Zustand)« (ebd.) erfassen, sondern vielmehr die kontextabhängige Prozesshaftigkeit von Integration ausarbeiten und beleuchten werden.

Diese Perspektive steht zum Teil im Widerspruch mit einigen der theoretischen Strömungen, die Jürgen Rüland und Andreas Grimmel im ersten Kapitel des Buches skizzieren. Dies gilt besonders für »ältere« Ansätze, die die europäische Integration ab Mitte des 20. Jahrhunderts zum zentralen Forschungsobjekt haben. Während beide Autoren vorweg die Ursprünge der Integrationsforschung im Funktionalismus und Intergouvernementalismus beleuchten, stellen sie in einem zweiten Schritt aktuellere Strömungen des »Neuen Regionalismus«, der Vergleichenden Regionalforschung sowie konstruktivistische Ansätze beispielsweise aus der Normenforschung vor. Diese »neueren« Perspektiven versuchen die vormalige Zentrierung auf Phänomene europäischer Integration zu überwinden und Integration vielmehr als einen globalen Prozess mit kontextspezifischen, regionalen Varianzen zu denken. Rüland und Grimmel reflektieren hierbei beispielsweise die Herausforderung der zahlreichen Bestrebungen, den Begriff der »Region« konzeptionell zu definieren. Sie kritisieren, dass einige Autorinnen der Vergleichenden Regionalstudien Gefahr laufen »Äpfel mit Birnen zu vergleichen« (37), da der Begriff der »Region« an sich und seine definitorischen Abgrenzungen zu anderen Konzepten wie der »Metaregion« häufig unscharf blieben (ebd.). Vor diesem Hintergrund schließt das Kapitel mit einem Appell, in welchem die Autoren betonen, dass es zur Weiterentwicklung bestehender Theorien und Ausarbeitung neuer Ansätze wichtig sei, »die ›richtigen‹ Fragen zu stellen« (45). Dies erfordere, sowohl theoretische Perspektiven als auch konzeptionelle Definitionen stets unter fortlaufendem Rückbezug auf konkrete empirische Realitäten weiterzuentwickeln oder neu zu formulieren (ebd.).

Während Karsten Nowrot und Heribert Dieter in ihren Kapiteln im ersten Teil des Bandes jeweils die völkerrechtlichen sowie ökonomischen Grundlagen von regionaler Kooperation und Integration skizzieren, spiegeln die Analysen der empirischen Integrationsprojekte deren Heterogenität wider. Autorinnen wie Katharina Hoffmann, Rainer Tetzlaff und Wolfgang Muno setzen in ihren Beiträgen den Schwerpunkt auf empirische Fallstudien regionaler Integration in Europa, Asien, Afrika und den Amerikas. Während sich die ersten Kapitel mit europäischen Erfahrungen wie der Europäischen Union (Florian Grotz und Angelika Kretschmer) auseinandersetzen, werden im Anschluss Beispiele aus Asien wie die »Golf-Kooperation« (Leonie Holthaus) diskutiert. Es folgen fünf Organisationen aus Afri-

ka, wobei die Arabische Liga (Anja Zorob), womöglich aufgrund ihrer geographischen Schnittstelle zwischen Asien und Afrika, den Anfang macht. Die hieran anschließenden Auseinandersetzungen mit zahlreichen Beispielen aus den Amerikas schließen sowohl das Nordamerikanische Freihandelsabkommen (Thomas Greven), sowie regionale Integrationsprozesse aus Mittel- und Südamerika wie die Karibische Gemeinschaft (Peter Thiery) ein. Hierbei eröffnen die verschiedenen Autorinnen einen individuell gestalteten, historisch informierten und durchaus von den jeweiligen Disziplinen geprägten Einblick in die vielseitigen Projekte.

Der darauffolgende Ausblick betont erneut die empirische Vielfalt von Integration. Ziehe man diese Diversität in Betracht, ist laut Grimm und Jakobkeit jeglicher Ansatz, in welchem die EU als Vorbild regionaler Integrationsprozesse weltweit betrachtet werde, ein Zeichen von »Engstirnigkeit« (436) und könne deshalb für die Weiterentwicklung von Integrationstheorien »mehr Schaden als Nutzen anrichten« (439). Vielmehr sei es angebracht, diesen Blickwinkel auf Integration kritisch zu hinterfragen und anzupassen. Entsprechend könne europäische Integration als *eine* von vielen Manifestationen regionalspezifischer Integrationsprozesse gedacht und differenziert beleuchtet werden. Dieser Ansatz und weitere theoretische Grundannahmen, welche »alte« Logiken des Realismus bzw. Liberalismus überwinden, öffnen die Türen für neue Perspektiven, die nicht nur historische kontextspezifische Erfahrungen vermehrt in den Vordergrund rücken, sondern auch nicht-staatliche Akteure stärker einbeziehen. Diese »neue Differenzierung« (437), die den Erkenntnisgewinn über regionale Integrationsprozesse und ihr tiefergehendes Verständnis in den Mittelpunkt stelle, erkenne diese Komplexitäten und Vielschichtigkeiten von Integration an und eröffne den Raum für neue Fragen und neue Debatten.

Trotz der Vielzahl neuer Perspektiven auf Integration stellen Jakobkeit und Grimm in gewisser Weise anklagend fest, dass wissenschaftliche Debatten über Integration trotz ihrer theoretisch-konzeptionellen Öffnungen noch immer ein Elitenprojekt seien, in welchem sich die wissenschaftliche Forschung in »Isolation« befinde: »Über die Interpretation, Analyse und Deutung von Integrationsprozessen debattiert eine transnationale Forschungselite, wohingegen die Lebenswelten der Menschen in den diversen Integrationsräumen weitgehend außen vor bleiben« (437). Vor diesem Hintergrund formulieren die Autoren abschließend die Forderung, »partizipatorische Formen des Regionalismus stärker in den Mittelgrund zu rücken« (439), um die alten, und in gewisser Weise fehlleitenden, Gräben zu überwinden und Integration vielschichtiger zu denken.

In diesem Kontext bietet der Sammelband *Regionale Integration* einen grundlegenden Überblick über Integrationsprozesse, der den Leserinnen die Diversität empirischer Realitäten näherbringt und gleichzeitig einen Einblick in regionale Integrationsprozesse gewährt. Dennoch scheinen die Autorinnen in einigen Passagen mit sich selbst in Konflikt zu geraten. So steht beispielsweise Grimms

und Jakobeits Klage über die »Engstirnigkeit« mit welcher die Europäische Union (EU) häufig als Vorbild für weltweite Integrationsprozesse angesehen wurde (436), in Kontrast zu ihrer Einschätzung, nach welcher die europäische Erfahrung zwar nicht zu generalisieren sei, eine Übertragung in gewissem Maße aber dennoch erfolgen könne (12).

Grimmel und Jakobeit zufolge nimmt die EU aufgrund ihres hohen Maßes an Ausdifferenzierung und ihren supranationalen Institutionen eine besondere Rolle ein. Auch die Anmerkungen, dass die im Sammelband vorgestellten Integrationsprojekte kaum »eine der europäischen Einigung vergleichbare Entwicklung erwarten« (9) und die EU noch immer für viele als »Inbegriff gelungener regionaler Integration« (10) gesehen wird, sind starke Indizien dafür, dass europäische Erfahrungen allgemein und die EU im Speziellen noch immer als primäre Referenzpunkte verstanden werden. Gerade die Betonung der *Grenzen* der Übertragbarkeit und des normativem Rückbezugs, welche die Autoren betonen, suggeriert gleichzeitig, dass diese Perspektive grundlegend bis zu eben jener Grenze sinnhaft und gewinnbringend sei.

Der starke Rückbezug auf die EU manifestiert sich auch in einigen Diskussionen der regionalen Fallbeispiele des Sammelbands. So schlussfolgert Peter Thiery in seinem Kapitel über die Karibische Gemeinschaft (CARICOM) in Bezug auf den Karibischen Gerichtshof, dass das supranationale Gericht »bis heute (noch) nicht die Bedeutung des EuGH erlangt« hat. Dies sei dem Umstand geschuldet, dass es der CARICOM an einer »treibenden Kraft analog zur EU-Kommission« (366) fehle. Woraus sich dieser Anspruch ableitet, also ob es sich hierbei um ein politisch formuliertes Ziel der regionalen Akteure oder um einen von diesen Akteuren entkoppelten wissenschaftlich-analytischen Vergleich handelt, bleibt an dieser Stelle offen.

Ohne Zweifel beinhaltet das Bestreben, spezifische politische Kontexte regionaler Integration auf differenzierte Weise zu erschließen, auch ein tieferes Verständnis der Akteure innerhalb dieser Prozesse. Ein Großteil der Analysen im Sammelband bezieht sich hierbei primär auf staatliche Akteure und ihr Wirken in regionalen Integrationsprozessen. Wenn Grimmel und Rüland in ihrem Theorie-Kapitel mit Verweis auf Björn Hettne auf die tragende Rolle nicht-staatlicher Akteure für Integrationsprozesse hinweisen, ist dies eine wichtige Bemerkung, die unseren analytischen Blickwinkel erweitern könnte. Wenn beide Autoren dann allerdings in Rückbezug auf Frederik Söderbaum vermeintlich daran »erinnern«, dass es sich bei nicht-staatlichen Akteuren in Sub-Sahara Afrika zuweilen um »von Warlords beherrschte mafia-ähnliche Strukturen« (35) handele, scheint dies nicht empirische Realitäten differenziert aufzuarbeiten, sondern vielmehr zu verzerren. Die Autoren greifen hier auf ein akademisch umstrittenes Konzept zurück, welches – ohne eine konkrete Einordnung anhand empirischer Beispiele – dazu verleitet, veraltete, stereotype Narrative über Afrika unkritisch zu reprodu-

zieren.⁶⁹ Ähnlichen Narrativen folgend, beschreibt Tetzlaff die politische Führung Nigerias als »raffigieriger außergesetzlicher« Militärregierung innerhalb einer »insgesamt inkompetenten und dazu korrupte[n] Staatsklasse« (275). Inwiefern diese abwertende Qualifizierung zu einem tieferen Verständnis der regionalen Partikularitäten der »Westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft« (ECOWAS) beitragen kann und überdies unseren wissenschaftlich-analytischen Blick auf regionale Heterogenität schärft, steht zur Diskussion.

Ähnliche Argumentationen finden sich in Tetzlaffs Analyse der »Afrikanischen Union« (AU), Afrikas größter Regionalgemeinschaft. In diesem Kontext stellt Tetzlaff fest, dass die »Zahlungsmoral« der afrikanischen Mitgliedsstaaten »traditionell schlecht« (242) sei – allerdings ohne die Hintergründe dieser sogenannten fehlenden »Moral« zu beleuchten. Die Bewertung kann eine fundierte Diskussion der strukturellen Besonderheiten der AU und die damit verbundenen Handlungsräume nicht ersetzen. Darüber hinaus stellt Tetzlaff fest, dass die Doppelmitgliedschaften von einigen Staaten in verschiedenen regionalen Zusammenschlüssen ein »immer noch aktuelles Problem« (243) darstellen – ohne hierbei genauer auszuführen, worin die vermeintlichen Schwierigkeiten liegen und welche politischen Herausforderungen – oder möglichen Chancen – sich hieraus konkret ergeben. An diesen Punkten wären genauere Erläuterungen und Hintergrunddiskussionen wichtig, um den Blick auf afrikanische Integrationsprojekte und ihre Besonderheiten, ihre Chancen sowie Herausforderungen zu schärfen.

Anderen Autorinnen des Sammelbandes, wie Rolf Holfmeier, gelingt es diese Brücke zu bauen und differenziert zu erläutern, vor welchen Herausforderungen die Ostafrikanische Gemeinschaft (EAC) steht und welche Hintergründe sowie historischen Entwicklungen diese bedingen. Besonders die stärker ausdifferenzierte Betrachtung von verschiedenen Modi der Kooperation in diversen Politikfeldern wie Wirtschafts- oder Sicherheitspolitik ermöglicht es, die Komplexität von regionaler Integration in diesen Kontexten besser zu verstehen. Somit öffnet Holfmeier durch seinen Beitrag die Tür für weiterführende Auseinandersetzungen mit Integrationsprozessen im Rahmen der EAC.

So bleibt zusammenfassend festzustellen, dass Grimmels und Jakobeits Sammelband durchaus eine einführende Grundlage zum Verständnis von regionalen Integrationsprozessen liefert. Die Forderung, Integrationsprozesse stets in ihren jeweiligen kontextspezifischen Räumen zu analysieren und hierbei eine theoretisch-konzeptionelle Offenheit für Heterogenität und verschiedenartige Spielarten von Integration zu bewahren, spiegelt die grundlegenden Annahmen von neueren

69 Für eine Diskussion des Konzepts siehe auch Paul Jackson 2003. Warlords as Alternative Forms of Governance, *Small Wars & Insurgencies* 14(2), 131-150; Laura Freeman 2015. The African Warlord Revisited, *Small Wars & Insurgencies* 26(5), 790-810.

Theoriesträngen, getragen von internationalen Wissenschaftlerinnen wie Amitav Acharya, wider. Besonders die jedem Kapitel beigefügten weiterführenden Fragen und Literaturempfehlungen ermöglichen es den Leserinnen, ihre eigene Auseinandersetzung mit empirischen Integrationsprozessen zu vertiefen. Insofern ist Grimmels und Jakobeits Werk ein hilfreicher Startpunkt für weiterführende Analysen. Im Sinne einer stärkeren *citizen-governance* Perspektive (439) bleibt zu hoffen, dass es zukünftigen Analysen gelingt, die Lebensrealitäten der lokalen Bevölkerungen und ihren Einfluss auf regionale Integration jenseits der Politik staatlicher Eliten stärker mitzudenken und somit unseren analytischen Blick, womöglich unter der Einbeziehung interdisziplinärer Methoden und Ansätze, zu weiten. Dieser Ansatz könnte ermöglichen, die Frage der »agency« in Integrationsprozessen, besonders in Räumen hoher Mobilität, neu zu denken und zentrale Interdependenzen aufzuzeigen. Womöglich könnten uns diese und andere Ansätze, die Heterogenität und Diversität hierarchiefrei denken, auch entscheidend dabei helfen, den Geist der Europäischen Union als universelles Vorbild hinter uns zu lassen.

Stephanie Jänsch hat im MA Politikwissenschaft an der Universität Hamburg studiert. Heute ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilprojekt »Management of Interface Conflicts in African Security Governance« der DFG-Forschungsgruppe »Overlapping Spheres of Authority and Interface Conflicts in the Global Order« (OSAIC).

Afrika gibt es nur im Plural. Andreas Mehler über Rainer Tetzlaff, *Afrika: Eine Einführung*

Rainer Tetzlaff (*1940) war von 1974 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2006 Professor für Politische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Beziehungen an der Universität Hamburg. Afrikanische Politik begleitet ihn von seinem Studium an, bei zahlreichen Forschungsaufenthalten sowie in seinen Publikationen bis heute. Zuletzt erschien »Afrikas wirtschaftliche Zukunft liegt in Afrika«. ⁷⁰

Rainer Tetzlaff hat es wieder gewagt: ein Lehrbuch zu einem ganzen Kontinent: *Afrika. Eine Einführung in Geschichte, Politik und Gesellschaft* ⁷¹ versucht den Rundumschlag mit einem dicken Theorieteil (Entwicklungstheorien), fünf (zeit)historischen Kapiteln und dann systematischen, aber empirisch gefütterten Beiträgen

70 Rainer Tetzlaff 2020. *Afrikas wirtschaftliche Zukunft liegt in Afrika*. Ein Plädoyer für eine kreative Politik der Fluchtursachenbekämpfung, *GWP–Gesellschaft. Wirtschaft. Politik* 69(1).

71 Rainer Tetzlaff 2018. *Afrika: Eine Einführung in Geschichte, Politik und Gesellschaft*, Berlin.

zu Staatsbildung/Staatszerfall, Demokratisierung, Bevölkerungswachstum und Armut/Hunger, Rohstoffreichtum, Krieg und Frieden, Korruption und Bad Governance, sowie internationale Entwicklungskooperation. Eingebettet werden immer wieder illustrierende Abschnitte zu einzelnen Staaten: Ruanda, Südafrika, Äthiopien, Nigeria... – und immer wieder Ghana. Dieses Buch, in lesbarer Sprache, ist in gewisser Weise auch eine Synthese des akademischen Wirkens von Rainer Tetzlaff. Und es unterstreicht, dass er immer auf der Suche war, überwältigende Deutungen für (Fehl-)Entwicklungen zu finden.

Als Rainer Tetzlaff im Jahre 1974 – nach formenden Jahren an der Freien Universität Berlin – in Hamburg seine akademische Heimat fand, begann eine sehr produktive Phase seines Wissenschaftlerlebens. Wie er schon zuvor immer am Puls der Zeit war – Dekolonisationsprozesse, das Scheitern sozialistischer Experimente als Themen der späten 1960er und beginnenden 1970er Jahre – ging es nun erst einmal um den Kampf gegen das Apartheidregime in Südafrika (hier auch immer als politisch engagierter Wissenschaftler) und dann im Zeitalter der Strukturanpassungsprogramme um den Einfluss von Weltbank und Internationalem Währungsfonds auf afrikanische Gesellschaften. Mit dem Ende des Kalten Krieges schwappte dann die wenig erwartete Demokratisierungswelle nach Afrika. Konstante in seinem Tun war die Beschäftigung mit dem Staat in Afrika, zeitweise auch mit dem Fokus auf die disruptiven Kräfte politisierter Ethnizität. Zu all diesen Themen lehrte Rainer Tetzlaff, aber er initiierte auch empirische Forschung und machte Theorieangebote – immer zusammen mit Doktorandinnen, die er nach Leibeskräften förderte.

Das macht das Oeuvre Rainer Tetzlaffs sehr breit, es passt nicht in eine Schublade und die – oft in Koautorenschaft entstandenen – Werke passen auch nicht in wenige Regalmeter. Rainer Tetzlaff ist Teil einer Generation von Wissenschaftlerinnen, die mit der Öffnung Nachkriegsdeutschlands die Welt nicht nur für sich, sondern für ihre Gesellschaft neu entdeckten und dieser Deutungsangebote machte. Es waren wenige Einzelpersonen, die sich für Afrika interessierten, eine sehr geringe Zahl in Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft, eine etwas größere in der Ethnologie – und alle kannten sie sich gegenseitig. Wer sich als Studentin der Politikwissenschaft mit dem Nachbarkontinent beschäftigen wollte, hatte in Westdeutschland gar nicht sehr viel Auswahlmöglichkeit. Ein großer Teil landete ganz natürlich bei ihm und damit im »Pferdestall«, dem Institut für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg. Wenn sie bei Rainer Tetzlaff dann auch promovierten, fanden sie nicht nur Sympathie für »ihre« Themen, sondern einen sehr neugierigen und manchmal kameradschaftlichen Hochschullehrer. Hilfreich war bei dem Ausbau dieser auch von außen wahrnehmbaren Gruppe sicher, dass auch die Infrastruktur stimmte. Mit der Bibliothek, den Publikationsreihen und einer kleinen kritischen Masse an Wissenschaftlerinnen am Institut für Afrikakunde gab es einen fruchtbaren Boden für das Ausbilden eines klaren Schwerpunkts zu Afrika in Hamburg. Rainer Tetzlaff war jahrelang in den Gremien des Insti-

tuts eine feste Größe. Hinzu kam Afrika-bezogene Forschung an der Universität (Geschichtswissenschaft, Geographie, Theologie, Sprachwissenschaften). Die ambivalente kolonialwirtschaftliche Vergangenheit der Hansestadt schuf aber sicher auch einen Referenzpunkt: fortbestehende Interessen einerseits, Kritik genau daran und Protestkultur andererseits.

Aus diesem Schatz an Kontakten zu eigentlich allen Personen, die in Deutschland sozialwissenschaftlich Afrikaforschung betrieben, zieht Rainer Tetzlaff auch noch in seinem Lehrbuch Profit – und damit auch dessen Leserinnen. Es bedarf schon eines so breiten Zugangs, um auch ein breites Thema angehen zu können, aber auch der historischen Tiefe, um zurückgelegte Wegstrecke bewerten zu können.

Afrika – Europas Nachbar lesen wir deshalb als eine Zwischenüberschrift in der Einleitung des Lehrbuchs. Hier macht der Autor klar, dass ganz viele der gewachsenen Beziehungen der Kontinente miteinander schwierig sind. Dennoch: »Afrika gibt es nur im Plural«, um Rainer Tetzlaff zu zitieren. Nicht überall sitzen dessen Bewohner auf gepackten Koffern, um schnellstmöglich nach Europa auszuwandern. Nicht überall ist der Wettbewerb von Religionen so konfliktträchtig, wie wir es in Europa erlebt haben. Und natürlich sind auch die interkontinentalen Beziehungen zwischen Afrika und Europa komplex. Dennoch schreibt Rainer Tetzlaff in seinem historisch angelegten Kapitel über »fünf Phasen der afrikanischen Geschichte« entlang der Einflussnahme aus Europa (Skavlenhandel, erste koloniale Penetration, dann die »richtige« Kolonisation, Dekolonisation und postkoloniale Phase – das dürfte eine bei Historikerinnen inzwischen nicht mehr unumstrittene Chronologie sein). Einige Zugänge im Lehrbuch sind klar entwicklungspolitisch geprägt, das heißt fast immer: hier könnte (müsste?) auch von außen etwas bewegt werden. Aber dann finden sich auch die Abschnitte, wo die Verantwortung bei afrikanischen Regierungen gesucht und gefunden wird, so zum Beispiel im Abschnitt *Simbabwe – selbstinszenierter Staatsterror*. Das Buch bietet also auch Angriffsflächen. Wie könnte es anders sein bei einem Lehrbuch, das doch nur Themenkomplexe anreißen kann? Dafür bietet das Buch aber eben auch weiterführende Literaturhinweise, gleich zu Beginn und dann in einem ausführlichen Verzeichnis, das viele wichtige Beiträge bewusst in deutscher Sprache umfasst.

Rainer Tetzlaff hat sich in einigen seiner frühen Beiträge mit Ghana beschäftigt, mit Dekolonisation und mit dem Scheitern des sozialistischen Panafrikanisten Nkrumah. In seinem Lehrbuch finden sich zwei längere Abschnitte: einmal zum Kampf um politische Unabhängigkeit und dann noch zum Weg zur konsolidierten Demokratie. Wer heute regelmäßig nach Ghana fährt, wird schnell erfahren, dass die Geschichte hier nicht endet: die Auswirkungen einer zunehmenden Gentrifizierung der Stadtgesellschaft, schleichende Vergiftung durch Müll einerseits, aber auch steigende internationale Reputation und resoluter Kampf von vielen sozialen Kräften für eine bessere materielle Zukunft. Sollte es in nicht allzu ferner

Zukunft eine Neuauflage geben, ist Rainer Tetzlaff zuzutrauen, dass er einen dritten Abschnitt zu Ghana schreibt ... oder einen ganz anderen zu einem anderen afrikanischen Land, das es ihm angetan hat.

Sicher kann ein solches Buch immer nur ein Einstieg sein, Vertiefungen bleiben den hoffentlich erst einmal zu weiterer Beschäftigung Angeregten überlassen. Für das Institut für Politikwissenschaft der Universität Hamburg hat Rainer Tetzlaff jedenfalls einen Eckpfeiler sehr sichtbar hinterlassen: *Africa matters*.

Andreas Mehler ist Direktor des Arnold-Bergstraesser-Instituts und Professor für Politikwissenschaft an der Universität Freiburg i.Br.. Er hat 1993 mit einer Arbeit zum blockierten Demokratisierungsprozess in Kamerun bei Rainer Tetzlaff an der Universität Hamburg promoviert und war anschließend erst wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann Direktor am Institut für Afrikakunde (später: GIGA Institut für Afrikastudien) in Hamburg.

Minimalismus der Normenbefolgung.

Elvira Rosert über Andreas von Staden, *Strategies of Compliance with the European Court of Human Rights*

Andreas von Staden ist Juniorprofessor für Politikwissenschaft, insbesondere Global Governance, an der Universität Hamburg und Leiter des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts »On the Causal (In)Significance of Legal Status: Assessing and Explaining Compliance with the ›Views‹ of the UN Human Rights Treaty Bodies«. Seine Forschungsschwerpunkte sind internationale Institutionen, Recht und Politik sowie Menschenrechte.

Von liberalen Demokratien können wir erwarten, dass sie internationale Normen in der Regel einhalten werden. Doch es gibt verschiedene Optionen, was die Einhaltung (*compliance*) umfassen muss, sollte oder kann. Wie und warum Demokratien sich für welche dieser Optionen entscheiden, ist die Leitfrage des Buches von Andreas von Staden.⁷² Der Autor formuliert eine »hybride Compliance-Theorie«, in der der Konstruktivismus Compliance-Motive, und der Rationalismus Compliance-Muster erklärt. Damit schließt er sich einerseits der vorherrschenden konstruktivistischen Auffassung an, dass internationale Normen das Akteursverhalten tatsächlich beeinflussen: Sie fungieren als normative Beschränkungen (»normative constraints«) und erhöhen die Compliance-Neigung, indem sie Non-Compliance als Handlungsoption ausschließen. Andererseits integriert von Staden auch das rationalistische Paradigma in sein Argument: Akteure halten Normen

72 Andreas von Staden 2018. *Strategies of Compliance with the European Court of Human Rights. Rational Choice Within Normative Constraints*, Philadelphia.

zwar ein, streben jedoch danach, die Kosten von Compliance, sprich das Ausmaß von gesetzlichen Änderungen und politischen Maßnahmen, zu reduzieren – im Ergebnis kommt es zur sogenannten »minimalist compliance«; die Normen werden also nur zu einem gerade noch hinreichenden Mindestmaß eingehalten. Fälle der Normeinhaltung über dieses Mindestmaß hinaus werden nur dann vorkommen, wenn sich die Präferenzen der Akteure entsprechend ändern, Zweiebenen-Spiele stattfinden, oder innerstaatliche Interessengruppen Compliance durchsetzen (»enforcement«).

Um die Erklärungskraft der Theorie empirisch zu illustrieren, untersucht der Autor gründlich, wie Großbritannien und Deutschland auf Urteile des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) reagieren, die Verletzungen der Europäischen Menschenrechtskonvention feststellen. Die Studie bestätigt das Argument; zudem legt sie die Strategien offen, die die Staaten anwenden, um die Umsetzung der Urteile zu minimieren. So beschränken sie die ergriffenen Maßnahmen auf den jeweiligen Einzelfall oder Politikbereich, entschädigen für die Normverletzungen, statt ihnen vorzubeugen, oder führen Gegenreformen durch, die die Effekte der Urteile abmildern.

Die besondere Stärke des Buches ist ein bestechend klares Argument, das theoretisch gut begründet und empirisch überzeugend nachverfolgt wird. Von Stadens Theorie bietet interessante Einsichten über Compliance, sei es die Differenzierung zwischen verschiedenen Abstufungen von Compliance, die die binäre Compliance/Non-Compliance-Logik überwindet; die Relativierung der Bedeutung von Normdurchsetzung für Compliance; die unterschiedlichen Kosten verschiedener Compliance-Maßnahmen, oder die Erzeugung minimalistischer Compliance durch konfligierende Normen und innerstaatliche Institutionen. In den empirischen Kapiteln gelingt es dem Autor elegant, seine systematische, hypothesentestende Herangehensweise in interessanten Fallnarrativen zu verpacken und dabei ein Spektrum verschiedener menschenrechtlicher Probleme abzudecken. Darunter sind die Meinungsfreiheit, Diskriminierung aufgrund des Geschlechts und der sexuellen Orientierung, der Schutz der Kinder vor körperlicher Bestrafung, das elterliche (insbesondere väterliche) Umgangs- und Sorgerecht, faire Gerichtsverfahren, das Wahlrecht für Gefangene oder die Sicherheitsverwahrung. Zwar werden in dem Buch auch gravierende Verstöße gegen die körperliche Unversehrtheit, etwa Folter(drohungen) und unmenschliche oder erniedrigende Behandlung, thematisiert – doch es sticht etwas anderes heraus, nämlich sein Schwerpunkt auf dem Ausbau bürgerlicher, sozialer und politischer Rechte, der auf hohem Niveau in Demokratien mit hoher Menschenrechtsorientierung und mit einem guten Menschenrechtsausweis stattfindet (und nicht auf der Beendigung schlimmster, regelmäßiger und massiver Menschenrechtsverletzungen in nicht-demokratischen Regimen).

Das Argument der minimalistischen Compliance ist intuitiv nachvollziehbar, solide in zwei etablierten Theorietraditionen eingebettet und detailreich empirisch demonstriert – und doch bin ich nicht ganz überzeugt, ob seine beiden Annahmen, sprich die grundsätzliche verhaltensmotivierende Wirkung von Normen und der gleichzeitige Versuch, ebendiese Wirkung auf ein Minimum zu begrenzen, wirklich so gut miteinander vereinbar sind, wie das Buch suggeriert. Wenn die Akteure intrinsisch von der Angemessenheit derjenigen Normen, deren Verletzung ihnen vorgeworfen wird, überzeugt sind, ist dann die Annahme möglichst geringer Verhaltensänderungen mit dem Ziel minimal hinreichender Compliance tatsächlich plausibler als die Annahme einer möglichst vollumfänglichen Verhaltensanpassung, um dem eigenen Selbst- und Fremdbild zu entsprechen?

Zu weiteren Überlegungen lädt auch die Frage ein, wie Akteure mit den tiefen Widersprüchen zwischen ihren abstrakten normativen Einstellungen und der bruchstückhaften und widerwilligen Umsetzung in konkrete Verhaltensweisen umgehen. Der Autor deckt zwar eine Reihe von Mechanismen auf, die in minimalistischer Normeinhaltung resultieren (etwa Beschränkungen durch andere politische Institutionen oder die öffentliche Meinung, Pfadabhängigkeiten oder die Unterbestimmtheit von Normen, die ein Interpretationsspektrum eröffnen, nicht aber klare Handlungsanweisungen geben). Dennoch wäre es lohnenswert, einen Schritt zurückzugehen und zu theoretisieren, wie sich aus der Normakzeptanz die Absicht formiert, die Normeinhaltung zu beschränken.

Positiv hervorzuheben ist die, wenn auch eher implizite, normative Untermauerung dieses Buches, das eigentlich in klassischem theoriegeleitet-empirischen Gewand daherkommt. Andreas von Staden lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Menschenrechte von Individuen und Gruppen, denen es an Lobbys und Fürsprecherinnen mangelt. Er schärft damit das Problembewusstsein und verleiht ihnen eine Stimme. Der Autor gesteht zwar zu, dass die Menschenrechtsverletzungen, um die es dem EGMR geht, in der Regel weniger schwerwiegend sein mögen als etwa systematische Verletzungen der Rechte auf Leben und Freiheit – nichtsdestotrotz, das betont er wiederholt, sind die Urteile des EGMR und die daraus resultierenden Umsetzungsmaßnahmen für die Betroffenen von enormer Bedeutung und beeinflussen ihr Leben maßgeblich. Angesichts der politischen Tragweite der Ergebnisse kommt das versöhnliche Ende des Buches – der Autor verweist auf die demokratische Legitimität minimalistischer Compliance – indes überraschend. Denn die Befunde hätten nicht nur eine etwas nachdrücklichere normative Positionierung erlaubt, sondern auch politische Handlungsempfehlungen nach sich ziehen können, wie die Herausforderung minimalistischer Compliance zu überwinden sei. Hierin, wie auch in Versuchen, die Theorie auf andere Politikbereiche und andere Demokratien zu übertragen, liegen mögliche Richtungen für die Weiterentwicklung dieser exzellenten Studie.

Elvira Rosert ist Juniorprofessorin für Politikwissenschaft, insbesondere Internationale Beziehungen, an der Universität Hamburg und am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH). Ihre Forschungsschwerpunkte sind internationale Institutionen und humanitäres Völkerrecht.

Public Normativity.

Lisbeth Zimmermann über Antje Wiener, *Contestation and Constitution of Norms in Global International Relations*

Antje Wiener (*1960) ist, nach Professuren an den Universitäten von Belfast und Bath, seit 2009 Professorin für Politikwissenschaft, insbesondere Global Governance, an der Universität Hamburg. 2012 hat sie gemeinsam mit James Tully die Zeitschrift *Global Constitutionalism* gegründet, seit 2017 ist sie By-Fellow von Hughes Hall an der Universität Cambridge. *Contestation and Constitution of Norms in Global International Relations* ist entstanden im Rahmen eines opus magnum-Fellowships der Volkswagen-Stiftung.

Antje Wiener's new book coherently integrates her decades-long research program on the contestation of norms in international politics and gives deeper insight into her normative thinking about the role of contestation in global politics.⁷³ Wiener's exploration of the theme started with an interest in contestation around compliance with international norms in the context of European accession and the UN Security Council.⁷⁴ She went on to study the role of cultural practices in European community-building in her book on the *Invisible Constitution of Politics*.⁷⁵ In her new book, Wiener presents empirical case studies on contestation of international norms and combines these with a decidedly normative approach. In a first conceptual and empirical step, she gives a holistic mapping of scales and stages of contestation – differentiating sites where contestation can take place over global norms. Most importantly, she distinguishes two types of contestation: *reactive contestation* – which essentially encompasses non-compliance or breaches of norms; and *proactive contestation*, which engages with the normative structure and aims at changing it. This potential to engage and change normative structures is key for Wiener and linked to a normative argument: All those affected by a norm should

73 Antje Wiener 2018. *Contestation and Constitution of Norms in Global International Relations*, Cambridge.

74 Antje Wiener 2004. Contested compliance: Interventions on the normative structure of world politics, *European Journal of International Relations* 10(2), 189–234.

75 Antje Wiener 2009. *The Invisible Constitution of Politics. Contested Norms and International Encounters*, Cambridge.

have a say about that norm; and the more people around the world can change the global normative structure (*proactive contestation*), the more legitimate it is.

The three detailed case studies cover contestation around the Kadi case, in which the European Court of Justice reviewed EU directives on the enforcement of human rights-sensitive Security Council resolutions, the development and application of the United Nations Convention against Torture, and the perpetration of violence against women during wartime. Wiener analyzes to what extent we can observe proactive contestation and thereby changes of normative structures. She also critically maps who has agency to change international norms – and where there is room for enlarging the set of actors effectively capable of inducing change. Wiener also argues that a proactive engagement with norms can best take place if rules emerge at the meso-level between broad principles and very specific regulations.

Of course, the book offers ample material and insight for broad discussions about global politics and the particular role of contentious practices. In this short review, I will focus on three issues which might open up broader discussions of how global politics can be made more legitimate and perhaps also more democratic.

A first point refers to the distinction of proactive and reactive contestation. There is a clear normative argument linked to this distinction. For Wiener, proactive contestation is the preferred type as it is linked to agency to change normative structures. This intuitively seems right: if people engage, they gain ownership, they make norms their own and appropriate them. Wiener links this principle to work in political theory (James Tully) and to international law (Ingo Venzke). Yet the question arises if *reactive* contestation is *per se* always normatively less desirable. Reactive contestation does not need to be exhausted by breaching a norm. It can be the voicing of a negative position with regard to a norm (whether a specific regulation or a broader principle) – without thereby expressing any interest in engaging in an existing institutional structure to change it.

There is the possibility that contesting actors might not have the »agency« to engage in proactive normative shifting – although they very much would like to. But it is a different issue if actors do not want to engage, saying instead: We do not want to play by your rules. We are dissidents! We do not want to slightly shift and change, we want to overthrow! This echoes debates about dissidence and opposition⁷⁶ and other forms of resistance in international politics. In Wiener's approach, there is an implicit interest of actors to constructively engage in existing institutional structures.⁷⁷ How do you deal with the active decision to disengage and resist

76 Christopher Daase & Nicole Deitelhoff 2019. Opposition and dissidence: Two modes of resistance against international rule, *Journal of International Political Theory* 15(1), 11–30.

77 Lisbeth Zimmermann 2017. »Inter-National« Habermas: Contestation and Understanding under Conditions of Diversity, *Polity* 49(1), 149–155.

theoretically, and what does it mean normatively for the creation of a more legitimate world order? This is an important question in times like ours, in which we observe a rise of more radical types of contestation of a multilateral order and its basic norms.

The second point refers to the introduction of the concept of »sustainable normativity«. For Wiener, all those who are affected should be able to participate in the creation and in the adaptation of international norms and institutions. This is based, as explained above, on a strong normative argument about norm ownership and appropriation. Yet where are the limits of appropriation? Wiener argues that also the US administration used proactive contestation in the case of the ban on torture under the UN Convention, if only to dilute it. The administration proactively engaged in a global discourse about torture to undermine and change the ban. For what normative claims exactly did they create normativity? Or put another way: When can we talk about normative change and when about norm replacement, where actors, by engaging in contestation, create normativity for an alternative norm?

Even more interesting is the question of when we do reach a »sustainable« level of normativity. Wiener argues that we have to look at »the modicum«. It is not always possible for everyone to participate; we have to take context into account.⁷⁸ Contingent structures shape how much and what kind of access is possible at a specific time in a specific context. In particular, in moments of balance of proactive and reactive contestation, sustainable normativity of international norms can still exist, even without general participation. While, again, this seems intuitively right – as full access of all those affected to each and every international negotiation around norms seems impossible to organize, of course –, one instantly thinks about the limits of this contingency argument. Imagine that someone argued that »discrimination on the grounds of gender is such a long-established normative structure that we have to take that into account. The modicum for sustainable legitimacy is still reached if fewer women are allowed to participate and engage in the creation or reshaping of international norms.« This does not seem very persuasive. But who sets the barrier and how?

As a last point, I shall also quickly engage with one very important claim in Wiener's book. Wiener classifies the book as part of a Global IR perspective where the role of the academic is one of an intervener. The aim of the author is to put the contestation of stakeholders into conversation and hear voices which normally remain unheard. This is a very important project which rethinks central assumptions in theory-making and rejects the ideal of the »neutral« scientific observer.

Still, from the perspective of postcolonial theory, a criticism needs to be raised: How do you deal with the problem of representation (a problem Spivak dealt with

78 Antje Wiener. *Contestation and Constitution*, Chapter 3.

when criticizing the Subaltern Studies Project in her seminal *Can the Subaltern Speak?* text in an even more fundamental way). From this perspective, emancipation is not possible by »representation«. Following the strategy of the intervener, the academic researcher is the active part, making voices heard, while the stakeholders still remain passive. The researcher chooses who will get a voice and who is represented.

Moreover, the stakeholders who are represented in the case studies are surprisingly Western and well-equipped with agency. For example, in the case of the Torture Convention, a Western civil society-based litigation network, presented as the counterpart to contestations of the US administration, probably does not really have problems to make its voices heard – although it might not always be successful in its fight against torture. Also: would our normative perspective on norm ownership and creation of legitimacy look different with the inclusion of normative struggles where the transnational civil-society actors are the »bad guys«; transnational religious groups in the case of a struggle around sexual reproduction or LGBT rights, or rightist groups in the European Union? Do we still opt for full access and inclusion, and how do we deal with their contestation?

Does better access to contestation create a more sustainable, more legitimate global order that we should strive for – even in the case of radical contestations which put central norms of the international order in question? This is the core problem our societies struggle with at the moment. Wiener has presented a convincing manifesto for wider agency to voice contestation and more access to institutional spaces where norms can be changed and adapted, creating thereby a more legitimate global order. Simultaneously, we observe massive political shifts all over Europe and in other parts of the world which put this basic assumption under stress: for example, how much dialogue and space for the voicing of opinions do we want to offer to right-wing extremists in the public sphere? Do we have to shelter international norms against norm challengers who aim at watering them down or do we offer spaces for dialogue? I do not have final answers to these questions, but I am very much looking forward to how Wiener will deal with these normative issues in future work.

Lisbeth Zimmermann ist Professorin für Internationale Beziehungen an der Zeppelin-Universität Friedrichshafen. Sie hat 2012 an der TU Darmstadt promoviert und Forschungsprojekte an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. und der Hessischen Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung geleitet. 2017 erschien *Global Norms with a Local Face. Rule-of-Law Promotion and Norm Translation*.

Theoriebildung ohne permissive Effekte.

David Weiß über Elvira Rosert, *Die Nicht-Entstehung internationaler Normen*

Elvira Rosert (*1980) ist Juniorprofessorin für Politikwissenschaft, insbesondere Internationale Beziehungen, an der Universität Hamburg und am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität (IFSH). In ihrer Monographie, die auf ihre Frankfurter Dissertation zurückgeht und in der sie sich mit der langen Nicht-Entstehung der Streumunitionsverbotsnorm auseinandersetzt, verbinden sich ihre Forschungsschwerpunkte Normenforschung, humanitäres Völkerrecht und internationale Institutionen.

Der Politikwissenschaftsstandort Hamburg hat sich nicht erst seit der Ankunft von Elvira Rosert als Juniorprofessorin am Fachgebiet wie am IFSH im Jahr 2017 zu einem der Brennpunkte der Normenforschung in den deutschsprachigen Internationalen Beziehungen entwickelt. Parallel zur IB-theoretisch klassisch liberalen Berliner Gruppe um Thomas Risse, Tanja Börzel und Co. sowie den Frankfurter Kritischen Theoretikerinnen um Nicole Deitelhoff et al. ist Hamburg eine der Hauptstädte vor allem kritisch-konstruktivistischer sowie praxistheoretisch informierter Normenforschung geworden. An der Helmut-Schmidt-Universität wird im IB-Team zur Rolle von Normen in der außen- und zwischenstaatlichen Politik gearbeitet, am IFSH wird neben Politikberatung und policy-Forschung ebenfalls theoretische Reflexion zum Phänomen internationaler Normen geleistet. Und *last but not least* dieser sicherlich nicht erschöpfenden Liste steht die Arbeit am Fachgebiet Politikwissenschaft der Universität paradigmatisch für diesen Hamburger Zusammenhang. In erster Linie die praxistheoretisch Forschenden um Antje Wiener im Bereich Global Governance befassen sich hier mit den Auswirkungen normativer Setzungen und ihrer Kontestation auf die Konstitution globaler Politik. Nicht zuletzt auch in der Lehre am Fachbereich, in der man fast nicht um eine theoretisch wie methodisch schulende Ausbildung im Feld der Normenforschung vorbeikommt, bildet sich dieser Schwerpunkt in den Hamburger Internationalen Beziehungen ab.

In diesem Feld also positioniert sich Elvira Rosert mit ihrer Dissertation und trägt, dies die erste Erkenntnis der Lektüre, mit ihrer normativen, klassisch »friedensforschenden« Positionierung ganz zum ja auch unmittelbar politischen Projekt der Normenforschung bei. Der Anspruch, mit der eigenen Forschung zur tendenziellen Verwirklichung des friedlichen Zusammenlebens in der internationalen Gemeinschaft beizutragen und dabei alle Akteure als valide und legitime Diskursteilnehmerinnen zu Wort kommen zu lassen, reiht sich ein in die kritische, politische wie epistemische Machtstrukturen hinterfragende Seite der innerdisziplinären Debatte in den IB. Mit dieser normativen Ausrichtung, dem demokratietheoretischen »all affected«-Grundsatz und dem möglicherweise parteilichen, jedoch

wissenschaftlich-argumentativ begründeten Eintreten für die Stärke von internationalem Recht, das Aufrüstung, Konflikt und Krieg verhindern kann, liefert Roserts Beitrag weitere »Munition« gegen die weiterhin oft dominanten Stränge der Internationalen Beziehungen, die auf die grundsätzliche Anarchie des internationalen Staatensystems und die Logik von Nullsummenspielen und Gefangenendilemmata eben gegen internationale Verständigung und Rechtssetzung pochen. Vor diesem Hintergrund ist es freilich umso spannender festzustellen, dass Rosert sich explizit in einer nicht-normativen, positivistischen Epistemologie verortet, für sie also die politisch-normative Zielsetzung mit einer positivistischen Forschungsmethode zusammengeht.

Nun aber zum Werk selbst. Mit ihrer Schrift verfolgt Rosert zwei hauptsächliche Forschungsziele. Erstens möchte sie den empirischen Fall der Streumunitionsnorm, das heißt den Einsatz von Streumunition und die Genese des Verbotsvertrages beleuchten; zweitens möchte sie auf konzeptueller Ebene eine Theorie der permissiven Effekte weiterentwickeln und in den theoretischen Fundus wissenschaftlicher Arbeiten über Normen in den Internationalen Beziehungen einpflegen. Da sie vor allem diesem zweiten, theoretischen Teil ihrer Arbeit Bedeutung über die Schrift hinaus zumisst, sei zum *case*, den sie in großer Genauigkeit einführt, an dieser Stelle nur Folgendes gesagt:

Das *puzzle*, das Rosert zur Behandlung des Falles »Streumunition« motivierte, präsentiert sich wie folgt: Bereits in den 1970er Jahren wurde ein Verbot von Streumunition in Politik, aktiver Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit diskutiert; der Vietnamkrieg, in dem mehr Streumunition als je zuvor eingesetzt worden war, hatte das Thema auf die Agenda gesetzt. Doch ein völkerrechtlicher Vertrag, der daraus hätte erwachsen können, wurde auch nach einigen Verhandlungen nie erreicht.⁷⁹ Ein ähnliches Bild ergab sich Ende der 1990er Jahre. Wieder, diesmal im Kosovokrieg, sorgte der Einsatz von Streumunition, der, wie Rosert beschreibt, kaum bestreitbar gegen zahlreiche Grundsätze des humanitären Völkerrechts verstößt,⁸⁰ für öffentliche Empörung – doch wieder wurde keine politisch-rechtliche Lösung für das Problem gefunden. Erst im neuen Jahrtausend, als vor allem in den Kriegen in Afghanistan und dem Irak Streumunition eingesetzt wurde und wiederum einige Länder einen Prozess für einen geregelten Umgang mit Streumunition initiierten, zeichnete sich ein Erfolg ab – und tatsächlich: Der sogenannte Oslo-Prozess führte zum Verbot des Einsatzes, der Produktion, der Lagerung

79 Elvira Rosert 2019. *Die Nicht-Entstehung internationaler Normen. Permissive Effekte in der humanitären Rüstungskontrolle*, Wiesbaden, 70-75; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

80 Streumunition verstößt beispielsweise gegen den Grundsatz, dass in kriegesischen Handlungen lediglich militärische Ziele anzugreifen sind. Etwa 98 % der Betroffenen von Streumunition sind dagegen Zivilistinnen, die vor allem unter Blindgängern, welche noch Jahrzehnte nach Beendigung der Kriegshandlungen scharf und damit tödlich oder schwer verletzend sind, leiden; 65ff.

sowie der Weitergabe von Streumunition und ging in einem 2008 finalisierten, von ursprünglich 49 Staaten unterzeichneten Vertrag auf. Nach Erreichung der erforderlichen 30 Ratifizierungen trat er 2010 auch völkerrechtlich bindend in Kraft (78ff.).

Doch die Frage, die nach dieser kurzen Rekapitulation bleibt und die auch Roserts zentrale Forschungsfrage darstellt, ist: Warum nicht früher? Warum konnte, nachdem zwei Mal – in den 1970er Jahren im Zuge des Vietnamkriegs und in den 1990er Jahren nach dem Kosovokrieg – scheinbar alle Voraussetzungen für ein völkerrechtliches Verbot von Streumunition gegeben waren, dieses erst vierzig Jahre und damit viele weitere Tote, Verletzte und Traumatisierte später, durchgesetzt werden?

Elvira Roserts theoretisch zu entwickelnder wie empirisch zu prüfender, bislang in der Analyse und Diagnose fehlender Erklärungsmechanismus sind die sogenannten *permissiven Effekte*. Permissive Effekte beschreiben, so Rosert in ihrer konzeptuellen Grundlegung, den negativen Einfluss einer Norm auf eine bestimmte andere Norm. Eine Norm A kann also durch ihre erfolgreiche Entstehung, Etablierung und Durchsetzung den gleichen Prozess für eine andere Norm B direkt und negativ beeinflussen. Diese Arbeitsdefinition reichert Rosert mit einer beeindruckenden Fülle konzeptionellen Handwerkszeugs an. Mit unterschiedlichen Anleihen aus Theoretisierungen von Normentstehungsprozessen und -entrepreneurstrategien, aus policy-cycle-Ansätzen, agenda-setting-Modellen bis hin zu diskursanalytischen Methoden (133ff.) schafft sie es, die bislang weitgehend unterkonzeptualisierte Theorie der permissiven Effekte weiter auszuformulieren. Basierend auf all diesen Ansätzen, die dann durch process-tracing-Methoden sowie cross-case und within-case-Vergleiche zur Anwendung und Überprüfung kommen (236ff.), konstruiert Rosert die zentralen Motive der Theorie der permissiven Effekte, die drei Dimensionen, auf denen die permissiven Effekte einsetzen: In der ersten *attentionalen Dimension* verliert eine Norm durch die permissiven Effekte einer anderen Norm den Kampf um die ohnehin schon begrenzte Aufmerksamkeit in öffentlichen Arenen, Debattenräumen und Politikzirkeln; in der zweiten *konstitutiven Dimension* wird eine von permissiven Effekten betroffene Norm durch ex-negativo Legitimierung verhindert: Wird ein anderes Verhalten durch Normsetzung verboten, bedeutet dies im vermeintlich logischen Umkehrschluss, dass das nicht-regulierte Verhalten normativ auch wünschenswert sei. Die Blockade auf der attentionalen Ebene und die ex-negativo Legitimierung auf der konstitutiven Ebene münden schließlich in der *regulativen Dimension*, in der ein Verhalten unreguliert und eben ›nicht normrelevant‹ bleibt. Letztlich, so Roserts Pointe, bewirken permissive Effekte zwar nicht das explizite Erlauben eines Verhaltens, allerdings das *erlaubt lassen* (204f.).

Und tatsächlich bewährt sich diese theoretische Grundlegung für Rosert bei der Überprüfung anhand des Falls der so lange gescheiterten Streumunitionsver-

botsnorm. In den 1970er Jahren überlagerte die schließlich auch erfolgreiche Verbotskampagne gegen die Kriegswaffe Napalm die Kampagne gegen Streumunition. Letztere konnte zwar bis in offizielle internationale Gremien gepusht werden und genoss bis zuletzt hohe öffentliche Aufmerksamkeit, doch als das politische Kapital für völkerrechtliche Verbote von Kriegswaffen zu schwinden begann, entschieden sich die relevanten, vor allem staatlichen Akteure dazu, die Streumunitionsnorm fallen zu lassen und sich auf das Napalmverbot zu konzentrieren. Ein ähnliches Bild ergab sich auch in den 1990er und frühen 2000er Jahren, als es die allgemeinen Anstrengungen gegen »explosive Kampfmittelrückstände« waren, die die explizite Behandlung und Verbannung von Streumunition noch deutlich früher im Normentstehungsprozess mit permissiven Effekten belegten. Der Erfolg in den späten 2000er Jahren speiste sich dann, so Rosert, neben weiteren Erklärungsfaktoren u.a. auch daraus, dass keine weitere, strukturell wie inhaltlich ähnliche Norm im Entstehen war, die Akteure also keine substanziellen permissiven Effekte zu befürchten hatten (383ff.).

Neben der methodischen Sorgfalt, die den Fall der Streumunitionsverbotsnorm erfolgreich bearbeitet und substanziell informieren kann, beeindruckt Roserts Schrift vor allem auch im theoretischen Beitrag, in erster Linie in ihrer Konzeptualisierung der permissiven Effekte. Ihr gelingt es, einen klaren und systematischen Blick auf die hochkomplexen Theorien und ja auch real-politisch stark verworrenen Normentstehungsprozesse im globalen Raum zu werfen und entdeckt gleichzeitig doch theoretische Lücken, die sie mit einer vielfältig angereicherten Theorie permissiver Effekte füllt. Überzeugend ist, wie sie es schafft – auf theoretischer wie empirischer Ebene – eine Norm als einzigartig und kontingent zu erfassen und sie doch als Teil eines globalen Diskurses, einer umfassenden normativen Ordnung, in der unterschiedliche, aber parallel laufende Prozesse sich wechselseitig beeinflussen, zu denken. Dies liefert einen weitreichenden Beitrag für das Feld der konstruktivistischen Normenforschung, welches sich allzu oft auf einzelne Fälle und Normen konzentriert und dabei den Blick für eine stets einflussreiche politische Gesamtkonstellation verliert.

Interessant wird sein, wie Roserts Theorie der permissiven Effekte weitere Anwendung und auch theoretische Weiterentwicklung finden und erfahren kann. Gerade eine Diskussion mit explizit praxistheoretischen Ansprüchen verspricht fruchtbare Erkenntnisse. Denn klar ist, dass Rosert in ihrer Arbeit in einer klassisch liberal-konstruktivistischen und damit bereits auch kritisierten Normdefinition und -konzeptionalisierung verharret. Normen werden für Rosert – das ist in ihrem Forschungsdesign deutlich – erst dann wirklich relevant, wenn sie juristischen (völkerrechtlichen) Status erreichen und damit tendenziell auch erst dann, wenn handfeste, vor allem staatlich gedeckte Gewalt für ihre Durchsetzung zur Verfügung steht. Dagegen fassen praxistheoretische Ansätze Normen viel weiter und substanzieller. Sie begreifen sie als grundsätzliche, konstitutive Facette glo-

baler Politik mit legalen, aber eben auch tiefliegenden politischen, sozialen oder gar größtenteils impliziten kulturellen Qualitäten.⁸¹ Nimmt man diese Perspektive ernst, ließe sich fragen, ob man tatsächlich von einer Nicht-Entstehung von Normen sprechen kann oder ob nicht viel eher die Bewegung einer – dann konzeptionell weitergefassten – Norm wie dem angestrebten Verbot von Streumunition forschend nachverfolgt werden kann, durch zahlreiche lokale und globale Arenen und über zahlreiche Stakeholder hinweg. Ihre legale Festsetzung in völkerrechtlichen Rahmenbedingungen ist dann lediglich ein weiterer, wenn natürlich auch einschneidender Schritt in der Entwicklung einer Norm.

Dem Konzept der permissiven Effekte tut dieser Einwand freilich keinen Abbruch, auf eine Ausweitung in empirischer sowie Weiterentwicklung in theoretischer Absicht und somit einen weiterhin regen Austausch in der »Normennebenhauptstadt« Hamburg ist zu hoffen – dann auch ganz ohne permissive Effekte.

David Weiß hat im Bachelor Politikwissenschaft in Hamburg und Wien studiert. Seit 2020 studiert er Politische Theorie in Frankfurt und Darmstadt.

Politische Theorie und Ideengeschichte

Institutionentheorie als Demokratiewissenschaft.

Svenja Ahlhaus über Udo Bernbach, *Demokratiethorie und politische Institutionen*

Udo Bernbach (*1938) war von 1971 bis 2001 Professor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Hamburg und gehört zu den Gründern der Sektion für Politische Theorie und Ideengeschichte in der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft. Neben Arbeiten zur Parlamentarismus- und Demokratiethorie publizierte er zum britischen Liberalismus und veröffentlichte eine Auswahlsgabe der Schriften David Humes.

Als Jeremy Waldron vor einigen Jahren die Rückkehr zu einer »political political theory« forderte – zu einer politischen Theorie, die nicht bei der Untersuchung abstrakter Prinzipien stehenbleibt, sondern die Frage politischer Institutionen ins Zentrum stellt – hätte er auch Udo Bernbachs *Demokratiethorie und politische Institutionen* als Positivbeispiel anführen können. Bernbachs 1991 erschienener Band, der Aufsätze aus den Jahren 1968 bis 1991 versammelt, beschäftigt sich mit genau

81 Siehe etwa Antje Wiener 2018. *Contestation and Constitution of Norms in Global International Relations*, Cambridge.

den Themen, die Waldron 2013 als den Hauptgegenstand der politischen Theorie identifiziert: den Zielen, Mechanismen und Problemen repräsentativer Demokratie.⁸² Bermbachs Band gliedert sich in drei Teile, in denen der Autor in dreizehn Aufsätzen und Vorträgen institutionelle Fragen der Demokratietheorie erörtert. Im ersten Teil, *Zur Demokratietheorie*, geht er auf Alternativen zum Parlamentarismus und vor allem auf das Räteystem ein. Im zweiten Teil, *Zur Theorie politischer Institutionen*, arbeitet Bermbach die (fehlende) Institutionentheorie unterschiedlicher Theorietraditionen heraus. Im dritten Teil, *Zur politischen Theoriengeschichte*, wendet sich Bermbach dem Status der politischen Ideengeschichte in der deutschen Politikwissenschaft zu. Obwohl die Beiträge bereits vor Jahrzehnten verfasst wurden, sind sie zum Teil von erstaunlicher Aktualität. Immer wieder stößt man auf Überlegungen, die auch für zeitgenössische Debatten von Interesse sind. Im Folgenden möchte ich zwei Aspekte herausstellen, die das Werk auch für heutige Leserinnen relevant machen.

Krisendiagnosen sind seit jeher ein fester Bestandteil der akademischen Beschäftigung mit Demokratie. Immer wieder neu stellt sich die Frage, welche institutionellen Alternativen (oder zumindest Ergänzungen) es zu klassischen Modellen parlamentarischer und präsidentieller Demokratie gibt. Gegenwärtig wird diese Frage in erster Linie unter dem Stichwort der demokratischen Innovationen diskutiert. Auch für Bermbach war die Krise der repräsentativen Demokratie vor einem halben Jahrhundert ein zentrales Thema. Dabei befasst er sich mit Modellen der Räte-demokratie, die auch heute wieder als Lösungsansatz diskutiert werden. Bermbach vertritt hier eine politikwissenschaftlich abgeklärte Perspektive, die von der »generelle[n] Brauchbarkeit von repräsentativ strukturierten, parlamentarischen Regierungssystemen in hochkomplexen, industriellen Gesellschaften«⁸³ ausgeht. Er wendet sich gegen vereinfachte Vorstellungen direkter Demokratie und die Ansicht, dass Räte-systeme die Probleme parlamentarischer Repräsentation beheben können. Dabei kritisiert er insbesondere den »antiinstitutionelle[n] Ansatz des Rätegedankens« (41). Es gelte, das »allzu einfache Schema traditionellen Demokratieverständnisses im Banne Rousseaus erfolgreich zu durchbrechen und an seiner Stelle jenen gesellschaftlich begründeten Grad an Komplexität der Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse zu entwickeln, der die Forderung nach Vereinbarkeit von demokratischem Anspruch und Leistungsorientierung der Gesellschaft einzulösen und zu garantieren vermag« (46f.).

Positiver ist Bermbachs Einschätzung von einzelnen »räte-demokratische[n] Organisationsprinzipien« wie dem imperativen Mandat oder der jüngst wieder

82 Jeremy Waldron 2013. Political Theory: An Inaugural Lecture, *Journal of Political Philosophy* 21(1), 1-23, 8.

83 Udo Bermbach 1991. *Demokratietheorie und politische Institutionen*, Berlin, 45; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

in die demokratietheoretische Diskussion eingeführten Möglichkeit der Abberufung (*recall*) von Repräsentantinnen.⁸⁴ Auch hier geht es ihm in erster Linie darum, ob und wie sich diese Mechanismen »an die funktionalen Erfordernisse eines modernen, komplexen politischen Entscheidungssystems« (103) anpassen lassen. Laut Bermbach ließe sich demokratische Repräsentation stärken, wenn man ein imperatives Mandat im Sinne der Festlegung allgemeiner politischer Richtlinien, die den handelnden Akteuren Ermessensspielräume lassen, mit einem gestuften System des regulativen *recall* (Missbilligung, Auflagen, zeitweilige Suspendierung von Ämtern etc.) kombinierte.

Der letzte Teil von Bermbachs Buch führt vor Augen, dass die gegenwärtigen Debatten über die Position der Politischen Theorie und Ideengeschichte sowohl innerhalb der Politikwissenschaft als auch im Verhältnis zur Philosophie eine jahrzehntealte Vorgeschichte haben.⁸⁵ Das entstehende Bild ist aber keineswegs eines, das von Stillstand oder Wiederholung kündete. Vielmehr lässt sich im Rückblick die Professionalisierung der Subdisziplin nachvollziehen. Bermbachs in den 1980er Jahren veröffentlichte Überlegungen betreffen in erster Linie die seiner Einschätzung nach prekäre Stellung der Ideengeschichte. Ihr werde »innerhalb der Politikwissenschaft hinsichtlich ihres methodischen Selbstverständnisses kein gesicherter Status zuerkannt« (280). Ideengeschichte werde primär begriffen als eine »an Autoren orientiert[e]«, »überwiegend werkimmanente Interpretation politischer Schriften«, die der »Möglichkeit der ›Aktualisierung‹ politischer Klassiker in Hinsicht auf ihre ›überzeitlichen Aussagen‹« nachgeht. Diesen Umstand führt Bermbach darauf zurück, dass die Ideengeschichte sich als Teil der Politikwissenschaft unter Druck sehe, sich »dem allgemein üblichen Gebot der ›Praxis-Nähe‹« sowie dem Anspruch, als Teil eines demokratiewissenschaftlichen Unternehmens Ergebnisse zu produzieren, »deren gesellschaftliche wie politische Nützlichkeit offenkundig sind«, zu fügen (282f.). Mit anderen Worten: In dem Versuch, ihren Status als politikwissenschaftliche Teildisziplin nachzuweisen, operiere die Ideengeschichte mit einem fragwürdigen methodischen Selbstverständnis.

Auch wenn die von Bermbach beschriebene Herangehensweise nicht völlig von der Bildfläche verschwunden ist und nach wie vor das nachvollziehbare Bestreben herrscht, Anschlussfähigkeit ins Innere der empirischen Politikwissenschaft unter Beweis zu stellen, hat sich in der Politischen Theorie inzwischen eine hochgradig differenzierte Methodendiskussion entwickelt, die auch vor der Ideengeschichte

84 Jonathan White & Lea Ypi 2019. Recalling Representatives, in Michele Battini & Nadia Urbinati (Hg.). *The Future of Democracy*, Mailand.

85 Zur aktuellen Auseinandersetzung Helke Ellersiek 2019. Politische Vermessung der Welt. Theorie versus Empirie, *Taz* vom 13. November 2019; Sven Altenburger 2019. Strategie und Methodik. Zum Verhältnis von Politischer Theorie und Politischer Philosophie, *Theorieblog* vom 07. November 2019.

nicht Halt gemacht hat.⁸⁶ Die heutige Situation steht somit in deutlichem Kontrast zu dem von Bermbach gezeichneten – und womöglich auch überzeichneten – Bild. An die Stelle methodischer »Orientierungslosigkeit« ist die Auseinandersetzung über Sinn und Zweck unterschiedlicher Ansätze getreten. Ob damit ein gesicherter Status innerhalb der Politikwissenschaft einhergeht, sei dahingestellt. Die interne Professionalisierung der Subdisziplin steht aber außer Frage.

Svenja Ahlhaus ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Politische Theorie an der Universität Hamburg. Ihre Dissertation *Die Grenzen des Demos. Mitgliedschaftspolitik aus postsouveräner Perspektive* wurde 2019 von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung mit dem Werner-von-Melle-Preis ausgezeichnet und ist 2020 erschienen.

»Nur die Kunst selbst kann Leben spenden.« Marcel Bub über Udo Bermbach, *Der Wahn des Gesamtkunstwerks*

Nach seiner Emeritierung inszenierte Udo Bermbach (*1938) in Bayreuth. In zehn Monographien widmete er sich der ideengeschichtlichen Rekonstruktion von Richard Wagners Idee des Gesamtkunstwerks.

Für Udo Bermbach stellt Richard Wagner (1813-1883) in mehreren Hinsichten eine Ausnahmeerscheinung dar – als überdurchschnittlich gebildeter Künstler, als Komponist mit bedeutenden schriftstellerischen sowie als Schriftsteller mit bedeutenden kompositorischen Fähigkeiten. In *Der Wahn des Gesamtkunstwerks* wird Wagner als gänzlich neuer Künstlertypus der Moderne dargestellt, der Kunstproduktion und kommentierende Reflexion ineinander verschränkt und konzeptionell entwickelt. Bermbach unternimmt auf 372 Seiten den Versuch, die zentralen politischen, gesellschaftlichen und ästhetischen Momente in Wagners Verständnis von Kunst – insbesondere der Oper – sowie sein Konzept des Musikdramas als Kunstwerk der Zukunft und Gesamtkunstwerk aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive zu rekonstruieren. Als zentraler Bezugspunkt dienen Bermbach Wagners sogenannte *Zürcher Kunstschriften* der Jahre 1849 bis 1850.⁸⁷ Bei den kompositorischen Werken, in denen Bermbach Wagners gesellschaftstheoretischen Positionen in musiktheatralischer Form nachvollzieht, handelt es sich um den Opernzyklus *Der Ring der Nibelungen: Das Rheingold* (1869), *Die Walküre* (1870), *Siegfried* (1876), *Götterdämmerung* (1876) sowie Wagners letztes musikdramatisches Werk *Parsifal* (1882).

86 Aus der Fülle der Ansätze vgl. nur David Leopold & Marc Stears (Hg.) 2008. *Political Theory. Methods and Approaches*, Oxford; Adrian Blau (Hg.) 2017. *Methods in Analytical Political Theory*, Cambridge; Andreas Busen & Alexander Weiß (Hg.) 2013. *Ansätze und Methoden zur Erforschung politischen Denkens*, Baden-Baden.

87 *Die Kunst und die Revolution* (1849), *Das Kunstwerk der Zukunft* (1849), *Oper und Drama* (1850/51).

Bereits im Vorwort betont Bermbach, im Denken Wagners zwar offensichtliche Inkonsistenzen und Widersprüche wahrzunehmen, hinsichtlich des Konzepts des Gesamtkunstwerks jedoch auch eindeutige Kontinuität und Systematik herausarbeiten zu können. Diese ordnet der Autor in erster Linie anarchistischen, linken und (radikal-)demokratischen Strömungen in Wagners Denken zu, die besonders in Wagners Verständnis von Revolution zu Tage treten.

Nur im revolutionären Akt ist das Volk ganz bei sich, nur durch diesen werde, laut Wagner, die Bedingung der Möglichkeit eines neuen Menschen geschaffen.⁸⁸ Die Notwendigkeit des emanzipatorischen Aktes ergibt sich aus einem Grundkonflikt, den Bermbach als den Gegensatz von Person und Institution rekonstruiert: Freier schöpferischer Individualität stehen reglementierende Ordnungen und Restriktionen gegenüber (52). Im Zuge dieses Modus dualer, geradezu antagonistischer Weltsicht sieht Wagner die Gesellschaft durch unauflösliche (Selbst-)Widersprüche geprägt. Überwunden werden können diese lediglich durch ein neu auszudrückendes Menschenbild, welches seinen Ursprung nicht in der Geschichte, sondern in der Sage hat, sowie durch eine umfassende Kunst, die alle Widersprüche aufhebt (58-61, 75, 88f.).

Dem dichtenden Menschen fällt dabei die Rolle der »Selbstaufklärung des Volkes« zu. Kunst wird als Ausdruck der Unmittelbarkeit gesellschaftlicher Bedürfnisse sowie als Medium revolutionärer Veränderungen angesehen (97f.). Wagner denkt den dichtenden Menschen dabei in interpretierender Rolle. Nicht er selbst kann schaffen, denn lediglich das Volk ist kreativ (98). Er ist somit jener, welcher die Schöpfung des Volkes begreift und darstellt. Seine Kunst wird damit zur Politik, denn, so Wagner, »[k]einer kann dichten, ohne zu politisieren« (105). Das Verhältnis von Politik und Kunst besteht darin, dass erstere in letzterer aufgeht. Mit der politisierten Kunst wird die Grundlage eines neuen theatralischen Konzepts geschaffen, als Gegenmodell zur bestehenden bürgerlichen Gesellschaft und mit der Möglichkeit ganzheitlicher (Lebens-)Erfahrung (107f.).

»Bei uns«, so Wagner, »ist die echte Kunst revolutionär, weil sie nur im Gegensatz zur göltigen Allgemeinheit existiert« (119). Staat und Gesellschaft beziehen sich vor diesem Hintergrund strukturparallel aufeinander. Die Gesellschaft wird als Repressionssystem verstanden, dem der Staat nur ungenügend – legislativ ordnende – Maßnahmen entgegensetzen kann. Daraus lässt sich schließlich die Notwendigkeit der revolutionären Tat ableiten (88f., 130-132). Bermbach bezeichnet diese Methodik Wagners als Stufenmodell einer negativen historischen Evolution, die schließlich im Status quo der bürgerlichen Gesellschaft mündet. Dieser Status quo stellt den Bezugspunkt von Wagners Kritik dar (88f., 141, 146).

88 Udo Bermbach 1994. *Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie*, Frankfurt a.M., 51, 94; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Als nächsten Schritt in Wagners Gesellschaftstheorie identifiziert Bermbach seine Kritik der zeitgenössischen Oper. Der Autor rekonstruiert insbesondere die von Wagner teilweise holzschnittartig dargestellte Entstehung der Oper aus einer grundlegend entfremdeten Situation ständisch-höfischer Gesellschaften. Die Geschichte des Aufstiegs der Gattung beinhaltet somit bereits den eigenen Verfall (71f., 179). Wagner nimmt im Zuge dieser Rekonstruktion eine Parallelisierung von Oper und politisch-gesellschaftlicher Entwicklungen vor, an deren Ende ein Zustand der Entfremdung steht und Kunst primär Ware ist (179-185).

Im Ausspruch »erst die Revolution kann mir die Künstler und Zuhörer zuführen« (187), formuliert Wagner aus der Krise und dem totalen Zusammenbruch des Bestehenden heraus eine fundamentale Hoffnung auf die Herausbildung eines Kunstwerks der Zukunft. Unter diesem versteht der Komponist ein musikalisches Bühnenwerk, in welchem Text und Musik als gleichberechtigte Mittel gesehen werden, Sprache in lyrischer Form als fundamental betont wird und schließlich die drei »reinemenschlichen Kunstarten«: Tanzkunst, Tonkunst und Dichtkunst verbunden werden. Damit vollzieht sich im Musikdrama als Synthese der einzelnen Künste eine integrative Leistung aller Beteiligten (191-194, 200f.).

Die Vergegenwärtigung gelingt im Musikdrama in erster Linie unter Zuhilfenahme des Mythos. Dieser umfasst eine Kollektiverfahrung, die das Spannungsverhältnis von Identität und Differenz durch eine Synthetisierung von Tradition und Fortschritt aufhebt und über die Rezeptionserfahrung des Publikums der mythischen Erzählung einen Platz im Leben der Menschen zuschreibt (209-213). Wagner setzt somit die Ausdeutungsfähigkeit (und -bedürftigkeit) des Mythos in Verbindung mit der kollektiven Selbsterfahrung des Volkes, welches hier als »kollektiver Dichter« agiert, sich im (Sozial-)Mythos die Welt zurechtlegt und damit dem individuellen Dasein je eine eigene Bedeutung verleiht (213). Potenzial und Anspruch des Mythos liegen somit, laut Bermbach, in »der Möglichkeit, die eigene Gegenwart chiffriert im Mythos zu situieren und umgekehrt durch die Dechiffrierung mythologischer Allegorien zugleich Aufklärung über die eigene individuelle wie gesellschaftliche Situation zu gewinnen« (218).

Kunst zeichnet sich insbesondere durch Selbstreferenzialität aus – das Kunstwerk verweist auf sich selbst (217f.). Die Aufgabe der Kunst sieht Wagner vorwiegend darin, die »Bevölkerung ihren gemeinen Tagesinteressen zu entreißen, um sie zur Andacht und zum Erfassen des Höchsten und Innigsten, was der menschliche Geist faßt, zu stimmen« (229). Die Erfüllung der Kunst oder vielmehr des (Wagnerschen) Musikdramas bedarf jedoch eines Aktes der gesellschaftlichen und ästhetischen Revolution. Durch ihre radikale Negation der Gegenwart schaffe die Revolution jene Voraussetzungen, auf welchen eine neue musikdramatische Kunst die Vision einer neuen Zukunft entfalten kann. Dabei wirkt das Musikdrama in Bezug auf die Revolution sinnstiftend, mit dem Reinemenschlichen als dem von allen Konventionen gelösten Ziel (225-229, 237-241). Von einer Kritik der bürgerlichen

Gesellschaft ausgehend, wird somit eine politische Ästhetik formuliert, aus der sich dann Wagners Konzept eines in die Öffentlichkeit drängenden Musikdramas sowie dessen Erweiterung im Gesamtkunstwerk entwickeln lässt (218).

Nach Bermbach schreibt Wagner der Liebe, indem er sie als Chiffre herrschaftsfreier Kommunikation versteht, eine zentrale Rolle zu. Liebe, verortet in der Gesellschaft, führt im nächsten Schritt zu Freiheit, die sich dann wiederum im Begriff des Volkes wiederfindet. Volk in diesem Wagnerschen Sinne definiert der Autor als Ergebnis des Spannungsverhältnisses zwischen einzelner Person und der Gemeinschaft sowie als schöpferische Komponente des Gesamtkunstwerks. Als Konsequenz dieses ästhetisch produktionsfähigen Volkes leitet Wagner die politische Organisationsidee einer sich selbst regierenden Gemeinschaft ab, deren kreative Potenziale aus immanenter Vielfalt entspringen (244-248). In dieser kommunikativ vernetzten und dezentral strukturierten Gesellschaft verortet Bermbach nun Kunstproduktion und -rezeption, die im Sinne Wagners nur unter Bedingungen der Öffentlichkeit stattfinden können. Gesellschaft wird im Theater wirklich und in der Aufführung des Kunstwerks erfahrbar (253-258).

Mit der Idee des Festspiels – als Feier der Revolution – betrachtet Bermbach schließlich Wagners Idee des Gesamtkunstwerks im Rahmen einer Religion der Zukunft, die an Ludwig Feuerbachs Konzeption der Zivilreligion angelehnt ist. Das Kunstwerk ist in diesem Sinne lebendig dargestellte Religion mit dem Potenzial kollektiver Identitätsstiftung (269-273). Der Autor schließt seine konzeptionellen Ausführungen mit der Herausarbeitung des Wagnerschen Gesamtkunstwerks, welches einen umfassenden – nicht totalitären, wie Bermbach betont – Anspruch impliziert und als politisches Modell direkter Demokratie und Gleichberechtigung zu verstehen ist. Dieses formuliert Wagner zudem nicht als Utopie, sondern als konkret politisches, gesellschaftliches und insbesondere ästhetisches Konzept, »im Kunstwerk werden wir eins sein« (273).

Es ist unvermeidlich, an dieser Stelle noch auf Wagners Antisemitismus einzugehen. Im Vorwort bezieht sich Bermbach auf die von Wagner 1850 veröffentlichte, dezidiert antisemitische Schrift *Das Judentum in der Musik*. Wenngleich, so Bermbach, Wagner zumindest seit dieser Schrift als Antisemit zu bezeichnen ist, so hätten doch diese Positionen und Überzeugungen weder substanziellen Einfluss auf sein frühes (bis etwa 1850) gesellschaftskritisches und kulturkritisches Denken noch entscheidende Relevanz für sein Gesamtkunstwerk und dessen gesellschaftstheoretischen Implikationen (12). Damit verzichtet Bermbach im vorliegenden Werk auf eine umfassendere Auseinandersetzung mit Wagners Antisemitismus.⁸⁹ Dabei ist jedoch zu bedenken, dass der Autor Wagner als einen Gesell-

89 In der überarbeiteten und erweiterten zweiten Auflage von *Der Wahn des Gesamtkunstwerks* befasst sich Bermbach ausführlicher mit Zusammenhängen zwischen Wagners Werken *Das Judentum in der Musik* und den *Zürcher Kunstschriften*. Auch hier hält Bermbach die These der

schaftstheoretiker und Politiktheoretiker behandelt. Insbesondere deswegen gilt es, den von Wagner antisemitisch begründeten Ausschluss bestimmter Menschen aus der Gesellschaft, wenn nicht der Menschheit, im Zuge einer umfassenden Betrachtung der Gesellschaftstheorie und Ästhetik Wagners mit einzubeziehen. Der Dirigent, Komponist und Pianist Leonard Bernstein (1918-1990) drückte diese Ambivalenz zwischen Antisemit und Genie aus, wenn er betonte, er hasse Wagner, jedoch auf Knien.⁹⁰

Es bedarf eines behutsamen und kritischen Umgangs mit den in *Der Wahn des Gesamtkunstwerks* entwickelten Positionen. Bermbach arbeitet klare Konsistenz und Systematiken im Denken Wagners heraus und setzt sie in den Kontext philosophischer wie gesellschafts- und politiktheoretischer Denkströmungen der Moderne. Schließlich formuliert er davon ausgehend Aspekte einer politischen, gesellschaftlichen und insbesondere ästhetischen Gesellschaftstheorie. Für eine Verortung seiner Interpretation in den Diskursen von Ästhetik und Politischer Theorie sei die Lektüre der Festschrift zum 60. Geburtstag des Autors, *Bürgersinn und Kritik*, empfohlen.⁹¹

Der Erlösung und Ästhetisierung gehe, laut Wagner, die Revolution notwendigerweise voraus. Eine solche ist derzeit auf abstrakter Ebene zu erleben – oder bereits abgeschlossen. Im Schaffen des Dirigenten Teodor Currentzis mit seinem Ensemble *musicAeterna* wird der Versuch unternommen, Musik – als metaphysische Größe – von tradierten, limitierenden und entfremdenden Strukturen zu befreien.⁹² Im Zentrum dieses gemeinschaftlichen Ereignisses steht der Anspruch, Formen höchster Intensität, Perfektion und Sakralität zu eröffnen, welche Kunst

Unabhängigkeit von Antisemitismus und ästhetischer Theorie aufrecht. Eines der zentralen Argumente ist der Verweis auf Wagners Verständnis des Gesamtkunstwerks, in welchem Kategorien wie jüdisch oder christlich an Bedeutung verlore. Gleichzeitig stelle das Volk, aus dem Wagner Menschen jüdischen Glaubens explizit ausschließt, die Sphäre dar, in der im Zuge einer rückbesinnenden Erneuerung des Volkes jene ursprüngliche Sprache rekonstruiert werde, auf die sich das Kunstwerk der Zukunft gründe. Im Zuge dieser Ausführungen in der zweiten Auflage werden einordnende Kontexte gegeben, ein Bewusstsein der Problematik wird deutlich und Ambivalenzen sowie teilweise auch Abgrenzungen werden deutlicher herausgearbeitet. Jedoch kann die Problematik der Entwicklung eines Gesellschaftskonzepts basierend auf einem in Teilen antisemitischen, diskriminierenden Welt- und Menschenbild nicht aufgelöst werden, und es bleiben weiterhin Fragen offen; siehe Udo Bermbach 2004. *Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie*, 2. überarb. und erw. Aufl., Stuttgart & Weimar.

90 Klaus Umbach 1987. »Können Sie mir helfen, Dr. Freud?« SPIEGEL-Redakteur Klaus Umbach über den amerikanischen Musiker Leonard Bernstein, *DER SPIEGEL* vom 19. Juni 1987.

91 Michael Th. Greven, Herfried Münkler & Rainer Schmalz-Bruns (Hg.) 1998. *Bürgersinn und Kritik. Festschrift für Udo Bermbach zum 60. Geburtstag*, Baden-Baden.

92 Hervorzuheben sind insbesondere Interpretation der Werke von Mozart, Beethoven, Mahler und Verdi; siehe Deutsche Welle 2019. Currentzis dirigiert Verdis Requiem, *Kultur.21 – Das Kulturmagazin*.

und Musik in Gesellschaft neu nah- und erlebbar machen. Hier ergeben sich auf abstraktere, gesellschaftlich inklusivere und partizipativere Weise Bezugspunkte zu der Idee des Gesamtkunstwerks, in welcher Bermbach in Bezug auf Wagner den Anspruch identitätsstiftender Konstituierung von Gesellschaft und demokratischer Emanzipation erkennt.

Marcel Bub studiert Politikwissenschaft im Bachelor am Fachbereich. Seit einigen Jahren zieht es ihn regelmäßig in Konzert-, Theater- und Opernhäuser.

Die hässlichen Deutschen?

Máté Szabó über Günter Trautmann

Günter Trautmann (1941-2001) lehrte von 1978 bis 2001 am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg. Bis zu seinem Tod im Jahr 2001 war er dort zuletzt Professor für Politische Wissenschaft. Sein Forschungsinteresse galt vor allem den Chancen und Herausforderungen der Europäischen Union und ihrer Mitgliedsstaaten nach dem Ende des Kalten Krieges.

Die hässlichen Deutschen ist ein Buch, das vor annähernd 30 Jahren veröffentlicht wurde, dessen Aktualität und die der in ihm verhandelten Fragestellungen jedoch außer Zweifel stehen.⁹³ Das Buch steht in der Tradition der Selbstkritik deutscher Intellektueller angesichts der Meinungen und Realitäten anderer Länder im 19.-20. Jahrhundert und gesellt sich somit zu einer Reihe bekannter und anerkannter Autoren wie etwa Heinrich Heine, Helmuth Plessner und Herfried Münkler. Günter Trautmann, der Herausgeber, verstarb im Jahr 2001 im Alter von 60 Jahren unerwartet und zu früh mit vielen unerfüllten Plänen für sein berufliches Schaffen und seine private Zukunft. Trautmann reiste und lehrte in mehreren europäischen Nachbarländern im Osten und Westen, etwa in Italien und der Sowjetunion, und war mit seinen zahlreichen Monographien und Sammelbänden ein geschätzter Teilnehmer der Diskurse um die BRD und Gesamteuropa. Dieser Sammelband lässt sich als Zeugnis davon verstehen.

Die Themenbereiche, die die vielen verschiedenen Bücher mit Trautmanns Beteiligung bearbeiten, sind vielfältig. Sie reichen von Italien und seinen politischen Krisen über wechselnde Profile des sozialen Liberalismus und Eurokommunismus, über den alternativen marxistischen Denker Georg Lukács bis hin zum Reformkommunismus in Russland. Der rote Faden zog sich eindeutig durch die Alternativen zur gesellschaftlich-politischen Entwicklung und deren Erklärung bzw. Interpretation durch ein linkes Milieu.

93 Günter Trautmann 1991. *Die hässlichen Deutschen? Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn*, Darmstadt; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Dieser Sammelband ist ein Produkt geschärfter selbstkritischer Identitätssuche während des Wiedervereinigungsprozesses von West- und Ostdeutschland, dessen Verlauf Trautmann aus ausländischen Perspektiven beleuchten und in einem europäischen Kontext kritisch erhellen wollte. Die Wiedervereinigung, die Prozesse vor und nach dem Mauerfall bis hin zur ersten gesamtdeutschen Wahl und der Etablierung der neuen föderalen Gebilde hatten und haben auf europäischer und globaler Ebene Relevanz, insbesondere im Hinblick auf Deutschlands Rolle in einer bipolaren Welt zwischen den beiden Großmächten USA und Sowjetunion. Das Buch beschreibt die Reaktionen der Zivilgesellschaft und der politischen Klasse aus einer historischen Perspektive verschiedener osteuropäischer Länder. Die Kontinuitäten und Brüche des jeweiligen Deutschlandbildes werden durch die verschiedenen Politik- und Kulturexperten aufgearbeitet. Dazu gehören zum Beispiel Jerzy Holzer und Klaus Ziemer (Polen), Dirk Käsler (Hamburg), Andrei S. Markovits (USA), Dominique Moïsi (Frankreich) oder Michael Wolffsohn (München, über Israel).

Der Band untersucht Stereotypen, nationale Identitätsbilder, Vergangenheits-Hypothesen über Deutsche und Deutschland als kulturelle, wirtschaftliche und politische Macht in zehn Ländern. Überdies geht es um problematische Fälle verschiedener Art: Länder, die Deutschland erobert oder angegriffen hat oder Länder, die mit Deutschland territoriale und Minderheitskonflikte ausgetragen haben. Dazu gehören etwa Polen, Dänemark, die Niederlande, Frankreich, Finnland und Ungarn. Die Auseinandersetzung Israels mit Deutschland wird anhand der Judenverfolgung des ›Dritten Reiches‹ behandelt. Von den fünfundzwanzig Beiträgen beachten zweiundzwanzig eine länderspezifische Perspektive, drei weitere gelten einer allgemeinen Beschäftigung mit dem Thema Deutschland im Ost-West-Konflikt.

Ist es ein Schreckensbild, welches die internationale Gemeinschaft über Deutschland und die Deutschen zeichnet? »Feindbild Deutschland« wird inzwischen nach 30 Jahren deutscher Einheit in vielen Ländern, zum Beispiel in Polen, anders verstanden und verstanden werden. Nicht ohne Probleme, denken wir beispielsweise an die Angst der Britinnen vor einer aggressiven Macht. Was haben uns die drei Jahrzehnte gelehrt? Grundsätzlich lässt sich resümieren, dass viele historische Erfahrungen anders verstanden werden, sich aber gewisse festgefahrene Distanzierungen erhalten haben. In der Zwischenzeit löste die Aufarbeitung der Vergangenheit in Deutschland viele Kontroversen über den Umgang mit der eigenen Geschichte, über deren Historisierung und Opferorientierung, über enttarnte Täterinnen und Tabubrüche aus. Deutschland erlebte erneute Wellen der Fremdenfeindlichkeit und die Öffnung der Grenzen für eine große Zahl an Flüchtlingen, es regelte den Umgang mit der großen türkischen Gemeinde. Es gibt regionale Unterschiede im Engagement und der Entschlossenheit, die negativen Bilder der Nachbarinnen über Deutschland zu revidieren und neue Akzente in

Deutschland und in der Wahrnehmung der Nachbarinnen zu setzen. Was uns heute im Band auffällt, ist, wie selten die Problematik auf europäischer Ebene unter Einbezug der europäischen Institutionen thematisiert wird – ein Indiz für die großen Fortschritte des Europäisierungsprozesses der letzten Jahrzehnte, denn heutzutage stünde die Frage nach der Rolle und Bedeutung der EU-Institutionen sicherlich im Vordergrund. Es ist kein Zufall, dass das Engagement für die EU gegenüber dem Brexit und osteuropäischen EU-Skeptikerinnen von der deutsch-französischen Achse getragen wird.

Vor dem Hintergrund der Herausforderungen des Brexit verdient der Beitrag von Lothar Kettenacker besondere Bemerkung. Kettenacker war damals im Deutschen Historischen Institut in London tätig. Er beschreibt England als »Sonderfall« in Bezug auf Deutschland und die Deutschen, bestimmt von Faktoren wie der durch die Kolonialherrschaft bedingten Überlegenheit, der »splendid isolation« mit der Vorstellung Europas als »Balkan«, wo ständig Konflikte herrschen, von Militarismus und Militanz, schließlich der Konkurrenz in Wirtschaft und Weltpolitik. »Gerade weil die Briten ihren Machtverlust zu verschleiern vermochten [...], fragen sie sich unentwegt, was die Deutschen mit ihrem unerwarteten Machtzuwachs wohl anfangen werden« (204). Ähnlich verhalten sich Polen (83-104), Dänemark und die Niederlande (145-194) und insbesondere Frankreich (209-264), wo der Teufel ein Deutscher ist. Wirtschaftswunder, Wiederaufrüstung, territoriale Fragen und Fragen der Nationalität, die Wiedervereinigung des Verlierers als eine Herausforderung der Sieger des Zweiten Weltkriegs, zusammen mit negativen Erfahrungen erneuter Sicherheitsbedrohungen – diese Aspekte bewegen die Nachbarinnen. Weniger zugespitzt ist die Attitüde von Finnland und Ungarn (244-278), die im Zweiten Weltkrieg zunächst Verbündete waren und später zu den vom »Dritten Reich« eroberten Ländern gehörten.

Im Gegensatz dazu steht Russland, zu dem Trautmann selbst einen der Beiträge geschrieben hat (126-145). Hier werden lebendige, »positive« Erfahrungen mit dem deutschen Volk für viele Jahrhunderte während des Zarenreichs und danach beschworen. Allerdings folgen bald darauf der Einmarsch Hitlers in die Sowjetunion und viele harte Jahre des großen patriotischen Krieges, an dessen Ende die Eroberung Berlins steht. Der Fall der Mauer war von russischem Reformkommunismus, Glasnost und Perestroika bedingt.⁹⁴ Im Beitrag aus der damals noch sowjetrussischen Sicht (104-126) erhält man eher positive Erwartungen.

Ähnlich wie in Russland ist das US-amerikanische Deutschlandbild (278-316), wo die Wiedervereinigung weit weniger kritisch betrachtet wird als in den direkten Nachbarländern. Die Wiedervereinigung wurde hier weniger als Gefahr, sondern eher als ein Produkt des Endes des Kalten Krieges verstanden und als Aus-

94 Vgl. Günter Trautmann 1989. *Sowjetunion im Wandel. Wirtschaft, Politik und Kultur seit 1985*, Darmstadt.

druck der Krise und des Zerfalls des sowjetischen Ostblocks erlebt und interpretiert. Die USA haben, wenigstens nach ihrem politischen Selbstverständnis, für die Einheit Deutschlands gestanden und gegen die Russen für die Wiedervereinigung gekämpft. Das Resultat in Form eines mächtigen pro-westlichen Verbündeten in der NATO und der EU stieß dort auf Wohlwollen. Die politische Kultur der neuen Welt ließ sich von den historischen Bildern weit weniger beeinflussen als der historisch vorbelastete alte Kontinent.

Ist die Tatsache, dass in dem Buch ausschließlich von West-Deutschen gesprochen wird, ein merkwürdiges Zeitzeichen? Das Selbstbildnis der Deutschen wird von Peter Reichel, der ebenso wie Trautmann in der Zeit des Buchprojektes Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg war und über die politische Kultur des ›Dritten Reiches‹ geforscht hat, wie folgt charakterisiert:

Die Übereinstimmung von nationalen Selbst- und internationalen Fremdbild mag als Ausdruck gefestigter kollektiver Identität gelten... Bei uns Deutschen ist das viel komplizierter. Auch widersprüchlicher. Zwischen Selbsterniedrigung und Hochmut schwanken wir seit Generationen unsicher hin und her. Die Frage nach unserer kollektiven Identität wird immer wieder gestellt und ist doch noch nicht schlüssig, geschweige denn abschließend beantwortet worden. Uns beunruhigt unser zwiespältiges Image in der Welt, in dem sich neidvolle Bewunderung, Angst und Verachtung mischen.⁹⁵

Er vertritt die These, dass die BRD ein Staat ohne symbolische Repräsentation gewesen sei und dass nun, nach der Wiedervereinigung, dieser Mangel nachgeholt werde. Denken wir an die Hauptstadt-Diskussion, den Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche und des Hohenzollernschlosses in Berlin, denken wir an die anhaltenden Debatten über Holocaust-Denkmäler, Stasi-Gedenkstätten, die Vergangenheitsbewältigung, die durch politische Bildung Zukunftsgestaltung sein sollte.

Mich selbst haben die Versuche der Institutionalisierung des Anti-Militarismus in der BRD immer beeindruckt, etwa die Möglichkeit einer zivilen Karriere von Offizierinnen an Bundeswehr-Universitäten, die Institution der Bundeswehrbeauftragten, die den Geist des »Staatsbürgers in Uniform« mit den ihr zustehenden Machtbefugnissen implementieren kann. Sie ist eine einzigartige Institution in der Welt, genauso wie die vor der Wende in der BRD blühende politische Bildung, die in einer post-totalitären Gesellschaft so wichtig wäre, wenn sie sich die postkommunistischen Länder nur hätten leisten können. Die der demokratischen Aufklärung Deutschlands dienende kritische politische Bildung eignet sich als Vorbild für andere post-autoritäre Gesellschaften und die gut aufgebauten Institutionen dienen als Alternativen für westliche Demokratien, nicht zuletzt für deren Ge-

95 Peter Reichel 1991. *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des deutschen Faschismus*, München, 316.

burtsstätte, die USA. Vielleicht gäbe es in den USA gute Gründe noch einmal über die Einrichtung dessen nachzudenken, was sie den Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg während der Besatzungszeit aufoktroiyert haben?

Viele würden an dieser Stelle noch die auf den Reaktionen auf das ›Dritte Reich‹ aufbauende und gegenüber der Regierungskriminalität der DDR angewendete Vergangenheitsbewältigung auflisten. Allerdings ist es meines Erachtens eine einzigartige und nicht zum Umpflanzen geeignete Problematik, weil dazu eine historische Konstellation gehört: die Übernahme der Souveränität durch den Westen und die Auflösung der Souveränität des Oststaates, was die schonungslose Aufklärung und die Sanktionierung der Regierungskriminalität und der Stasi-Aktivitäten ermöglicht hat. Anderswo hat es dieses Verhältnis zwischen Siegerinnen und Besiegten nicht gegeben. Man könnte seit 1991 über die Verdienste, die Unterlassungen und vielleicht vertanen Chancen – wie etwa eine neue Verfassung Deutschlands und Europas – lange diskutieren.

Günter Trautmann hat diese Diskussionen nicht mehr miterlebt, aber ich bin sicher, wenn er dabei gewesen wäre, hätte er kritisch Position bezogen. Denn er erlebte die ersten Schritte des neuen deutschen politischen Systems und hat daraus die Pflicht abgeleitet, sich für die Vermittlung zwischen Gegenwart, Zukunft und Tradition, zwischen Deutschen und Nachbarinnen, zwischen Politik und Zivilgesellschaft einzusetzen. Man kann nur hoffen, dass viele seinen Spuren auf dem schwierigen Weg der Selbsterkenntnis gefolgt sind und folgen werden.

Máté Szabó ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Eötvös Loránd in Budapest. Als Stipendiat der Alexander von Humboldt Stiftung forschte er zwischen 1991 und 1992 an der Universität Hamburg.

Fragmentarisches Gesamtwerk.

Sebastian Huhnholz über Andreas Anter, *Max Webers Theorie des modernen Staates*

Andreas Anters (*1960) einflussreiche Hamburger Dissertation von 1993 liegt inzwischen in dritter, aktualisierter Auflage auf Deutsch und unter dem Titel *Max Weber's Theory of the Modern State. Origins, Structure, and Significance* auf Englisch vor. Nach seiner Promotion war Anter Lektor bei Rowohlt und Programmleiter bei Reclam, bevor er in Leipzig seine Habilitationsschrift einreichte. Anter ist seit 2013 Professor für politische Bildung an der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Erfurt.

Im Jahr 1993 legt Andreas Anter der Hamburger Universität eine später unter dem Titel *Max Webers Theorie des modernen Staates. Herkunft, Struktur und Bedeutung* veröffentlichte Doktorarbeit vor, deren Einfluss sich schon daran zeigt, dass sich ih-

re Problemstellung heute nicht mehr von allein erschließt. Ein Buch, das erfolgreich an der Erledigung der eigenen Problemstellung arbeitet, ist außeralltätlich. Der ganz kontraintuitiv anmutende Erfolg des Buches kam wohl nicht ohne Absicht. Anter verstand es – was dem defensiven Typus Dissertation geschuldet sein mag –, einige Leistungen nicht allzu offen auszustellen. Fast übersehen werden etwa könnte, dass schon im Titel des Buchs nicht von einer Politischen Theorie des Staates die Rede ist, sondern nur von einer »Theorie«. Der Auftaktsatz der Arbeit kommt denn auch unverkennbar als spöttische Reprise von Carl Schmitts berühmter Fanfare zum *Begriff des Politischen* daher. Hatte Schmitt behauptet, der Begriff des Staates setze einen Begriff des Politischen voraus, rüstet Anter lakonisch ab: »Eine Theorie des Staates setzt einen Begriff des Staates voraus.«

Durch Anters bisweilen stoisch archivierende Sammlung von Webers Positionen und Grundbegriffen entlang einer Reihe von thematisch geordneten Kategorien konnte nun der Eindruck entstehen, dass Weber bis dahin mehr benutzt und interpretiert als gelesen und studiert worden war. Nicht nur schloss Anter, »Webers Staatstheorie« sei »kein kohärentes oder in sich geschlossenes Ganzes und erst recht kein System«. Weber habe »nirgends großangelegte Konstruktionen entwickelt«, das »Fragmentarische seines Gesamtwerks« schlage sich im »Fragmentarischen seiner Staatstheorie« nieder. Überdies zeigte Anter, dass Webers staats-theoretische Positionen »fast ausnahmslos aus der staatsrechtlichen, philosophischen und soziologischen Diskussion seiner Zeit erwachsen. Sie sind zumeist Ausdruck der herrschenden Meinung und weichen nur in wenigen Punkten von ihr ab«. ⁹⁶ So ziemlich alle staatsbezogenen Darstellungen Webers – vom Gewaltmonopol über die Staatszweckfrage bis zur Bürokratiekritik, der Legitimitätskategorie und Webers Legalitätspräferenz – seien entnommen von Preuß und Jellinek, Gerber und Laband, Gottl und Treitschke usw. So habe Weber gerade keine universelle Soziologie des Staates verfasst, sondern einen Staatsbegriff konturiert, der den gewohnheitsmäßig konservativen Geist der deutschen Staatsrechtslehre verströmt. Goethes »Faust«-Worte vom vermeintlichen Zeitgeist, der in Wahrheit »der Herren eigener Geist« sei, und Marx' Diktum aus der »Deutschen Ideologie«, wonach die herrschenden Gedanken die Gedanken der Herrschaften und nur darum beherrschende Gedanken und also Zeitgeist seien – sie bestätigen sich in Webers Auffassung vom Staat, wie Anter sie uns decodiert.

Dass Weber – den gelehrten Gepflogenheiten seiner Zeit entsprechend – diese Herkunft und Quellen seiner Gedanken und Darlegungen bevorzugt verschleierte, ist freilich jederzeit offenkundig gewesen (jedoch zugleich dem Zuschnitt des enzyklopädischen Großprojekts *Grundriß der Sozialökonomik* zuzuschreiben, in dem die postum unter dem Titel *Wirtschaft und Gesellschaft* zusammengeführten Schriften

96 Andreas Anter 2014. *Max Webers Theorie des modernen Staates. Herkunft, Struktur und Bedeutung*, Dritte, akt. u. überarb. Aufl., Berlin, 236ff.; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Webers erschienen). In der Zusammenschau vieler bis dahin schlagworthaft als ›typisch‹ weberianisch markierter Aspekte – »Legitimität«, Werturteilslehre, die Kontingenzsemantik der »Chance«, »Verantwortungsethik« u.v.a.m. – gab sich dank Anters Aufstellung zwar ein analytischer Werkzeugkasten zu erkennen, keineswegs aber eine ausgemachte »Theorie«, schon gar keine politische. Und wie nebenbei versenkte Anter auch noch das Rettungsboot der politikwissenschaftlichen Weber-Fans: Weber sei auch kein Ideengeschichtler. Das von ihm großspurig eingeforderte »Programm einer ideengeschichtlich fundierten Staatstheorie« habe Weber »selbst nicht eingelöst, da er fast überhaupt keinen Bezug auf ideengeschichtliche Positionen nimmt und die Geschichte der Staatstheorien fast gänzlich aus seinen [...] Fragmenten ausblendet« (112f.). Deutlicher ging's nicht. Doch so sehr diese Historisierung und augenscheinliche Relativierung von Webers als genial bis verwerflich geltenden Leistungen manche auch provozieren mochte: Wenn nicht als reiner Wissenschaftler, so doch allemal für den neutraleren Wissenschaftsgebrauch war der Autor damit rehabilitiert.

Anters Depolitisierung Webers für den politikwissenschaftlichen Gebrauch war seinerzeit denn auch nicht risikolos zu haben. Die für die Rezeption einer Dissertation ungewöhnliche Heftigkeit, Prominenz und Vielfalt der Rezensionen belegen das bis heute. Anters Schrift hatte ihre Hauptgegner selbst auch allenfalls undeutlich benannt. Es waren Johannes Winckelmann zum einen und, in ungleich produktiverer Weise, Wilhelm Hennis zum anderen. Unter dem Eindruck des Freiburger Studiums bei Hennis und anderen war Anter nach eigenem Bekunden überhaupt erst zur Auseinandersetzung mit Webers politikwissenschaftlicher Bedeutung motiviert worden. Und unter dem Eindruck des Webers politisches Werk entstellenden Zugriffs Winckelmanns dürfte Anters Absicht gereift sein, eine Gesamtdarstellung von »Webers Theorie des modernen Staates« wagen zu müssen.

Als betont im Hintergrund wirkender Herausgeber von *Wirtschaft und Gesellschaft*, seiner früheren Standardfassung von Webers nachgelassenem Hauptwerk, hatte vor allem besagter Johannes Winckelmann sich und dem lesenden Publikum der jungen Bonner Republik einen ganz eigenen Weber kreiert. Denn Winckelmann war besonders mit den noch von Webers Witwe Marianne eilig zusammengestellten Fassungen von *Wirtschaft und Gesellschaft* unzufrieden, glaubte er doch, einen höheren Plan in den unzähligen Notizen des 1920 plötzlich verstorbenen Max Weber zu entdecken.

So identifizierte Winckelmann nicht nur allerlei vermeintliche Lücken im – wohlgemerkt: von Weber so gar nicht verfassten – Konvolut von *Wirtschaft und Gesellschaft*. Er fühlte sich berufen, diese Flanken zu schließen und wurde dabei tatkräftig vom nationalsozialistisch kompromittierten Privatier Carl Schmitt

unterstützt.⁹⁷ Aus passend anmutenden Versatzstücken anderer Texte montierte Winckelmann sodann gar eine ganze »Staatssoziologie«. Dafür wurden u.a. Fragmente des berühmten Vortrags *Politik als Beruf* herangezogen, ein nachgelassenes Manuskript über »drei reine Typen der legitimen Herrschaft« und anderes fragwürdig »Rekonstruiertes« mehr. Die so zusammengeschusterte Auswahl wurde zeitweilig dann einer von Winckelmann praktischerweise gleich selbst besorgten Edition von *Wirtschaft und Gesellschaft* beigegeben mit dem Ziel, das angebliche »Opus Posthumum«⁹⁸ Webers nicht nur zu komplettieren, sondern sogar zu finalisieren.⁹⁹ Damit war die Behauptung in der Welt, es existiere eine einheitliche Staatstheorie Webers.

Was daran schädlich war und was nützlich, sei hier dahingestellt. Jedenfalls förderte die schräge Zusammenstellung einen Grad an Rezeptionsbeliebigkeit, der zum gewaltigen, erst heute vollendeten Langzeitvorhaben der kritischen Max-Weber-Gesamtausgabe führte. Doch provozierte die editorisch beförderte Auslegungsvielfalt politikwissenschaftlichen Widerspruch. Insbesondere der zunächst nach Hannover, dann nach Hamburg berufene und schließlich in Freiburg wirkende Wilhelm Hennis stritt vehement für einen Max Weber »aus einem Guss«, einen Weber, der gerade deshalb nicht im lehrbuchhaften *Wirtschaft und Gesellschaft* Winckelmanns zu finden sei.¹⁰⁰ Der bekennende Anhänger einer »politischen Wissenschaft« Hennis ließ es sich dabei nicht nehmen, den Juristen, Historiker, Ökonomen und Soziologen Weber gleich ganz für die Politologie zu vereinnahmen. So wie Winckelmann Weber in einem »Buch« verdichten wollte, meinte Hennis, Weber auf eine »Fragestellung« festlegen zu können. Bemühte Winckelmann für sein Vorhaben immerhin noch Webers Texte, wurde Hennis kurzerhand apodiktisch, wenn sich Widersprüche auftaten. Die 1993 an der Universität Hamburg vorgelegte, durch Udo Bernbach betreute Dissertation von Hennis' Schüler Andreas Anter nun darf vor dem Hintergrund dieser bipolaren

97 Dazu nun Stefan Breuer 2015. Klassiker der Karlsruher Republik. Johannes Winckelmann etabliert nach 1945 Max Weber, *Zeitschrift für Ideengeschichte* IX(2), 89-104.

98 Johannes Winckelmann 1949. Max Webers Opus Posthumum, *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* 105(2), 368-387.

99 Die Ironie will es, dass Winckelmanns 1956 auch separat verlegte Staatssoziologie Webers noch heute im selben Verlag wie Anters Dissertation verlegt wird und von der Erstaufgabe bis heute auf den letzten Seiten von Anters Werk verlagsseitige Reklame für Winckelmanns Konstruktion betrieben wird. Vgl. Max Weber 2011 (1956). *Staatssoziologie. Soziologie der rationalen Staatsanalt und der modernen politischen Parteien und Parlamente. Mit einer Einführung und Erläuterungen* hg. v. Johannes Winckelmann, 3. Aufl., Berlin, bzw. die integrierte Fassung in: Max Weber 1972. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5., rev. Aufl., besorgt von Johannes Winckelmann, Tübingen, 815-870.

100 Stephan Schlak 2008. *Wilhelm Hennis. Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik*, München.

Konstellation gelesen werden: ein fiktives Weber-Buch auf der einen, ein fiktiver Politologe Weber auf der anderen Seite. Hier war eine Entscheidung fällig.

Die Rezeptionsprobleme, denen sich Anters Entscheidung ausgesetzt sah, sind zwischenzeitlich beschwichtigt worden – nicht zuletzt eben dank der kritischen Gesamtausgabe von Webers Schriften und ihrer ungemein sorgfältigen Kontextualisierung. Der Weber der frühen 1990er Jahre ist nicht mehr der heute noch einmal komplexer vor uns liegende Autor. Die Art der Entscheidung indes, die Anters Buch 1993 wählte, ist einschlägig geblieben: Im Streit ums Ganze lässt Anter die Halbheit für sich sprechen – indem er alle Behauptungen über einen gleichwie ›ganzen‹ Weber kurzerhand durch Gesamtdarstellung düpiert. Und die Gesamtdarstellung eben zeigt Ambivalenzen, Fragmentarisches, Kontingentes.

Ein bemerkenswerter Indikator ihrer Bedeutung ist zuletzt, dass Anters akademische Qualifikationsarbeit mittlerweile schon in dritter, nunmehr überarbeiteter Auflage vorliegt. Die jüngste Neuauflage aktualisiert sich moderat um den neueren Forschungsstand. Sie sortiert »erledigte Debatten« aus (5f.), berücksichtigt einstige Kritiken und verzichtet darum stellenweise auch auf die von früheren Rezensentinnen monierte »kecke polemische Grundierung«.¹⁰¹

Dabei ist es vermutlich der schieren Fülle des Informationsreichtums der Max-Weber-Gesamtausgabe zuzuschreiben, dass die Studie trotzdem nicht mehr grundsätzlich erweitert wurde. Ganz neue Kapitel wären zwar zur weiteren Komplettierung wünschbar, etwa eine Ergänzung von Webers Staatsbild um die von Anter lediglich gestreifte Bedeutung Nietzsches,¹⁰² die systematische Berücksichtigung der Politischen Ökonomie des fiskalisch integrierten Staates¹⁰³ oder auch der mittlerweile identifizierte Einfluss von Webers Amerika-Erfahrungen auf seine Staats- und Gesellschaftstheorie, Erfahrungen ja immerhin, die ob ihrer deftig formulierenden Überführung in Webers berühmtesten Vortrag – *Politik als Beruf* – deutsche Staatsgeschichte mitbeeinflusst haben.¹⁰⁴ Zu fragen bliebe auch, warum Anter zwar die richtige Feststellung unterstreicht, die »agrarpolitischen Studien« aus Webers Frühwerk könnten »gar nicht hoch genug bewertet werden« (126) – und es dabei belässt. Immerhin speisen sich aus Webers ›Feld-Studien‹ (begonnen bei Weihnachtsgeschenken für den kleinen Max: Statistiken über römisch-republikanische Landverteilung; selbstredend dann die Habilitation über mittelalterliche

101 Reinhard Mehring 1998. *Jahrbuch Politisches Denken* 1997, Berlin, 181–184, 181.

102 Dazu mittlerweile Karsten Fischer 1999. »Verwilderte Selbsterhaltung«. *Zivilisationstheoretische Kulturkritik bei Nietzsche, Freud, Weber und Adorno*, Berlin.

103 Ansätze und Verweise dazu bei Hinnerk Bruhns 2019. Steuern und Staat bei Max Weber, in Sebastian Huhnholz (Hg.). *Fiskus – Verfassung – Freiheit. Politisches Denken der öffentlichen Finanzen von Hobbes bis heute*, Baden-Baden, 233–251.

104 Statt vieler siehe nur Claus Offe 2004. *Selbstbetrachtungen aus der Ferne. Tocqueville, Weber und Adorno in den Vereinigten Staaten*, Frankfurt a.M.; Lawrence A. Scaff 2013. *Max Weber in Amerika*, Berlin.

Handelsgesellschaften; später, als Antithese zum Land, Webers Studien zur Stadt; und schließlich die enorme Enquete zur ostelbischen Landarbeiterschaft) sein Antike-Bild, seine etatistische Kapitalismustheorie und seine Fiskalsoziologie.

Doch Anter versagt sich die Zuhilfenahme biographischer und kontextualistischer Deutungsmuster, die für die Weber-Forschung mittlerweile unverzichtbar geworden zu sein scheinen.¹⁰⁵ In einer Zeit wie unserer, die Max Weber zwar immerhin nicht mehr als einen Vorläufer des Nationalsozialismus denunziert, ihn dafür nun aber bevorzugt als sexuell gestörten und sozial devianten Berserker vorführt, ist die sachlich sammelnde und thematisch strukturierende Arbeit Anters von umso höherem systematischen und wissenschaftsgeschichtlichem Wert.

Sebastian Huhnholz, akademischer Rat a.Z. am Arbeitsbereich Politische Ideengeschichte und Theorien der Politik an der Leibniz-Universität Hannover, studierte an der Humboldt-Universität Sozialwissenschaften, promovierte an der LMU München und lebt in Hamburg. Seine Studie *Dschihadistische Raumpraxis* erschien als Band 12 von Michael Th. Grevens Reihe *Politische Theorie*.

Reflexivierung der politischen Vernunft.

Peter Niesen über Rainer Schmalz-Bruns, *Reflexive Demokratie*

Rainer Schmalz-Bruns (1955–2020) war seit 2005 Professor für Politische Ideengeschichte und Theorien der Politik an der Leibniz-Universität Hannover. Er hat die Sektion für Politische Theorie in der DVPW von 1997 bis 2003 geleitet. Seine Habilitation erfolgte 1994 an der Universität Hamburg, während er an der Universität der Bundeswehr Hamburg, der heutigen HSU, als wissenschaftlicher Assistent tätig war. Von 1996 bis 2005 hatte er die Theorieprofessur am Institut für Politikwissenschaft der TU Darmstadt inne.

Die Veröffentlichung von Schmalz-Bruns' Habilitationsschrift beendete 1995 eine Phase der Unschlüssigkeit in der deutschsprachigen Politischen Theorie, indem sie einen politischen Kognitivismus für die Gegenwart rettete, der damals in der deutschsprachigen Politischen Theorie höchst provokativ erscheinen musste. Heute lässt sich unter veränderten Rahmenbedingungen mit Gewinn in der epistemischen Demokratietheorie an Schmalz-Bruns' Modell anschließen.

Reflexive Demokratie entwickelt eine Konzeption deliberativer Politik, die, durch sozialphilosophische Einsichten ermutigt, bisher brachliegende zivilgesellschaftliche Demokratiet Potenziale mit klarem institutionellem Fluchtpunkt ausschöpfen

105 Die Vielfalt dessen sei nur über drei je gewichtige Biographien angedeutet: Dirk Kaesler 2014. *Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn. Eine Biographie*, München; Jürgen Kaube 2014. *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*, Berlin; Joachim Radkau 2013. *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*, München.

will. Indem sie in wesentlichen Punkten über das deliberative Demokratiemodell, das Habermas 1992 in *Faktizität und Geltung* vorgeschlagen hatte, hinausgeht, lässt sich die Arbeit immer noch als Beitrag zur Radikalisierung demokratiewissenschaftlichen Denkens verstehen, als »metapolitische Radikalisierung partizipatorischer Demokratie«. ¹⁰⁶ »Metapolitisch« hieß hier nicht, dass der Versuch gemacht würde, jenseits institutioneller Politik den Rahmen politischer Wahrnehmung zu verändern, sondern vielmehr, dass selbst tief eingegrabene Kompetenzverteilungen des parlamentarischen Systems auf dem Spiel standen. »Radikalisierung« hieß, dass gesellschaftliche Akteure den staatlichen Kernzuständigkeiten Bereiche der Selbststeuerung abringen sollten, ohne diese damit qualitativen und Effizienzkriterien zu entziehen. Um die Provokation, dass eine solche Radikalisierung auf der Basis *eines kognitivistischen Politikverständnisses* nicht nur in abstrakten Praktiken der Selbstgesetzgebung für unbestimmt allgemeine Fälle, sondern in partizipatorischen Praktiken der Selbstregierung für konkret identifizierte Problembestände möglich sein kann (99), für die damalige Zeit nachvollziehen zu können, muss man sich das zeitgenössische wissenschaftliche Umfeld innerhalb der Politikwissenschaft vor Augen halten, das nicht gerade an einem Mangel an normativen Positionierungen krankte, sich zu ihnen aber eben nicht durchgängig reflexiv verhielt. In der Politischen Theorie waren zwei große demokratische Traditionen dominant – eine an Aristoteles orientierte, sich als immanente Auslegung der »guten Ordnung« verstehende Linie, die ein von der Antike bis zu Hannah Arendt, Eric Voegelin und Leo Strauss tradiertes objektivistisches Bild des gelingenden menschlichen Zusammenlebens immer noch fraglos-verstocket meinte voraussetzen zu können, und eine kontingenztheoretisch ernüchterte, an die Zersplitterung sozialer Funktionssysteme anknüpfende modernitätsaffine Linie, die sich trotz ihrer demokratischen Loyalitäten dezisionistisch und daher ebenso unkritisch zu institutionellen Aufgabenverteilungen wie zu politischen Ergebnissen verhalten musste. Während die herrschende politiktheoretische Lehre in beiderlei Gestalt an den Universitäten durchaus eine abstrakte Pro-Einstellung zur Demokratie pflegte, waren ihr doch die Modelle abhandengekommen, die das Ausformulieren normativer Ideen auf dem Niveau professioneller Sozialwissenschaft gestattet hätten und die politische Theorien auch angesichts erreichter Niveaus gesellschaftlicher Komplexität als Anregung empirischer Arbeiten hätten wirksam werden lassen. Nicht von ungefähr ist Schmalz-Bruns' Werk dafür gewürdigt worden, die erneuerte Anschlussfähigkeit normativer Theoriebildung für die restliche Politikwissenschaft sichergestellt zu haben. ¹⁰⁷

106 Rainer Schmalz-Bruns 1995. *Reflexive Demokratie. Die demokratische Transformation moderner Politik*, Baden-Baden, 161; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

107 Klaus von Beyme 2000. *Die politischen Theorien der Gegenwart*, Wiesbaden, 39f.

Das Erfolgsgeheimnis der *Reflexiven Demokratie* lag in ihrem Plädoyer für eine Intensivierung bürgerlicher Partizipation, das sich ganz unwahrscheinlicher Weise gleichzeitig eine Ausdehnung des kognitiven Anspruchs der Demokratie vornahm. Unter Kognitivismus versteht man allgemein, dass ein bestimmter Bereich von Aussagen wahrheitsfähig ist. Auch wenn dies auf den ersten Blick für den Bereich der Politik kontraintuitiv erscheinen mag, ist mit einer kognitivistischen Sichtweise zunächst der große Vorteil verbunden, dass politische Aussagen auch falsch sein, sie sogar falsifiziert werden können, dass also politische Praxis sich nicht in der ständigen Wiederholung des Identischen, bereits Abgehakten erschöpfen muss, sondern fehlschlagende *policies* auf der Basis von Gründen oder Erfahrungen als widerlegt gelten können. Allerdings nimmt man umgekehrt mit der Unterstellung, dass Demokratie wahre oder korrekte, nicht bloß um Hegemonie konkurrierende Ergebnisse produzieren kann, eine beträchtliche Erklärungslast auf sich. So kann es zu Missverständnissen führen, einen unbestimmten Wahrheitsbegriff auf politische Prozeduren und Entscheidungen anzuwenden; ebenso kann eine Festlegung auf eine bestimmte philosophische Wahrheitstheorie kontraproduktiv sein, selbst wenn sie in demokratischer Einstellung ausgearbeitet wird,¹⁰⁸ weil sie Vertreterinnen konkurrierender Wahrheitsverständnisse, die damit politisch noch nicht unvernünftig sein müssen, ins Unrecht setzt. Schmalz-Bruns entwickelt seinen politischen Kognitivismus auf der Basis von und in Abgrenzung zu den Kantianischen Konstruktivismen von Habermas und Rawls, die mittels ihrer Verständnisse öffentlicher Vernunft zwar keine neue Spezies von Tatsachenwahrheiten produzieren wollten, wohl aber von der Möglichkeit nicht nur konsensfähiger, sondern *richtiger* Antworten auf praktische Fragen überzeugt waren, deren post-agonistisches Verständnis des Politischen jedoch nur schwerlich mit Expertise-bedürftigen *policy*-Fragen zu verklammern war. Zu Recht beklagt Schmalz-Bruns hier den um sozialstaatliche Themen beraubten, eingeschränkten Skopus des Vernunftgebrauchs beim späten Rawls, während er bei Habermas den Bereich des Diskursiven zu stark gegen die Artikulation von Sonderinteressen immunisiert sieht und generell gegen die institutionell monistische Fesselung des demokratischen Moments ins Feld zieht. Mit der Unterstützung seitens einer republikanischen Sozialphilosophie, die in unbeschädigt sozialisierten Demokratinnen nicht nur rationale Teufel sehen mag, kann Schmalz-Bruns gegen Habermas behaupten, dass politische Vernunft (als wahrheitsanaloger Erfolgsbegriff) sich nicht nur in Diskursen, sondern auch in anspruchsvollen Verhandlungen soll geltend machen können, um sich so ihre Ausstrahlung von Verfassungsfragen bis in die Ebenen der Festlegung und Prüfung von *policies* zu sichern. Dabei hilft ihm eine pragmatistisch-prozessuale Interpretation kognitivistischer Politik als reflexiv nachvollziehbare Problemlö-

108 Frank Nullmeier 2019. »Bloße Meinung«. Über Demokratie, Öffentlichkeit und die Abwertung der Meinung als Gegenteil von Wahrheit, *Soziopolis* vom 28. Mai 2019.

sung, als deren Orte er neben der auf abstrakte Zuständigkeitsverteilung reduzierten parlamentarischen Entscheidungsfindung auch Netzwerke, Verhandlungssysteme und neuartige deliberative Arenen vorsieht. Diese Dezentrierung und Erweiterung partizipatorischer Politik wurde in den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts noch nicht in der Semantik von ›Mini-Publics‹ als ›demokratische Innovation‹ verkauft, griff ihnen aber in der sachlichen Ausrichtung, zum Beispiel der Mediation von großen Infrastrukturentscheidungen oder partizipativen Verfahren der Technikfolgenabschätzung, durchaus voraus, indem eine »assoziationspolitische Modernisierung« eine Vielfalt von direkt-deliberativen Öffentlichkeiten schaffen sollte. Auch wenn sich die Hoffnungen auf spontane Selbstorganisation von Assoziationen kaum erfüllten, ist doch die nachhaltige partizipatorische Generierung von Expertise seither gut bestätigt,¹⁰⁹ sodass Schmalz-Bruns' dezentraler Kognitivismus heute, im Zeitalter einer erneuerten epistemischen Orientierung der Demokratietheorie,¹¹⁰ anschlussfähiger dasteht als seine konflikt- und kontingenzdemokratischen Zeitgenossinnen. Dabei wäre für die Modernisierung des Ansatzes zu fragen, inwiefern das reflexive Paradigma die volle Breite heutiger kognitivistischer Demokratieversprechen ausschöpfen kann. Wenn der politische Kognitivismus der Gegenwart seine Hoffnungen nicht mehr nur allein auf deliberative, das heißt im engeren Sinn gründe-basiert nachvollziehbare Normengenese, setzt, sondern mechanistischere Varianten wie das *Condorcet Jury Theorem* oder das *Diversity beats Ability Theorem* auf ihre Vorzüge überprüft werden,¹¹¹ könnte der Problemlösungsbezug eine *lingua franca* bereitstellen, um die unterschiedlichen Weisen, Demokratie als Erfolgskonzept zu formulieren, miteinander ins Gespräch zu bringen. Die Herausforderung der kommenden Jahre mag daher darin liegen, gründe-gestützten ebenso wie aggregativen Verfahren mit kognitivem Potenzial, zu denen nicht allein mehrheitsdemokratische, sondern auch algorithmische Prozesse lernender KI gehören könnten, die auf jeweils unterschiedlichen Wegen Ansprüche auf epistemische Qualität erheben, im Rahmen einer komplexen Theorie politischer Vernunft jeweils zu ihrem Recht zu verhelfen. Dazu ist allerdings die reflexive Neuallokation von Foren der Willensbildung und Entscheidungsfindung vonnöten.

Die eigentliche Idee der reflexiven Politik ist daher bis heute nicht ausgeschöpft. Sie wird eingeführt in einer knappen Skizze im siebten Kapitel des

109 Jürg Steiner 2012. *The Foundations of Deliberative Democracy. Empirical Research and Normative Implications*, Cambridge; Michael Neblo 2015. *Deliberative Democracy between Theory and Practice*, Cambridge.

110 Cristina Lafont 2019. *Democracy without Shortcuts*, Oxford; Hélène Landemore & Jon Elster 2012. *Collective Wisdom*, Cambridge.

111 Hélène Landemore 2013. *Democratic Reason. Politics, Collective Intelligence, and the Rule of the Many*, Princeton; Kai Spiekermann & Robert Goodin 2018. *An Epistemic Theory of Democracy*, Oxford.

Buches, das als Scharnier fungiert zwischen dem kritischen Teil, dem die gescheiterte Theorie zivilgesellschaftlicher Selbststeuerung als Leitfaden dient, und dem konstruktiven Teil des Buches, der sich von Ansätzen einer deliberativen *policy*-Forschung inspirieren lässt. Reflexive Politik bezieht sich auf die »Arbeitsteilung« zwischen unterschiedlichen, für die Generierung von Expertise offenen Foren. Anstelle der Monopolisierung politischer Entscheidungen im Zentrum des politischen Systems soll eine Vielfalt gesellschaftlicher Selbstorganisationsformen ermutigt werden. Dabei ist allerdings vor allem eine folgenlose Pluralisierung und Politisierung zu vermeiden – als ein Beispiel hebt Schmalz-Bruns die selbstbezüglich identitätspolitischen Schleifen der Zivilgesellschaft hervor, die unverbunden mit Mechanismen politischer Problemlösung nur Fallstricke erzeugen können (132). Der Schlüssel der reflexiven Demokratie liege dagegen in einer »*Politisierung und Demokratisierung des Zusammenspiels unterschiedlicher Formen von Demokratie*« (162). Die Dauerreflexion auf die Bedingungen öffentlicher Willensbildung soll dabei zugleich der Qualitätsverbesserung und der Steigerung der Angemessenheit von Entscheidungen dienen: In Passagen, die auf die heutige Diskussion des sogenannten *boundary problem* in der Demokratie vorausweisen, plädiert Schmalz-Bruns, dem Entscheidungsbezug die Klärung des Subjekts, des geeigneten Verfahrens und der zu begrenzenden Reichweite der Regelung vorzuschalten.

Aus heutiger Sicht ließe sich fragen, warum die Erweiterung gesellschaftlicher Zuständigkeiten für demokratisches Selbstregieren sich in der *Reflexiven Demokratie* doch immer noch in einem politisch abgesteckten Rahmen abspielt, warum beispielsweise die Demokratisierung von Familie, Arbeitsplatz, Universität keine den korporativen und Betroffenen-Foren gleichrangige Aufmerksamkeit genießt? Die Antwort liegt womöglich darin, dass sie sich nicht einem hierarchisch kohärenten System komplexen Selbstregierens fügen, sondern dieses mit zentrifugalem Pluralismus konfrontieren würden. Radikalisierung der Demokratie heißt eben nicht Maximierung des Demokratischen, sondern Steigerung der Selbsteinwirkung. Das Vernunftverständnis, das sich aus der Theorie reflexiver Demokratie herauspräparieren lässt, ist ein absolut vorbehaltloses, gleichzeitig egalitäres und forderndes, ein in die Vielfalt von Stimmen und Verbindungspunkten dezentralisiertes, aber gleichzeitig auf die Idee »hierarchischer Selbsteinwirkung«, also auf das Zusammenlaufen in kollektiv verbindlichem Entscheiden verpflichtetes. Der Prozess der Reflexion und Neuorganisation deliberativer Arenen – eigentlich ein Synonym für eine mit Dewey'scher Intelligenz ausgeübte »konstituierende Gewalt«, doch schien dieser Ausdruck in den 1990er Jahren noch nicht *safe for democracy* – darf weder innerhalb noch außerhalb nationalstaatlich gebändigter Demokratie als abgeschlossen gelten, solange er nicht institutionell kanalisiert werden kann. Dies ist nicht durch eine Optimierung sozialer Aneignung, sondern allein durch die Einrichtung eines Stufenbaus von Verantwortlichkeiten möglich.

Man sieht leicht, wie der Autor im Jahre 1999, auf dem Höhepunkt der Debatte über das demokratische Defizit der Europäischen Union, nur die Konsequenz aus der abstrakten Anlage der Theorie ziehen musste, um das reflexive Modell auf zu demokratisierende Kontexte jenseits des Staates zu verlängern, ohne den berühmten etatistischen Fehlschluss zu begehen, nach dem supranationale Demokratie die Architektur des Nationalstaats in größerem Maßstab reproduzieren soll. Im Zentrum des für den Bereich des Transnationalen adaptierten Entwurfs stehen daher weder Weltrecht noch Globalstaat, auch nicht effektive globale Governance oder legitime Weltinnenpolitik, sondern die trotz vielfältiger Entwicklungen eines globalen Konstitutionalismus seither unabgeholte »Konstitutionalisierung einer reflexiven Institutionenpolitik«, ¹¹² die es den Nationalstaaten wie der Weltgesellschaft ermöglichen soll, ihre Koordinationsprobleme allererst in systematischem Zusammenhang anzugehen.

Peter Niesen ist Professor für Politische Theorie an der Universität Hamburg.

Kontingenz, Dezision, Erosion.

Andreas Busen über Michael Th. Greven, *Die politische Gesellschaft*

Michael Thomas Greven (1947-2012) war von 1995 bis 2012 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg, zunächst mit dem Schwerpunkt Regierungslehre, ab 2004 mit dem Schwerpunkt Politische Theorie. Er war von 1994-1997 Vorsitzender der DVPW. Seine Arbeitsgebiete reichten von der kybernetischen Systemtheorie, zu der er 1976 seine Paderborner Habilitationsschrift verfasste, über die Parteienforschung bis zur Frage, ob sich demokratisches Regieren auch jenseits des Staates werde einrichten lassen. Zu seinem 65. Geburtstag 2012 gaben seine Hamburger Kolleginnen, Mitarbeiterinnen und Schülerinnen Olaf Asbach, Rieke Schäfer, Veith Selk und Alexander Weiß eine Festschrift unter dem Titel *Zur kritischen Theorie der politischen Gesellschaft* heraus. 2020 erschien eine Sammlung von späten Aufsätzen Grevens unter dem Titel *Die Erosion der Demokratie*.

Wer Michael Th. Grevens *Die politische Gesellschaft* zum ersten Mal zur Hand nimmt, findet mit dem Vorwort zur zweiten Auflage (die 2009 und damit zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung erschien) einen in zweifacher Hinsicht lohnenswerten Einstieg: *Erstens* nimmt Greven hier nämlich die ersten Rezensionen seines Buches zum Anlass, die zentrale(n) These(n) noch einmal zu rekapitulieren und präzisieren. Das ist aus Leserinnensicht zweifelsohne praktisch, gerade, weil Grevens

112 Rainer Schmalz-Bruns 1999. Deliberativer Supranationalismus. Demokratisches Regieren jenseits des Staates, *Zeitschrift für Internationale Beziehungen* 6(2), 185-244, 234.

Ausführungen nicht immer selbsterklärend sind (dazu später mehr). Zweitens vermittelt seine Reaktion auf die Rezensionen aber auch einen Eindruck vom Wissenschaftler und Menschen Michael Greven. Wer ihn vor allem im öffentlichen Raum als Vortragenden, Diskutanten oder kritischen Geist auf Sektionstagungen erlebt hat, wird hier vor allem einen Charakterzug wiedererkennen – nämlich eine schier ungebändigte Angriffslust, die jede jederzeit treffen konnte, immer von der Sache her, aber ohne Rücksicht auf Befindlichkeiten. Das zeigt sich auch in Grevens Reaktion auf die ersten Kritiken von *Die politische Gesellschaft*. Diese hätten, so Greven, seine Thesen nämlich wahlweise missverstanden, vor dem Hintergrund ihrer eigenen, selbst problematischen bzw. rundum falschen theoretischen Prämissen nicht verstehen können oder aber absichtsvoll regelrecht karikiert – und erweckten dabei anstelle einer kritischen Reflexion des eigenen Tuns vielmehr selbst etwa den Eindruck, »sich als ›spin-doctor‹ gewissen Politikern andienen«¹¹³ zu wollen. Gleichzeitig offenbart das Vorwort aber auch eine andere Seite von Michael Greven, die hinter diesem streitbaren Äußeren leicht zu übersehen war. Zu beobachten ist hier nämlich auch ein sensibler, ja geradezu verletzlicher Autor, den die weitgehend kritische Rezeption sowie die insgesamt doch eher überschaubare Beachtung seiner Thesen durchaus zu verunsichern, in jedem Fall aber persönlich zu treffen scheint. Hatte Greven bereits im Vorwort zur ersten Auflage sein eigenes Zögern rekapituliert, »dieses Buch so zu schreiben« (27), sieht er sich jetzt durch die Kritik prominenter Stimmen wie die Klaus von Beymes und Arthur Benz' darin schmerzlich bestätigt. Umso größer ist deshalb seine Freude darüber, dass zumindest – oder gerade? – einige jüngere Kolleginnen seine Überlegungen mit Interesse wahrgenommen und sie in eigenen Arbeiten wohlwollend(er) diskutiert oder gar explizit daran angeschlossen haben. Hier, so schreibt der augenscheinlich erleichterte Greven dann auch ganz unumwunden, »fühle ich mich gut verstanden« (20).

Doch auch wenn man weniger persönlich und psychologisierend noch einmal auf *Die politische Gesellschaft* blickt, bleibt ein ähnlich ambivalenter Eindruck: Einerseits lassen sich eine Reihe von Gründen identifizieren – auf beiden Seiten, das heißt auf Seiten des Buches wie auch Seiten seiner Rezeption –, die als Erklärung dafür dienen könnten, warum *Die politische Gesellschaft* nicht mehr Aufmerksamkeit erhalten hat. Andererseits findet man aber zwischen beiden Seiten so offensichtliche Berührungspunkte, dass eine tiefergehende Auseinandersetzung mit Grevens Thesen nicht nur zum Erscheinen der ersten und zweiten Auflage nahegelegen hätte, sondern auch aus gegenwärtiger Perspektive unbedingt lohnend erscheint.

113 Michael Th. Greven 2009. *Die politische Gesellschaft. Kontingenz und Dezision als Probleme des Regierens und der Demokratie*, 2. aktualisierte Ausgabe, Wiesbaden, 16; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Bevor ich noch einmal auf ebendiesen Zwiespalt zurückkomme, dürfte es sich aber anbieten, zunächst die zentralen Thesen sowie die thematische Bandbreite des Buches in Erinnerung zu rufen. Das titelgebende Hauptargument lautet, dass wir es bei den gegenwärtigen (westlichen) Gesellschaften mit ›politischen Gesellschaften‹ zu tun haben. Deren grundlegendes Merkmal ist, dass in ihnen »virtuell alles politisch« (9) ist – also jedweder Aspekt des (sozialen) Lebens politisiert und potenziell politisch geregelt werden kann. Weil vor dem Hintergrund eines ethisch-moralischen Pluralismus auch von dieser Seite keine letztgültige Aufklärung über die Angemessenheit oder ›Korrektheit‹ entsprechender Festlegungen zu erwarten ist, können diese ausschließlich durch politisches Entscheiden vorgenommen werden. Damit gibt es im Umkehrschluss auch keine offensichtlichen ›nicht-politischen‹ Sphären (wie etwa einen Raum individueller Freiheit, der vor politischen Eingriffen zu schützen ist), sondern auch diese werden erst durch ein solches Entscheiden konstituiert – und bleiben auch dann weiterhin gestalt- bzw. anfechtbar. Überhaupt werden politische Entscheidungen zwar immer unter bestimmten Bedingungen, in spezifischen Konstellationen und ggf. mit konkreten Begründungen getroffen und können mit Blick darauf kritisch reflektiert werden – sie sind aber dadurch weder determiniert noch gerechtfertigt, sondern, wie die »politischen Gesellschaften der Gegenwart« insgesamt, stets »durch ihre Kontingenzen und den Zwang zur Dezision geprägt« (21).

Ganz offenkundig berührt Greven mit diesen Thesen den Kern eines jeden Verständnisses von (moderner) Politik und Gesellschaft – und zwar so grundlegend, dass schon deshalb kein Zweifel daran bestehen kann, dass *Die politische Gesellschaft* als Grevens Hauptwerk gelten muss. Insofern die Politikwissenschaft ihre grundlegenden Theorien der Politik aus benachbarten Disziplinen wie Philosophie und Soziologie importiert, so Grevens Annahme, ermangelt sie einer zeitgemäßen historisch-theoretischen Bestimmung ihres Gegenstandes. Letztere beansprucht Greven nun in seinem Buch vorzulegen und positioniert *Die politische Gesellschaft* damit auf Augenhöhe mit konkurrierenden Theorie-Angeboten wie *Faktizität und Geltung* oder *Die Politik der Gesellschaft*. Die thematische Bandbreite, mit der er seine Thesen auf den knapp 250 eng bedruckten Seiten entfaltet und in Stellung bringt, unterstreicht diesen Anspruch: In einem ersten, historisch-systematischen Teil rekonstruiert Greven die »Entwicklungsvoraussetzungen« der politischen Gesellschaft. Diese setzen für ihn mit der Moderne, und insbesondere mit der Säkularisierung sowie der zunehmenden Pluralisierung sowohl der Gesellschaft als auch der Welt- bzw. Lebensanschauungen ein. Wo in diesem Zuge traditionale Autoritäten wegbrechen und einer Vielzahl konkurrierender ethisch-moralischer Perspektiven Platz machen, tritt in entscheidender Weise ebenjene praktisch-politische wie auch normative Kontingenzen in Erscheinung, die als vielleicht wichtigstes Fundament der politischen Gesellschaft wirkt. Als eine folgenreiche Reaktion auf ebendiese Kontingenzen (in Verbindung mit dem Siegeszug des Kapitalismus) identi-

fiziert Greven die sowohl theoretisch-analytische wie auch praktische Etablierung einer auf die Vermittlung individueller Interessen reduzierten Konzeption von Rationalität.

Damit ist insofern eine zweite wichtige Voraussetzung für die politische Gesellschaft geschaffen, als damit Entscheiden nachhaltig von einer Normen- bzw. Prinzipien-geleiteten Orientierung ›befreit‹ und gewissermaßen ›rein‹ politisch wird, weil sich jetzt auch universalistisch gemeinte normative Argumente als partikular erscheinen. Einen wichtigen Effekt hinsichtlich der Konsolidierung der politischen Gesellschaft hat für Greven die Herausbildung des modernen Wohlfahrtsstaats. Hier etabliert sich nämlich die praktische Einsicht, dass auch vermeintlich nicht-politische bzw. sich selbst reproduzierende Sphären wie etwa ›der Markt‹ immer auch politisch konstituiert und (erfolgreich) politisch reguliert bzw. gesteuert werden können. Ist hierin allerdings noch eine Politisierung ›von oben‹ zu sehen, führen »die sich in der Bevölkerung allmählich kulturell und sozial ausbreitende Selbsteinschätzung als mündiges Individuum, die damit prinzipiell unterstellte Befähigung zum politischen Handeln und die später erfolgende Anerkennung dieses Faktums« in Form von politischen Teilhaberechten letztlich zu einer »Fundamentalpolitisierung«, die »historisch den Schlußstein in der Architektur der politischen Gesellschaft« (66f.) bildet.

Wichtig ist Greven hinsichtlich dieses Bildes der politischen Gesellschaft, dass es sich dabei nicht etwa um ein idealtypisches Modell bzw. eine theoriegeleitete Annahme, sondern um eine – wenn auch stellenweise verallgemeinernde – historische Rekonstruktion handelt. Die Herausbildung der politischen Gesellschaft wird dabei von Greven allerdings keineswegs als notwendige Entwicklung nachvollzogen, sondern vielmehr in ihrer eigenen Kontingenz gewürdigt. Dementsprechend sind aber auch die gegenwärtig existierenden Formen der politischen Gesellschaft keineswegs irreversibel, sondern können in praktisch jeder Hinsicht verändert werden – wenn auch alternativlos unter den Bedingungen der politischen Gesellschaft, also vermittels politischen Entscheids. Das gilt nicht zuletzt auch für Demokratie und Rechtsstaat als spezifischer Form der Verfassung der politischen Gesellschaft, wie Greven anhand der – dann aber doch stärker idealtypischen – Gegenüberstellung von totalitärer und freiheitlicher politischer Gesellschaft zeigt. Sein zentrales Anliegen im letzten, immerhin fast hundert Seiten starken Teil des Buches ist dann auch der Nachweis, dass sich demokratische Gesellschaften nicht nur nicht ›von selbst‹ reproduzieren, sondern im Gegenteil potenziell stets gefährdet sind.

Zuvor will er aber noch einmal seine zentrale These weiter konturieren und einordnen, indem sie »gegen gewohnte und dominierende Sichtweisen in Wissenschaft wie politischem Bewusstsein« (73) gelesen wird. In Auseinandersetzung mit Rational Choice-Ansätzen, Theorien deliberativer Demokratie, der Systemtheorie, aber etwa auch dem akteurzentrierten Institutionalismus will Greven hier u.a. zei-

gen, dass in der politischen Gesellschaft eine Unterscheidung zwischen politischer Steuerung und gesellschaftlicher Selbstregulierung nicht mehr sinnvoll getroffen werden kann, dass jenseits der enger definierten ›Politik‹ durch eine kommunikativ vermittelte Politisierung ein ›politischer Raum‹ (– heute sprechen viele lieber von ›dem Politischen‹ –) dynamisch konstituiert wird, und dass auch vermeintlich verselbstständigte ›Systeme‹ wie die Ökonomie durch ebendiese Dynamik in den Einflussbereich politischen Entscheidens geraten können. Bemerkenswerterweise wirft Greven außerdem – als alter Parteigänger der Kritischen Theorie an dieser Stelle vielleicht von den Implikationen der eigenen Kontingenz-Theorie kurz selbst überrumpelt – die Frage auf, inwiefern sich in der politischen Gesellschaft mit Marcuse überhaupt noch ›zusätzliche Unterdrückung‹ identifizieren lässt. Immerhin: Wenn am Ende politisches Entscheiden alles ist, könnten ja eigentlich alle Entscheidungen als gleichermaßen ›gut‹ gelten (auch wenn sie natürlich unvermeidlich aus partikularen Interessen getroffen werden) – und im Übrigen ja auch angefochten werden. Greven beobachtet allerdings treffend, dass der Zusammenhang zwischen Entscheiden und Interessen genau dort verschleiert wird, wo – dementsprechend ideologisch – einer Beschränkung politischen Entscheidens auf den Bereich der ›Politik‹ das Wort geredet wird, wo die Urheberschaft politischer Entscheidungen auf ›den Staat‹ reduziert wird, oder wo etwa auch von einer ›Herrschaft der Gesetze‹ die Rede ist – ganz so, als seien diese nicht selbst Ausdruck und Vehikel politischen Entscheidens.

Hier ist dann auch bereits das zentrale (normative) Kriterium angedeutet, das Grevens Unterscheidung zwischen einer totalitären und einer freiheitlichen Form der politischen Gesellschaft zugrunde liegt, nämlich die individuelle (sowie mittelbar auch kollektive) Freiheit. Beide Regime basieren auf der politischen Gesellschaft, beide sind je spezifische Reaktionen auf die Herausforderung, Kontingenz mit Dezision begegnen zu müssen – mit dem Unterschied, dass in der Demokratie gleichzeitig die Freiheit geschützt bzw. realisiert werden soll. Neben dem basalen Schutz des Individuums umfasst dies vor allem die gleichberechtigte Beteiligung an der Entscheidungsfindung, wozu neben formalen Teilhaberechten auch die Möglichkeit gehört, politisches Entscheiden (und das umfasst die beteiligten Akteure, Interessen, Verfahren etc.) transparent nachvollziehen und kritisch reflektieren zu können. Denn demokratische Dezision ist eine spezifisch reflexive Reaktion auf Kontingenz, die überhaupt erst einen konstitutiven Bezug auf Freiheit ermöglicht: »Erst auf der dadurch möglich gewordenen reflexiven Erkenntnis aufbauend, dass die Politisierung keine anderen denn selbstgesetzte Grenzen besitzt, kann heute über ihre freiheitsverbürgende und problemlösende Reichweite gestritten werden« (154).

Wiederum pocht Greven darauf, dass dieses Verständnis von Freiheit und ihrem Stellenwert einer historischen Rekonstruktion entspringt, nämlich »aus der Geschichte der Demokratie ebenso wie aus ihrer in diesem Jahrhundert deutlich

gewordenen fundamentalen Gefährdung« (154). Die uneingeschränkte Parteinahme für diese Freiheit und die sie verwirklichende Gesellschaftsform, die die abschließende Diskussion der »Probleme des Regierens in der Demokratie« informiert, ist aber natürlich trotzdem Ergebnis seiner ganz persönlichen Dezision. Die wiederum ganz erhebliche Bandbreite an Themen, die Greven hier noch einmal anschneidet, kann hier nur angedeutet werden: Sie reicht von politischer Verantwortung und Legitimität über Verteilungsgerechtigkeit bis hin zu Mediatisierung und vermeintlicher Entpolitisierung der Bürgerinnen. Durchgängiges Motiv bei alldem ist Grevens Sorge um eine Erosion der demokratischen Gesellschaft trotz bzw. im Rahmen der Existenz formaldemokratischer Institutionen und Verfahren. Seine wiederholt und mit Dringlichkeit aufgeworfene Frage lautet deshalb, inwiefern »demokratische politische Regime als bloßes Residualprodukt der Interaktionen einer Gesellschaft von individuell rational operierenden Egoisten wirklich mittelfristig überleben« (221) können. Grevens abschließende Überlegungen dazu, wie demokratische Bürgerschaft kultiviert und welche Rolle politische Bildung dabei spielen kann, geben hierauf eine eindeutige, trotz ihrer Skizzenhaftigkeit aber nicht resignative, sondern hoffnungsvoll-konstruktive Antwort.

Damit noch einmal zurück zur (Nicht-)Rezeption von Grevens Thesen: Bedenkt man, mit welchen Interessen in den 1990er Jahren im deutschsprachigen Raum die demokratiethoretischen Überlegungen von Autorinnen wie Richard Rorty, Chantal Mouffe oder auch Claude Lefort (um nur einige zu nennen) rezipiert wurden, wäre durchaus zu erwarten gewesen, dass Grevens Gedanken auf fruchtbaren Boden fallen. Auch seine »Übersetzung« dieser demokratiethoretischen Überlegungen in »klassisch« politik- bzw. sozialwissenschaftliche Diskurse über Regieren, Herrschaft, Institutionen oder auch politische Steuerung hätte, so mag man sich vorstellen, auf dankbares Interesse stoßen können. Wie ist die überschaubare Kenntnisnahme also zu erklären?

Zum einen hat dies wohl damit zu tun, dass Greven sich erkennbar keine Mühe gibt, seine Gedanken in anschlussfähiger Weise zu präsentieren oder gar zu »verkaufen«. Ein expliziter Anschluss auch an offensichtlich verwandte Positionen und Diskurse, etwa bei den zuletzt genannten Autorinnen, fehlt fast gänzlich. Selbst dort, wo er durch frühere Erwiderungen auf eine mögliche Nähe seiner Überlegungen zu Carl Schmitt hingewiesen worden ist, verweigert sich Greven konsequent einer tiefergehenden Diskussion, sondern weist die betreffenden Bedenken brüsk zurück. Zum anderen lebt Greven in *Die politische Gesellschaft* seinen ganz eigenen, performativen Agonismus nahezu uneingeschränkt aus. Nicht nur ist das Buch ja – insbesondere im Mittelteil – bewusst auch als Kritik an der zeitgenössischen Sozial- bzw. Politikwissenschaft angelegt, sondern Greven ist dabei auch alles andere als zimperlich mit seinen »Konkurrenten und ihren theoretischen Ansätzen« (106). Weil er seine entsprechenden – wenn auch häufig treffenden – Urteile dabei zumeist weder diplomatisch noch differenziert vorträgt, kann man niemandem

verübeln, diese nicht als Gesprächsangebot aufgegriffen zu haben. Und schließlich schlägt sich außerdem die angesprochene Verbindung ganz unterschiedlicher Diskurse, historischer Rekonstruktionen und aktueller Beobachtungen auf der Ebene der Präsentation in einem Stil nieder, der als mindestens eklektisch zu bezeichnen ist und sicherlich zusätzlich zu Rezeptionsschwierigkeiten geführt hat – und im Übrigen *Die politische Gesellschaft* auch für heutige Leserinnen nicht gerade leicht zugänglich macht.

Ungeachtet dieser Rezeptionsbarrieren bleibt es aber ganz sicher lohnend, Grevens Werk zur Kenntnis zu nehmen. Gerade in einer Zeit, in der sich politische Theorie auf die globale Dimension von Demokratie und Gerechtigkeit konzentriert, die Demokratie selbst aber – ungeachtet jüngerer populistischer Herausforderungen – als weitgehend unhintergehbare Errungenschaft betrachtet wird, könnte Grevens Erinnerung an die ständige Gefahr ihrer Erosion wichtiger kaum sein. Durch ihre politikwissenschaftliche Ausbuchstabierung dürfte seine These von der politischen Gesellschaft außerdem gerade auch jenen Diskursen über Post-Fundamentalismus, Politik und das Politische, oder auch agonale bzw. Radikaldemokratie, die Grevens Überlegungen ohnehin inhaltlich nahe stehen, wichtige Ressourcen zur kritischen Selbstreflexion liefern. Dies gilt ganz besonders für die – in letztgenannten Diskursen weitgehend vernachlässigte – Frage nach der (Re-)Produktion der Voraussetzungen demokratischer Praxis bzw., richtiger gesagt, demokratischen Lebens sowie Grevens nur angedeutete Gedanken zur Rolle von politischer Kultur und Bildung – die es ganz unbedingt weiterzudenken gilt.

Andreas Busen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Politikwissenschaft, insbesondere Geschichte und Theorie politischen Denkens an der Universität Hamburg. Im Jahre 2016 promovierte er mit einer Arbeit mit dem Titel *Solidarität und die Verwirklichung von Freiheit und Gleichheit. Zur Bedeutung eines vernachlässigten Konzepts in der politischen Theorie und Praxis* an der Universität Hamburg.

Neid und komparative Wertschätzung.

Veronika Detel über Frank Nullmeier, *Politische Theorie des Sozialstaats*

Frank Nullmeier (*1957) studierte von 1975 bis 1980 Politikwissenschaft, Volkswirtschaftslehre, Öffentliches Recht und Philosophie an der Universität Hamburg. 1990 wurde er dort promoviert und 1998 habilitiert. Seine Arbeiten führen Perspektiven empirischer Sozialforschung, avancierter interpretativer Methodologie und politischer Theorie zusammen. U.a. hat er wichtige Beiträge zu einer Politologie des Wissens und zur Verwaltungs- und Policyforschung vorgelegt. Seit 2002 ist Nullmeier Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bremen. Dort

leitet er am Zentrum für Sozialpolitik die Abteilung »Theorie und Verfassung des Wohlfahrtsstaates«.

Mit seiner Habilitationsschrift *Zwischen Neid und sozialer Wertschätzung. Zu einer politischen Theorie des Sozialstaats*, 1998 an der Universität Hamburg angenommen und zwei Jahre später publiziert,¹¹⁴ nimmt Frank Nullmeier sich ein anspruchsvolles Ziel vor: die Verteidigung sozialstaatlicher Einrichtungen gegen neoliberale Kritik durch eine normative politische Theorie, die auf einem breiteren Verständnis subjektiver Handlungsfreiheit fußt. Ausgangspunkt des Buches ist die Diagnose, dass der Sozialstaat angesichts neoliberaler Kritik in eine Defensive geraten ist, aus der er sich mithilfe etablierter Legitimationsmuster nicht zu befreien vermag. Auf die Spitze getrieben wird diese Kritik in den 1990er Jahren im geläufigen Begriff der »Neidgesellschaft« (15). Die Verteidigung des Sozialstaats, so Nullmeiers zentrale These, scheitert allerdings ebenso sehr an der bisherigen »Konstruktionslogik« sozialer Rechte wie an politischer Gegenwehr (365). Denn soziale Rechte werden überwiegend dadurch begründet, dass liberale und demokratische Rechte ohne sie nicht in vollem Umfang in Anspruch genommen werden können. Diese funktionalistische Logik weist Nullmeier zufolge sozialen Rechten eine nachrangige Rolle zu. Sein Ausgangspunkt für Bemühungen um eine normative Aufwertung von Sozialstaatlichkeit ist dagegen der Handlungstypus sozialen Vergleichens (367-370). Anstatt den Sozialstaat als Bedingung zur Inanspruchnahme liberaler und demokratischer Rechte zu begründen, schlägt Nullmeier vor, »die Annahme sozialkomparativer Handlungen« zu nutzen, »um Sozialstaatlichkeit aus dem Freiheitsrecht, dem Recht auf das größtmögliche Maß gleicher subjektiver Handlungsfreiheit« abzuleiten (408). Auf diese Weise soll Sozialstaatlichkeit nicht mehr funktionalistisch begründet, sondern als eigenständige Säule neben Demokratie und Rechtsstaatlichkeit verankert werden (390). In dieser Konzeptionalisierung dient der Sozialstaat der subjektiven Handlungsfreiheit nicht indirekt, indem er die Inanspruchnahme liberaler und demokratischer Rechte ermöglicht, sondern weil sozial vergleichendes Handeln selbst ein Ausdruck subjektiver Freiheit ist.

Um soziales Vergleichen systematisch und differenziert diskutieren zu können, widmet Nullmeier den Großteil seiner Studie einer interdisziplinären Begriffs- und Ideengeschichte des Sozialkomparativen seit Rousseau. Es geht Nullmeier darum, die »in der gesamten ideengeschichtlichen Aufarbeitung sichtbar gewordenen Potentiale zu einer Typologie und Analytik sozialkomparativer Orientierungen zusammenzutragen« (288). Die Aufarbeitung dient der systematischen Suche nach

114 Frank Nullmeier 2000. *Politische Theorie des Sozialstaats*, Frankfurt a.M. & New York; Seitenangaben im Folgenden in Klammern. Habilitationsschrift: Frank Nullmeier 1998. *Zwischen Neid und sozialer Wertschätzung. Zu einer politischen Theorie des Sozialstaats*, Hamburg.

einem theoretischen und empirischen Rahmen, der »Relationismus samt relationierender Akteure und samt Tätigkeit der Relationierung kennt« (266).

Nullmeier untersucht daher nicht nur Arbeiten, die sich mit den zunächst fokussierten Konzepten von Neid und Wettbewerb auseinandersetzen. Vielmehr diskutiert er Theorien, die implizit oder explizit sozial vergleichende Orientierungen enthalten. Er vollzieht dabei produktivistische Konzeptionen des Sozialkomparativen, die Neid etwa als Motor individueller Bemühungen betrachten, ebenso nach wie gesellschaftspolitische Entwürfe, in denen Sozialkomparatives überwunden oder eingeeht wird (67). Einen der wichtigsten Umbrüche in der Ideengeschichte sieht Nullmeier gegen Ende des 18. Jahrhunderts im Übergang zum Begriffspaar Interesse und Altruismus, mit dem im Vergleich zu Rousseaus Begriffen *amour propre* und *amour de soi* die Reichhaltigkeit in Theorien des Sozialkomparativen verloren gegangen sei (32). Von Rousseaus Konzeptionen habe sich allerdings bis heute die negative Wertung des sozialen Vergleichs erhalten (287).

Beide Aspekte, die negative Konnotation und die Engführung des Sozialkomparativen auf zwei Begriffspole, sucht Nullmeier in seinem eigenen Ansatz zu überwinden. Das Ergebnis der Auseinandersetzung ist eine komplexe dreidimensionale Typologie zur Analyse individueller und kollektiver komparativer Orientierungen (296). Nullmeier erweitert die Ansätze Scharpfs und Vowes, die für ihn die bis dahin differenziertesten Typologien komparativer Orientierungen darstellen. Wie Scharpf unterscheidet er vier Orientierungsgrundtypen: egozentrisch, alterzentriert, kooperativ und komparativ (290). Diese werden aber, auf der Grundlage der systematischen Erkenntnisse aus der ideengeschichtlichen Aufarbeitung, durch fünf motivationale Modi und elf Orientierungsmaximen ergänzt. Intentionen und Motivationen klar voneinander abzugrenzen, ist für Nullmeier entscheidend. So versteht er die Modi Normativität, Emotionalität, Habitualität, Traditionalität und Rationalität als Motivationen, die zu jeder der vier Orientierungen hinzukommen können (294). Darüber hinaus unterscheidet er insgesamt elf Orientierungsmaximen, die von Maximierung über Fixierung bis hin zu Differenzvermeidung reichen (306-312). Das Verdienst dieser Typologie ist, dass sie in ihrer Reichhaltigkeit deutlich über bis dahin existierende Ansätze hinausgeht, die häufig nur die Pole Maximierung und Minimierung kennen (306f.).

Die Typologie soll dazu dienen, neben individuellen Einstellungen auch gesamtgesellschaftliche Prägungen im Sinne von »Wettbewerbskulturen« und »politische[n] Motivationskulturen« empirisch zu erfassen (35f.; vgl. 290). Seine Perspektive nennt Nullmeier in Analogie zum Ansatz von Scharpf und Mayntz »akteurszentrierten Relationismus« (269). Dieser Relationismus ist insofern akteurszentriert, als es nicht darum geht, Distinktionen mit der »Logik sozialwissenschaftlicher Objektivität« von außen zu bestimmen (266). Um sozialkomparative Handlungen handelt es sich laut Nullmeier, wenn den Handlungen von Akteuren

in einem bestimmten kommunikativen oder interaktiven Kontext eine sozial vergleichende Motivation zugeschrieben wird (304).

Nach einer Auseinandersetzung mit dem verfassungsrechtlichen Status sozialer Rechte in der Bundesrepublik diskutiert Nullmeier die Anschlussfähigkeit aktueller Demokratie- und Gerechtigkeitstheorien für eine gleichwertige Begründung sozialer Rechte durch die Einbindung von Sozialkomparativität. Für Nullmeier ist die juristische Legitimation und Konkretisierung sozialer Rechte als individuell einlagbare Rechte in der Bundesrepublik gescheitert (361). Nullmeier bringt drei wesentliche Kritikpunkte an der bisherigen funktionalistischen Begründung sozialer Rechte in Rechts- und Sozialwissenschaften an: Ihre »Mindestbedarfslogik« (366) impliziert eine eingeschränkte normative Perspektive, die keine Regelungen der Gesamtverteilung und insbesondere nicht die »Kern- und Großapparaturen der Sozialversicherungen« zu rechtfertigen vermag; die gängigen Listen sozialer Rechte entbehren meist einer Theorie der Grundgüter oder Grundbedürfnisse, auf der sie implizit beruhen müssen; und schließlich werden sie durch die Darstellung als Mittel zur Inanspruchnahme liberaler und demokratischer Rechte als nachrangige Rechte konzeptionalisiert. Strittig erscheint die letzte Kritik insoweit, als Nullmeier impliziert, dass eine Begründung sozialer Rechte als Bedingung für die Inanspruchnahme liberaler und demokratischer Rechte diese *zwangsläufig* degradiere: In der Forschungsliteratur werden soziale Rechte teils gerade aufgrund dieses Ermöglichungscharakters als besonders fundamental angesehen.¹¹⁵ In Bezug auf die diskutierten und im wissenschaftlichen Diskurs dominanten Gerechtigkeits- und Demokratietheorien von Habermas und Rawls belegt Nullmeier dieses Urteil jedoch sehr überzeugend.

In Auseinandersetzung mit der Anerkennungstheorie Axel Honneths und dem Wertschätzungsbegriff Rainer Forsts entwickelt Nullmeier schließlich seinen Begriff »reflektierte soziale Wertschätzung« (404). Im Gegensatz zu Honneth geht Nullmeier nicht von einem gesellschaftlichen Konsens hinsichtlich der anerkannten Werte aus (405). Der Begriff »reflektierte Wertschätzung« bezeichnet gerade die Anerkennung über die Grenzen eigener Wertvorstellungen hinaus und ist nicht an die Verortung in einer bestimmten Wertegemeinschaft gebunden (406). Die »Befähigung zur wechselseitigen Wertschätzung« wird so zum Angelpunkt eines normativen Begriffs des sozialen Vergleichens (360). Anstatt komparative Interessen, Gefühle oder Orientierungen zu verurteilen oder zu verändern, wie dies in so vielen Ansätzen der Ideengeschichte gefordert wird, soll diese normativ verstandene Wertschätzung zu individuellen Haltungen hinzutreten und sie höchstens teilweise umwandeln (406).

115 Vgl. zum Beispiel Michael Krennerich 2013. *Soziale Menschenrechte: zwischen Recht und Politik*, Schwalbach.

In einer normativen politischen Theorie ist dementsprechend, so Nullmeiers abschließendes Postulat, unter Sozialstaatlichkeit »jenes Institutionengefüge« zu verstehen, »das die Bedingungen schafft, unter denen eine auf Wertschätzung bezogene partielle Transformation der Orientierungen möglich werden kann« (408). Es handelt sich um ein »System, das Bedingungen reflektierter allgemeiner Wertschätzung und Voraussetzungen des Wertschätzungslernens sichert« (408). Dazu gehören auch, aber nicht nur die etablierten sozialstaatlichen Leistungs- und Transfersysteme.

Im Vergleich zu Ansätzen, die den gleichwertigen Rang sozialer Rechte zu begründen suchen, indem sie die konzeptionelle und empirische Trennschärfe zwischen sozialen und liberalen Rechten selbst in Zweifel ziehen und darauf hinweisen, dass alle Rechte sowohl Leistungs- als auch Freiheitsaspekte besitzen,¹¹⁶ handelt es sich bei Nullmeiers Habilitationsschrift um einen tiefer ansetzenden Begründungsversuch. Denn jene Legitimationsversuche enthalten immer noch das Schlupfloch, nur die Freiheitsaspekte der betreffenden Rechte in Form von Kernbereichen oder Minimalstandards anzuerkennen und so in einer Logik zu verbleiben, die nicht die gesamte Verteilung in den Blick nimmt.

Einige Aspekte bleiben in Nullmeiers Entwurf eher knapp umrissen, weil es ihm zunächst um nur »erste Schritte« zu einer Theorie des Sozialstaats geht (16). So scheint sein Argument zum Teil zwischen einem zuvor an Bourdieu kritisierten Objektivismus und gesellschaftsimmanenten, intersubjektiv vorgehenden Analysen zu oszillieren. Soll der Sozialstaat relativ ergebnisoffen »die Bedingungen einer allgemeinen und wechselseitigen sozialen Wertschätzung zum Gegenstand politischer Gestaltung« machen (360) oder diese Bedingungen faktisch sichern (vgl. 408) und wie wäre in letzterem Fall zu bestimmen, ob dies erfolgreich geschieht? Die neoliberale Kritik an Sozialstaatlichkeit, verstanden als eine spezifische Form komparativer Orientierung, scheint überdies mit dem präsentierten Modell einer reflektierten Wertschätzung vereinbar zu sein, sodass offen bleibt, in welchem Maße die vorgestellte Theorie auf die anlassgebenden »politischen Angriffe« antworten kann (392). Die normativen Anforderungen der um Sozialkomparativität erweiterten Gerechtigkeitsgrundsätze implizieren schließlich nur, dass »extreme Gleich- und Ungleichverteilung« ausgeschlossen werden und die geforderte Wertschätzung sich nicht in Transferleistungen ausdrücken muss (378). Durch diese Forderung scheint eine Mindestbedarfslogik nicht völlig ausgeschlossen zu sein.

Nullmeiers Habilitationsschrift legte den Grundstein für eine Vielzahl an Veröffentlichungen zur Legitimation von Wirtschaftsordnungen und Wohlfahrtsstaatlichkeit und hat die wissenschaftliche Debatte zu Sozialstaatlichkeit

116 Exemplarisch genannt sei hier wiederum Michael Krennerich 2007. Soziale Menschenrechte sind Freiheitsrechte! Plädoyer für ein freiheitliches Verständnis wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Rechte, in *Jahrbuch Menschenrechte* 2007, Frankfurt a.M., 57-66.

langfristig geprägt. Gerade für die neuesten Herausforderungen, die sich der Sozialstaatlichkeit durch verstärkte internationale Flucht und Migration und Sozialleistungsansprüche anwesender Nicht-Bürgerinnen stellen, dürfte Nullmeiers Entwurf sehr anschlussfähig sein. Der Begriff reflektierter Wertschätzung, wie er in Nullmeiers Habilitation entwickelt wurde, lässt bereits die Frage aufkommen, welche Konsequenzen sich für transnationale Legitimationsdiskurse ergeben. Sozialstaatlichkeit wird bei Nullmeier aus subjektiver Handlungsfreiheit heraus begründet und die Konzeption »reflektierter Wertschätzung« bezieht sich explizit auch auf Gemeinschaften. Zudem setzt sie weder eine Wertegemeinschaft noch Statuszugehörigkeiten voraus und erfordert die Achtung von »Interaktionspartnern wie von den eigenen Handlungen Betroffener« (406). Insofern kann sich aus dieser Forschungsperspektive grundsätzlich auch eine Analyse und Bewertung transnationaler Sozialkomparativität ergeben.

Veronika Detel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur »Geschichte und Theorie politischen Denkens« am Fachgebiet Politikwissenschaft. Sie hat in ihrer politikwissenschaftlichen Masterarbeit an der Universität Hamburg die Theorie »demokratischer Iteration« von Seyla Benhabib einer Kritik unterzogen.

Die zweite Geschichte des Nationalsozialismus.

Nicole Drude über Peter Reichel, *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland*

Peter Reichel (*1942) ist Professor für Politische Wissenschaft im Ruhestand. Reichel hat von 1983 bis 2007 Historische Grundlagen der Politik am Institut für Politikwissenschaft der Universität Hamburg gelehrt. Er lebt als freier Autor in Berlin. Sein Arbeitsgebiet ist die politische Kulturgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, mit den thematischen Schwerpunkten Erinnerungskultur, Architektur, politische Symbolik, Film, Recht und Demokratieentwicklung. 2005 erschien (gemeinsam mit Harald Schmid) *Von der Katastrophe zum Stolperstein. Hamburg und der Nationalsozialismus nach 1945*.

Das vorliegende, zunächst 2001 erschienene Buch versteht unter Vergangenheitsbewältigung »die politisch-justizielle Auseinandersetzung mit den Folgen der Hitler-Diktatur und ihrer Verbrechen«. ¹¹⁷ Sie ist damit Teil der »zweiten Geschichte« des Nationalsozialismus, wie Peter Reichel die Aufarbeitung der NS-Zeit in allen gesellschaftlichen Bereichen nennt. Flankiert wird das Werk von

117 Peter Reichel 2007 (2001). *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*, München, 9; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

den Bänden *Politik mit der Erinnerung* (2. Aufl. 1999) zur ›Geschichte der öffentlichen Erinnerungs- oder Memorialkultur‹ und *Erfundene Erinnerung* (2004) zur ›Geschichte der ästhetischen Kultur‹.

Konzipiert wurde das Werk, das durch sein Erscheinen 2003 als Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung eine breite Wirkung entfaltete, für die Generation der in den 1970er bis 80er Jahren geborenen Studierenden. Peter Reichel bot ihnen damit eine Spur an, Debatten, etwa um den 27. Januar oder den 20. Juli, aber auch die Walser-Bubis-Kontroverse 1998, bis in die unmittelbare Nachkriegszeit zurückzuverfolgen. Es ergeben sich Anknüpfungspunkte bis in die Gegenwart, denn die Debatten verjähren nicht, und niemand verfügt über Deutungshoheit über historische Prozesse allein durch bloße Verwendung von Begrifflichkeiten.

Reichel geht chronologisch vor, ausgehend von der deutschen Teilung. Dabei stellt er das westdeutsche Bemühen um Rechtskontinuität im Spannungsfeld der Schuldabwehr heraus. Mit der Familienmetapher der zwei Bruderstaaten BRD und DDR beschreibt er den dichotomen Umgang mit dem NS-Erbe in der zunehmend aufgeladenen Atmosphäre neuer Bündniskonstellationen des Kalten Krieges. Die BRD sah sich, wie Reichel betont, als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches von 1871 und reihte sich nun in das westliche Bündnis gegen den Kommunismus sowjetischer Prägung ein. Dies war mit einer schuldentlastenden Wirkung verbunden, weil damit der kriegesische Antikommunismus der NS-Zeit ein Stück Rechtfertigung erfuhr. Auf der Seite der DDR wurde umgekehrt der Rassenantisemitismus vom Kalten Krieg überlagert, das NS-System »als universales Entwicklungsproblem des Kapitalismus« (14) umgedeutet und in der DDR-Verfassung von 1968 dank einschneidender Enteignungsmaßnahmen als »ausgerottet« bezeichnet (15). Zu einem Eingeständnis von Schuld und Verantwortung kam es erst am 12. April 1990 mit der Resolution der ersten demokratisch gewählten Volkskammer der DDR. Für die BRD schildert der Autor das Aufeinandertreffen von prosperierender Modernität und den verblassenden Umrissen der NS-Diktatur, von ›Vergangenheitsbewältigung‹ oder ›unbewältigter Vergangenheit‹ (vgl. 20), mit dem Resultat, dass bis heute manche Akteure die deutsche Geschichte normalisieren oder sie auf eben jene NS-Epoche reduzieren wollen.

Der Autor rekonstruiert den Wiederaufbau des Rechtsstaates in der Bundesrepublik. Er stellt die Schuldfrage auch jenseits des Strafrechts und erklärt die Wirkung des »rechtshistorische[n] Erbe[s], de[s] Gedanken[s] einer kollektiven materiellen Haftung und moralischen Verantwortung« (28). Reichel erklärt auch die Schuld relativierende Akzentverschiebung auf Kriegsverbrechen. Mit einem Rückblick auf die Deportation der Armenierinnen durch das Osmanische Reich zwischen 1915 und 1918 und die deutsche Kriegsführung in Belgien und Frankreich im Ersten Weltkrieg erinnert der Autor an die bereits 1919/20 aufgestellte Forderung, »den jungtürkischen Führern und dem deutschen Kaiser vor einem internationalen

Gericht den Prozess zu machen« (43) – was jedoch nicht realisiert wurde. Auch die an den Briand-Kellogg-Pakt von 1929 geknüpften Hoffnungen zur Ächtung von Angriffskriegen hatten sich nicht erfüllt. So erklärt Reichel, dass für die Alliierten der Schwerpunkt auf den Verbrechen NS-Deutschlands gegen den Frieden lag und der Unterschied zwischen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit (*crimes against humanity*) verwischt wurde. Dies führte dazu, dass die Verbrechen durch die Umstände des Krieges, ja der Geschichte, gleichsam entkriminalisiert wurden (45).

Der Autor rollt kenntnis- und detailreich den Ablauf des Nürnberger Hauptprozesses auf. Reichel skizziert, wie die Differenzierung zwischen den angeklagten Hauptkriegsverbrechern und der breiten Masse des deutschen Volkes durch den Chefankläger Robert H. Jackson später einer Selbststilisierung der Deutschen als Opfer Vorschub leistete. Dem »Opferbewusstsein und der Schuldakzeptanz« widmet er ein eigenes Kapitel, in dem er den Deutschen eine »geringe Fähigkeit zur politisch-analytischen und moralischen Bewertung der NS-Verbrechen« (69) attestiert. Reichel rekonstruiert die erschreckende Normalität der Täter und stellt exemplarische Rechtfertigungsstrategien dar, deren Gemeinsamkeit es sei, »das Unglück der Verfolgten« außer Acht zu lassen (54).

Dahingegen ließ, so Reichel, das Interesse der Öffentlichkeit an den Nürnberger Nachfolgeprozessen nach. Neben Euthanasie- und Medizinverbrechen komme aber der Bewertung der Justizverbrechen eine besondere Rolle zu. Die Richter erklärten den Grundsatz *nulla poena sine lege* für besonders schwerwiegende Verbrechen für nichtig, weil sonst gerade das Unrecht des NS-Staates geschützt würde. Dennoch blieb die Verfolgung der belasteten Juristen ineffektiv.

So sehr Reichel das Engagement für die Wiedergutmachung und Entschädigung der Opfer auch von Seiten der deutschen Sozialdemokratie betont, so ernüchtert stellt er fest, dass nur ein »Bruchteil der geschätzten mehr als 20 Millionen NS-Verfolgten eine Entschädigung erhalten haben wird« (75). Reichel betont den »weitestgehend experimentellen Charakter« (76) der Versuche, durch internationale Verträge und innerstaatliche Gesetze eine Entschädigung zu erwirken. Dem gegenüber stand die gesellschaftliche Ablehnung der Rückerstattung jüdischen Eigentums. Diese benachteiligte die ehemaligen Besitzerinnen, deren Besitz nicht zurückgegeben wurde und deren Entschädigung zumal durch die Währungsreform niedriger ausfiel.

Am Beispiel des Luxemburger Wiedergutmachungsabkommens, das 1952 trotz innenpolitischer Differenzen und Widerstand der arabischen Welt mit Israel und der »Jewish Claims Conference« geschlossen wurde, verdeutlicht Reichel das wachsende Ansehen der Bundesrepublik in der amerikanischen Politik, wohingegen die DDR alle Ansprüche Israels auf Restitution abgewiesen hatte und auch die Rückerstattung von »arisiertem« Vermögen in den Anfängen stecken blieb (89f.). Neue Impulse sieht Peter Reichel durch das Auftreten der Grünen in den 80er Jahren, die

dazu beitrugen, das Thema der Zwangsarbeiterinnen als Unrecht auf die Agenda zu bringen und auch andere Opfergruppen in den Blick zu nehmen. Dies mündete 2000 in dem Gesetzesentwurf »Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft«, der den 1,2 Millionen noch lebenden Zwangsarbeiterinnen eine Entschädigung von 5000 bis 15 000 Mark zukommen ließ. Eine ernüchternde Bilanz auch hier, da der überwiegende Teil der Opfer nicht berücksichtigt wurde.

Ein weiteres Kapitel widmet Peter Reichel dem Komplex des Widerstandes gegen Hitler vom 20. Juli und seiner Rehabilitierung vor dem Hintergrund der Wiederbewaffnung und des Verbots der Sozialistischen Reichspartei (SRP). Es gelingt ihm, wie immer wieder in diesem Buch, die handelnden Personen plastisch hervortreten zu lassen. Im Remer-Prozess 1952 definierte Staatsanwalt Fritz Bauer, dessen Name vor allem mit den Auschwitz-Prozessen verbunden ist, das NS-Regime als Unrechtsstaat, woraus er die Rechtmäßigkeit des Widerstandes ableitete. Dies wurde auch erstmals so von einem deutschen Gericht festgestellt.

Im Kapitel »Bewältigung der Vergangenheitsbewältigung« schildert Peter Reichel die Reaktionen auf die Verurteilung von Kriegsverbrechern, die zwischen Kritik an vermeintlicher Milde oder Härte schwankten. Hier weist der Autor auch auf mögliche Alternativen zur gerichtlichen Verfolgung der Straftaten hin und betont das »Spannungsverhältnis von erinnernder Abwehr des Nationalsozialismus und normativer Bekräftigung des antitotalitären Gründungskonsenses« (127).

Detailreich stellt Reichel den Ablauf des ersten Auschwitzprozesses von 1963 bis 1965 dar, der die Frage aufwarf, die auch Hannah Arendt thematisiert, wie ganz gewöhnliche Menschen zu solchen Verbrechen fähig waren, um dann nach Kriegsende wieder in die Normalität einzutauchen. Auch hier treten Schutzbehauptungen, wie der als unhaltbar eingestufte »Befehlsnotstand« (162) zu Tage. Reichel bilanziert: »Erstmals wurde von einem deutschen Gericht festgestellt, wie die Vernichtungsmaschinerie Auschwitz funktionierte« (176).

In der Folge wurde der Bundestag mit Verjährungsdebatten zu NS-Verbrechen konfrontiert, da mit dem Ziel der Rechtskontinuität keine Sondergesetze in das Strafgesetzbuch aufgenommen worden waren. Vom Rückwirkungsverbot ausdrücklich ausgenommen, so das Bundesverfassungsgericht 1952, war eine Veränderung der Verjährungsfristen von Straftaten. Dennoch war die Verlängerung der Verjährungsfristen von Mord und Totschlag – Totschlag hatte man 1960 verjähren lassen – umstritten. Peter Reichel vollzieht anhand der Einlassungen des Bielefelder Rechtsprofessors Werner Maihofer (FDP) den besonderen »qualitativen Unterschied zwischen Mord und Völkermord« nach, der in der Aussage mündet: »Über Auschwitz wächst kein Gras, noch nicht einmal in 100 Jahren« (197). Der Bundestag hob schließlich 1979 die Verjährbarkeit von Mord auf, wie er zuvor bereits 1969 die Unverjährbarkeit von Völkermord festgestellt hatte. Peter Reichel sieht es als Defizit des Parlaments, diesen qualitativen Unterschied nicht bereits 1960 herausgearbeitet zu haben.

In seinem Schlusswort bilanziert der Autor, die Dynamik des Kalten Krieges habe dazu geführt, dass »aus dem verteuflten Feindstaat [...] über Nacht der unentbehrliche, auch umworbene neue Frontstaat [wurde]. [...] Die soziale Integration einer zerrissenen und hochkompromittierten Gesellschaft hatte existentielle Priorität« (201ff.). Opfermythen bestanden, so der Autor, in Ost und West gleichermaßen und jeweils ideologisch gefärbt. Während in Ostdeutschland der 8. Mai propagandistisch umgedeutet wurde, lastete auf Westdeutschland »als erklärte[m] Treuhänder und Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches von 1871 die ungeteilte Last des 8. Mai 1945« (207).

Reichel spricht von der Vergangenheitsbewältigung als »einem autonomen gesellschaftlichen Lernprozess«, dem »eine normbildende Kraft« innewohnt (210). Gleichzeitig hebt er den Anspruch der BRD, immer wieder von der DDR auch im Hinblick auf das belastete Justizwesen diskreditiert, hervor, »Glaubwürdigkeit als Rechtsstaat« (211) zu fordern. Hatte der erste Auschwitzprozess auch eine Reflexion mit der NS-Thematik in breiten Teilen der Gesellschaft angestoßen, übernahmen zunehmend die Verfolgung der NS-Täter auch symbolische Bedeutung für das kollektive Erinnern.

Reichel bettet seine Analyse in eine länderübergreifende Typologie von Vergangenheitsbewältigung ein, die von Spanien und Russland bis nach Südafrika reicht. Den für Deutschland charakteristischen Umgang mit der NS-Vergangenheit sieht er in der Wahrung der Rechtskontinuität, die die »zweite Geschichte« des Nationalsozialismus in der BRD prägt. Die DDR möchte er nicht in diese Kontinuität einfügen. Hochinteressant wäre darüber hinaus eine zusätzliche Berücksichtigung des japanischen Umgangs mit dem Kriegsgeschehen gewesen, da sie ergänzende Vergleichspunkte bieten würde. Abschließend öffnet Peter Reichel die Fragestellung, indem er »eine vergleichende Genozidforschung und eine vergleichende Erforschung der Genozid-Gedächtnisgeschichte« (215) unterscheidet. Mit seinem Werk habe er für die deutsche Geschichte die Spuren gelegt, um nunmehr die vergleichende Erforschung zu beginnen: »Nur ein Vergleich kann unter Würdigung je spezifischer Rahmenbedingungen das Singuläre und das Gemeinsame von Gewaltverbrechen ermitteln, einschließlich der unterschiedlichen Sichtweisen auf sie, noch Jahrzehnte danach« (216).

Nicole Drude studiert Politikwissenschaft im BA am Fachbereich.

Genealogie der Identitätspolitik. Maren Hofius über Olaf Asbach, *Europa. Vom Mythos zur Imagined Community*

Olaf Asbach (*1960) ist seit 2009 Universitätsprofessor für Politikwissenschaft am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Zu den Forschungs-

schwerpunkten seiner Professur für Geschichte und Theorie politischen Denkens gehören die ideengeschichtlichen Grundlagen der Herausbildung politischer Institutionen in Europa seit der Neuzeit und das Verhältnis von Politik und Wirtschaft in der Weltgesellschaft.

Der Schein trügt. »Europa« ist nicht das, was es zu sein scheint – zumindest entbehrt die Gleichsetzung »Europas« mit dem christlichen Abendland über viele Jahrhunderte jedweder realpolitischen Grundlage. Der Schein des natürlich gegebenen »Europas« basiert vielmehr auf einer Identitätspolitik, die bereits seit der Renaissance »Europa« diskursiv zu fixieren versucht und ihm einen kulturellen Ursprung mit teleologischer Entwicklung zuschreibt. Wie ein roter Faden zieht sich diese Feststellung durch das 198-seitige Buch *Europa – Vom Mythos zur Imagined Community? Zur historischen Semantik »Europas« von der Antike bis ins 17. Jahrhundert*. »Europa« besitzt Olaf Asbach zufolge keinen Wesenskern, der, wie so oft behauptet, seinen ontologischen Ursprung in der Antike findet. Vielmehr muss der Europabegriff selbst erst als eigenständige Leitkategorie *erfunden* werden, und das zunächst als zweckrationales Mittel, um den Einheitszusammenhang nach dem Niedergang der christlichen Ordnungsvorstellung zu ersetzen. Eine kulturelle Aufladung erfährt der Europabegriff erst gen Ende des 16. Jahrhunderts und gleicht zur Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert dennoch einem Paradoxon: »Europa« fungiert als *imaginary* oder Bedeutungshorizont, der einen hinreichend allgemeinen Orientierungsrahmen für die Pluralität an politischen Ordnungen auf dem europäischen Kontinent schafft. Jedoch kann er niemals endgültig definiert oder auf eine finite Anzahl von Eigenschaften reduziert werden. Frei nach Koselleck kann »Europa« als gelebtes Konzept nur interpretiert werden.

Natürlich, so zeigt es Asbach in seinem Buch auf, gibt es Begrifflichkeiten wie die durch Machiavelli ins Spiel gebrachte »Tapferkeit« und den »Sinn für Freiheit«, ¹¹⁸ die mit »Europa« als Alleinstellungsmerkmal gegenüber Asien und Afrika assoziiert werden; auch gibt es die durch Humanisten wie Enea Silvio Piccolomini geprägte Annahme einer »gemeinsamen Kultur« »Europas«, die im vorchristlichen Griechenland begründet sein soll (140f.). Dennoch macht Asbach unmissverständlich deutlich, dass diese eine Europaidee begründenden Charakteristika nicht bereits in der Antike angelegt wurden. Vielmehr sind sie Ergebnis einer »antikisierenden »Erinnerungsgemeinschaft« (138), in der »die Antikenrezeption eine konstitutive Bedeutung für die geistig-kulturelle Selbstbestimmung und [...] für die Selbstverortung in Raum und Zeit« erhält (134). Der Europabegriff selbst wird

118 Olaf Asbach 2011. *Europa – Vom Mythos zur Imagined Community? Zur historischen Semantik »Europas« von der Antike bis ins 17. Jahrhundert*, Hannover, 142; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

im 15. und 16. Jahrhundert nur »äußerst selten« mit der Idee einer historisch gewachsenen Gemeinschaft in Verbindung gebracht (138). Nur allmählich, so zeigt es Asbach über die historische Rekonstruktion des Begriffes, breitet sich die Begriffsverwendung quantitativ aus und erlebt insbesondere durch die Ablösung von der *christianitas* als Bezugsrahmen einen stetig zunehmenden Bedeutungsgehalt.

Konzeptionell geht es Asbach augenscheinlich um die historische Semantik ›Europas‹, also um die Vergegenwärtigung, dass die Bedeutungszuschreibung des Europabegriffs nicht organisch, sondern idiosynkratisch über den selektiven Rückgriff auf bereits bestehende diskursive Ressourcen und Denkfiguren verläuft. Ohne konkret benannt zu werden, kommt die von Asbach verwendete Methode einer Genealogie gleich, in der es ihm gerade nicht um die Darstellung einer linearen Begriffsgeschichte geht, sondern um die Kontingenz des Begriffs, dessen angebliche ›historische Kontinuität‹ Ergebnis eines diskontinuierlichen Konstruktionsprozesses ist, der seinen Ausdruck vorwiegend in kartographischen, ikonographischen und allegorischen Repräsentationen findet (116). Hobsbawms »invention of tradition« beim Nationenbau ähnelnd, erhält ›Europa‹ laut Asbach erst seine sinnstiftende Einheit durch diskursive Praktiken, kurz das ›Erschreiben‹ einer ›Herkunft, Tradition und Geschichte‹ (114). Die imaginierte und normativ gewünschte Einheit ›Europas‹ eilt der (wenn überhaupt) gelebten Einheit ›Europas‹ demnach immer voraus: ›Europas‹ »imaginierte Vergangenheit« kann so zur »erhofften Zukunft« werden (115).

Mit dem Anspruch, die Semantik ›Europas‹ bis zum 17. Jahrhundert historisch-kritisch zu rekonstruieren, ist demnach auch das grundlegende Anliegen verbunden, ›Europa‹ selbst als Konzept zu begreifen und seine Entwicklung zum »Grundbegriff« nachzuzeichnen, der diversen Akteuren einen Orientierungsrahmen bietet, in dem sie einen gemeinsamen Handlungszusammenhang als Gemeinschaft bilden können. Nach Koselleck, auf den sich Asbach beruft, stellen »Grundbegriffe« jene Begriffe dar, deren Sinngehalte für unsere Gegenwart keiner Übersetzung mehr bedürftig sind (163). Man könnte demnach folgern, sie seien zum Teil des *Commonsense* eines sich seinem Selbst bewussten Kollektivs geworden, der nicht mehr hinterfragt und als selbstverständlich angenommen wird.

Diese Schlussfolgerung liegt nahe und mag auf den ersten Blick und in Teilen für die Wende vom 17. zum 18. Jahrhunderts auch zutreffen. Und doch ist dies weit gefehlt. Ausgehend von der Antike über das Mittelalter bis hin zur Renaissance zeichnet Asbach ein weitaus komplexeres Bild der Verwendung des Europabegriffs, welches sich einer teleologischen Geschichtsschreibung ›Europas‹ gänzlich entzieht: Während ›Europa‹ nicht mehr als eine geographische Kategorie für die eigene Verortung der Griechen in der Welt und zu keinem Zeitpunkt Teil ihres Selbstverständnisses darstellte, nahm der Europabegriff auch im Mittelalter keine tragende Rolle in der Bewusstseinswerdung des ›mittelalterlichen Europas‹

ein (65-66). Ganz im Gegenteil, so Asbach, ist jenes Mittelalter vom politisch-theologischen Denken des Christentums als Ordnungsprinzip durchdrungen (74), das ›Europa‹ als eigenständigen Orientierungszusammenhang ausschließt (82). Würde man beispielsweise »die Ausbildung von räumlichen, materiellen und soziokulturellen Strukturen« während des Mittelalters bereits als hinreichende Bedingung für die Herausbildung eines gelebten ›Europas‹ annehmen, käme das laut Asbach einem »organizistisch verfahrenen Konstruktivismus« gleich (89).

Wenn es kontinuierliche, die Jahrhunderte überdauernde Muster zu identifizieren gilt, dann sind es die ineinander wirkenden Mechanismen, mithilfe derer ›Europa‹ nicht nur zu einem geographischen Vorstellungsraum, sondern letztlich im 18. Jahrhundert auch zu einer politischen Ordnungskategorie mit einheitsstiftender Wirkung geschaffen wird. Diese Mechanismen findet man einerseits in den produktiven Aneignungsprozessen des Europabegriffs, die sich in der intertextuellen Verkopplung bereits existierender, aber vormals nur lose miteinander verbundener Beschreibungen zeigen; andererseits sind es die Modi der Differenzbildung sowie die Abgrenzung gegenüber ›anderen‹ Akteuren und Objekten, die die Grundlage für die den europäischen Kontinent bewohnenden Völker legen, sich des Selbst bewusst zu werden und ›Europa‹ als den ›eigenen‹ soziokulturellen Bezugsraum wahrzunehmen. So nehmen bereits die Griechen eine dichotome Selbst- und Fremdwahrnehmung durch ein ›Wir‹ (»zivilisiert«) gegen ›die Perser‹ (»barbarisch«) vor, auch wenn das ›Wir‹ der Griechen keineswegs mit ›Europa‹ als Leitkategorie in Zusammenhang steht (59). Auch nach dem Zusammenbruch des oströmischen Reichs verhilft der Topos der ›Türkengefahr‹ (102), die Christenheit gegenüber ›Ungläubigen‹ zu einen, auch wenn die Christenheit zu keinem Zeitpunkt auf den europäischen Kontinent geographisch beschränkt ist, sondern Kraft der Vorstellung die gesamte Welt umfasst.

Unabhängig also von diesen fehlenden objektiven Übereinstimmungen mit ›Europa‹ stellen diese Differenzbildungen eine ermöglichende Struktur für spätere Abgrenzungen oder Trennlinien dar. Das dichotome Abgrenzungsschema der Griechen »zivilisiert« vs. »barbarisch« stellt bspw. eine Voraussetzung für die spätere Trennlinie »europäisch« vs. »nicht-europäisch« dar, bei der »europäisch« verstärkt mit dem christlichen Abendland in Verbindung gebracht wird. Die Essentialisierung eines homogenen christlichen Abendlands funktioniert demnach vorwiegend über die Differenzbildung zwischen dem Selbst und Anderen, die dann auch zur kulturellen Aufwertung des Eigenen und Abwertung des Anderen führt. Ein Wesen ›Europas‹ lässt sich demnach nur durch Antagonismen des imaginierten ›Innen‹ und ›Außen‹ konstruieren, wobei das Außen immer über die inneren Konflikte und Unterschiede hinwegtäuschen soll. Sucht man nach dem Wesenskern ›Europas‹, so Asbach, findet man keine einheitlichen Bedeutungszuschreibungen, sondern nur eine Vielzahl von politischen Ordnungen auf dem

europäischen Kontinent, die *qua* Europabegriff legitimiert werden und somit eine gemeinsame Klammer erhalten (166).

Dieses funktionale Fazit könnte Leserinnen schnell desillusioniert zurücklassen, scheint der Europabegriff nun bedeutungsleer und rein zweckmäßig durch interessengeleitete Akteure eingesetzt zu werden. Dies jedoch nur, wenn wir den zweiten, weit wichtigeren Punkt in Asbachs Fazit außer Acht lassen. Durch die stete Zunahme der bloßen Verwendung des Europabegriffs gewinnt auch seine Rolle als Chiffre für ein handlungsanleitendes Organisationsprinzip an Bedeutung. Wie Asbach prägnant darlegt, können mithilfe des Europabegriffs »die Vielfalt, die Differenzen und die Widersprüche [der einzelnen Akteure] zum Konstitutions-, Existenz- und Produktionsprinzip Europas erklärt werden« (ebd.). Weniger als ontologisch fixierter Gegenstand oder Raum denn als konstitutive Regel für kooperative Praxis auf dem europäischen Kontinent muss ›Europa‹ zur Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert demnach verstanden werden. Rückgebunden an Asbachs Vorschlag, ›Europa‹ als geschichtlichen »Grundbegriff« zu fassen, kann man festhalten, dass ›Europa‹ zwar durchaus zum Ende des 17. Jahrhunderts zum Konzept *geworden* ist, Europa aber nie *sein* kann, da es sich jeder ontologischen Definition und Fixierung entzieht. Wie Nietzsche bereits schrieb, »definierbar ist nur Das, was keine Geschichte hat«. ¹¹⁹ Vielmehr zeichnet sich ein Grundbegriff dadurch aus, dass er in der Praxis essentiell umstritten ist und bleibt¹²⁰ – sonst wäre er kein *grundlegender* Begriff. Die Selbstverständlichkeit eines Konzepts ist somit stets begrenzt und seine sinn- und identitätsstiftende Wirkung bewährt sich nur in der Praxis.

Aus der Perspektive der Internationalen Beziehungen und der EU Studies liegt die Stärke des Buches gänzlich in der Methode der Genealogie, die die Identitätspolitik um den Europabegriff sichtbar macht. So wird deutlich, wie die verschiedenen Mechanismen der Abgrenzung und die Vorstellung eines europäischen Ursprungs noch bis ins heutige ›Europa‹ hineinwirken.¹²¹ Das Werk lässt sich folglich problemlos an die zahlreichen Publikationen innerhalb der primär konstruktivistisch oder post-strukturalistisch geprägten Debatte der Internationalen Beziehungen und EU Studies über den konstruierten Wesensgehalt des kontemporären ›Europas‹ und seiner identitätsstiftenden Wirkung für die Völker des europäischen Kontinents anschließen. Vielmehr noch findet diese Debatte jedoch Widerhall in Bezug auf die Europäische Union (EU), welche spätestens seit der Maastricht-Periode als der

119 Friedrich Nietzsche 1968 (1887). Zur Genealogie der Moral. Zweite Abhandlung, in Giorgio Colli & Mazzino Montinari (Hg.). *Friedrich Nietzsche. Kritische Gesamtausgabe, Bd. II*, Berlin, 333.

120 Walter B. Gallie 1955. Essentially Contested Concepts, *Proceedings of the Aristotelian Society* 56, 167-198.

121 Das wohl jüngste Negativbeispiel stellt die paneuropäische *Identitäre Bewegung* dar, die sich auf die Antike als Europas kulturellen ›Ursprung‹ beruft und ein klares dichotomes Abgrenzungsschema zwischen europäischer Christenheit und Islam verwendet, um ihre ›Abschottungspolitik‹ zu legitimieren.

politische und sozio-kulturell aufgeladene Inbegriff ›Europas‹ gilt und die Frage zunehmend für sich entscheidet, was eine oder *die* ›Europäische Identität‹ ausmacht. Was ›Europa‹ bedeutet, spielt sich also vorwiegend im Rahmen einer EU-Mitgliedschaft ab.

Nun war die EU noch nie politisierter als heute. Hält man sich die widerstreitenden Visionen von politischer Ordnung innerhalb der EU vor Augen, erscheint die Möglichkeit der EU, als Bedeutungshorizont zu fungieren, zunächst verschwindend gering. So ist es unmöglich, die multiplen Ordnungsvorstellungen auf zwei gegenüberliegende Pole im Sinne von *das Europa der Nationalstaaten* vs. *die Vereinigten Staaten von Europa* zu reduzieren. Ganz im Gegenteil. Sie befinden sich genau in dem Spektrum zwischen diesen beiden Polen. Anders als häufig angenommen, deutet die Politisierung der EU aber weniger auf die fehlende Relevanz der EU hin, sondern vielmehr auf die wachsende Autorität der EU als politische Ordnung jenseits des Nationalstaats. Daraus lässt sich schließen, dass sie von den EU-Bürgerinnen im Alltag erfahren, gelebt und somit nicht nur imaginiert wird. Damit ist sie jenseits eines rein gedachten ›Europas‹ (*›Europe pensée‹*) gerückt und weit mehr Teil eines gelebten Europas (*›Europe vécue‹*). Die Vielfalt von Ordnungsvorstellungen mag glühende Anhänger eines vereinten Europas (ver)stören, überraschen tut sie nicht. Auch normativ gesehen sollte uns diese Feststellung einer fehlenden Einigkeit über die zukünftige Gestalt und Funktion der EU keineswegs irritieren. Solange über ihre Gestalt und Funktion gestritten wird, bewährt sich die EU in der Praxis.

Maren Hofius ist seit 2009 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Professur für Politikwissenschaft, insbesondere Global Governance. Sie forscht zu Prozessen der Gemeinschaftsbildung und Grenzpraktiken in den internationalen Beziehungen.

Ultrademokratische Lernprozesse.

Ulrich Thiele über Peter Niesen, *Jeremy Bentham: Unsinn auf Stelzen*

Peter Niesen (*1964) ist seit 2013 Professor für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Theorie an der Universität Hamburg. Vorher war er Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der TU Darmstadt (2006-2013) und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Goethe-Universität (1993-2004). Zu seinen Forschungsgebieten zählen die politische Philosophie der Aufklärung (Kant, Bentham), die Theorie verfassunggebender Gewalt jenseits des Staates sowie die politische Theorie des Mensch-Tier-Verhältnisses.

Peter Niesens Edition stellt uns einen hierzulande kaum bekannten, gleichwohl aber mit erheblichen Ressentiments behafteten Autor vor, dessen Bedeutung für die politische Ideengeschichte jedenfalls im deutschsprachigen Raum erst allmäh-

lich zu Bewusstsein kommen dürfte. Präsentiert werden die wichtigsten politischen Schriften Benthams, die sich mittelbar oder unmittelbar auf die Französische Revolution beziehen. Zum überwiegenden Teil handelt es sich um direkte Interventionen des englischen Philosophen in die zeitgenössischen Pariser Debatten, die sich um Fragen der Verfassung, der Menschen- und Bürgerrechtserklärung, der Gewaltenteilung, des Kolonialismus und schließlich der Politischen Ökonomie drehen. Diese spezielle Edition organisiert die Schriften in einer Weise, die geeignet ist, derartige Vorurteile zu diskreditieren. Die Einleitung, die über 60 Seiten umfasst, bietet neben gründlichen Interpretationen zusätzliche Informationen bezüglich der zeitgenössischen ideengeschichtlichen, gesellschaftlichen und politischen Hintergründe. Auch die neu übersetzten Bentham-Texte selbst sind reichhaltig und höchst informativ kommentiert.

Zum ersten Mal ist es überhaupt möglich, Benthams bedeutendste politische Schriften in deutscher Sprache, in der Übersetzung von Michael Adrian und Bettina Engels zu lesen. Das ist besonders verdienstvoll, da hierzulande seit geraumer Zeit eine ausgedehnte Debatte stattfindet, die die Wechselbeziehungen zwischen deutscher und französischer Rechtsphilosophie, besonders in Hinblick auf die Rezeption der Französischen Revolution thematisiert. Insbesondere die Rechtslehren Kants und Hegels auf der einen Seite und Rousseau und Sieyès auf der anderen wurden miteinander in Beziehung gesetzt. Die einzigen britischen Autoren, die mit der Politischen Theorie in Deutschland in Zusammenhang gebracht wurden, waren Edmund Burke, John Stuart Mill und allenfalls noch Blackstones *Commentaries on the Laws of England*. Eine erschöpfende Auseinandersetzung mit Benthams politischen Abhandlungen dagegen vermisst man bis heute. Jedoch lassen sich immerhin für die letzten Jahre erste Rezeptionsansätze verzeichnen. Breiter dagegen rezipierte man Benthams Beiträge zur Moralphilosophie, jedoch im Allgemeinen in Verbindung mit einer scharfen Zurückweisung seines Hedonismus, gegen den oft genug der Vorwurf eines instrumentalistisch verkürzten Moralverständnisses, demzufolge alles Handeln durch zu erwartende »Belohnungsmengen« motiviert wird, erbracht wurde. Dabei übersieht man aber, dass selbst Kant gelegentlich von psychologischen Motiven (»Triebfedern«) spricht, die Personen allererst dazu bewegen können, dem Kategorischen Imperativ gemäß zu handeln: Das wichtigste aller in Frage kommenden Stimuli sei die Steigerung der »Achtung für sich selbst« – ein zutiefst utilitäres, das eigene Wohl betreffendes Motiv.

Wenn aus kantianischer Perspektive der utilitaristischen Moralphilosophie ein prinzipienloser Relativismus vorgeworfen wird, so hat dies Konsequenzen für die weitere Rezeption. Man begegnet dann auch der Politischen Theorie Benthams mit dem Vorurteil, hier würden individuelle Freiheitsrechte einer hedonistischen Staatszwecklehre geopfert. So wird Benthams Plädoyer zugunsten einer »allmäch-

tigen Gesetzgebung»¹²² regelmäßig als hochriskant zurückgewiesen. Verfügt man doch hierzulande über die Erfahrung einer stabilen, verfassungsexpertokratisch eingehetzten »konstitutionellen Demokratie«, auch wenn nicht wenige Urteile des Bundesverfassungsgerichts ihrerseits ein relativistisches bzw. dezisionistisches Grundrechtsverständnis offenbaren (insbesondere die Lebach- und Lüth-Urteile sowie die beiden konträren Kopftuch-Urteile von 2003 und 2015).

Auf der anderen Seite ruft das politische Legitimationskriterium allgemeiner Wohlfahrt (130) reflexartig Assoziationen an autokratische Herrschaftsformen, insbesondere den Nationalsozialismus hervor, obwohl doch die gesamte Aufklärungsphilosophie (selbst Hobbes und eingeschränkt auch Kant) stets das Gemeinwohl zu den konstitutiven Legitimationsbedingungen politischer Herrschaft zählte. Denn aus dem Wohlfahrtskriterium für legitime politische Herrschaft als solchem folgt, wie Rawls in seiner *Theorie der Gerechtigkeit* zeigt, schlechterdings nichts in Hinblick auf die normative Entscheidung für eine ungleiche oder eine gleiche Zuteilung von Rechten. Eben diese Konjunktion von Glückseligkeitszweck und Rechts(un)gleichheit wird aber regelmäßig unterstellt, wenn man gegen Bentham's Nützlichkeitsprinzip den Kantischen Würdebegriff ins Feld führt, der die Unverfügbarkeit *gleicher* Freiheitsrechte im Gegensatz zu einem ökonomischen Rationalitätskriterium betont: »Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen Preis, oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Äquivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde«.¹²³ Doch diese Kritikperspektive wird durch die nun vorliegenden Texte mindestens problematisiert. So zerlegt Bentham etwa mit äußerster Präzision alle zu seiner Zeit gängigen Gemeinplätze, mittels derer eine geschlechterungleiche Zuteilung von politischen Partizipationsrechten legitimiert wurde. Nur ein einziges, jedoch kontingentes Ausschlusskriterium lässt er noch gelten: die Fähigkeit, lesen zu können, weil an ihr die Möglichkeit einer umsichtigen Partizipation an politischen Diskursen hängt (79ff.).

Die hier vorgestellten politischen Schriften Bentham's enthalten etliche höchst originelle Ideen, die allesamt jedwede Ungleichverteilung von Rechten von vornherein ausschließen: Zum Beispiel sein Plädoyer zugunsten der Ausdehnung des passiven Wahlrechts auf Fremde (81). Niesens Kommentar zu diesem unkonventionellen Einfall Bentham's eröffnet immerhin den Weg zu einer möglichen alternativen Deutung des Dritten Definitivartikels der Kantischen Friedensschrift, die sich von inter- bzw. supranationalen Perspektiven für die Institutionalisierung

122 Peter Niesen (Hg.) 2013. *Jeremy Bentham: Unsinn auf Stelzen. Schriften zur Französischen Revolution*, Berlin, 87ff.; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

123 Immanuel Kant 1978 (1785). *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, Berlin, 434.

des Weltbürgerrechts absetzen würde.¹²⁴ Dieses nationalstaatliche Modell inter-
nalisierter kosmopolitischer Rechte könnte sogar beanspruchen, konstruktiv nicht
nur an Kant, sondern auch an Hannah Arendts These anzuknüpfen, nach der es
nur ein einziges Menschenrecht geben kann: das auf Staatsbürgerinnenschaft. Aus
diesem Blickwinkel ist dann auch Bentham's sprachanalytische Kritik des Begriffes
der »Menschenrechte« höchst aktuell, insofern dieser genaugenommen nur pas-
send sei für Personen, »die sich noch im Naturzustand befinden« (126), nicht aber
für Personen, die diesem bereits entronnen sind.

Die allerwichtigste Bentham'sche Innovation besteht jedoch in der rigorosen
Zurückweisung konstitutioneller Limitationen der Gesetzgebung im Allgemeinen
und verfassungsmäßiger Kodifikationen natürlicher Menschen- und Bürgerrech-
te im Besonderen. Beides löst beim deutschen Leser starke Dissonanzen aus, ob-
wohl auch hierzulande eine bedeutende rechtstheoretische Tradition existiert, die
die Notwendigkeit positiver Menschen- und Bürgerrechte in Frage stellt. Dies ge-
schah jedoch nicht aus einer demokratischen Kritikperspektive: Ausgehend von
Hegels Plädoyer zugunsten einer »organischen« Verfassung, die fern von abstrak-
ten Normativismen konkrete Institutionen stabilisieren sollte, übten seit Beginn
des 20. Jahrhunderts die Integrationslehre Rudolf Smends sowie die Staatsleh-
re Carl Schmitts, die je auf ihre Weise Positivismuskritik betreiben, erheblichen
Einfluss auf die Verfassungsdiskurse der frühen Bundesrepublik aus. Ohne expli-
zit auf Bentham bezogen zu sein, kann Hegels bekannte Kritik an der Französ-
ischen *Déclaration* als konservative Antwort auf Bentham's urdemokratische Kritik
an verfassungsrechtlichen Tabuzonen gelesen werden: »Abstraktionen in Wirklich-
keit geltend machen, heißt Wirklichkeit zerstören«.¹²⁵ Bentham's ultrademokra-
tische Kritik an verfassungsrechtlichen »Ewigkeitsklausel[n]« einerseits und er-
schwerten Änderungsverfahren andererseits (95, 98, 125, 101ff.) zielt demgegen-
über darauf ab, dass auf diese Weise der Wille der verfassungsgebenden Generati-
on asymmetrisch den Willen aller folgenden Generationen bindet und somit deren
legislative Lernprozesse jedenfalls teilweise blockiert.

Doch Bentham's Konstitutionalismus-Kritik geht noch einen Schritt weiter:
Im Gegensatz zu den amerikanischen, französischen und deutschen Verfassungs-
theorien bestreitet er die Bindungswirkung höherrangiger Verfassungsgesetze
gegenüber einfachen Gesetzen aus zwei Gründen: Zunächst führt er das metho-
dologische Argument ins Feld, dass die einfache Gesetzgebung etwas prinzipiell
Anderes sei als die deduktive Ableitung von besonderen Sätzen aus allgemeinen
Verfassungsartikeln. Vielmehr handele es sich bei der einfachen Gesetzgebung um

124 Vgl. Peter Niesen 2012. Kosmopolitismus in einem Land, in ders. (Hg.). *Transnationale Gerech-
tigkeit und Demokratie*, Frankfurt a.M., 311-339.

125 Georg W. F. Hegel 1986 (1837). *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Frankfurt a.M.,
331.

induktive Lernprozesse, in denen Zusammenhänge zwischen unabhängigen und abhängigen Variablen allererst durch Hypothesenbildung und -prüfung ermittelt werden müssten. Aus dieser grundsätzlichen Kritik an Subsumtionslogiken der Rechtsfortbildung als solcher folgt schon zwingend eine grundsätzliche Zurückweisung richterlicher Normenkontrolle. Ein weiterer Kritikansatz gegenüber höherrangigem Verfassungsrecht geht sprachanalytisch vor: Die meisten Verfassungsartikel, besonders aber die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte verwenden den Ausdruck »kann nicht« bzw. »können nicht«, signifikanterweise ohne zwischen einer physischen Unmöglichkeit oder einem moralischen bzw. rechtlichen Verbot zu unterscheiden. Hätte man stattdessen den Ausdruck »sollte nicht« verwendet, so wäre klargestellt, dass es sich um Empfehlungen an den Gesetzgeber und nicht um inhaltlich präzise Vollzugsbefehle handelte, deren buchstabengetreue Ausführung von neutraler Seite geprüft werden könnte (128ff.).

Lange vor Carl Schmitts radikalem Dezisionismus kritisierte Bentham ein naives Verständnis der Beziehung zwischen Verfassungsnormen und Legislative, indem er das rechtsschöpfende Wesen der Gesetzgebung betonte. Keinesfalls handele es sich um eine bloße Subsumtion einer besonderen unter eine allgemeine Norm: Eine Einsicht, die sogar Hans Kelsen geteilt hatte. Denn auch Kelsen zufolge ist es ausgeschlossen, dass eine abstrakte materiale Verfassungsnorm den Inhalt einer korrespondierenden Gesetzesnorm vollständig determiniert. Nach Kelsens *Reiner Rechtslehre* geschieht auf jeder Stufe der Rechtskonkretisierung immer zugleich Rechtsanwendung und Rechtsschöpfung, denn das Ermessen der Normanwenderinnen sei durch die jeweils höhere Norm sowohl gebunden als auch frei. Schon aufgrund dieses normlogischen Hiatus zwischen abstrakter Verfassungsnorm und konkreter Gesetzesnorm kann nach Bentham die Tätigkeit der Legislative unmöglich als Exekution von Verfassungsnormen angesehen werden. Folglich müsse man das Projekt einer externen institutionellen Kontrolle der Gesetzgebung – wie es etwa die *Jury Constitutionnaire* in Emmanuel Sieyès' Entwürfen seit 1795 hätte leisten sollen – endgültig aufgeben. Doch auch ohne einen institutionellen Hüter der Verfassung ist nach Bentham eine letzte Verteidigungslinie bürgerlicher Freiheit gegen etwaige Despotietendenzen der Legislative vorhanden: Ganz in der Tradition Lockes stehend sieht er in der kritischen Öffentlichkeit deliberierender Citoyens die zwar nicht institutionalisierbare, aber dennoch hocheffektive Gegenkraft der Normadressatinnen (zum Beispiel 127) – eine urdemokratische Kernidee, die sich sowohl beim Zeitgenossen Kant findet, als auch in ihrer systematischen Entfaltung in Gestalt der deliberativen Demokratietheorie. Die einzige institutionell verwirklichte Voraussetzung hierfür sei die rechtliche Garantie vollständig unlimitierter Redefreiheit. Bedenkt man die Subtilität und Originalität des politischen Denkens Benthams, so ist der Umstand äußerst rätselhaft, dass bis vor kurzem jedenfalls in Deutschland kein Interesse an einer Edition der politischen Schriften bestand. Mir scheint am ehesten noch

die Annahme plausibel, dass die paradigmatische Selbstverständlichkeit unseres konstitutionalistischen, letztlich expertokratischen Verfassungsverständnisses im Verein mit antiutilitaristischen Klischees dies bislang verhinderte.

Ulrich Thiele ist akademischer Mitarbeiter an der Universität Heidelberg. 2002 ist er an der Goethe-Universität Frankfurt mit einer Arbeit über Carl Schmitts Sieyes-Rezeption, *Advokative Volkssouveränität* (Berlin 2003) habilitiert worden. Sein Standardwerk *Die politischen Ideen* (2. Aufl. 2014) zieht eine Linie von den Theorien des Gesellschaftsvertrags zum modernen Rechts- und Sozialstaat.

Teil II – Intellektuelle Vorgeschichte und Kontext

Intellektuelle Vorgeschichte

Politische Wissenschaften in Hamburg

Tragische Inszenierung der Strafe. Peter Niesen über Samuel Bentham in Hamburg

Samuel Bentham (1757-1831) stand stets im Schatten seines älteren Bruders Jeremy (1748-1832), mit dem gemeinsam er die Idee des Panopticons, eines transparenten Gefängnis- und Allzweckgebäudes, entwickelte. Die Brüder hatten sich den aufgeklärten Monarchen Europas im späten 18. Jahrhundert als Experten angedient, der eine als Autor von Verfassungsentwürfen, Zivil- und Strafrechtskodizes, der andere als Ingenieur. Samuels Briefe aus Hamburg schildern die theatrale Strafrechtspraxis auf dem europäischen Kontinent. Der Briefwechsel gewinnt angesichts der Evolution von Benthams Straftheorie ideengeschichtliche Bedeutung.

Während Jeremy Bentham sich seit 1776 mit rechtstheoretischen Schriften einen Namen machte, hatte sein neun Jahre jüngerer Bruder Samuel eine Ausbildung als Schiffsbauer durchlaufen. Danach besuchte Samuel verschiedene Häfen und Schiffbaudocks an der Nord- und Ostsee, bevor er 1780 in St. Petersburg landete. Über Rotterdam, Amsterdam und Groningen gelangte er im Oktober 1779 nach Hamburg. Von dort schreibt er an Jeremy, der ihn zuvor ermahnt hatte, sich nicht mit persönlichen Dingen aufzuhalten und ihm nichts als Fakten mitzuteilen.¹

Samuels Mission bestand darin, Jeremy schwer erhältliche kontinentale Staats- und Strafrechtsliteratur zu beschaffen. Jeremys besonderes Interesse galt den Themen Folter, Todesstrafe und »Sodomie«, worunter man im späten 18. Jahrhundert Homosexualität und andere »irreguläre« sexuelle Praktiken verstand. Die erste Hamburger Briefsendung vom 15. Oktober 1779 hatte Samuel noch in Groningen

1 Timothy L.S. Sprigge (Hg.) 2017. *The Correspondence of Jeremy Bentham, Vol. 2: 1777-80*, London; Reprint: Philip Schofield (Hg.) 2017. *The Correspondence of Jeremy Bentham, Volume 2*, London, 320.

verfasst. Sie handelt von der Geständnisfolter, die in den Niederlanden bei Kapitalverbrechen erst nach dem Schuldspruch stattfindet, sowie von einem Homosexuellenprozess in London, der mit der Exekution des für schuldig Befundenen endet.² In Hamburg widmet sich Samuel zunächst der Literaturrecherche, bevor er Augenzeuge einer öffentlichen Exekution wird.

In Amsterdam hatten ihn, wie er berichtet, die rituellen Hinrichtungsfeiern mit festlichen Prozessionen beeindruckt. Ihm imponierte auch, dass alle Amtspersonen, die am Schuldspruch beteiligt waren, zur Anwesenheit bei der Hinrichtung verpflichtet wurden. Nicht weniger Eindruck hinterließ die feierliche Hamburger Enthauptung. Die wegen Mordes an zwei kleinen Kindern Verurteilte war mit großer Zeremonie auf einen künstlichen, außerhalb der Stadtmauer aufgeschütteten Hügel geführt worden, wo bereits eine große Menschenmenge das Spektakel erwartete. Da sie wegen einer epileptischen Erkrankung nicht stehen konnte, wurde sie auf einem Stuhl festgeschnallt. Der Henker brauchte zwei Schläge, um ihren Kopf vom Leib zu trennen.

Samuel interessiert sich vor allem für die rituelle Einbettung des Verfahrens. Punkt 12 Uhr mittags klopft die Polizei beim Henker, dem ein Helfer das Schwert vorneweg trägt. Die Delinquentin ist in saubere Leinengewänder gekleidet. Ihre Schuhe werden ihr vor der Exekution ausgezogen, ihr Haar wird hochgesteckt. Der Helfer zeigt der Menge den abgeschlagenen Kopf, der Pastor schüttelt die Hand des Henkers. Ein Bote wird losgeschickt, der die Senatoren im Rathaus davon in Kenntnis setzt, dass die Hinrichtung vollzogen ist, denn bevor die Nachricht nicht eingetroffen ist, dürfen diese nicht nach Hause gehen. Sobald die Arbeit des Henkers getan ist, wischt er das Blut vom Schwert und händigt es dem Helfer aus, der es unter seinem Gewand verbirgt. An diesem Punkt interveniert Samuel mit einem Verbesserungsvorschlag: »I cannot but think it would have been better if the Sword had been carried back exposed to full view bloody as it was.«³

Inwiefern wäre es besser gewesen, wenn man das Schwert blutig herumgezeigt hätte? Samuel weiß, dass Jeremy gerade ein Werk zu beenden versucht, in dem er das Strafrecht auf ein nüchternes systematisches Fundament stellen möchte, auf das Prinzip der Nützlichkeit (*principle of utility*). Zu der Zeit, als der Briefwechsel stattfindet, hatte Bentham dieses Prinzip bereits in seinem viel beachteten Erstling von 1776, dem *Fragment on Government*, eingeführt. Die Rede vom »größten Glück der größten Zahl« hatte er aus dem 1764 erschienenen Reformwerk des italienischen Aufklärers Cesare Beccaria, *Dei Delitti e delle Pene*, übernommen und als das Aggregat gesellschaftlich vorhandener Glücksempfindungen (*pleasure*) gedeutet. Mit konkreten Anwendungsfragen in der Strafrechtstheorie hatte Jeremy früh experimentiert und in seiner Gelegenheitsschrift *A view of the Hard Labour Bill*

2 Bentham, *Correspondence* 2, 302.

3 Ebd., 323.

(1778) die Hamburger Strafpraxis bereits in den Blick genommen. In diesem Pamphlet hatte Bentham anerkennend auf das »first great house of correction in Hamburg« aufmerksam gemacht.⁴ Er hatte *The State of the Prisons in England and Wales*, dem Werk des Gefängnisreformers John Howard, entnommen, dass die zwangsarbeitenden Strafgefangenen in Hamburg proportional am Geschäftsergebnis ihrer Arbeit beteiligt worden seien. Howard hatte die Gefängnisse und Arbeitshäuser der »great and opulent City of Hamburg« besichtigt und Zustände mangelnder »neatness or cleanliness« in den Arbeitshäusern für Frauen an der Alster vorgefunden. Er hatte Folterinstrumente inspiziert und Informationen über die Haft- und Exekutionsmethoden eingeholt. In der Hamburger *Bütteleys* lagen, so Howard, die Hinrichtungskandidaten in Eisen und warteten auf ihre Enthauptung, die gewöhnliche Methode der Hinrichtung in Hamburg.⁵

Jeremy Bentham hat sich in seiner langen Karriere dreimal (1775, 1809 und 1831) schriftlich zur Todesstrafe geäußert, jedesmal ablehnend, und ist damit zu einem der Begründer des Abolitionismus geworden.⁶ Auf den ersten Blick ist das erklärungsbedürftig, steht doch die Generalprävention im Zentrum seiner Straftheorie. Im Unterschied zu Beccaria greift Bentham auch nicht auf humanitäre Argumente zurück. Aber das stärkste zeitgenössische Argument für die Todesstrafe, die Vergeltung nach dem Talionsprinzip, das etwa Immanuel Kant noch wie selbstverständlich seiner Verteidigung der Todesstrafe zugrundelegt,⁷ muss Bentham irrational erscheinen. Strafe ist nichts an sich Wünschenswertes, indem sie die Summe des Schmerzes, die durch ein Verbrechen vergrößert wurde, nur weiter vermehrt, und so das gesellschaftliche Glück vermindert. Bentham gesteht ein, dass die Todesstrafe für Mord populär ist und intuitiv nahezuliegen scheint. Aber die Todesstrafe sei ökonomisch unsinnig, nicht graduell an die Schwere des Unrechts anzupassen, fehleranfällig und nicht wieder rückgängig zu machen.

Allerdings endet der frühe Aufsatz mit einer Ausnahme. Es existiert ein Fall, für den Bentham die Todesstrafe nicht völlig ablehnt. Gesellschaften sollen allerdings die Todesstrafe auf Delikte beschränken,

which in the highest degree shock the public feeling – for murders, accompanied with circumstances of aggravation, and particularly when their effect may be the destruction of numbers; and in these cases, expedients, by which it may be made

4 John Bowring (Hg.) 1843. *The Works of Jeremy Bentham*, vol. 4, Edinburgh, 13.

5 John Howard 1777. *The State of the Prisons in England and Wales*, Warrington, 116.

6 Das früheste Material ist in John Bowrings Werkausgabe unter dem Titel *Rationale of Punishment* veröffentlicht worden (John Bowring. *Works*, vol. 1, 390–525), das spätere von 1831 im selben Band (ebd., 525–532). Zu dem unveröffentlichten Aufsatz *Law versus Arbitrary Power: A Hatchet for Paley's Net* von 1809 siehe Brian Calvert 2006. Bentham and the Death Penalty, *Dialogue: Canadian Philosophical Review* 2, 211–231.

7 Immanuel Kant 1900 (1797). *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre*, Berlin, 332.

to assume the most tragic appearance, may be safely resorted to, in the greatest extent possible, without having recourse to complicated torments.⁸

Wenngleich Bentham hier Foltermethoden, die die Hinrichtung vollziehen oder begleiten, ablehnt, so spricht er sich doch dafür aus, in gravierenden Fällen Exekutionen in einer »most tragic appearance« zu inszenieren, um den größtmöglichen Effekt auf die Gemüter zu erzielen. Von zwei außerordentlich, aber vielleicht noch nicht hinreichend tragischen Inszenierungen hatte Samuel aus Amsterdam und Hamburg zu berichten gewusst. Erst das Herumzeigen des blutigen Schwerts hätte aus seiner Sicht dem Schauspiel den Anschein höchster Tragik verliehen.

In seinem ersten Hauptwerk, der *Einführung in die Prinzipien der Moral und der Gesetzgebung*, das 1780, ein Jahr nach dem Hamburger Briefwechsel entsteht, weist Jeremy nach, dass alle Strafe ein Übel ist, weil sie den Umfang des allgemeinen Glücks verringern muss.⁹ Könnte man daher auf ihre Ausübung zugunsten ihrer tragischen Inszenierung verzichten, wäre ihr abschreckender Effekt durchaus zu erhalten. Tatsächlich sei es ja bloß die Idee oder, in anderen Worten, der Anschein der Strafe, die Auswirkungen auf das Verstehen und Handeln der Menschen habe: »Es ist der Anschein der Strafe (*apparent punishment*), der die ganze Arbeit tut. [...] Es ist die wirkliche Strafe, die das ganze Unheil (*mischief*) anrichtet«.¹⁰ Bentham versucht offenbar, in dieser formativen Phase zwei Dinge zusammenzudenken: die rituelle Grausamkeit der feierlichen Inszenierung, die auf Samuel so großen Eindruck gemacht hatte, und die kalkulatorische Rationalität des Nutzenprinzips, die die tatsächlich zugefügten Übel zu minimieren zwingt. Seine unausgesprochene Lösung liegt darin, ein Straftheater zu fingieren, nicht in dem realen historischen Sinn, in dem Foucault diese Idee einführt, sondern als Inszenierung einer Illusion.¹¹

Foucaults Diagnose, dass die Zeit der Straf-Martern am Ende des 18. Jahrhunderts an ein Ende gekommen ist, lässt sich für Hamburg und für Benthams Theorie bestätigen.¹² Während Samuel noch respektvoll die (angebliche) Amsterdamer Rechtslage schildert, der zufolge auch nach dem Schuldspruch keine Hinrichtung

8 Rationale of Punishment, in John Bowring (Hg.) 1843. *The Works of Jeremy Bentham*, vol. 1, Edinburgh, 450.

9 »All punishment is mischief: all punishment in itself is evil. Upon the principle of utility, if it ought at all to be admitted, it ought only to be admitted in as far as it promises to exclude some greater evil.« Jeremy Bentham 2005 (1789). *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, hg. von James H. Burns & Herbert L.A. Hart, Oxford, 170.

10 Ebd., 178f.

11 Siehe Foucault zum »großen Schauspiel der peinlichen Strafe«, Michel Foucault 1977. *Überwachen und Strafen*, Frankfurt a.M., 9–13, 22f.

12 In Hamburg wurde die Folter nach 1786 nicht mehr angewandt. Richard J. Evans 1996. *Rituals of Retribution. Capital Punishment in Germany 1600–1987*, Oxford, 115.

ohne erzwungenes Geständnis vollzogen werden darf, warnt Jeremy in zwei Manuskripten, die um die Zeit des Briefwechsels mit Samuel entstanden sind, eindringlich vor dem Gebrauch der Folter als Straf- und Geständnisinstrument. Er lässt aber ausdrücklich ihren Einsatz in manchen Fällen der Gefahrenabwehr zu, insbesondere dort, wo Informationen aus Gefangenen herausgepresst werden sollen und Verzögerung nicht geduldet werden dürfe.¹³

Es muss offenbleiben, ob der von Samuel beschriebene Fall für Jeremy Bentham die ausnahmsweise wirkliche, nicht nur vorgespelte Vollstreckung der Todesstrafe gerechtfertigt hätte. Handelt es sich beim Kindsmord um eines der Delikte »which in the highest degree shock the public feeling« (s.o.)? Auch dieser Streitfall lässt Bentham sein Leben lang nicht los. In einer Passage aus frühen Manuskripten, die als *Traité de législation civile et pénale* (1802) veröffentlicht wurden, fordert Bentham die Entkriminalisierung des Infantizids. Allerdings ist der Fall von Kindsmord durch die Mutter, den er dort erörtert, einer, in dem das Kind noch nicht zu Bewusstsein gelangt sei – »an infant, which has ceased to exist before it has known existence«.¹⁴ Er unterstellt weiterhin, dass mit einem solchen Mord keine weitere Beunruhigung von Dritten, also kein »second order alarm« verknüpft sei. Außerdem nimmt er an, dass das Leben des Kindes ein Leben im Elend gewesen wäre, dessen Glücksbilanz für es selbst negativ gewesen sei. Ein solches Verbrechen belege nur die Sensibilität der Mutter, ihre tiefe Verzweiflung – eigentlich sei hier der Gesetzgeber (der die uneheliche Geburt von Kindern mit Schande und Rechtlosigkeit sanktioniert) als eigentlicher Mörder anzusehen. Im späten Text *Not Paul but Jesus* (entstanden 1817–18) radikalisiert Bentham seine Position allerdings soweit, das schmerzlose, womöglich unbeabsichtigte Ersticken von Säuglingen in bedürftigen Familien zu entschuldigen.¹⁵ Hier zeigt sich seine charakteristische Fähigkeit, seinen eigenen Prinzipien unverbrüchlich bis in die *reductio ad absurdum* zu folgen.

Die Diskussion der Brüder über die tragische Inszenierung der Strafe fand ein konstruktives, wenngleich zwiespältiges Ende. In St. Petersburg traf Samuel den Militär Grigori Potemkin, der ihm eine Offiziersposition in der russischen Marine anbot. Samuel wurde in Kritschew in Weißrussland eingesetzt, und Jeremy reiste ihm 1786 dorthin nach. Hier entwickelten die beiden Brüder den Gefängnisent-

13 William Twining 1974. Bentham on Torture, in Michael James (Hg.). *Bentham and Legal Theory*, Belfast, 39–90.

14 Jeremy Bentham 2009 (1802). *Theory of Legislation*, London, 265. Überraschende, wenngleich nicht-utilitaristische Zustimmung findet sich bei Immanuel Kant 1968 (1797). *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre*, Berlin, 363f.

15 Jeremy Bentham 1823 (2013). *Not Paul but Jesus*, London, 65, verfügbar unter <http://discovery.ucl.ac.uk/1392179/3/npbj.pdf> (20. Juli 2020).

wurf, für den Jeremy zweifelhafter Ruhm zuteil werden sollte.¹⁶ Die Architektur des Panopticon-Gebäudes vermag es nun, den gordischen Knoten der Strafpolitik zu durchschlagen. Es steigert durch umfassende, einseitige Transparenz die theatralischen Effekte der Strafe, während tragische und Gewaltinszenierungen darin keinen Platz mehr finden.

Peter Niesen ist Professor für Politische Theorie an der Universität Hamburg.

**»Ich habe große Lust, die Welt mit ›Kapital‹ zu überschwemmen.«
David Müller über die Hamburger Publikationsgeschichte von Karl Marx,
Das Kapital (Bd. 1)**

Hamburg ist der Ort, an dem Karl Marx (1818-1883) im Jahre 1867 den ersten Band seines Opus Magnum *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie* verlegen ließ. Veröffentlicht wurde es von dem Hamburger Verleger Otto Meißner, der auch die anderen zwei Bände (diese aber postum) sowie weitere Werke von Karl Marx und Friedrich Engels verlegte. Zwei Fragen versucht der folgende Beitrag zu beantworten. Warum erschien einer der welthistorisch einflussreichsten Texte in der Freien und Hansestadt Hamburg und nicht etwa in London, wo Marx zu dieser Zeit lebte? Und warum haben Marx und Engels sich für den Verleger Otto Meißner entschieden?

Marx war der Ansicht, sein *Kapital* sei »sicherlich das furchtbarste *Missile*, das den Bürgern (Grundeigentümer eingeschlossen) noch an den Kopf geschleudert worden ist«.¹⁷ Doch warum feuerte Marx dieses *Geschoss* von Hamburg aus ab? Eine wichtige Rolle spielte Hamburgs Ausnahmestellung innerhalb des zeitgenössischen politischen Flickenteppichs. Das Deutschland des 19. Jahrhunderts war in den Grenzen des Deutschen Bundes und des Deutschen Zollvereins nur locker zentralistisch organisiert, sodass die Reichweite und Grenzen der vielfach eingeschränkten bürgerlichen Rechte und Freiheiten regional stark voneinander abwichen. Einer der wenigen Orte, an dem das Maß der Meinungsfreiheit relativ weit reichte und progressive Texte veröffentlicht werden konnten, war die freie Elbstadt und Republik Hamburg. Die Freie und Hansestadt Hamburg besaß im Deutschen Bund »volle Staatssouveränität«.¹⁸ Hinzu kam, dass Schleswig-Holstein und auch Hamburg nicht dem Deutschen Zollverein angehörten und so bis 1888 eine Zollgrenze zum übrigen deutschen Staatsgebiet hatten. Hamburgs Grenze zu

16 Jeremy Bentham 1995 (1787). *The Panopticon Writings*, hg. von Miran Božovič, London & New York.

17 Karl Marx & Friedrich Engels 1965. *Werke Band 31. Briefe – Oktober 1864 bis Dezember 1867*, Berlin, 541.

18 Barbara Thode 1979. *Hamburg – Kleine Geschichte einer großen Stadt*, Hamburg, 134.

Schleswig-Holstein verlief mitten durch die heutige Stadt.¹⁹ Die Städte Altona und Hamburg waren damals noch getrennt, aber bereits soweit zusammengewachsen, dass (wenn die Hamburger Stadttore offen standen) ein Schritt genügte, um Hamburg zu verlassen und in Altona zu stehen. Sollte also einer kritischen Autorin eine Verhaftung drohen, war eine Flucht durchaus möglich.

Reichtum und Macht in der hanseatischen »Demokratie« lagen vor allem in den Händen der Kaufleute,²⁰ die für ihre Geschäfte unzensurierte Informationen benötigten. Dies hatte zur Folge, dass die Pressezensur in Hamburg weniger strikt war als in anderen Teilen des Deutschen Bundes.²¹ Preußen, das danach strebte, seinen Einfluss in den Nordwesten Deutschlands auszuweiten, missfiel die lasche Kontrolle; ein stärkeres Preußen bedeutete eine stärkere Zensur. Die politische Macht Preußens im Nordwesten wuchs durch die Gründung des Norddeutschen Bundes und stieg stetig bis zur Reichsgründung im Jahr 1871 an; allerdings blieb der Einfluss des autoritären, konservativen, militaristischen und streng zensierenden Preußens im Nordwesten schwächer als in anderen Teilen des Bundes.²² Innerhalb des Deutschen Bundes war Hamburg also ein guter Ort zum Publizieren. Dies galt auch noch nach den Kriegen der 1860er Jahre, obwohl ab diesem Zeitpunkt ein tendenzieller Fall der Freiheitsspielräume festzustellen ist; dieser hält an bis zum Beitritt Hamburgs zum Deutschen Reich und im Zuge dessen zum deutschen Zollgebiet.

Karl Marx und Friedrich Engels diskutierten in ihrem Briefwechsel über mindestens 42 verschiedene Verlage, von denen etwa 20 für die beiden Autoren in Frage kamen. Die Zahl reduzierte sich über die Jahre hinweg, auch aufgrund von Tod oder Rückzug aus dem Verlagsgeschäft, in erster Linie aber wegen Marx' und Engels' Unzufriedenheit mit und Enttäuschung über die Verlage selbst. In den 1850er Jahren veröffentlichte Karl Marx die Schrift *Enthüllungen über den Kommunistenprozess zu Köln*. In diesem im Londoner Exil geschriebenen Pamphlet setzt er sich sehr kritisch mit dem Prozess und der Rolle, die der Staat dabei spielte, auseinander. Verlegt und gedruckt wurde das Buch dann aus zweierlei Gründen in der Schweiz:

- 19 Das heutige Hamburg ist das Ergebnis einer Vereinigung durch die Nationalsozialisten, die mit dem Groß-Hamburg-Gesetz Altona und Hamburg sowie diverse andere heutige Stadtteile vereinigten.
- 20 1843 waren von den ca. 130.000 Einwohnern 6.882 (wohlhabende) Bürger (zum Teil mehrfach) stimmberechtigt; ebd., 134.
- 21 Jürgen Bönig 2017. *Karl Marx in Hamburg – Der Produktionsprozess des »Kapitals«*, Hamburg, 38; Jürgen Osterhammel 2009. *Die Verwandlung der Welt – Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München, 410f.
- 22 Zum einen wurde in Deutschland »der preußische Autoritarismus durch die bürgerliche Liberalität von Hansestädten wie Hamburg oder Bremen ausbalanciert«; Jürgen Osterhammel. *Verwandlung der Welt*, 410f. Zum anderen war eine anti-preußische Haltung u.a. in Hamburg besonders stark ausgeprägt; Martin Kitchen 2006. *A History of Modern Germany. 1800-2000*, Oxford, 114.

einerseits, um der deutschen Zensur so weit wie möglich zu entgehen, und andererseits wegen der niedrigeren Druckkosten.²³ In den Wochen nach dem Druck wurde das Buch über die Grenzen des Deutschen Bundes geschmuggelt, dort wurden die meisten Exemplare aber von den Staatsorganen konfisziert. Laut Marx war das auf den Verleger zurückzuführen, weil »der Esel« so viel falsch und so wenig richtig gemacht habe.²⁴ Auch die Schrift *Herr Vogt* ließ er 1860 im Ausland, diesmal in London, verlegen; auch hier stellte sich das gleiche Problem: Wie konnte der Text nach Deutschland gelangen?

In Berlin zum Beispiel hätte der Text nicht erscheinen können. Zwar hatten sich die Zeiten geändert, »[w]ir befinden uns nicht mehr in der Epoche 1850–58«, aber Marx befürchtete, dass die Berliner Buchhändlerinnen »die Sachen wegen des Kommunistenprozesses« nicht drucken würden.²⁵ Nach der Veröffentlichung des Buches und dem späteren Bankrott des Londoner Verlags wurde Marx noch auf Zahlung der Druckkosten verklagt. Obgleich er beteuerte, dass dies anders vereinbart gewesen sei, war es nicht zu beweisen, weil das »agreement [...] nicht schriftlich gemacht wurde«.²⁶ Das Verlegen seiner Schriften im Ausland lief für Marx also nicht sonderlich gut. Dies mag ein Grund dafür gewesen sein, weshalb er im Frühling des Jahres 1867 nach Hamburg fuhr, um das Manuskript des *Kapitals* persönlich abzugeben und nochmals die Vertragsbedingungen mit Otto Meißner zu besprechen. Da Marx schon in den 1840er Jahren erste ökonomische Schriften verlegen ließ — an Arbeiten zur Politischen Ökonomie saß Marx seit 1843²⁷ —, hätte es sich angeboten, demselben Verleger auch die späteren Texte anzubieten. Wieso geschah dies nicht? Diese ersten Texte zur Ökonomie sollten ursprünglich durch einen Darmstädter Verleger veröffentlicht werden. Marx aber braucht zu lange, liefert nicht termingerecht und will dann auch noch alles wieder überarbeiten: »Es versteht sich, daß ein Schriftsteller, der fortarbeitet, nach 6 Monaten nicht mehr wörtlich drucken lassen kann, was er vor 6 Monaten geschrieben hat«.²⁸ Der Verleger kündigt den Vertrag.

Marx' zweiter Versuch, auf dem Gebiet der politischen Ökonomie zu veröffentlichen, war das erste und einzige Heft einer geplanten Serie *Zur Kritik der Po-*

23 Karl Marx & Friedrich Engels 1963. *Werke Band 28. Briefe – Januar 1852 bis Dezember 1855*, Berlin, 643.

24 Ebd., 572.

25 Karl Marx & Friedrich Engels 1964. *Werke Band 30. Briefe – Januar 1860 bis September 1864*, Berlin, 96.

26 Ebd., 208.

27 *Kritik der Politik und Nationalökonomie*. Dieses Werk kam nie zustande. Teile wurden im 20. Jahrhundert als *Pariser Manuskripte* veröffentlicht.

28 Karl Marx & Friedrich Engels 1965. *Werke Band 27. Briefe – Januar 1842 bis Dezember 1851*, Berlin, 449.

litischen Ökonomie, die im *Kapital* dann später ihre Fortsetzung fand.²⁹ Die Kritik³⁰ ließ Marx in Berlin verlegen. Mit dem dortigen Verleger waren aber Marx und Engels, der auch eigene Texte dort verlegen ließ, später gänzlich unzufrieden. Primär lag dies an der langen Wartezeit von der Abgabe eines Manuskripts bis zu dessen Veröffentlichung. »[W]enn man ein Buch geheim halten will, [muss] man es dem Duncker zum Verlag geben«,³¹ sodass Marx ihm das Manuskript seines entstehenden politisch-ökonomischen Werkes »unter keinen Umständen«³² geben will.

Mit Meißner kam zuerst Engels in Kontakt und verlegte einige seiner Werke bei ihm. Der Hamburger war Engels und Marx schon länger bekannt, weil dieser im Kreis der Oppositionsverleger sich einen Namen gemacht hatte sowie mit Julius Campe befreundet war, dem Verleger von u.a. Hoffmann von Fallersleben oder Heinrich Heine. Marx war trotzdem nicht immer von Meißner überzeugt: Daher hatte er zunächst einen anderen Verleger für sein *Kapital* vorgesehen und angeschrieben, von diesem jedoch keine Antwort erhalten. Später veröffentlichte Meißner Texte, die Marx nicht passten und stand dadurch schon »direkt im feindlichen Lager«. ³³ Engels musste ihn verteidigen: »[E]in deutscher Verleger, z.B. Meißner (der lange nicht der Biedermann ist, als den Du ihn Dir vorstellst, sieh nur seine Verlagskataloge an), hat ganz andre Macht, die conspiracy du silence [Verschwörung des Schweigens] zu brechen«. ³⁴ Neben dem Damoklesschwert der Zensur drohten in Deutschland also auch Schweigen und Nichtbeachtung des Werkes in Wissenschaft und Öffentlichkeit. Frühere Werke beider Autoren waren wenig oder überhaupt nicht besprochen worden — das sollte dieses Mal verhindert werden. ³⁵ Interessanterweise glaubten die beiden im Exil lebenden Deutschen nicht, dass eine Zensur oder gar ein Verbot des Buches drohe, denn erstens sei es wissenschaftlich und verwende zweitens nur Beispiele aus England, und vor allem sei es dick. ³⁶

Der Autor des *Kapitals* war davon überzeugt, dass sein Werk 1865 publikationsfähig wäre. Alles verzögerte sich dann doch noch um gute zwei Jahre. Weil Marx so langsam vorankam, sollte der heute wohlbekannte Text des ersten Bandes in zwei Teilen herauskommen, Meißner pochte aber auf die Abgabe eines vollständigen

29 Das Kapital, so Marx im Vorwort des selbigen, »bildet die Fortsetzung meiner 1859 veröffentlichten Schrift: ›Zur Kritik der Politischen Oekonomie‹«; Karl Marx & Friedrich Engels 1962. *Werke Band 23. Das Kapital. Erster Band*, Berlin, 11.

30 Karl Marx & Friedrich Engels. *Werke Band 30*.

31 Ebd., 162.

32 Ebd., 640.

33 Ebd., 101.

34 Ebd., 103.

35 Reinhard Müller 1984. Otto Meißner, der Hamburger Verleger des Marx'schen »Kapitals«, in Volker Plagemann (Hg.). *Industriekultur in Hamburg – Des Deutschen Reiches Tor zur Welt*, München, 361.

36 Karl Marx & Friedrich Engels. *Werke Band 31*, 334, 338, 345.

Manuskriptes. Marx fährt schließlich zwei Jahre später als geplant nach Hamburg. Von dort schreibt er Engels: »netter Kerl, obgleich etwas sächselnd, wie sein Name andeutet«. ³⁷ Das Geschäftliche wurde geregelt und Marx fährt fort »[w]ir kneipten dann, und er erklärte sein großes ›Entzücken‹, meine werthe Bekanntschaft zu machen. [...] At all events, haben wir in Meißner einen Mann ganz zu unsrer Disposition«. ³⁸ Danach dauert es aber noch etwa fünf Monate, bis in Leipzig die 1.200 Seiten des Manuskriptes ³⁹ gedruckt und endlich in Hamburg als Buch veröffentlicht werden. ⁴⁰ Um den 9. September 1867 beginnt die Auslieferung. Am 13. September 1867 melden die *Hamburger Nachrichten* das Erscheinen des ersten Bandes des *Kapitals* in einer Auflage von 1.000 Exemplaren. Das Werk avancierte in kurzer Zeit zu einem der wichtigsten Bücher der Arbeiterbewegung und erfuhr seitdem etliche Neuauflagen. Abgabetermine nicht einzuhalten, kann also positive Auswirkungen auf das Werk haben! Meißner versichert Marx brieflich seiner Begeisterung: »Ich habe große Lust, die Welt mit ›Kapital‹ zu überschwemmen«. ⁴¹ Nach der Veröffentlichung des *Kapital* gab es keinen Wechsel mehr; der Hamburger Otto Meißner blieb der letzte Verleger zu Lebzeiten von Karl Marx.

David Müller ist Student der Politikwissenschaft an der Universität Hamburg.

Wissensproduktion in einer kolonialen Metropole.

Malte Kanefendt über aktuelle Herausforderungen des GIGA Institut Hamburg, die eigene Geschichte aufzuarbeiten

Das Leibniz-Forschungsinstitut German Institute of Global and Area Studies, kurz GIGA, in Hamburg ist die größte außeruniversitäre Forschungseinrichtung für Regionalstudien in Deutschland. 1964 als Deutsches Überseeinstitut gegründet, steht es in besonderer Verantwortung, seine heutige Arbeit im Feld der Vergleichenden Regionalstudien auf koloniale Kontinuitäten und epistemische Gewalt in der Produktion und Aneignung von Wissen zu reflektieren.

Die Gründung des GIGA im Jahre 1964 fällt in eine Zeit, in der die physische und strukturelle Gewalt des deutschen, zentral auch von Hamburg aus initiierten und gesteuerten Kolonialismus noch präsenter ist als heute. Lediglich ein gutes Jahrhundert ist es damals her, dass der ›Hamburger Kolonisationsverein‹ besetzte Gebiete in der südbrasilianischen Provinz Santa Catharina erheblich ausgeweitet hat-

37 Ebd., 228.

38 Ebd.

39 Ebd., 492

40 Für eine genauere Darstellung des Druckprozesses siehe Jürgen Bönig. *Karl Marx in Hamburg*, 105-139.

41 Otto Meißner in einem Brief an Karl Marx; Reinhard Müller. *Otto Meißner*, 361.

te und die dort gegründete Siedlungskolonie von mehr als 8.000 deutschen Kolonistinnen als Heimat betrachtet wurde.⁴² Kolonialismus in Form der Aneignung ›fremder Erdteile‹ durch deutsche Siedlerinnen stellt einen der ersten Berührungspunkte zwischen Hamburg und dem südamerikanischen Kontinent dar. Diese zunächst noch recht gering strukturierte Form des Kolonialismus wurde in den folgenden Jahrzehnten ausgebaut: Mit der Absicht, die Ausbildung von Kolonialbeamten⁴³ schon vor ihrer Ausreise zu perfektionieren und an Institutionen zu binden, entsteht 1908 das ›Hamburgische Kolonialinstitut.⁴⁴ Die ersten unterrichteten Fächer am Institut sind etwa »Völkerkunde«, die wirtschaftlichen Verhältnisse in Übersee, Sprachen oder Tropenhygiene.⁴⁵ Weniger als zehn Jahre später ist Hamburg nach London größter Importeur von Kolonialwaren.⁴⁶ Bereits zu dieser Zeit waren es vor allem die ›Kenntnisse‹ der mit Kolonialwaren handelnden Kaufleute über die politischen, ökonomischen und kulturellen Verhältnisse in anderen Erdteilen, die die wirtschaftliche Stellung Hamburgs absicherten.

Der Auffassung der ›Deutschen Kolonialgesellschaft‹ – mit mehr als 42.000 Mitgliedern der damals größte Interessenverband im Deutschen Reich –, dass die »machtpolitische Stellung eines Staates von der Größe und Stabilität seines Kolonialbesitzes« abhängt,⁴⁷ schloss sich auch die Hamburger Kaufmanns- und Reederfamilie Woermann an. Der Übersee-Kaufmann Adolph Woermann, der 1880 die Reederei ›C. Woermann‹ von seinem Vater übernommen hatte, baute diese in den Folgejahren zur »Afrikanischen Dampfschiffs-Aktiengesellschaft« aus. Als die Reichsleitung 1904 unter dem Befehl des Generalleutnants Lothar von Trotha 15.000 Soldaten von Hamburg aus nach Namibia entsenden wollte, war die sogenannte Woermann-Linie nach Namibia, Nigeria und Kamerun die einzige Reederei, die eine regelmäßige Verbindung nach Südwestafrika anbieten konnte. Woermanns Entlohnung für die Militärtransporte von rund sechs Millionen Reichsmark machten ihn zu einem der größten Profiteure des Genozids. In Adolph Woermanns Fußstapfen trat sein Sohn Kurt, der in seiner aktiven Zeit als NSDAP-Mitglied Vorsitzender der Hamburger Ortsgruppe des ›Deutschen Kolonialvereins‹ wurde und wie sein Vater in der Handelskammer tätig war. Ab den 20er Jahren hatte er sich

42 Johanna Elisabeth Becker 2005. *Die Gründung des Deutschen Kolonialinstituts in Hamburg. Zur Vorgeschichte der Hamburgischen Universität*, Hamburg, 6. Ende des 19. Jahrhunderts ›erwirbt‹ die 1897 gegründete ›Hanseatische Kolonisationsgesellschaft‹, die Ablöseorganisation des ›Hamburger Kolonisationsvereins‹, das Gebiet. Das gesamte fruchtbare Hinterland der beiden deutschen Kolonien Joinville und Blumenau wird noch weiter erfasst.

43 Aufgrund der geringen Einschreibungen in Kolonialfrauenschulen zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist davon auszugehen, dass es sich beinahe ausschließlich um männliche Personen handelte.

44 Johanna Elisabeth Becker 2005. *Kolonialinstitut in Hamburg*, 19.

45 Ebd., 53f.

46 Ebd., 34.

47 Ebd., 14.

für eine Intensivierung kolonialen Wirtschaftens eingesetzt. Im Gegensatz zu vielen anderen Kaufleuten wollte er Kolonien nicht nur als Rohstoff- und Handelsgebiet, sondern vielmehr als Siedlungsgebiet begreifen. Sein bis in die 30er Jahre oppositioneller Standpunkt, wurde spätestens mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten zur neuen Maxime deutscher Kolonialpolitik. Kurt Woermann war schon früh von einer ›Raumpolitik‹ überzeugt, die durch koloniale Expansion bzw. ›Rückerverwerbung‹ von Kolonien und der Ansiedlung von Deutschen in Kamerun, Ostafrika und dem nördlichen Südwestafrika Massenarbeitslosigkeit überwinden und somit den »nationalen Wiederaufstieg«⁴⁸ begünstigen sollte. Bereits im Juni 1933 veröffentlichte die Woermann-Linie einen Bericht, in dem die Hoffnung auf die »Wiedererlangung deutscher Kolonialgebiete in Afrika«⁴⁹ hervorgehoben wurde.

Die anfänglich sowohl von expansivem, nationalistischem Wirtschaftsdenken als auch von weißer Vormachtsideologie gefütterten Kolonialverbrechen seit Mitte des 19. Jahrhunderts, wurden ab den 1930er Jahren durch eine neue Intensität rassistischer Überzeugungen und Praktiken im NS-Staat noch einmal verstärkt. Sie bilden ebenfalls den Ausgangspunkt für die Gründung des ›Deutschen Übersee-Instituts‹. Prägend für die Arbeit des jungen Instituts war Andreas Predöhl, der 1965 erster Präsident des Instituts wurde. Wie Kurt Woermann war auch Predöhl (allerdings ›erst‹ 1937) in die NSDAP eingetreten und hatte in seiner Position als Leiter des Instituts für Weltwirtschaft (IfW) an der Universität Kiel recht schnell seinen Platz im Nationalsozialismus gefunden. Neben seiner Betätigung im NS-Rechtswahrerbund und seiner Mitgliedschaft im NS-Dozentenbund hatte er im Winter 1938/39 mit dem Chef des Wehrwirtschafts- und Rüstungsamtes der Wehrmacht, Georg Thomas, zusammengearbeitet und in dessen Auftrag Länderberichte angefertigt, die dem Wehrwirtschaftsstab Auskunft über die ökonomischen und militärstrategischen Potenziale anderer Staaten gaben. Kriegsrelevante ›Forschung‹ wie die im Dezember 1939 erschienenen ›Materialien über Rohstoffvorkommen in der UdSSR‹ ersparten dem Institut die Schließung durch das Reichserziehungsministerium und motivierten Predöhls Aussage, dass er die deutsche Wirtschaftswissenschaft gerettet und »unversehrt durch die NS-Zeit gesteuert« habe.⁵⁰

Woermann und Predöhl teilten jedoch nicht nur das gleiche Parteibuch, sondern standen sich auch in ihren kolonialpolitischen Forderungen nahe. Wie sich Woermanns Perspektiven auf koloniale Expansion in die Propaganda des NS

48 Marlis Lüth 1973. Hamburg und die Kolonialpolitik im Dritten Reich, *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 59, 55–87, 61.

49 Ebd., 65.

50 Andreas Predöhl 1968. Stellungnahme, in Rolf Seeliger (Hg.). *Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute*, 68–74, 68.

einfügten, so war auch Predöhl's funktionalistische Raumwirtschaftstheorie von erheblichem Nutzen für die Verbreitung der nationalsozialistischen ›Lebensraumpolitik‹. Seine ›völkische Grenznutzentheorie‹ verfügte offenbar über »keinerlei wissenschaftlich nachvollziehbare Kriterien der Raumerklärung«, ⁵¹ nichtsdestotrotz war es Predöhl's Anliegen gewesen, mit dem IfW eine Einrichtung zu schaffen, die sowohl Wirtschafts- und Sozialwissenschaften mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen verband als auch auf großen Datenmengen beruhende Forschung betrieb, um schließlich politikberatend tätig zu werden. ⁵² Diese Absicht mag es gewesen sein, die ihn später auch zur Tätigkeit am ›Überseeinstitut‹ motivierte, wo die Verbindung von langfristiger Forschung und alltäglicher Politikberatung im Vordergrund steht. Bis heute übrigens wird das GIGA unter der Sektion »Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Raumwissenschaften« der Leibniz Gemeinschaft geführt.

Vor diesem historischen Hintergrund ist es zu begrüßen, dass sich am GIGA bereits kritisch mit der Biographie Predöhl's und den Einflüssen auf seine wissenschaftliche Arbeit auseinandergesetzt wurde. ⁵³ Obwohl Predöhl's Wirken, so wird in einer Institutspublikation von 2014 anerkannt, »von seiner eindeutigen Andienung seiner wissenschaftlichen Arbeiten an das Terrorregime der Nazis [überschattet]« ⁵⁴ wird, bleiben jedoch die Ursprünge von Predöhl's rassistischer Raumtheorie unbeachtet. Die Kritik bleibt auf Predöhl's Verstrickungen in den Nationalsozialismus verkürzt und verkennt, dass seine Theorien bereits zuvor Wirkung entfalten und deutsche Kolonialträume bestärken konnten. Viele Kolonialverbände hatten sich bereits in der Kaiserzeit gegründet und in den frühen 20er Jahren die ›Rückgabe‹ ehemaliger Kolonien gefordert. ⁵⁵ Ein Symbol der langen Geschichte der »kolonialen Bewegung« ⁵⁶ vor 1933 ist etwa auch das Hamburger Welt-Wirtschaftsarchiv (HWWA), das sich bis 2007 die Adresse *Neuer Jungfernstieg 21* mit dem GIGA teilte. Als 1933 unter dem Motto des »kolonialen Erwachens« der gesamte Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft ausgetauscht und auch die Leitung des HWWA ins Exil getrieben worden war, rückten nicht nur zum Großteil NSDAP-Mitglieder, sondern vor allem auch Männer aus der Wirtschaft wie Bernhard Stichel nach, die

51 Christoph Scheuplein 2009. Wirtschaftliches Maximum, völkisches Optimum: Raumwirtschaftstheorie und -politik bei Andreas Predöhl, in Heinrich Mäding & Wendelin Strubelt (Hg.). *Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik: Beiträge einer Tagung zur Geschichte von Raumforschung und Raumplanung*, 84-106, 96.

52 Ebd., 102.

53 Wolfgang Hein & Robert Kappel 2014. Raum, Welt, Wirtschaft: Andreas Predöhl – eine deutsche Wissenschaftskarriere, *Giga working papers* No. 252.

54 Ebd., 50.

55 Marlis Lüth. *Hamburg und die Kolonialpolitik im Dritten Reich*, 62.

56 Ebd., 63.

für ihre kolonialpolitischen Forderungen bekannt waren. Stichel führte das Institut an die Linie des Nationalsozialismus heran. Die engen Verbindungen zum IfW in Kiel und der Aufbau einer ›Sonderabteilung Ost‹, die alle Materialien über die Sowjetunion durcharbeiten sollte, mögen zur Ablösung Stichels durch Predöhl im Jahr 1940 geführt haben, der sich somit bereits an die Umgebung des Jungfernstiegs – mit einer kleinen Unterbrechung durch einen Entnazifizierungsprozess – »gewöhnen« konnte. Gerade weil die persönliche sowie ideologische Nähe Predöhls zu Woermann und Stichel unbestreitbar ist und praktische Auswirkungen auf die Genese seiner Theorien wie auf die Ausrichtung des ›Überseeinstituts‹ hatte, darf eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte keinesfalls die lange Tradition kolonialrassistischen Denkens in Deutschland unerwähnt lassen.

Bis heute spiegelt sich diese Tradition in der Tendenz westlicher Forschung wider, globale politische Phänomene mit einer in sich homogenen Theorie erklären zu wollen. Weit entfernt von empirischer oder theoretischer Kontextsensibilität werden vermeintlich verallgemeinerbare Aussagen über ganze Kontinente und deren diverse Bevölkerungen getroffen, wird die Anpassung nicht-europäischer Länder an eigene Standards der ›Entwicklungstheorie‹ abgewartet und werden anderen Regionen besondere Anfälligkeit für autoritäre Transformationen attestiert. Regelmäßig nennen Wissenschaftlerinnen die einseitige Rohstofforientierung der Volkswirtschaften oder gar das Bevölkerungswachstum als Ursache für den Rückstand bestimmter Regionen, ohne auf wirtschaftliche Abhängigkeiten oder politische Einflussnahme europäischer Regierungen in Folge kolonialer Unterdrückung aufmerksam zu machen. Der Wandel zu einer globalisierten Wissenschaftsarbeit in Europa, die nicht länger historische Erfahrungen, philosophische Traditionen und kulturelle Diversität übersieht,⁵⁷ muss sich intensiver als je zuvor mit dem Vorwurf der ›Orientalisierung‹ auseinandersetzen.

Wenn man sich im alltäglichen Wissenschaftsbetrieb bewusstmacht, dass Hamburg nicht deshalb Übersee-Forschungszentren hat, weil es stolz auf seinen Ruf als Tor zur Welt ist, sondern weil viele Menschen in der Stadt bis heute von ausbeuterischen und kriegerischen Praktiken in ehemaligen deutschen Kolonien profitieren, kann die Tür zu einer Pluralisierung von Wissenschaft einen Spalt weiter geöffnet werden. An erster Stelle muss dies zur Folge haben, dass zuvor systematisch ausgeschlossene Stimmen gehört werden. Eine Pluralisierung von Wissenschaft und die Auflösung eurozentrischer Denkmuster basiert zudem auf der Bereitschaft, bestehende Deutungshoheiten zu hinterfragen und alternative intellektuelle Positionen zu berücksichtigen.

57 Vgl. Amrita Narlikar 2016. »Because they Matter«: Recognise Diversity – Globalise Research, *GIGA Focus Global* 12(1), 3.

Diesem Anliegen schließt sich auch die derzeitige Präsidentin des GIGA, Amrita Narlikar, an. In ihrem Buch *Bargaining with a Rising India*,⁵⁸ das sie 2014 zusammen mit ihrer Mutter Aruna Narlikar veröffentlichte, zeigt sie, wie wichtig es ist die kulturellen Hintergründe Indiens in die Analyse von außenpolitischen Verhandlungsverhalten miteinzubeziehen. Die Autorinnen zeigen, dass kulturell überlieferte Moralvorstellungen einen erheblichen Einfluss auf die distributive Verhandlungsstrategie Indiens haben, welche von westlichen Staaten aufgrund von Unwissenheit und fehlender kultureller Sensibilität als eigensinnig, arrogant und kompromissfeindlich wahrgenommen wird.⁵⁹ Gleichzeitig lassen sie jedoch unbeachtet, dass eine eurozentrische Kritik indischer Außenpolitik nicht nur in wissenschaftlichen Diskursen,⁶⁰ sondern vor allem in Internationalen Organisationen ein Zeichen der epistemischen Gewalt ehemaliger Kolonialstaaten ist. Darüber hinaus lassen sich zentrale Diagnosen des Buches auf Arbeiten US-amerikanischer Wissenschaftler wie Stephen Cohen, Raymond Cohen und Lucian W. Pye ein, die in ihren Schriften die politische Kultur indischer Aushandlerinnen pauschalisierend charakterisieren und Stereotypen unterstreichen.⁶¹ Häufig tritt das Potenzial des Buches, mit einer differenzierten und kulturell reflektierenden Perspektive auf internationale Aushandlungsprozesse zu schauen und Machtgefälle zwischen unabhängig gewordenen und (post-)kolonialen Staaten aufzulösen, hinter einen in vornehmlich westlichen Sphären etablierten Rational Choice-Erklärungsansatz zurück. Auch wenn das Werk somit nahtlos an im Westen bereits etablierte Wissenschaftsdiskurse anzuknüpfen vermag, sollte die Reflexion kultureller Traditionen nicht von der Intention geleitet sein, möglichst effektiv mit aufstrebenden Staaten wie Indien verhandeln zu können.⁶² Vor allem nicht solange das Framing von Effizienz als Ausbeutungspraktik nicht hinterfragt wird.

Das GIGA unternimmt also den Versuch, »lokale Sichtweisen und Perspektiven aufzuzeigen« und Kontakt zu Wissenschaftlerinnen in den Regionen zu pflegen, so auch der Vizepräsident des GIGA Patrick Köllner.⁶³ Von einer Pluralisierung der Wissenschaften profitieren nicht zuletzt Studierende, die Seminare besuchen, in denen wissenschaftliche Mitarbeiterinnen des GIGA Einblicke in politische Systeme und die Organisation von Gesellschaften vermitteln, die divers und mehrsprachig strukturiert sind und darüber hinaus zunehmend Debatten über Intersektionalität befördern. Wenn bestehende Kontinuitäten nachhaltig aufgebrochen werden sollen, gilt es, die Tendenzen zur Auflösung eurozentrischer

58 Amrita Narlikar & Aruna Narlikar 2014. *Bargaining With A Rising India. Lessons from the Mahabharata*, Oxford; vgl. den Beitrag von Franziska Goebel in diesem Band, S. 151.

59 Ebd., 8, 11, 211.

60 Ebd., 207.

61 Ebd., 9.

62 Ebd., 206.

63 Austausch per Mail mit dem Autor.

Wissensproduktion theoretisch wie methodisch umzusetzen und somit Theoriebildung insgesamt einem kritischen dekolonialen Blick zu unterziehen. Das GIGA, welches selbst von kolonialer Ausbeutung profitierte und dessen Gründung auf die Allgegenwärtigkeit deutscher Kolonialverbrechen hinweist, kann sich im Prozess einer Transformation zu einem Ort entwickeln, der diesen kritischen Blick auf sich, die Stadt Hamburg und die globalisierte Wissenschaft richtet.

Malte Kanefendt studiert im B.A. Politikwissenschaft am Fachbereich. Seine Schwerpunkte sind postkoloniale Studien sowie Gender-Theorien.

100 Jahre Kolonialinstitut?

Interview mit Tania Mancheno über das Gespenst des deutschen Kolonialismus

Eine der Vorläuferinstitutionen der 1919 gegründeten Hamburgischen Universität war das 1908 entstandene Hamburgische Kolonialinstitut, das – ansässig im heutigen Hauptgebäude der Universität – Beamte für den Dienst in den deutschen Kolonien ausbildete. Der Frage, was es für eine wissenschaftliche Institution bedeutet, aus der deutschen Kolonialgeschichte entsprungen zu sein, geht Alexa Vaagt im Interview mit Dr. Tania Mancheno, ehem. wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität am Fachgebiet Kriminologische Sozialforschung und Mitglied der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe«, nach.

Alexa Vaagt (AV): Das Hamburgische Kolonialinstitut wurde 1908 zum Zweck von Forschung und Ausbildung errichtet. Wie wurde damals eine Brücke zwischen Wissenschaft und Kolonialismus geschlagen und worin besteht dieser Zusammenhang heute?

Tania Mancheno (TM): Bevor die Uni gegründet wurde, bestand bereits eine wissenschaftliche Institution, nämlich das Hamburgische Kolonialinstitut. Einige Jahre nach der Gründung des Kolonialinstituts wurde zum ersten Mal demokratisch im Parlament entschieden, dass eine Universität gegründet werden soll. Somit wurde das Institut eigentlich nur umbenannt. Das Jubiläum versucht sich von dieser Institutionsgeschichte zu trennen, indem die Geschichte der Universität anders rekonstruiert und erzählt wird.

Wir bewegen uns in einer modernen oder postmodernen Institution, die von sich behauptet, keine Kolonialgeschichte zu haben oder sogar den Bezug zum Kolonialismus bewusst zu übersehen scheint. Diese politische Amnesie gilt nicht nur für unsere Uni. Mit deiner Frage musste ich an die Geschichte der Vereinten Nationen denken, die genauso aus einer politischen Dissidenz gegenüber einer tieferen Aufarbeitung des Kolonialismus entstanden ist. Es lässt sich historisch belegen, dass nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmte Strukturen und Akteure

des International Colonial Institute in die Vereinten Nationen übergegangen sind. Kolonialismus ist also nicht nur eine bewusst übersehene Vergangenheit von manchen modernen Institutionen. Kolonialismus ist vielmehr ein Gespenst, das alle unsere Institutionen, nicht nur in Europa, verfolgt.

AV: Wie drückt sich dieser Zusammenhang auf der praktisch-wissenschaftlichen Ebene in solchen Institutionen aus?

TM: Die Forschungsinteressen, welche an der Uni verfolgt wurden, waren von Anfang an kolonial geprägt. Auch die Geschichte der einzelnen Fächer sind Beweise für die allgegenwärtige Präsenz von Kolonialismus und dem damit zusammenhängenden Rassismus an der Universität.

Darüber hinaus könnten wir Akteure benennen, die unsere Orientierung auf dem Campus heute noch prägen, wie beispielsweise Edmund Siemers und Werner von Melle. Als Hamburgische Kaufleute und Seehandels-Juristen des 19. Jahrhunderts haben beide von kolonialen Ausbeutungsprozessen profitiert und die wissenschaftliche Praxis der neu gegründeten Universität geformt. Beide Figuren zeigen, inwiefern ökonomische Macht die epistemische Macht zu bestimmen versucht. Allerdings löst es in mir ein Unbehagen aus, wenn die Auseinandersetzung mit Kolonialgeschichte bedeutet, dass wir die Biographien von weißen, heterosexuellen Männern rekonstruieren. Vielmehr scheint mir eine kritische Auseinandersetzung mit der Rolle der Universität für ein Narrativ der Stadt notwendiger und auch fruchtbarer zu sein.

Inwiefern die Uni ein Narrativ der Stadt oder sogar Deutschlands in Gang gesetzt hat, lässt sich gut anhand der Institutions- und der Raumgeschichte rekonstruieren. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ein Besuch am Eingangsbereich unseres Nachbarmuseums MARKK (Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt), welches bis vor kurzem den problematischen Namen »Museum für Völkerkunde« trug, zeigt die wirtschaftlichen Netzwerke und persönlichen Verflechtungen, die einerseits das Museum und andererseits die Gründung des Kolonialinstitutes ermöglicht und finanziert haben.

So formten Kolonialinteressen nicht nur Technologien der Ausbeutung in den deutschen Kolonien, wie beispielsweise die Minenindustrien und Plantagen. Diese waren gleichzeitig zentral für die Entstehung des Uni-Viertels in Hamburg. Die Rekonstruktion solcher Netzwerke bedeutet die Gewaltgeschichte des Kolonialismus sichtbar zu machen, um der Entmenslichung von nicht-weißen Menschen – auch heutzutage und in Anlehnung an Frantz Fanon, so *verdammt* aktuell – entgegenzuwirken.

AV: Was bedeutet das dann für die Studierenden der Universität?

TM: Studierende der Universität Hamburg dürften die Geschichte der Vorlesungen im Hauptgebäude und im Vorlesungssaal des Museums nicht weiterhin ignorieren: Schwarze Menschen, die aus den ehemaligen Kolonien »importiert« wurden, wurden in den Räumlichkeiten des Museums und des Hauptgebäudes als

Exemplare für weiße Studierende in den Seminaren u.a. für Sprachwissenschaften ausgestellt. Diese menschenverachtende Geschichte ist nicht nur Bestandteil des Kolonialinstituts, sondern ein Erbe, das unseren ganzen wissenschaftlichen Betrieb bis heute betrifft.

Neben der Universität profitierten auch Museen und andere moderne Institutionen in dieser Stadt, vom Kolonialismus. Wie Prof. Jürgen Zimmerer in seiner Vorlesung zur Geschichte der Uni aufgezeigt hat:⁶⁴ Dass das Projekt des Kolonialinstituts, Kolonialbeamte auszubilden, scheiterte, bedeutet keineswegs, dass die Verflechtungen zwischen Kolonialismus und Wissenschaft keine nachhaltige und produktive Wirkung hatten.

AV: Die Zusammenhänge zwischen Kolonialismus und Wissenschaft sind bis heute so präsent und werden gleichzeitig tabuisiert. 1969, also zum 50-jährigen Bestehen der Uni Hamburg hat der damalige AStA ein Buch publiziert mit dem Titel *Das permanente Kolonialinstitut*. Darin hat der Studierendenausschuss die Kontinuität der kolonialen Praxis an der Universität kritisiert. 2019, 50 Jahre nach der Veröffentlichung, feiert die Uni 100-jähriges Jubiläum. Wie aktuell ist die Kritik heute noch?

TM: Es müsste dieses Jahr eigentlich eine neue Ausgabe dieses Sammelwerkes geben, die erneut die Fragen von damals, in einer dekolonialen Sprache und Semantik, stellt. In diesem Buch, das leider nur im Lesesaal der Staatsbibliothek ohne Ausleihmöglichkeit vorhanden ist, wurden kritische Stimmen, die nicht unbedingt innerhalb der Institutionen willkommen sind, aufgenommen. Studierende haben ihre Kritik an die Universität und an das unkritische Jubiläum artikuliert. Diese oppositionelle Haltung von damals wundert mich nicht. Denn je mehr mensch sich mit der Geschichte des Kolonialismus und den postkolonialen Wirkungen auseinandersetzt, desto mehr stellt mensch fest, dass es Widerstand schon immer gab.

AV: Welche kolonialen Kontinuitäten würden Sie heute konkret benennen wollen?

TM: In meinen Seminaren und während meiner Sprechstunde erlebe ich öfter, dass nicht-weiße deutsche und nicht-deutsche Studierende sich über den anhaltenden Rassismus an der Universität zu Recht empören. Sie berichten, dass u.a. das N-Wort immer mal wieder in anderen Seminaren fällt, oder die unterschiedlichen afrikanischen Länder unter Afrika subsumiert werden. Besonders problematisch sind diese Situationen, wenn es keine deutliche pädagogische Korrektur seitens des Lehrpersonals gibt. Es ist sehr schwierig für kritische Studierende die unkritische Haltung gegenüber Kolonialgewalt an der Universität zu entwapfen. Auch aus diesem Grund brechen einige ihr Studium ab.

64 Die Vorlesung *Wissenschaft und Kolonialismus. Die Hamburger Universität vom Kolonialinstitut bis zum Sturz des Wissmann-Denkmal*s (2019) aus der Vorlesungsreihe »100 Jahre Hamburger Universität« von Jürgen Zimmerer lässt sich abrufen unter <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/24572>.

Aber die Gewalt gegen Schwarze Menschen an der Universität und in unserer Gesellschaft äußert sich nicht nur in subtilen Formen des Rassismus – also durch die diskriminierende Verwendung von Sprache, Blicken und Vorurteilen. Die Gewalt findet auch vor unseren Augen auf der Straße, oder besser sogar, auf dem Gelände der Universität statt.

Ich spreche von einem aktuellen Verbrechen, welches unbedingt als kritischer Teil des sogenannten Jubiläums hätte aufgearbeitet werden müssen. Am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) wurde am 26. April 2019 William Tonou-Mbobda, ein Student, der kontinuierlich von Rassismuserfahrungen an der Universität und in der Stadt betroffen war, von privaten Sicherheitsleuten getötet.⁶⁵

Das UKE hat erst vor ein oder zwei Jahren bei einem internen Inventar menschliche Überreste von damals versklavten Menschen aus Namibia, Angehörigen der Herero und Nama, gefunden. Die Delegation Namibias, die zu der Zeit vor Ort hier in Hamburg war,⁶⁶ wollte diese Beweise nicht ohne weiteres mitnehmen. Sie vermuteten zu Recht, dass die Geschichte und das Verbrechen sonst zu schnell in Vergessenheit gerieten, sowohl auf Seiten des UKE als auch in der deutschen Bevölkerung.

Wir haben also in derselben Uni-Institution zwei gegensätzliche Ereignisse zu markieren: Auf der einen Seite das »Aufräumen« des Kolonialkellers und auf der anderen Seite die Tötung eines Schwarzen Menschen, der in Kamerun – übrigens eine ehemalige deutsche Kolonie – geboren wurde. Hier wird nicht nur symbolisch klar, inwiefern die Uni Teil einer postkolonialen Geschichte ist, die auf der einen Seite erzählt, die Uni habe nichts mehr mit dem Kolonialinstitut zu tun und sie jedoch gleichzeitig zum aktuellen Schauplatz rassistisch motivierter Gewalt macht.

AV: Ist eine Transformation der Uni Hamburg zu einer dekolonialen Institution möglich, wenn sie aus dem deutschen Kolonialismus entstanden ist? Und wie kann sich ein bewusster Postkolonialismus auf der praktischen Ebene äußern?

TM: Das ist eine schwierige Frage, aber ich glaube es ist immer wichtig, dass wir zwar nicht utopieren, weil das schnell totalitär wirkt, aber zumindest nach Alternativen suchen. Und das bedeutet auch, die Institutionen neu zu denken. Ich bin der Meinung, dass bereits eine kritische historische Auseinandersetzung mit diesen Verflechtungen einen Schritt in Richtung Dekolonialisierung beitragen

65 Stellungnahme der Black Community Hamburg, verfügbar unter [https://blackcommunityhamburg.blackblogs.org/aktuelles/\(20. Juli 2020\)](https://blackcommunityhamburg.blackblogs.org/aktuelles/(20. Juli 2020)).

66 Anlass hierfür war der zweite transnationale *Herero & Nama Kongress: Koloniales Vergessen: Quo Vadis Hamburg?*, der im April 2018 an der Universität Hamburg stattfand. Der Kongress erinnerte an den Völkermord im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika und forderte eine offizielle Entschädigung seitens der Bundesregierung.

könnte. So könnten Studierende, die hier das Studium aufnehmen, erstmal eine Einführung erhalten, in der klar wird, dass diese Universität aufgrund ihrer Geschichte eine besondere Aufgabe hat, sich kritisch mit Kolonialismus und mit der deutschen Kolonialgeschichte auseinanderzusetzen.

Gleichzeitig könnte mit dem affirmativen Jubiläum die notwendige Aufarbeitung des deutschen Kolonialismus einhergehen: Denn die 100 Jahre Uni sind auch 100 Jahre seit dem ersten Genozid des 20. Jahrhunderts, welcher von deutschen Soldaten an den Menschen im heutigen Namibia verübt wurde.⁶⁷ Erinnern muss nicht feiern bedeuten. Deutschland ist dafür weltweit bekannt. Die dekoloniale Aufgabe der Universität würde also darin bestehen, diese ganzen Verflechtungen dann sichtbar zu machen, obwohl sie unsichtbar sind, aber trotzdem unser Dasein prägen. Ich bin der Meinung, dass eine solche Anerkennung der Geschichte ein anderes Miteinander innerhalb der Universität ermöglichen würde, welches sich dann in einem anderen Miteinander in der Gesellschaft spiegeln könnte.

Alexa Vaagt studiert Politikwissenschaft am Fachbereich. Das Interview entstand im Rahmen des Seminars »Einführung in den Journalismus« bei Prof. Volker Lilienthal.

Fundstück: Der Pferdestall – das Gebäude der Politikwissenschaft an der Universität Hamburg

Die Politikwissenschaft an der Universität Hamburg ist heute am Allende-Platz 1 beheimatet – oder auch: »dem Pferdestall«. Im Fundstück zur Gebäudegeschichte werden die 1910er Jahre beleuchtet: Die Firma Schlüter & Söhne, der Bau des Gebäudes und schließlich, warum der Pferdestall denn nun Pferdestall heißt. Anschließend folgt die Geschichte des Umbaus, des Einzugs der Universität und damit dem Beginn der akademischen Nutzung des dann nurmehr zum Mythos gewordenen »Pferdestalls«. Außerdem beleuchten wir die Nutzung des Gebäudes zwischen 1933 und 1945, seine Verortung im jüdischen Grindelviertel sowie die Transformationen nach 1945.

Das Hamburger Familienunternehmen J.A. Schlüter & Söhne wurde im frühen 19. Jahrhundert gegründet und war – ansässig in der Nähe der Sankt-Petri-Kirche an der Mönckebergstraße – einer der größten Hersteller und Vertreiber von Fuhrwerken der Stadt.

67 In dieser Geschichte spielt Hamburg eine besondere Rolle. Einerseits wurden aus diesem Hafen die Truppen zur Vernichtung der Widerstandskämpferinnen gegen die deutsche Kolonialbesatzung in Namibia entsandt. Andererseits wird der Befehlshaber am Gelände der Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg Jenfeld immer noch gewürdigt.

Der Pferdestall von Schlüter & Söhne (1910er Jahre)



UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

Aufgrund des kontinuierlich wachsenden Geschäftsvolumens beschloss die Firmenleitung zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Geschäftsneubau. Und ein geeigneter Ort war schnell gefunden: 1908 wurde der neue Pferdestall der Firma Schlüter & Söhne im Bezirk Rotherbaum eröffnet. Die *Hamburger Nachrichten* berichteten am 17. April in ihrer *Zweiten Morgen-Ausgabe*, neben einem Report über den Urlaub der Kaiserfamilie auf Korfu und einem Kommentar zur schwelenden Dänenfrage in Schleswig-Holstein, über den Neubau am damaligen Bornplatz:

Die bekannte Firma J.A. Schlüter Söhne, die seit 101 Jahren an der Petri-Kirche das altrenomierte Luxusfuhrwesen betrieben hat, verlegt mit dem heutigen Tage ihre Zentrale nach ihrem imposanten Neubau Bornplatz 2, die mit allem Komfort und Einrichtungen der Neuzeit ausgestattet ist. [...] Die geschmackvolle Fassade – im Barockstil gehalten – besteht aus Kalksandstein und lederfarbenen Verblendsteinen und ruht auf einem Sockel von schlesischem Granit. [...] Nach hinten, durch einen Torweg getrennt, gelangen wir links in die modern eingerichtete Schmiede mit Pferdebeschlaghof [...]. Im Mittelgebäude führen links und rechts zwei breite Rampen zum Aufgang der Pferde für die Stallungen im 1. Stock. Dort sind in zwei großen Ställen links und rechts je 110 Pferde untergebracht.

In den folgenden Jahren wuchs das Unternehmen kontinuierlich. Zu Beginn der 1920er Jahre expandierte Schlüter & Söhne noch einmal und baute neben dem Pferdestall eine Werkstatt für Automobile – das heutige Abaton-Kino am Allende-Platz 3.

Gleichzeitig boomte auch die akademische Arbeit in der 1919 gegründeten Hamburgischen Universität. Die Studierendenzahlen stiegen in nur wenigen Jahren von 1729 Immatrikulierten im ersten Semester 1919 auf nahezu dreitausend Studierende zu Beginn der 1930er Jahre, die Zahl der Lehrenden verdoppelte sich in nur wenigen Jahren auf 300 Personen und in nahezu jedem Semester wurde ein neues Studienfach in das auch von der breiten Stadtbevölkerung beachtete Curriculum aufgenommen.⁶⁸

Die fachliche wie soziostrukturelle Expansion der Universität stellte die Hochschulbehörde allerdings auch vor handfeste Probleme – wo sollte man so schnell Vorlesungssäle, Raum für Bibliotheken sowie Büros für Professorinnen, Mitarbeitende und Verwaltungspersonal herbekommen? Vor allem die Verortung der bisherigen Universitätsstätten mitten im Hamburger Stadtteil Rotherbaum stellte für Behörde und Universitätsleitung eine Herausforderung dar.

Zur gleichen Zeit stand auch Schlüter & Söhne vor den Herausforderungen der Transformation der 1920er Jahre – genauer: den technischen Entwicklungen der Zeit. Hatte man mit dem Bau des neuen firmeneigenen Pferdestalls am Bornplatz noch voll auf die Kutsche als Fortbewegungsmittel gesetzt, bekam das Familienunternehmen nun zunehmend Konkurrenz durch die Motorisierung des Personenverkehrs. Die Konsequenz: Das Unternehmen musste seine Kutschensparte aufgeben,⁶⁹ der Pferdestall am Bornplatz, etwa siebenhundert Meter Luftlinie vom Hauptgebäude der Hamburgischen Universität entfernt, sollte nach nur zwanzig Jahren Nutzung verkauft werden ...

...und eine Käuferin war schnell gefunden: Im Juni 1928 beschloss die Hamburgische Bürgerschaft den Ankauf des Gebäudes und bewilligte mit der Bereitstellung von 500.000 Reichsmark den Umbau »zu Hochschulzwecken«. Zum Wintersemester 1929/30 konnte die Universität – mit etwas Verzögerung, da sich u.a. die neue

68 Universität Hamburg 1970. *Universität Hamburg 1919-1969. Festschrift zum 50. Gründungstag der Universität Hamburg*, 342f., 354, zitiert nach Rainer Nicolaysen 2010. *Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert*, Kapitel 3: Zwischen Erfolg und Gefährdung: Die gesplante Universität in der Weimarer Republik, verfügbar unter <https://www.uni-hamburg.de/einrichtungen/weitere-einrichtungen/arbeitsstelle-fuer-universitaetsgeschichte/geschichte.html> (20. Juli 2020).

69 Heute sind Schlüter & Söhne Experten für Automobilersatzteilehandel, ansässig in Hamburg-Rotherburgsort.

Telefonanlage teurer als geplant erwies – die Räumlichkeiten beziehen und die Arbeit aufnehmen.⁷⁰

Lesesaal im neuen Universitätsgebäude am Bornplatz (1930)



UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

Ende der 1920er bis Anfang der 1930er Jahre waren im Gebäude am Bornplatz 1-3 das Seminar für romanische Sprachen und Kultur, das Literaturwissenschaftliche und das Germanische Seminar sowie das Seminar für Erziehungswissenschaften untergebracht. Außerdem befanden sich im Gebäude das Seminar für Philosophie im ersten Stockwerk sowie das Psychologische Institut der Universität im zweiten Stock. Dies bedeutete auch, dass ab dem Wintersemester 1929/30 bedeutende liberale, jüdische Intellektuelle der Weimarer Zeit, wie Ernst Cassirer, Agathe Lasch und William Stern in diesem Gebäude forschten und lehrten. William Stern, Philosophie- und Psychologieprofessor, nutzte etwa die Werkstatt im Gebäude für seine psychologischen Studien.⁷¹

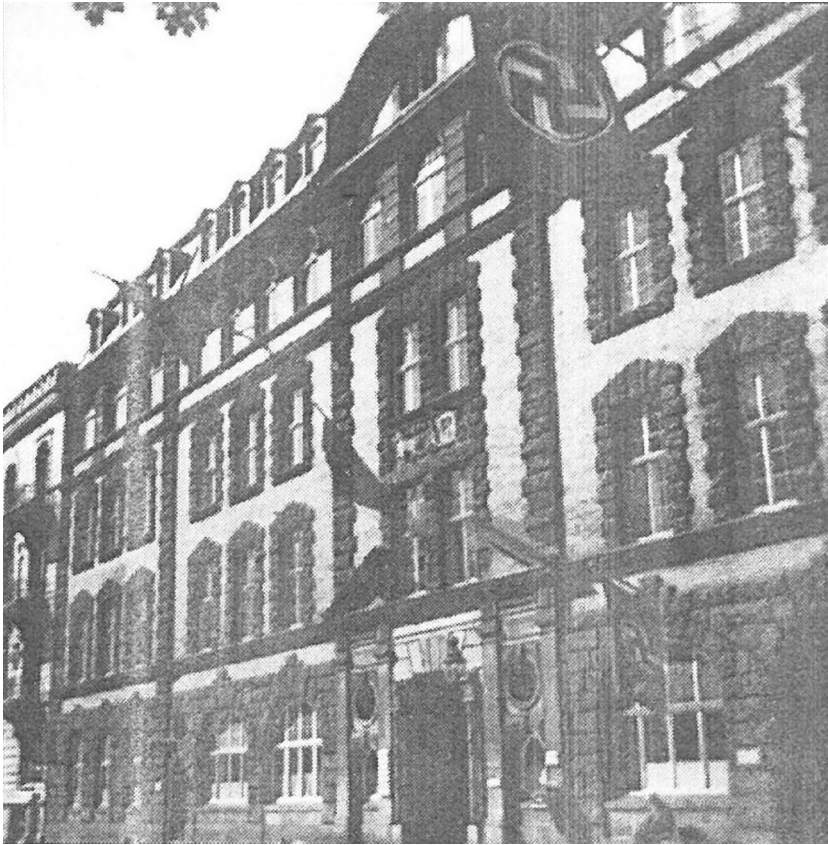
1933 wurden die genannten Wissenschaftlerinnen und viele weitere Mitarbeitende der Universität im Zuge des faschistisch-antisemitischen »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom akademischen Leben ausgeschlossen

70 Universität Hamburg 2019. *Allende-Platz 1 (Pferdestall)*, online verfügbar unter <https://ct.uhh.de/de/tour/pferdestall.html> (20. Juli 2020).

71 Rainer Nicolaysen 2010. *Wandlungsprozesse*, Kapitel 2: Der lange Weg zur Universitätsgründung.

und vertrieben. Somit war auch die erste Phase akademischer Arbeit im universitären Pferdestall beendet, Mitte der 1930er Jahre zog die ›Schutzpolizei‹ im Erdgeschoss ein. Die Institutsstruktur im Gebäude wurde radikal transformiert, die Institute für Philosophie und Psychologie sowie das Seminar für Erziehungswissenschaften, die ehemaligen Herzstücke des Gebäudes, wurden ideologisch entkernt oder gleich ganz fallen gelassen. Nicht mehr viel passierte im Gebäude am Bornplatz 1-3, erst zum Ende des Zweiten Weltkrieges ziehen noch einmal neue Institute aus zerstörten Universitätsgebäuden in das von Luftangriffen weitgehend unbeschadet gebliebene Gebäude.

Der Pferdestall im Nationalsozialismus (1930er Jahre)



UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

Wie kein anderes Gebäude der Universität ist der Pferdestall in die Geschichte des Grindelviertels eingelassen. Das Grindelviertel im Stadtteil Rotherbaum war

das ehemalige Zentrum jüdischen Lebens in Hamburg und beherbergte u.a. die große Hauptsynagoge der orthodoxen jüdischen Gemeinde. Direkt am Bornplatz war sie, dem Universitätsgebäude gegenüberliegend, der Mittelpunkt des Viertels und wurde in der Reichspogromnacht am 9. November 1938 zerstört. Heute erinnern weitläufige Mosaiksteine auf dem an den Allende-Platz angebundenen Joseph-Carlebach-Platz an die Grundmauern und das Dachgewölbe der Synagoge.

Ebenfalls direkt an den Pferdestall angeschlossen war eine der vielen, die in Deutschland jedoch einzige nach der Pogromnacht wieder aufgebaute Hinterhofsynagoge, die »Neue Dammthor-Synagoge«. Hier kamen nach den intensivierten Deportationsanstrengungen der Nationalsozialisten die meisten jüdischen Menschen im Grindelviertel zusammen – bis sie schließlich selbst als Sammelstätte für Deportationen genutzt und im Krieg zerstört wurde.⁷² Hieran erinnert eine kleine Gedenktafel, die in den 1980er Jahren angebracht wurde, sowie die große östliche Seitenfassade des Gebäudes, die vor dem Hintergrund dieser Historie zu Recht unvollständig, beschnitten und nackt aussieht.

Nach der Befreiung im Jahr 1945 wuchs die wiedereröffnete Universität stetig – in ihren Mitgliederzahlen wie in ihrer räumlichen Ausdehnung. In den 1950er und 1960er Jahren wurden die Pläne für einen zusammenhängenden Universitätscampus, der die bislang im Stadtviertel Rotherbaum eher versprengten Universitätsgebäude verbindet, konkreter und schließlich auch weitgehend umgesetzt. Mit nur wenigen Jahren Abstand entstanden die noch heute markantesten Gebäude: der »WiWi-Bunker«, das Auditorium Maximum und der »Philosophenturm.« Benannt wurde der neue Campus nach Werner von Melle, einem der Hamburger Bürger, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für die Gründung der Universität eingesetzt hatten. Der ehemalige Pferdestall markierte von nun an das Westende des neuen Hauptcampus und bekam die Adresse *Von-Melle-Park 15*. Nach 1945 hatte das Gebäude zuerst wieder die geistes- wie erziehungswissenschaftlichen Fächer und Institute beherbergt, 1968 zogen dann die Sozialwissenschaften – und damit auch die Politische Wissenschaft – in das Gebäude ein.

Dass es jemals ruhiger um das Gebäude und seine Bewohnerinnen werden würde, war aber wohl nie in Sicht. Zu Beginn der 1980er Jahre wurde das Gebäude im Zuge einer stadtweiten Kampagne und Kontroverse in Allende-Platz 1 umbenannt.⁷³ Und in regelmäßigen Abständen materialisierten sich hochschul- und wissenschaftspolitische Auseinandersetzungen in den Fluren des Pferdestalls. 1977 wurde das Gebäude für drei Tage verriegelt, die besetzenden und streikenden Studierenden forderten eine Erhöhung des BAföG-Satzes sowie das politische Mandat für den AStA. 1988, im bis heute größten Streik der Universitätsgeschichte, ging

72 Eckart Krause 1994. Mitten im Grindel, *Uni-Kalender* 1994.

73 Vgl. den Beitrag zur Platz-Umbenennung in diesem Band, S. 327.

es dann um Sparmaßnahmen des Senats, angekündigte Eingriffe in die studentische Selbstverwaltung und mangelhafte Frauenförderung. Auch im Zuge dieses Streiks war der Pferdestall besetzt, nun sogar für mehrere Wochen und die regulären Lehrveranstaltungen fielen in der Regel zugunsten von alternativen, studentischen Seminaren aus. Die bis heute nachhaltigste Auswirkung des Streiks ist die Gründung der »T-Stube«, der Umbau eines alten Hörsaals im ersten Stock zum bis heute bestehenden selbstverwalteten Freiraum (Text: David Weiß).

Liberales Bollwerk.

Stefan Oeter über Albrecht Mendelssohn Bartholdy und das Institut für Auswärtige Politik⁷⁴

Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874-1936) wurde 1920 auf einen Lehrstuhl für Auslandsrecht und Internationales Privatrecht berufen. Im Jahr 1923 gründete er das Institut für Auswärtige Politik, das unter dem Namen Institut für internationale Angelegenheiten noch heute in der Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität Hamburg existiert. 1933 wurde Mendelssohn Bartholdy sein Lehrstuhl, 1934 die Leitung des Instituts entzogen. Er starb 1936 im Oxforder Exil. Heute trägt die rechtswissenschaftliche Graduiertenschule seinen Namen.

Bereits im Vorfeld der Universitätsgründung 1919 waren aus der Hamburger Kaufmannschaft Bedürfnisse nach spezifischer Expertise im Auslandsrecht artikuliert worden, und es waren konkrete Planungen zur Gründung eines Instituts für Auslandsrecht entwickelt worden, die aber aufgrund des Kriegsendes nicht mehr zum Abschluss kamen.⁷⁵ An diese Planungen knüpfte man unmittelbar bei Gründung der Universität im Mai 1919 an und richtete als eine der Keimzellen der neuen juristischen Fakultät einen Lehrstuhl für Internationales Privatrecht und Auslandsrecht ein, der im Sommer 1920 mit Albrecht Mendelssohn Bartholdy besetzt wurde, den man dafür aus Würzburg berief (und der im übrigen 1918 auch schon für die Leitung des geplanten Instituts für Auslandsrecht vorgesehen war).⁷⁶ Albrecht Mendelssohn Bartholdy, von der persönlichen Herkunft Badener, aber aus einer bekannten Familie des jüdischen Großbürgertums mit historischer Präsenz

74 Dieser Beitrag ist eine gekürzte Version von Stefan Oeter 2019. Internationales Recht in Hamburg. Vom Institut für Auswärtige Politik zum Institut für internationale Angelegenheiten, in Tilman Repgen et al. (Hg.). *100 Jahre Rechtswissenschaft an der Universität Hamburg*, Tübingen, 555-576.

75 Vgl. Gisela Gantzel-Kress 1983. Das Institut für Auswärtige Politik 1923-1933. Das erste politikwissenschaftliche Institut in Deutschland und das dritte auf der Welt zur Erforschung internationaler Beziehungen und Friedensbedingungen: Interessen, Hoffnungen, Realitäten, Illusionen, in Klaus Jürgen Gantzel (Hg.). *Kolonialrechtswissenschaft, Kriegsursachenforschung, Internationale Angelegenheiten*, Baden-Baden, 21-88, 25-32.

76 Ebd., 32.

in Hamburg, war eigentlich Zivilrechtler, genauer: Zivilprozessualist.⁷⁷ Schon früh aber hatte er sich einen Ruf als profunder Kenner des ausländischen Rechts, insbesondere anglo-amerikanischer Prägung, erworben. Die frühe Berufung dieses dezidiert an internationalrechtlichen Fragen interessierten Wissenschaftlers zeigt symbolträchtig die Orientierung der neuen Fakultät, in Anknüpfung an die spezifischen Auslandsinteressen der Hamburger Kaufmannschaft. Der Neuberufene war zudem – für die Juristenschaft der ausgehenden Monarchie eher ungewöhnlich – bekennender Republikaner mit liberaler Orientierung.⁷⁸ Wirkmächtig für die institutionelle Strukturbildung des internationalen Rechts wurde Mendelssohn Bartholdy zunächst dadurch, dass ihm 1923 die Gründung eines eigenständigen, außerhalb der Universität stehenden Instituts für Auswärtige Politik gelang, dem er dann zehn Jahre (bis September 1933) vorstand.⁷⁹ In der schon früh, mit der Gründung des Instituts für Auswärtige Politik 1923, angelegten Verbindung von internationalem Recht und sozial- bzw. politikwissenschaftlicher Analyse der internationalen Politik weist Hamburg eine sehr lange Tradition der interdisziplinären Forschung zu Fragen der internationalen Beziehungen auf, einschließlich ihrer rechtlichen Aspekte, die in der jüngeren Vergangenheit wiederbelebt wurde. Seit den 1990er Jahren kommt es zu einem intensiveren Dialog zwischen Völkerrechtlerinnen und Vertreterinnen der Internationalen Beziehungen, insbesondere im Bereich der Global Governance und des Global Constitutionalism. Dies hängt nicht zuletzt mit methodischen und epistemischen Akzentverschiebungen zusammen. Juristinnen interessieren sich auf einmal für den disziplinär geschulten, methodisch reflektierten Blick auf die Wirklichkeit internationaler Beziehungen; umgekehrt haben Politikwissenschaftlerinnen der neueren Generation ein dezidiertes Interesse an normativen Fragen entwickelt. Die Kenntnis der Traditionslinien im Zusammenspiel von Völkerrecht und internationaler Politik hilft insoweit nicht nur, die Gewordenheit des Bestehenden zu verstehen, sondern enthält geradezu einen Auftrag, die bahnbrechenden Impulse der Gründerinnengeneration, die vor

-
- 77 Vgl. zur Biographie von Albrecht Mendelssohn Bartholdy die Skizzen von Rainer Nicolaysen 2012. Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874-1936), in ders. (Hg.). *100 Jahre Hauptgebäude der Universität Hamburg: Reden zur Festveranstaltung am 13. Mai 2011*, Hamburg, 65-72; Alfred Vagts 1979. Albrecht Mendelssohn Bartholdy: ein Lebensbild, in Cécile Lowenthal-Hensel (Hg.). *Mendelssohn-Studien: Beiträge zur neueren deutschen Kulturgeschichte*, Bd. 3, Hannover, 201-225; Fritz Morstein Marx 1969. Albrecht Mendelssohn Bartholdy, in Rechtswissenschaftliche Fakultät der Universität Hamburg (Hg.). *Lebensbilder hamburgischer Rechtslehrer*, Hamburg, 53-59.
- 78 Vgl. dazu nur Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 34-37; Rainer Biskup 2010. *Staatsrechtslehrer zwischen Republik und Diktatur: Rudolf Laun (1882-1975)*, Hamburg, 53-55.
- 79 Vgl. Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 43-65.

hundert Jahren die Universität Hamburg geprägt haben, wieder aufzunehmen und mit Leben zu erfüllen.

Dass gerade Albrecht Mendelssohn Bartholdy so wirkmächtig für die Institutionalisierung des internationalen Rechts in Hamburg werden würde, konnte man bei seiner Berufung 1919 noch nicht ahnen. In den Jahren in Würzburg hatte er sich einen Namen als Zivilprozessrechtler und profunder Kenner des Auslandsrechts erworben – und als solcher wurde er auch an die neue Hamburgische Universität berufen. Die Wende hin zum Völkerrecht und zur internationalen Politik zeichnete sich zu diesem Zeitpunkt allerdings schon in ersten Ansätzen ab. Dies hing in erster Linie mit den Zeitumständen zusammen. Als kosmopolitischer Liberaler hatte Albrecht Mendelssohn Bartholdy immer scharf Stellung bezogen gegen die maximalistischen Kriegsziele der deutschnationalen Eliten des späten Kaiserreichs; seit 1917 gehörte er dem Heidelberger Kreis um Max Weber und Prinz Max von Baden an.⁸⁰ Für die neue republikanische Reichsleitung lag es 1919 nahe, Vertreter dieses Kreises in die deutsche Delegation für Versailles zu berufen. Zusammen mit Hans Delbrück, Max Weber, und Max Graf Montgelas formulierte er das deutsche Memorandum vom 27. Mai 1919, in dem die alleinige deutsche Schuld am Ausbruch des Krieges zurückgewiesen wurde.⁸¹ Die Erfahrungen der Versailler Verhandlungen waren mehr als ernüchternd,⁸² aber schon im Kontext der Friedensverhandlungen reifte in Kreisen der deutschen Delegation der Plan, zum besseren Verständnis der Gesetzmäßigkeiten der internationalen Politik ein spezifisches Forschungsinstitut für auswärtige Politik zu gründen.⁸³ Doch die Ressourcen dafür waren nicht einfach zu finden. Zunächst mussten Albrecht Mendelssohn Bartholdy, der im Sommer 1920 tatsächlich nach Hamburg gewechselt war, und Max Warburg, sein engster Verbündeter in diesen Fragen, sich mit der Gründung einer Forschungsstelle für die Kriegsursachen begnügen.⁸⁴ Erst die Bleibeverhandlungen anlässlich eines Rufes nach Berlin erzeugten das Momentum für die Gründung des Instituts für Auswärtige Politik, die Ende 1922 von der Hochschulbehörde bewilligt wurde.⁸⁵

80 Vgl. ebd., 38, sowie Hermann Weber 1986. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda: Das Hamburger Institut für Auswärtige Politik und die deutsche Völkerrechtsdoktrin in den Jahren 1933 bis 1945*, in Klaus Jürgen Gantzel (Hg.). *Wissenschaftliche Verantwortung und politische Macht*, Berlin & Hamburg, 185–423, 194.

81 Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 39; vgl. auch aus historischer Perspektive zur Kriegsschulddebatte Berndt-Jürgen Wendt 1986. *Über den geschichtswissenschaftlichen Umgang mit der Kriegsschuldfrage*, in Klaus Jürgen Gantzel. *Wissenschaftliche Verantwortung und politische Macht*, 1–63.

82 Vgl. zu den Schwierigkeiten der Versailler Verhandlungen jüngst Michael S. Neiberg 2017. *The Treaty of Versailles: A Concise History*, New York, 35–68; ferner Manfred F. Boemeke (Hg.) 1998. *The Treaty of Versailles: A Reassessment after 75 Years*, New York, insbes. 37–68.

83 Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 39.

84 Vgl. ebd., 41f.

85 Ebd., 43.

Mit Beschluss der Hamburgischen Bürgerschaft vom 31. Januar 1923 wurde das Institut förmlich errichtet. Im Gründungsbeschluss wurden ihm drei Aufgaben zugewiesen – die wissenschaftliche Erforschung »der diplomatischen Methoden der jüngsten Geschichte«, die Beobachtung der internationalen Politik, insbesondere der »Außenpolitik der großen Völker«, sowie die Verbreitung dieser Kenntnisse im Dienste der Förderung einer »dem Frieden dienenden Außenpolitik der Zukunft«. ⁸⁶ Erste Arbeitsfelder waren, in Fortführung der Arbeit der vorausgehenden Forschungsstelle, die Sammlung des Materials zur Geschichte der Versailler Friedensverträge und die Herausgabe der deutschen Dokumente zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges – in durchaus revisionistischer Absicht, denn die These alleiniger deutscher Kriegsschuld sollte demontiert werden. Selbst ein kosmopolitischer Liberaler wie Mendelssohn Bartholdy fühlte sich durch das geschichtspolitische Diktat der Siegermächte beleidigt. Errichtet wurde das Institut als eigenständige Forschungseinrichtung der Freien und Hansestadt Hamburg, jenseits der Universität, mit einer recht großzügigen Grundfinanzierung aus dem Haushalt der Stadt, über die zunächst fünf, schließlich ab 1926 acht wissenschaftliche Mitarbeiterinnen bezahlt werden konnten. ⁸⁷ Der Aufbau der umfangreichen Bibliothek erfolgte weitgehend durch private Spenden aus Wirtschaftskreisen. Über das Kuratorium war das Institut eng mit der außenpolitischen Elite des Reiches vernetzt, über eine »Gesellschaft der Freunde und Förderer des Instituts für Auswärtige Politik« mit der Wirtschaft, der Hamburger Politik und der Ministerialbürokratie. ⁸⁸ 1929 in eine Stiftung umgewandelt, hatte das Institut sich fest etabliert als Hort außenpolitischer Forschung, mit einer ausgedehnten Fachbibliothek (einschließlich Zeitungsausschnitts-Archiv), mit einem Stab anerkannter Expertinnen, einem Programm weithin beachteter Kurse und Vorträge sowie einem Netzwerk mit verwandten Instituten im Ausland (insbesondere Großbritannien und den USA). ⁸⁹ Ein in den Jahren 1931 und 1932 unternommener Versuch von Mendelssohn Bartholdy, das Institut durch Heranführung an die Universität und Verschmelzung mit dem Seminar für Auslandsrecht und internationales Privat- und Prozessrecht gegen die heraufziehenden politischen Stürme zu wappnen, scheiterte allerdings am Einspruch der Finanzbehörde. ⁹⁰

Das Institut war für damalige Verhältnisse recht groß, mit (ab 1927) gut zehn Mitarbeiterinnen, die zum Großteil aus dem Budget der Freien und Hansestadt fi-

86 Vgl. zum Gründungsbeschluss ebd., 43f. sowie Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 196f.

87 Vgl. zur Finanzierung und Personalentwicklung des Instituts Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 57–65.

88 Ebd., 53–55.

89 Ebd., 55 sowie Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 196f.

90 Vgl. Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 56–57, sowie Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 213–216.

nanziert wurden; hinzu kamen noch zeitwillig von dritter Seite bezahlte Kräfte für besondere Projekte.⁹¹ Unter den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen finden sich eine Reihe später recht bekannt gewordener Persönlichkeiten. Leuchstern (neben Albrecht Mendelssohn Bartholdy) war der Historiker und Sozialwissenschaftler Alfred Vagts, der (verheiratet mit der Tochter des bekannten US-Historikers Charles Beard) 1932 endgültig in die USA emigrierte. Aus den Assistentinnen der ersten Jahre erwähnenswert sind Theodor Haubach und Hans von Dohnanyi, beide als Mitglieder des Widerstands noch 1945 hingerichtet. Unter den Assistentinnen der späteren Jahre ragen heraus der Politikwissenschaftler Siegfried Landshut, seit 1951 der erste Ordinarius der Politikwissenschaft in Hamburg, sowie der Verwaltungswissenschaftler Fritz Morstein Marx.⁹² Dem recht großen Personalbestand entsprach ein recht umfangreiches Bündel an Aufgaben. Das Institut baute recht schnell, weitgehend finanziert aus privaten Spenden, eine umfangreiche Spezialbibliothek zu Fragen der internationalen Politik auf. Daneben wurde als aktuelles Arbeitsinstrument ein Zeitungsausschnitt-Archiv geführt. Erhebliche Arbeitskraft wurde durch die (zum Teil im Auftrag des Auswärtigen Amtes erarbeiteten) Dokumentationen und Editionen zur Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs und zur Geschichte des Versailler Vertrages gebunden, aber auch durch eine Reihe von Handbuchprojekten im Bereich der entstehenden Wissenschaft der Politik.⁹³ Das Institut veröffentlichte eine eigene Zeitschrift, die »Europäischen Gespräche«, und organisierte regelmäßig Vortragsveranstaltungen. Zudem entfaltete Albrecht Mendelssohn Bartholdy eine rege Vortragstätigkeit im Ausland, die ihn nicht nur in fast alle Hauptstädte Europas, sondern mehrfach auch in die USA führte – dort erhielt er Ehrendoktorwürden der Harvard University ebenso wie der University of Chicago.⁹⁴

Besondere Erwähnung verdient Magdalene Schoch, die Mendelssohn Bartholdy 1920 als junge Assistentin aus Würzburg mitgebracht hatte.⁹⁵ Magdalene Schoch arbeitete nicht nur engagiert im Institut für Auswärtige Politik mit, sondern war zugleich als Lehrstuhlssassistentin am Seminar für Auslandsrecht, Internationales Privat- und Prozessrecht tätig, wo sie den Binnenbetrieb des Seminars organisierte und ab den späten zwanziger Jahren auch eigenständig Vorlesungen im Aus-

91 Vgl. Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 64, sowie Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 198-201.

92 Vgl. Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 62-64, sowie Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 203-211.

93 Vgl. Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 66-74.

94 Ebda., 73, sowie Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 212.

95 Vgl. zur Biographie von Magdalene Schoch vor allem Rainer Nicolaysen 2008. Über das couragierte Leben von Magdalene Schoch, in Eckart Krause & Rainer Nicolaysen (Hg.). *Zum Gedenken an Magdalene Schoch (1897-1987)*, Hamburg, 43-62; vgl. ferner Hermann Weber, *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 212f.

landsrecht und im Internationalen Privatrecht übernahm. Noch Anfang 1933 wurde sie unter Betreuung von Albrecht Mendelssohn Bartholdy mit einer Arbeit über »Prozessanspruch und Beweis im Licht des internationalen Rechts« habilitiert und wurde die erste juristische Privatdozentin in Deutschland.⁹⁶ Trotz aller Anfechtungen hielt sie ihrem Lehrer die Treue, auch nach dessen Entfernung aus dem Dienst Ende 1933. Für einige Jahre hielt sie den Betrieb des Seminars für Auslandsrecht und Internationales Privat- und Prozessrecht aufrecht; doch nach zunehmender Frustration über die Haltung der Kollegen emigrierte sie 1937 in die USA.⁹⁷

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Institut für Auswärtige Politik sich innerhalb weniger Jahre als anerkanntes Zentrum interdisziplinärer Forschung zu Fragen der internationalen Politik etabliert hatte. Unter seinen Mitarbeiterinnen waren Juristinnen, Historikerinnen, Ökonominen, Philosophinnen und Philologinnen (heute würde man sagen: Spezialistinnen der *Area Studies*). Getragen von einem liberalen, kosmopolitischen Geist, offen für die Welt und eng vernetzt mit vergleichbaren Institutionen im Ausland, atmete das Institut den Geist der friedensorientierten, auf Verständigung bedachten Außenpolitik der Weimarer Republik, unter gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Kritik am Versailler »Diktatfrieden«. Es fungierte als zentrales wissenschaftliches Forum für Debatten über Fragen internationaler Politik, unter Einschluss der Ideen eines Völkerrechts neuen Typs, im Sinne einer Vergemeinschaftung der Staaten in einem Gefüge übergreifender »Internationaler Organisation«; zugleich war es auch wissenschaftliches Aushängeschild einer modernen deutschen Außenpolitik, in bewusster Einbettung in das neue Institutionensystem der Völkerbundsordnung.

Albrecht Mendelssohn Bartholdy wurde 1933 von den Nationalsozialisten seines Lehrstuhls enthoben. Er trat dann auch am 8. März 1934 als Leiter des Instituts für Auswärtige Politik zurück und folgte einer Einladung, als Fellow an das Balliol College nach Oxford zu gehen.⁹⁸ Nur zwei Jahre später, am 26. November 1936, starb er in Oxford.

Mit der Demission von Albrecht Mendelssohn Bartholdy als Institutsleiter im März 1934 und einige Monate später auch von Ernst Delaquis als stellvertretendem Institutsleiter hatte sich die zunächst im Außenpolitischen Amt der NSDAP erwogene Auflösung des Instituts für Auswärtige Politik erledigt. Das Institut galt den neuen Herren als Brutstätte republikanischer Gesinnung, als

96 Vgl. zu ihrem wissenschaftlichen Oeuvre und insbes. zum Stellenwert ihrer Habilitationsschrift Stefan Oeter 2008. Magdalene Schoch und die Hamburger Universität – eine (ungewöhnliche) Wissenschaftskarriere der 1920er und 1930er Jahre, in Eckart Krause & Rainer Nicolaysen. *Zum Gedenken an Magdalene Schoch*, Hamburg, 23–42, insbes. 31–34.

97 Vgl. Rainer Nicolaysen. *Über das couragierte Leben von Magdalene Schoch*, 52–56.

98 Vgl. Gisela Gantzel-Kress. *Das Institut für Auswärtige Politik*, 65.

Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Magdalene Schoch (ca. 1930)



UHH/Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte

Hort einer »westlichen, pazifistischen, kosmopolitischen Propaganda«.⁹⁹ Zum

⁹⁹ So im Juli 1933 der neue Hochschulreferent Adolf Rein in einem Brief an Staatssekretär Ahrens; vgl. Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 246.

kommissarischen Leiter bestellt wurde der neue, dezidiert nationalsozialistische Rektor der Universität Adolf Rein.¹⁰⁰ Ein Umzug nach Berlin und die Angliederung an das (neue) Deutsche Institut für Außenpolitische Forschung unter Leitung des nationalsozialistischen Juristen Friedrich Berber fand 1937 statt. Nach Kriegsende gelang es, Bibliothek und Archiv des Instituts wieder nach Hamburg zu holen.

Stefan Oeter ist seit 1999 Professor für Öffentliches Recht, Europarecht und Völkerrecht an der Universität Hamburg. Er gehört zu den profiliertesten Völkerrechtlern und Föderalismus-Experten der Gegenwart. Stefan Oeter ist Direktor des Instituts für internationale Angelegenheiten.

Erkenntnis und unausgesprochenes Wissen.

Harald Bluhm über Leo Strauss' Dissertation über Friedrich Heinrich Jacobi

Der Philosoph Leo Strauss hat bei Ernst Cassirer über die Erkenntnistheorie von Friedrich Heinrich Jacobi promoviert. Über Stationen in Berlin, Paris und Cambridge gelangte er an die New School for Social Research und die University of Chicago. Seine modernitätskritische Philosophie hat einen nachhaltigen Einfluss in der akademischen Politikwissenschaft und in der amerikanischen Außenpolitik gewonnen; in der politischen Ideengeschichte ist seine Unterscheidung zwischen offenen, »exoterischen« und versteckten, »esoterischen« Lehren bedeutender Philosophinnen weiterhin einflussreich. 1965 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Hamburg verliehen.

Dem 1899 in Kirchhain geborenen jüdischen Philosophen Leo Strauss gelingt in den USA 1938 beginnend eine erstaunliche wissenschaftliche Laufbahn, und er setzt eine enorme Wirkungsgeschichte in Gang. Zeit seines Lebens hat er Klassiker der politischen Philosophie (Spinoza, Hobbes, Maimonides, Al-Farabi, Platon, Xenophon, Machiavelli, Rousseau u.a.m.) interpretiert und avanciert an der University of Chicago in den frühen 1950er Jahren selbst zu einer Art Klassiker (das besiegelt der 2009 erschienene *Cambridge Companion to Leo Strauss* endgültig). Strauss tat sich als Kritiker der behavioristischen Politikwissenschaft hervor. Sein dezidiert Rekurs auf die antike Philosophie und die radikale Kritik an Positivismus, Historismus und der damit einhergehende Konservatismus, waren konstitutiv für seine

100 Vgl. Hermann Weber, *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 250-255, sowie Carl H. Paußmeyer 1983. Die Grundlagen nationalsozialistischer Völkerrechtstheorie als ideologischer Rahmen für die Geschichte des Instituts für Auswärtige Politik 1933-1945, in Klaus Jürgen Gantzel. *Kolonialrechtswissenschaft, Kriegsursachenforschung, Internationale Angelegenheiten*, 115-158, 144f.; vgl. auch zum hochschulpolitischen Programm und zur Rolle von Adolf Rein in der Gleichschaltung der Universität Hermann Weber. *Rechtswissenschaft im Dienst der NS-Propaganda*, 224-240.

akademische Schule, die sich mehrfach spaltete, aber sein Werk lebendig hielt. Das akademische Flaggschiff der Straussians ist die 1970 gegründete Zeitschrift *Interpretation. A Journal of Political Philosophy*. Viele seiner Schülerinnen wurden Professorinnen und nicht wenige zog es in die Politik, zuerst als Beraterinnen von Ronald Reagan, in einer weiteren Welle bei George W. Bush. Die spätestens seit Anfang der 1960er Jahre bekannten Straussians gelten als die einzige »Professoren-Bewegung« der USA, die es zu einer »standing public philosophy« gebracht hat.¹⁰¹ Die Werke von Strauss liegen zum Teil in den von Heinrich Meier sorgfältig edierten *Gesammelten Schriften*¹⁰² vor.

Am Beginn des akademischen Weges von Strauss steht seine Arbeit über Jacobi (1743–1819), einen oft unterschätzten aufklärungskritischen Aufklärer,¹⁰³ der auch »Rousseaus deutscher Adept« (Kurt Christ) genannt wird. Das Original von Strauss' Hamburger Promotionsschrift mit dem Titel *Das Erkenntnisproblem in der philosophischen Lehre von Fr. H. Jacobi* umfasst 71 Seiten. Es ist dokumentiert, dass Strauss vom 3. Mai 1921 bis 15. August in Hamburg eingeschrieben war; ob er sich dort länger aufgehalten hat oder »nur« zum Promovieren bei dem der Marburger Schule des Neukantianismus zugerechneten Ernst Cassirer eingeschrieben war, ist unklar. Bevor ich auf Inhaltliches zu sprechen komme, soll auf die Quellen eingegangen werden.¹⁰⁴

Strauss ist einer der ersten drei Promovenden an der Philosophischen Fakultät der Universität Hamburg. Von den anderen beiden liegen vollständige Promotionsakten vor, während sie bei Strauss unvollständig sind. Auch die Akten seiner Ehrenpromotion von 1965 sind unvollständig. In der Literatur heißt es öfter, er sei am 17. Dezember 1921 promoviert worden. Das ist jedoch unwahrscheinlich, weil das ein Samstag war und mithin Shabbat. Im Doktoralbum ist dieses Datum übrigens durchgestrichen und durch den 20. Februar 1922, einen Montag, ersetzt worden. Die in der Regel akkurate Berliner Staatsbibliothek verzeichnet Donnerstag, den 2. Februar als Datum. Allem Anschein nach erfolgte die Promotion (für die Schrift mit dem Prädikat »lobenswert« und insgesamt mit »gut«) also 1922 und nicht 1921.

101 William E. Connolly 2005. *Pluralism*, Durham, 38.

102 Leo Strauss 1996. *Die Religionskritik Spinozas und zugehörige Schriften. Gesammelte Schriften I*, herausgegeben von Heinrich Meier, Stuttgart & Weimar; Leo Strauss 1997. *Philosophie und Gesetz – Frühe Schriften. Gesammelte Schriften II*, herausgegeben von Heinrich Meier, Stuttgart & Weimar; Leo Strauss 2001. *Hobbes' politische Wissenschaft und zugehörige Schriften. Gesammelte Schriften III*, herausgegeben von Heinrich Meier & Wiebke Meier, Stuttgart & Weimar.

103 Walter Jaeschke 2004. Eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist. Jacobis Kritik der Aufklärung, in ders. & Birgit Sandkaulen-Bock (Hg.). *Friedrich Heinrich Jacobi. Ein Wendepunkt der geistigen Bildung der Zeit*, Hamburg, 199–216.

104 Ich danke dem Ideenhistoriker Thomas Meyer für viele Hinweise.

Seinerzeit war es durchaus üblich, dass es nur einen Dissertationsgutachter gab, im Falle von Strauss ist das Ernst Cassirer, dessen Gutachten als verschollen gilt. Das fehlende Schriftstück ist nicht unwichtig, hält Strauss doch später fest: Jacobi hat keine Erkenntnistheorie,¹⁰⁵ was eine Distanzierung von Cassirer und der eigenen Dissertation impliziert. 1970 bezeichnet er seine Schrift sogar als »disgraceful performance«.¹⁰⁶

Strauss folgte nach dem Ersten Weltkrieg Hermann Cohen und dessen starker Rückwendung zur Moral und zum Judentum, nicht aber Cassirers liberaler Kulturphilosophie. Er hält das »jüdische Problem« für einen liberalen Staat für unlösbar, weil das jüdische Gesetz (das die gesamte soziale und Lebensordnung regelt) und der liberale Staat, der die Privatsphäre zu achten habe, nicht vereinbar seien.¹⁰⁷ Im 1965er Vorwort zur Neuauflage von Strauss' Spinoza-Buch heißt es, dass Cohen »alle anderen deutschen Philosophieprofessoren seiner Generation an geistiger Kraft bei weitem überragte«.¹⁰⁸ Auch das impliziert eine Distanzierung von Cassirer, der als der Cohen-Schüler schlechthin gilt.¹⁰⁹ Ebenso verschollen wie das Promotionsgutachten ist übrigens auch die »Schülerfestschrift«, die Ernst Cassirer zu dessen 60. Geburtstag in drei gebundenen Exemplaren überreicht wurde. Es gibt den Dankesbrief von Cassirer an alle beitragenden Autorinnen der Festschrift, der auch an Strauss geht,¹¹⁰ aber worüber Letzterer geschrieben hat, bleibt unbekannt. Somit kann die spannungsvolle Beziehung zwischen Strauss und seinem Doktorvater nicht näher geklärt werden. Klar ist, dass Strauss andere zeitgenössische Philosophinnen bewundert hat. Franz Rosenzweig und Martin Heidegger imponieren ihm als radikale existentielle Denker – nach der Davoser Disputation von Heidegger und Cassirer im Jahr 1929 urteilt er zurückblickend, dass Max Weber, den er vordem für die Krone der deutschen Wissenschaft gehalten habe, verglichen mit Heidegger ein »orphan child« sei.¹¹¹ Der junge Strauss setzt als Zionist und Verehrer von Nietzsche auf »große« gestaltende Politik und einen neuen inhaltlich moralischen Horizont von Politik, das heißt für Strauss, einen jüdischen Staat, für den Platon und die jüdischen Propheten die grundsätzlichen Perspektiven eröffnen (vgl. 299-356).¹¹²

105 Leo Strauss. *Gesammelte Schriften* II, 297; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

106 Leo Strauss & Jacob Klein 1970. *A Giving of Accounts*, *The College* 22(1).

107 Leo Strauss. *Gesammelte Schriften* I, 14.

108 Ebd., 28.

109 Vgl. Thomas Meyer 2006. *Kulturphilosophie in gefährlicher Zeit. Zum Werk Ernst Cassirers*, Hamburg, 26-38.

110 Ernst Cassirer 2004. *Aufsätze und kleine Schriften (1932-1935)*, *Cassirer Werke Band 18*, herausgegeben von Birgit Recki, Hamburg, Brief vom 29. Juli 1934.

111 Leo Strauss & Jacob Klein, *A Giving of Accounts*.

112 Vgl. auch Thomas Meyer & Michael Zank 2012. *More Early Writings by Leo Strauss from the »Jüdische Wochenzeitung für Cassel, Hessen und Waldeck« (1925-1928)*, *Interpretation* 39(11), 109-137.

Strauss stellt, ohne auf einzelne Schriften von Jacobi einzugehen, dessen Lehre entlang prinzipieller Probleme dar. Heute würde man sagen, er rekonstruiert Jacobis Theorie. Dabei geht er in drei Schritten vor, zuerst werden Haltungen und Methoden gegenübergestellt, dann wird die Erkenntnis-Lehre differenziert, daran schließen Überlegungen zur Seinslehre an. Der Hauptpunkt ist, dass Jacobi im Gegensatz zu »zersetzendem Relativismus« die Wahrheit sucht, das heißt, »nicht erschafft, sondern aufsucht, vorfindet und anerkennt«. Als tragende Einsicht Jacobis gilt: »Die rationalisierende Tendenz aller System-Philosophie ist gezwungen, die natürliche Gewissheit und das in ihr Gegebene zu zerstören« (244, 249). Strauss stellt die Erkenntnisvermögen (Verstand, Vernunft, Logik des Herzens), die Jacobi kennt, gekonnt dar. Die Seinslehre wird in Abschnitten zu Erkenntnis und Leben sowie zu Substanz, Zeit und Kausalität gut konturiert; allerdings bleibt Strauss in diesen Teilen oft konventionell. Aber ein kraftvoll-polemischer Ton, der Redlichkeit und Realismus beansprucht, trägt die Darstellung – so heißt es: »Die Philosophie der Vernunft bleibt bei den bewußtseins-immanenten Beziehungen stehen.« und »Jacobi verfißt [...] die Möglichkeit unmittelbaren Gotterfahrens« (296f.). Wichtig ist der Rahmen, der erst im Schlusstück zur Philosophie der Religion hervortritt. Denn dort wird der Bogen zum Anfang geschlagen, indem von *philosophia perennis*, der Erörterung ewiger Grundprobleme, die Rede war, die nun mit deutlich platonisierender Tendenz wieder aufgenommen wird (244, 289f.). Die Gottesfrage, die die rationalistische Aufklärung überwunden haben wollte, steht für Strauss ebenso wie die Politik als ungeklärtes Problem auf der Tagesordnung. Mit viel gutem Willen kann man darin schon den späteren Strauss erahnen, der in *Naturrecht und Geschichte* formuliert: »Keine Alternative ist grundlegender als diese: menschliche Führung oder göttliche Führung. Die erste Möglichkeit ist für die Philosophie oder Wissenschaft in ihrem ursprünglichen Sinne charakteristisch, die zweite wird in der Bibel dargestellt. [...] Philosophie ist die Frage nach den ›Prinzipien‹ aller Dinge, und das heißt in erster Linie nach den ›Anfängen aller Dinge‹ oder nach den ›ersten Dingen‹.«¹¹³

Notiert werden muss, dass die Darlegungen seines Doktorvaters Cassirer zu Jacobi in dessen *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der Neueren Zeit* Bd. 3¹¹⁴ von Strauss bloß gestreift werden. Als bemerkenswert erscheint mir, dass Jacobi in seiner Schrift, mit der er den Spinoza-Streit 1785 in Gang setzt, ausdrücklich die »Lehre« Spinozas dargestellt hat. Er klopft in der berühmten Schrift dessen Theorie auf deren inneren Motive ab. Womöglich ist die von Jacobi gern genutzte dialogische Form für Strauss reizvoll gewesen, immerhin widmet er dieser Form in seinen späteren Interpretationen zu Sokrates/Platon hinsichtlich in-

113 Leo Strauss 1989. *Naturrecht und Geschichte*, Frankfurt a.M., 77, 84.

114 Ernst Cassirer 2000 (1920). *Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit*, Cassirer Werke Band 4, herausgegeben von Birgit Recki, Hamburg, 16-32.

direkter Aussagen viel Augenmerk. Wichtig ist dies, weil der Begriff der Lehre bei Strauss über das jüdische Denken und Franz Rosenzweig (*Die Bauleute*: »die Lehre selbst ist nicht wißbar«, 1924) eine besondere Karriere erfährt. Lehre bedeutet nicht nur Theorie, sondern (wie auch bei Heidegger) ein unausgesprochenes Wissen, das von der zu rekonstruierenden Autorin nicht expliziert bzw. bewusst zurückgehalten wurde. Hier mag ein Zugang zur späteren Unterscheidung von exoterischen und esoterischen Textschichten liegen, die Strauss in *Persecution and the Art of Writing* (Aufsatz 1941, Buch gleichen Titels 1952) ausgearbeitet hat.

Auch wenn Strauss nicht gerne auf seine Dissertation zurückkam, bleibt sie sein Eintrittsbillet in den Wissenschaftsbetrieb. Er publizierte 1930 mit *Die Religionskritik Spinozas als Grundlage seiner Bibelwissenschaft* (1930) eine intrikate immanente Interpretation, die noch heute beachtet wird. Dort kann man nur eine, allerdings markige Referenz auf Jacobi finden: »Auch wenn alle Begründungen Spinozas zwingend wären, so wäre damit gar nichts weiter bewiesen; so wäre damit nur bewiesen, daß man auf dem Boden der ungläubigen Wissenschaft zu den Ergebnissen Spinozas kommen muss; wäre damit aber dieser Boden selbst gerechtfertigt? So hat Friedrich Heinrich Jacobi gefragt und damit die Spinoza-Interpretation oder, was dasselbe ist, die Spinoza-Kritik auf die ihr angemessene Ebene gebracht«. ¹¹⁵ Strauss verschob seine Position in Texten, die er als Mitarbeiter der Berliner Akademie für die Wissenschaft des Judentums (1925-1932) zur Mendelssohn-Ausgabe beisteuert, noch weiter. Darin wirft er Jacobi Antijudaismus vor und spricht von dessen Falschheit und Unaufrichtigkeit (531f.). Wie Klaus Hammermacher ¹¹⁶ zeigt, ist der Vorwurf wenig überzeugend, zudem mit einem neu aufgefundenen Brief belegt wird, dass auch Mendelssohn taktisch vorgeht. Später gibt es im Werk von Strauss noch weitere Bezüge auf Jacobi (im Aufsatz *Exoteric Teaching* 1939, das nicht realisierte 1946er Buchprojekt zum deutschen Spinozismus-Streit sah ein Kapitel zu Jacobi vor).

Die Strauss-Interpretinnen sind sich nicht einig, wie wichtig die Dissertation für sein Werk ist: Einige erkennen in der Dissertation noch nichts vom späteren Strauss. So wird für den prominenten Straussianer Allan Bloom Strauss erst in Chicago (ab 1948) zum Meister mit eigener Philosophie. Andere Autorinnen hingegen wie William Altman diagnostizieren einen »enduring influence of Jacobi«. ¹¹⁷ Letztere heben entweder die Form (Dialog und Konzentration auf eine »innere«

115 Leo Strauss. *Gesammelte Schriften I*, 260.

116 Klaus Hammermacher 2003. Jacobi und das Judentum, in Hartmut Traub. *Fichte und seine Zeit*, Leiden, 201-205.

117 William Altman 2007. Exotericism after Lessing: The Enduring Influence of FH Jacobi on Leo Strauss, *The Journal of Jewish Thought and Philosophy* 15(1), 59-83.

Lehre) hervor oder die Wiederaufnahme der Gottesfrage und das Beiseiteschieben des neukantianischen Methodologismus.¹¹⁸

Ist die 1922er Dissertation für das Strauss'sche Oeuvre je nach Lesart mehr oder weniger bedeutend, so erscheint sie für die Jacobi-Forschung als überholt. Aber für Strauss war sie wichtig und ebnet seinen Weg zu Platon. Erst nach weiteren Umorientierungen (um 1930, um 1938 und erneut 1948) entstehen Horizonte einer Politischen Philosophie, die um die Frage nach der besten Ordnung und die Bewahrung von Philosophie als Lebens- und Denkform stets nur weniger »großer« Denker kreist. Das intransigente Fragen wird als alternativ zu den Antworten der Religion begriffen, wobei diese antiszientifische Philosophie den einstigen politischen Anspruch des Nietzscheaners und Zionisten ins akademische Feld zurücknimmt und zugleich ein modernekritisch-elitäres Programm fortsetzt.

Harald Bluhm ist Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und Herausgeber der *Schriften zur Europäischen Ideengeschichte*. 2016 war er Fellow am Maimonides Centre for Advanced Studies der Universität Hamburg. Im Jahr 2000 ist er an der Humboldt-Universität mit der Schrift *Die Ordnung der Ordnung. Das politische Philosophieren von Leo Strauss* habilitiert worden.

Verteidigung der Republik.

Birgit Recki über Ernst Cassirers politische Reden

Ernst Cassirer (1874-1945) war von 1919 bis 1933 Professor für Philosophie an der Hamburgischen Universität. In dieser Zeit entstand sein Hauptwerk, die *Philosophie der symbolischen Formen* (1923-1929). In einer bedeutenden Rede vor dem Hamburger Senat im August 1928 hat Cassirer zugleich Grundzüge seiner politischen Philosophie entwickelt und zur Verteidigung der umkämpften Weimarer Republik aufgerufen. 1929 wurde Cassirer zum Rektor der Universität gewählt, 1933 entschloss er sich ohne langes Zögern zur Emigration.

Gleich nach ihrer offiziellen Gründung im Mai wird Ernst Cassirer 1919 an die Hamburgische Universität berufen. Gut einen Monat später ernennt ihn am 18. Juni 1919 der Senat der Stadt zum ordentlichen Professor.¹¹⁹ Die Familie Cassirer, das waren Ernst und Toni Cassirer, die einander 1902 geheiratet und drei Kinder haben,

118 David Janssens 2003. The Problem of the Enlightenment: Strauss, Jacobi, and the Pantheism Controversy, *The Review of Metaphysics* 56(3), 605-631; Susan Shell 1994. Taking Evil Seriously: Schmitt's Concept of the Political and Strauss's »True Politics«, in Kenneth L. Deutsch & Walter Nicgorski (Hg.). *Leo Strauss, Political Philosopher and Jewish Thinker*, Lanham, 175-194.

119 StA HH Hochschulwesen. Dozenten-und Personalakten I.146 Bd. 1.

bezieht das Haus in der Blumenstraße 26. Cassirer leitet das Seminar für Philosophie zunächst in der Domstraße 8/9, bevor es als Philosophisches Seminar 1928 in das Gebäude am Bornplatz 1/3, den heutigen »Pferdestall« am Allende-Platz 1, umziehen sollte.

Nach dreizehn produktiven Jahren als Privatdozent in Berlin, nach gelehrten Studien zur Erkenntnistheorie, zur Wissenschaftstheorie und zur philosophischen Ideengeschichte, ist mit dem Wechsel nach Hamburg der Aufbruch in sein selbstständiges Philosophieren markiert, das ganz im Zeichen der Frage nach der Kultur steht – nach der Kultur als Bestimmung des Menschen: In dem langen Jahrzehnt von 1919 bis 1933 entwickelt Cassirer seine *Philosophie der symbolischen Formen*, eine bedeutungstheoretisch ausgelegte Lehre von der Gestaltung der Wirklichkeit durch den Menschen.

Im Sommersemester 1928 erhält Cassirer einen Ruf an die Universität Frankfurt und kommt angesichts eines sehr attraktiven Angebotes ernsthaft ins Überlegen. Da fühlt sich Aby Warburg genötigt, öffentlich einzugreifen und schreibt am 23. Juni 1928 den legendären Artikel im *Hamburger Fremdenblatt* »Warum Hamburg den Philosophen Cassirer nicht verlieren darf« – eine nachdrückliche Anerkennung seines Werkes und eine bewegende Würdigung der Einheit von Person und Werk.¹²⁰ Und Cassirer bleibt in Hamburg. Noch in die Zeit seiner sehr erfolgreichen Bleibeverhandlungen fällt die Einladung des Senators Paul de Chapeaurouge, die Rede bei der Verfassungsfeier 1928 zu halten, verbunden mit dem Ausdruck der aufrichtigen Hoffnung, der so geehrte Adressat möge seine »großen anerkannten Gaben unserer jungen Universität als einer ihrer führenden Gelehrten weiter erhalten.«¹²¹

»Ich schwöre Treue der Reichsverfassung«, hatte der neuberufene Professor Cassirer am 17. Oktober 1919 vor dem Präses der Oberschulbehörde bekräftigt. Die Rede vor dem Hamburger Senat *Die Idee der republikanischen Verfassung* vom 11. August 1928 lässt erkennen, dass dies keine leere Formel war. Sie ist ausdrücklich gegen die völkischen und antidemokratischen Bewegungen jener Zeit gerichtet, die in der Demokratie eine westliche Verirrung sehen wollen, welche dem deutschen Nationalcharakter wesensfremd wäre. Cassirers Rede zur Verfassungsfeier ist ein Dokument des klassischen politischen Liberalismus. Cassirer zeigt hier durch die ideengeschichtliche Genealogie des modernen Verfassungsgedankens und der damit verbundenen Idee vom unveräußerlichen Naturrecht des Individuums, dass es deutsche Philosophinnen waren – allen voran Leibniz und Wolff, die mit der

120 Ein Exemplar des von Warburg selbst veranstalteten Sonderabdrucks aus dem Hamburger Fremdenblatt Nr. 173 findet sich in StA HH Hochschulwesen. Dozenten- und Personalakten IV 146.

121 StA HH Hochschulwesen Dozenten- und Personalakten I.146 Bd. 1 (Schriftstück 42).

Idee der Freiheit und der gleichen Rechte in maßgeblicher Weise die Befreiungsbewegungen des 18. Jahrhunderts in Amerika und in Frankreich beeinflusst haben, mit denen sich der kritische Kant im Zuge der Entfaltung seiner bis in die Gegenwart maßgebenden politischen Theorie wiederum auseinandersetzte. Auf diese Weise sucht Cassirer mitten in der Krise der Weimarer Republik den Nachweis vom Ursprung des modernen Verfassungsgedankens in der deutschen idealistischen Philosophie zu führen, und er beschließt seine Ausführungen mit dem Befund, »dass die Idee der republikanischen Verfassung als solche im Ganzen der deutschen Geistesgeschichte keineswegs ein Fremdling, geschweige ein äußerer Eindringling ist, dass sie vielmehr auf deren eigenem Boden erwachsen und durch ihre ureigensten Kräfte, durch die Kräfte der idealistischen Philosophie, genährt worden ist«. ¹²² Die als grundlegende Werbung für den Verfassungsgedanken mit dem Argument ihrer Naturwüchsigkeit im deutschen Denken angesetzte Verteidigung mündet aber in eine subtile Überbietungspointe: Ein wesentliches Merkmal des deutschen Denkens, das auf diese Weise in Kontinuität mit dem der anderen europäischen Nationen gerückt wird, wäre demnach gerade der allen Nationalismus übersteigende universalistische Impetus der hier entwickelten Ideen. Erkennbar sucht Cassirer damit den politischen Gegner zwingend in die Pflicht der Demokratie zu nehmen, vor allem aber gibt er sich damit selbst als Verfechter der allgemeinen Menschenrechte zu erkennen: Und auf diese Weise artikuliert er sich in einer Zeit, in der der Verfassungsgedanke und mit ihm der Parlamentarismus in der Krise steckten, nachdrücklich als ein vom europäischen Gedanken durchdrungener Verfassungsdemokrat.

Es gehört zu den Höhepunkten in der Geschichte der Hamburger Universität, dass sie den Redner, der sich in düsteren Zeiten so exponiert hatte, ein Jahr später zu ihrem Rektor machte. Das Protokoll der Vollversammlung zur Wahl des Rektors für das Amtsjahr 1929/30 am Sonnabend, den 6. Juli 1929 hält ein Wahlergebnis fest, das die gelegentlich anzutreffende Behauptung, die Wahl Cassirers zum Rektor sei »umstritten« gewesen, augenscheinlich nicht belegt; doch muss man mit Blick auf die solide Mehrheit der abgegebenen Stimmen berücksichtigen, dass etwa die Hälfte der wahlberechtigten Professoren der Wahl ferngeblieben waren. ¹²³ Bei dem üblichen Festakt zur Amtsübergabe in der Musikhalle am 7. November 1929 hielt der neue Rektor einen Vortrag über *Formen und Formwandlungen des philosophischen Wahrheitsbegriffs*.

Umstritten war dann die Verfassungsfeier der Universität, für die Cassirer als Rektor im Sommer 1930 sorgte – die erste und einzige, die es an der Hamburgi-

122 Ernst Cassirer 2004 (1928). Die Idee der republikanischen Verfassung. Rede zur Verfassungsfeier am 11. August 1928, in Birgit Recki (Hg.). *Ernst Cassirer: Gesammelte Werke. Hamburger Ausgabe*, Bd. 17, Hamburg, 291–307, 307.

123 Ich danke Rainer Nicolaysen für den Hinweis auf diesen letzteren Umstand.

schen Universität überhaupt gegeben hat. Möglich war sie als Kompromiss, indem man sie verband mit der Feier zur Befreiung des Rheinlandes, und es hat um die Verbindung und Gewichtung der beiden Anlässe ein heftiges Ringen im Akademischen Senat und insbesondere mit der Studierendenschaft gegeben.¹²⁴ Die Feier fand schließlich am 22. Juli 1930 statt, und Cassirer hielt selbst die Rede über *Wandlungen der Staatsgesinnung und der Staatstheorie in der deutschen Geschichte*.¹²⁵ Im Anschluss an eine konzise historische Darstellung der Staatstheorien von Grotius und Leibniz über Fichte, Herder, die Romantik und Hegel appelliert er wie schon in seiner Verfassungsrede von 1928 auch hier wieder an die Einsicht in die Notwendigkeit einer einigenden Gesetzgebung und lobt die Weimarer Verfassung als ein »Werk der Not«, durch das bei allen Mängeln im einzelnen »das deutsche Volk in den Zeiten des furchtbarsten Druckes und der höchsten Gefahr seine innere Fassung bewahrt habe«. Dem Plädoyer für die *Freiheit im Staat*, das er ausführlich in der Rede des Vorjahres begründet hatte, stellt er hier komplementär die Ermahnung zur *Freiheit der Wissenschaft* an die Seite – eine Ermahnung insofern, als er – sicher in Anspielung auf die um die Verfassungsfeier geführte ideologische Auseinandersetzung – an die Bedingung erinnert, auf der diese Freiheit beruht: Die Universitäten dürfen keine Stätten des politischen Kampfes werden. Der Beitrag der Universität zum gesellschaftlichen Leben liegt allein in der Erkenntnis und im Verstehen.

Wo der Philosoph Ernst Cassirer sich als *politischer* Philosoph und Zeitgenosse äußerte, da geschah dies stets in der Absicht, einen Beitrag zur Sicherung der Freiheit der Einzelnen in einer freiheitlichen Verfassung des Ganzen zu leisten.¹²⁶ Doch obwohl er in der Rede zur universitären Verfassungsfeier 1930 Konsequenz in der Freiheit der Wissenschaft einfordert, wird auch deutlich, dass diese Gedanken für ihn keine bloße Theorie sind. Es gibt, um es mit einem von Goethe übernommenen Lieblingsausdruck Cassirers zu sagen, einen »prägnanten Punkt« in der Biographie dieses Denkers, an dem sich zweifelsfrei erweist, dass diese Position der politischen Philosophie getragen ist von einem vitalen und jederzeit *praktischen* Sinn für die politischen Verhältnisse, von einer wachsamsten Urteilskraft, an der wir den Philosophen als selbstbewussten Bürger erkennen. Ich meine damit die geistesgegenwärtige Einsicht, mit der Cassirer Abschied nahm von seiner Universität und der Stadt Hamburg. Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler im Januar 1933 gab es für Ernst und Toni Cassirer, die den Antisemitismus im universitären

124 Siehe die Auszüge aus den Protokollen des Universitätssensats, die Briefe der studentischen Gruppen und die Pressekommentare in StA HH Universität I A 170.8.2.

125 Erstmals gedruckt in Angela Bottin 1991. *Enge Zeit. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität*, unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen, Hamburg, 161-169.

126 Siehe auch Barbara Vogel 1997. Philosoph und liberaler Demokrat. Ernst Cassirer und die Hamburger Universität von 1919 bis 1933, in Dorothea Frede & Reinold Schmücker (Hg.). *Ernst Cassirers Werk und Wirkung. Kultur und Philosophie*, Darmstadt, 185-214.

und im städtischen Alltag der 20er Jahre erfahren hatten, kein Zögern in der Frage, was zu tun war. Sie verließen Hamburg am 12. März 1933 und waren so schon etwa einen Monat außer Landes, als am 7. April das Reichsgesetz zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« in Kraft trat.¹²⁷ Bereits am 5. April ersuchte Cassirer den Rektor um die Aufhebung aller Verpflichtungen bis zu einer allgemeinen Regelung.¹²⁸ In einem Brief an den Dekan der Fakultät Walther Kückler heißt es dazu am 27. April 1933: »Ich denke von der Bedeutung und Würde des akademischen Lehramtes zu hoch, als daß ich dieses Amt ausüben könnte zu einer Zeit, in der mir als Juden, die Mitarbeit an der deutschen Kulturarbeit bestritten oder in der sie mir, durch gesetzliche Maßnahmen, in irgend einer Hinsicht geschmälert oder verkürzt wird. Die Arbeit, die ich bisher in der Fakultät leisten durfte, beruhte darauf daß ich als gleichberechtigtes Mitglied anerkannt war: sie empfieng lediglich durch diese Voraussetzung ihren Sinn und ihren Inhalt. Mit dem Wegfall dieser Voraussetzung entfällt für mich jede Möglichkeit, in sachlich fruchtbarer Weise an den Arbeiten der Fakultät mitzuwirken«.¹²⁹

Bereits am 27. Juli 1933 wurde Cassirer mit Wirkung zum 1. November in den Ruhestand versetzt. Seine Kollegen an der Universität haben ihn ohne Aufbegehren und Protest einfach ziehen lassen. Die Stationen seiner Emigration führten ihn über die Schweiz und England nach Schweden, wo ihm in Göteborg eine Professur angeboten wurde. 1939 wurde ihm die schwedische Staatsbürgerschaft verliehen; auf die deutsche verzichtete er. Nach seiner Emeritierung dort nahm er Gastprofessuren in den USA wahr – zuletzt in New York, wo er 1945 mit 71 Jahren seinem Herzleiden erlag.

Birgit Recki ist seit 1997 Professorin für Philosophie an der Universität Hamburg. Sie ist Herausgeberin der Gesammelten Werke Ernst Cassirers in der Hamburger Ausgabe. Ihr Beitrag präsentiert einen Auszug aus ihrem Vortrag *Das lange Jahrzehnt der Philosophie. Ernst Cassirer in Hamburg* vom 8. Januar 2019.

127 Siehe Toni Cassirer 2003. *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, Hamburg, 196. – Im Mai sollten Ernst und Toni Cassirer noch einmal für einen kurzen Besuch nach Hamburg kommen, um mit ehemaligen Mitarbeiterinnen und den Mitarbeiterinnen der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg die Probleme zu besprechen, die sich aus Cassirers Abschied aus Hamburg für diese ergeben hatten.

128 Ebd., 199.

129 Ernst Cassirer 2009. Briefe, in John Michael Krois (Hg.). *Ernst Cassirer. Nachgelassene Manuskript und Texte*, Hamburg, 128.

Begründer der Spieltheorie.

Matthew Braham über John von Neumann in Hamburg

John von Neumann (1903-1957) war im Sommersemester 1929 als Dozent an der Universität Hamburg tätig. Noch im selben Jahr nahm er eine Einladung nach Princeton an, wo er gemeinsam mit Oskar Morgenstern das Buch *The Theory of Games and Economic Behavior* (1944) verfasste. Das Werk des Mathematikers hat in der Wirtschafts- und Politikwissenschaft tiefe Spuren hinterlassen.

John von Neumann was born in Budapest on 28 December 1903 as the eldest of three sons in a well-off Jewish family. He became a naturalized US citizen in 1937. His brilliance stood out at a young age, and his life was characterized by a legend of a very colourful personality. Story has it that at the age of eight he was familiar with calculus and knew Ancient Greek. Later he was notorious for his occasional binge drinking and reckless driving – a piece of road in Princeton was nicknamed »von Neumann Corner« for all the incidents that he had there while at the wheel. The source of the accidents was not, however, drinking, but singing which led to a wayward way of navigating corners – or so they say. John von Neumann's life was cut short on 8 February 1957 by bone cancer, which was probably a result of his exposure to radiation at the Bikini Atoll nuclear tests which he took part in.

During his lifetime, von Neumann published over 150 papers in pure and applied mathematics, mathematical and theoretical physics, logic, theoretical computer science, and computer design, and economics. In 1943, von Neumann joined the Manhattan Project that developed US nuclear bombs that were dropped on Japan in 1945. His role was crucial: he did the calculations for the implosion device of the atomic bombs, allowing for a more efficient and destructive explosion.

John von Neumann's stint at the Universität Hamburg came 1929. It was a step between his *Privatdozentur* in Berlin and his permanent move to Princeton in 1930. He arrived in Princeton first on a visiting lectureship and then became a founding faculty member of what became a world famous School of Mathematics at the Institute of Advanced Studies when it opened its doors on October 2, 1933 – and where he spent the rest of his career. During his short Hamburg period he worked on set theory, quantum physics, and operator theory.

It is outright impossible to write a pocket-sized review of von Neumann's intellectual contributions and significance. Among them is his undisputable relevance for political science and political theory. John von Neumann is considered the father of game theory. His *Economic Behavior and the Theory of Games*, a 600-page tome written together with Oskar Morgenstern and published in 1944 by Princeton University Press opened up a whole new methodological world for the study of political phenomena. It must be noted that he proved what can be considered as the cornerstone of his theory of strategic behaviour in an article he published the year

before he came to Hamburg, although it was not a line of research he pursued here. That cornerstone is known as the »MiniMax Theorem«.¹³⁰ The MiniMax theorem says that for many two-person strategic interactions it is simply pointless to try to »play« the game in the sense of trying to strategically outwit others. If each player considers for each possible strategy available to them the maximum that they can expect to lose if they choose that strategy, and then decides to choose the strategy that minimizes the maximum loss, then each can be certain that they are minimizing their losses. If, and crucially, each player thinks this way, then each can make sure that what they get from an interaction is completely determined by the structure of that interaction itself (»the rules of the game«).

In *Games and Economic Behaviour*, von Neumann (together with his co-author) laid the foundations of modern utility theory and hence what we now call »Rational Choice Theory«. This is none other than an account of how instrumentally rational agents (agents pursuing their own goals, be it good, bad, or ugly) should or do choose. Whether or not game theory is a descriptive or normative account of behaviour really depends on the problem we are interested in. The descriptive account asks, how can we model the decisions of such agents? The normative account asks, what should such agents do? Both are exercises in practical rationality. In both cases the same set of phenomena is studied: selection of states of the world with respect to the preferences (call this »utility«) of a type of agent (an instrumentally rational one).

Game theory is simply the extension of this idea of rational choice from decisions about what to do when faced with non-purposive and non-intentional events – »nature« – to decisions involving purposive events – the decisions of other instrumentally rational actors. And this is where the importance for Political Science kicks in. Game theory is a natural way of analysing that aspect of politics that concerns conflicts of interest – something that politics is really all about (although not exclusively so). And it is often revealing, because it studies the selection of states of affairs that might not even be intended or desired by any of the agents involved.

Game theory has had a wide set of applications in political science: from explanations of the social contract and the emergence of states to international relations, arms races, political competition, coalition formation, voting, and theories of justice and fairness. It has even found its way into Marxist scholarship. The branch known as analytical Marxism employs game theory to understand class relations and exploitation as well as revolutionary strategies.

If there is one game that it is now impossible not to think about when reflecting on political phenomena it is the so-called Prisoner's Dilemma. This is a simple

130 John von Neumann 1928. Zur Theorie der Gesellschaftsspiele, *Mathematische Annalen* 100(1), 295–320.

model of the dilemmas of social interaction between two or more rational individuals pursuing their own interests (although it was not the product of von Neumann's imagination, nor even of his interest). The »game« is in the following story:

Two gangsters, Row and Col, have been arrested for a serious crime. The district attorney gives them one hour to either confess or deny the charges. The district attorney, who took a course in game theory at university, explains that if both prisoners confess, each will be sentenced to ten years in prison. However, if one confesses and the other denies the charges, then the prisoner who confesses will be rewarded and get away with serving just one year. The other prisoner will get twenty years. Finally, if both prisoners deny the charges, each will be sentenced to two years. The prisoners are kept in separate rooms and are not allowed to communicate with each other.¹³¹

As is well-known, rationality à la von Neumann and Morgenstern dictates that each will confess the charges even though it will make both worse off given that they both want to minimize their term in jail. Descriptively and normatively (not necessarily morally) this can be questioned as the »correct« solution. One may ask, what use is such a framework of analysis if it can be shown to be false or implausible because the underlying assumptions about the capacity for rational behaviour can be disputed?

The answer is actually quite straightforward and easy to overlook. It is the framework – the methodology – and its generality that are important. What von Neumann offered us with the development of game theory was to introduce a structured and simplified way to think about skill and chance and how they bring about worlds we live in. The starting point is the observation that our social world is a construction: made in part by individual agency. Game theory is a way of thinking about this construction to generate explanations and predictions of people's choices in strategic situations. And, that is what much of the business of politics is all about (certainly much of its bluff and bluster).

Whenever we read a game theoretic analysis – pure or applied – we should always keep in mind what the cultural and historical currents were that led to its emergence and development. John von Neumann belonged to a *Mitteleuropean* culture of mathematics and science that emerged in the early twentieth century and whose protagonists were enthralled by the idea of the unity of science. And that culture suffered through two great calamities. Game theory emerged in, and from, this milieu as one of the strands of thinking about how to understand what had happened. The belief was that a new mathematics of society might indeed provide practicable answers. As much as von Neumann was driven by his love of mathematics, he was also driven by practical concerns of the world around him. His

131 Martin Peterson 2015. *The Prisoner's Dilemma*, Cambridge, 1.

development of the theory of games was motivated by both his desire to understand the practical rationality of abstract theoretical problems of bluff and bluster, for example in poker games, as well as the problem of finding a way in which we could steer the future away from havoc that the bluff and bluster of politics can wreak on the world. The destruction of this culture is recorded in his letters and is a vivid reminder of the human catastrophe that von Neumann lived through.

Despite this historical and cultural context, John von Neumann was certainly no angel. His thinking, directly, and indirectly was highly influential in the RAND Corporation, a strategic think-tank set up in 1948 to provide advice to the US Armed Forces. As part of his involvement in developing US Cold War strategy von Neumann became a proponent of a pre-emptive nuclear strike against the Soviet Union to prevent an even worse nuclear war. He was, so to speak, a Cold Warrior and later the author of the strategy of »mutually assured destruction« (acronym: MAD). It is because of this that he has been engraved into popular culture. John von Neumann is apparently immortalized as Stanley Kubrick's *Dr Strangelove* (von Neumann spent the last couple of years of his life in a wheelchair).

Game theory has been an enormously productive project in the science of society. We find political scientists, economists, and philosophers all applying his framework – and no less so than here at the Universität Hamburg. On the 8th November 2019, the Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) approved a major interdepartmental (political science, economics, philosophy) application for a Research Training Group (Graduiertenkolleg) on Collective Decision-Making. One of the central methods? Game theory.¹³²

Matthew Braham ist seit 2017 Professor für praktische Philosophie an der Universität Hamburg. Seine Publikationen sind in *Erkenntnis*, *Mind* und dem *Journal of Philosophy* erschienen.

Eine Trennungsgeschichte?

Reinhard Mehring zu Carl Schmitt, Hamburg und der hanseatischen »Existenz«

Carl Schmitt (1888–1985) war ein bedeutender deutscher Staatsrechtler und einflussreicher Apologet und Unterstützer des Nationalsozialismus. Wenngleich die

132 This essay draws its biographical information on John von Neumann from the following sources: Giorgio Isreal & Millán Gasca 2009. *The World as a Mathematical Game: John von Neumann and Twentieth Century Science*, Basel; Robert Leonard 2010. *Neumann, Morgenstern and the Creation of Game Theory: From Chess to Social Science 1900–1960*, Cambridge; Norman Macrae 1992. *John von Neumann: The Scientific Genius Who Pioneered the Modern Computer, Game Theory, Nuclear Deterrence, and Much More*, New York; William Poundstone 1992. *Prisoner's Dilemma*, New York; I would like to thank Manfred J. Holler for his insightful comments.

meisten seiner Bücher im Berliner Duncker & Humblot-Verlag erschienen, platzierte Schmitt seine radikalsten nationalsozialistischen Veröffentlichungen in der Hanseatischen Verlagsanstalt Wandsbek. Auf Schmitts staats- und völkerrechtliche Werke und auf seine politiktheoretischen Arbeiten beziehen sich noch heute diverse Theorieschulen. Wenig bekannt sind die intensiven Beziehungen, die Schmitt nach Hamburg unterhielt.

Carl Schmitt war bis 1945 eigentlich ständig auf Achse. Für das Studium wechselte er von Plettenberg nach Berlin, München und Straßburg, kehrte 1910 ins Referendariat nach Düsseldorf zurück, trat 1915 dann in München in die Etappe des Kriegsdienstes ein, lehrte ab 1919 an der dortigen Handelshochschule und ging zum Wintersemester 1921/22 als Ordinarius und Professor für Staatsrecht an die Universität Greifswald. 1922 wechselte er an die Universität Bonn, 1928 an die Handelshochschule Berlin, zum Sommersemester 1933 nach Köln und dann zum Wintersemester 1933/34 mit besonderem »politischen« Auftrag als »Kronjurist« an die Universität Berlin. Seinen Lehrstuhl verlor er dort 1945 infolge seiner nationalsozialistischen Belastung. Einige Zeit wurde er interniert und kehrte dann im Sommer 1947 in seine Heimatstadt Plettenberg zurück. Fast vier Jahrzehnte lebte er dort noch zurückgezogen im Netzwerk informeller Kontakte des »Systems Plettenberg«, das er fortan knüpfte.

Schmitt lebte gerne gesellig und urban. Er äußerte sich zwar immer wieder auch negativ über die Berliner Großstadt und zog sich oft und gerne in seine westfälische Heimatlandschaft zurück, die er »Welt großartigster Spannung« nannte; sein akademisches Werk und Leben verbindet man aber vor allem mit Städten: mit Düsseldorf und München, Bonn, Köln und Berlin. Erst seit der Öffnung des Nachlasses und Edition zahlreicher biographischer Quellen, Briefe und Tagebücher, wissen wir heute, dass er bis 1933 auch engste private Kontakte nach Hamburg pflegte und Wochen und Monate seines Lebens dort verbrachte.

Sein engster Studienfreund Fritz Eisler (1887-1914) kam aus Hamburg. Bei Kriegsbeginn fiel er am 27. September in der Schlussoffensive der Schlacht an der Aisne. Mit Eisler zusammen hatte Schmitt seine pseudonyme satirische Schrift *Schattenrisse* publiziert, freundschaftliche Kontakte zum expressionistischen Dichter Theodor Däubler gepflegt und ein Buch über Däubler geplant. Die 1916 erschienene Studie über *Theodor Däublers »Nordlicht«* ist dem »Andenken an Fritz Eisler« gewidmet. Die Widmung des systematischen Hauptwerks *Verfassungslehre* lautet dann 1928: »Dem Andenken meines Freundes Dr. Fritz Eisler aus Hamburg gefallen am 27. September 1914«.

Aus den Tagebüchern der Kriegsjahre ist bekannt, dass Schmitt sich damals mit dem jüngeren Bruder Georg Eisler (1892-1983) anfreundete, der ihm bis 1933 der vertrauteste Freund, finanzielle Stütze und ständiger Retter wurde. Die Familie Eisler war ungarisch-jüdischer Herkunft. Der Vater Heinrich Eisler (1853-1924) war

1877 aus Budapest nach Hamburg gezogen und begründete mit Anzeigenblättern einen erfolgreichen Verlag. Die freundschaftliche Aufnahme und ständige Unterstützung durch diese Verlegerfamilie lässt sich kaum überschätzen. Jenseits der Widmungen an Fritz Eisler ist sie im Werk aber nicht sichtbar, erst aus den Tagebüchern wurde sie deutlicher. Die Schmitt-Forschung hat sich deshalb für diese tragende Freundschaft und das Familienschicksal lange nicht interessiert.

Die Familie war nicht konvertiert. Fritz und Georg Eisler hatten lange die österreich-ungarische Staatsbürgerschaft und wurden 1914 nur unter der Bedingung naturalisiert, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Schmitt brach den Kontakt 1933, wie zu allen seinen jüdischen Bekannten und Freundinnen, um seiner nationalsozialistischen Karriere willen ab. Der Verlag wurde dann nach 1933 umgehend arisiert und die Familie emigrierte nach London und New York. Georg Eisler kehrte nach 1945 nach Hamburg zurück, zunächst um Eigentumsfragen zu klären. Seit den 1960er Jahren lebte er wieder ständig dort. Von 1933 bis 1983 gab es ein halbes Jahrhundert lang keinen Kontakt. Nachweislich kam es seit dem Frühjahr 1983 aber in Schmitts letzten wachen Lebensmonaten zu einigen Telefonaten. Annie Kraus, eine Cousine Eislers, die Schmitt seit Jugendtagen kannte und in den Tagebüchern oft erwähnt ist, schrieb dazu am 25. November 1983 einen versöhnlichen Brief. Diese Dokumente sind in einer Jahresgabe der Carl Schmitt-Gesellschaft publiziert.¹³³

Ein Sohn Georg Eislers, Colin Eisler, wurde 1931 zunächst nach »Carl« benannt. Er wurde ein bedeutender Kunsthistoriker, ab 1958 an der New York University lehrend. Sein Standardwerk *Meisterwerke in Berlin*, 1996 bei Dumont erschienen, enthält eine ergreifende Widmung:

Als Jude, der in jungen Jahren aus Deutschland fliehen musste, schreibe ich dieses Buch zu Ehren des wertvollsten Schatzes, den Berlin verloren hat: zu Ehren jener Menschen, die ihrem Gewissen folgten und der Schreckensherrschaft Widerstand leisteten. [...] Zwischen 1930 und 1991 [sic!] wurden zahllose Angehörige der moralischen Elite Berlins verraten, inhaftiert, ausgewiesen, ermordet oder auf andere Weise zum Schweigen gebracht. Sie fielen nicht nur den diversen Formen der Tyrannei zum Opfer, sondern auch dem Mitläufertum, der Gleichgültigkeit, der Feigheit, dem Opportunismus oder der Furcht ihrer Mitbürger.¹³⁴

Gewiss dachte Eisler hier auch an seinen einstigen Namenspatron. 2009 meldete ich mich für Recherchen per Mail. Er antwortete binnen weniger Sekunden, äußerte sich negativ über Schmitt und verweigerte leider weitere Auskünfte. Die Familie liegt auf dem jüdischen Friedhof Hamburg-Ohlsdorf begraben. Dieses Grab sollte

133 Reinhard Mehring 2009. *Die Hamburger Verlegerfamilie Eisler und Carl Schmitt. Plettenberger Miniaturen 2*, Plettenberg.

134 Colin Eisler 1996. *Meisterwerke in Berlin. Die Gemälde vom Mittelalter zur Moderne*, Köln, VIII.

zum Gedächtnisort für jeden angehenden Schmitt-Forscher werden. Jenseits scho-lastischer Rezeptionen ist nämlich keine Schmitt-Forschung sinnvoll möglich, die nicht die ungeheuren Brüche und Verwerfungen im Verhältnis zum Judentum und zu jüdischen Intellektuellen bedenkt.

Die engen Beziehungen zur Familie Eisler gehörten sicher zu den zentralen Erlebnissen und Prägungen Schmitts seit seiner Straßburger Studienzeit. Bei seinen ständigen Aufenthalten in Hamburg, oft im Haus der Familie Eisler, kam er auch mit anderen Etagen und Kreisen der Hamburger Gesellschaft in Berührung. So begegnete er dem einstigen Kommilitonen Eduard Rosenbaum (1887-1979) wieder, der seit 1919 Leiter der berühmten Hamburger Commerzienbibliothek war. Weitere Hamburger Bekanntschaften wären zu nennen: so die Kontakte zu Kurt Singer (1886-1992) und dem Juristen Alfred Bertram (1890-1937). Einige Monate pflegte Schmitt in der Liebesstafette und Passionsgeschichte seines Lebens ein intimes Verhältnis zu der Ärztin Carola Sauer (1895-1979), die gebürtige Hamburgerin war. Wiederholt hielt er in Hamburg Vorträge.

Schmitts Beziehungen zu jüdischen Intellektuellen waren von Anfang an ambivalent. Im November 1912 gab es bereits antisemitische Ausfälle gegen Rosenbaum, die ins Vokabular der Parasitologie griffen. Damals kam es zu einem vorübergehenden Bruch mit Rosenbaum. Für die Jahre bis 1933 ließe sich von einem ambivalenten Ringen zwischen philosemitischen und antisemitischen Affekten sprechen, das Schmitt mit einer psychodynamischen Spaltung zwischen »guten« und »schlechten« Juden löste. Die komplexe, auch ökonomisch interessierte Freundschaft mit Eisler hatte demnach die Abspaltung und Projektion negativer Affekte zur Voraussetzung. Schon Mitte der 1920er Jahre, etwa in der Beziehung zu Erich Kaufmann, ist dabei verstärkt ein Durchbruch zu einem dogmatischen Antisemitismus zu beobachten, der sich seit 1928 in Berlin massiv verschärfte. Diese nationalistische und antisemitische Radikalisierung lässt sich über Wilhelm Stapel (1888-1954) und den Stapel-Kreis auch mit Hamburg verbinden.

Schmitt pflegte vor und nach 1933 zwar kein enges persönliches Verhältnis zu Stapel; er publizierte auch nur wenig in dessen Zeitschrift *Deutsches Volkstum*, wurde aber von den Kreisen um Stapel als ein zentraler Autor des Projekts einer »konservativen Revolution« und Umgründung der Weimarer Republik zum »autoritären Staat« wahrgenommen. Schmitt galt als Vordenker eines dritten Weges zwischen liberaler Demokratie und nationalsozialistischer Diktatur. Über die feinen Trennlinien etwa zu Stapels »Theologie des Nationalismus«¹³⁵ ließe sich feinsinnig spekulieren. Aus dem *Volkstums*-Kreis stand Albrecht Erich Günther (1893-1942) Schmitt wohl persönlich und ideologisch näher.

Auf diese Zirkel geht auch Schmitts Wechsel zur *Hanseatischen Verlagsanstalt* zurück, in der seit 1933 seine prononciertesten nationalsozialistischen

135 Wilhelm Stapel 1932. *Der christliche Staatsmann. Eine Theologie des Nationalismus*, Hamburg.

Programmschriften erschienen. Seit der *Politischen Romantik* waren die meisten Schriften im altehrwürdigen 1848er-Verlag *Duncker & Humblot* erschienen. Seit Münchner Tagen war Schmitt hier mit dem Lektor und Verleger Ludwig Feuchtwanger (1885-1947)¹³⁶ bekannt und befreundet, einem jüngeren Bruder Lion Feuchtwangers, der unter dem Eindruck des Antisemitismus seit 1928 erneut als jüdischer Publizist hervortrat und, von Rosenzweig und Buber beeinflusst, postassimilatorische Positionen vertrat. Schmitt begründete seinen Wechsel zur »HVA« für die Schrift *Der Begriff des Politischen* Feuchtwanger gegenüber dezidiert politisch. Bei der HVA erschienen dann auch seine Programmschriften *Staat, Bewegung, Volk* (1933), *Über die drei Arten des rechtswissenschaftlichen Denkens* (1934), *Staatsgefüge und Zusammenbruch des zweiten Reiches* (1934), *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes* (1938) und zuletzt noch die Aufsatzsammlung *Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar-Genf-Versailles* (1940). Auch die wirkungsvolle Schriftenreihe *Der deutsche Staat der Gegenwart* gab Schmitt in der HVA heraus. Nach 1945 sondierte er die Möglichkeiten, als Autor bei der HVA zu verbleiben. Das scheiterte aber schon am Tod des Verlegers Benno Ziegler (1894-1949). Immerhin fand Schmitt in Hamburg über den Reeder und Seerechtler Rolf Stödter (1909-1993) nach 1945 erneut einige Netzwerkerinnen und Unterstützerinnen.

Im gegenwärtigen Rahmen ist es nicht möglich, Schmitts Kontakte nach Hamburg historisch gründlich auszuleuchten. Es sollte aber deutlich geworden sein, dass der Umbruch und die Fallhöhe von Schmitts Leben und Werk sich schon im Verhältnis zu Hamburg und im Verrat seiner dortigen jüdischen Vertrauten an nationalistische und antisemitische Kreise deutlich zeigen. Hamburg lag im Knotenpunkt seiner ständigen Reisen. Neben Düsseldorf, München, Bonn und Berlin gehörte es zu den zentralen Stationen seines Lebens.

Schmitt hatte einigen Sinn für Mentalitätssoziologie, äußerte sich über das Lokalkolorit oder den »Geist« einer Stadt aber vergleichsweise wenig. Äußerungen über Berlin ließen sich zusammentragen. Den »Geist« Hamburgs hätte Schmitt vielleicht von seiner Unterscheidung von »Land und Meer« her bedacht. Er unterschied hier zwischen »terrancer« und »maritimer« Existenz, »Landtretern« und »Seeschäumern«. Wo wäre hier das hanseatische Flair und Leben zu verorten? In seinem intrikaten Büchlein *Land und Meer*, das die Kriegswende von 1942 als Übergang von der »völkerrechtlichen« zur »weltgeschichtlichen« Betrachtung markiert, knüpfte Schmitt an den Geographen Ernst Kapp und dessen von Hegel beeinflusster Darstellung einer »Stufenfolge der Reiche vom Wasser her« an. Schmitt schreibt

136 Dazu von Carl Schmitt & Ludwig Feuchtwanger 2007. *Briefwechsel 1918 bis 1933*, hg. von Rolf Rieß, Berlin; Ludwig Feuchtwanger 2011. *Auf der Suche nach dem Wesen des Judentums. Beiträge zur Grundlegung jüdischer Geschichte*, hg. von Reinhard Mehring & Rolf Rieß, Berlin; Ludwig Feuchtwanger 2014. *Der Gang der Juden durch die Weltgeschichte. Erstveröffentlichung eines Manuskriptes von 1938*, hg. Reinhard Mehring & Rolf Rieß, Berlin.

1942, im Gewand einer Märchenerzählung für die Tochter, hier einiges über das Verhältnis Venedigs zum Mittelmeer und die andere Stimmung und Mentalität der späteren Eroberung des Atlantik. Anders als die Venetianer dachten die transatlantischen Pioniere der globalen Entdeckungen nicht an eine rituelle »Verlobung oder Vermählung mit dem Meere«:

Sie fühlten sich mit dem Element der See identisch. Jene symbolischen Verlobungen und Vermählungen dagegen setzen voraus, dass der Opfernde und die Gottheit, die er opfert, unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche Wesenheiten sind. Durch solche Opfer soll ein fremdes Element begünstigt werden. Im Falle Venedigs lässt die Zeremonie deutlich erkennen, dass der symbolische Akt seinen Sinn nicht aus einer elementaren Meereseexistenz erhält; hier hat vielmehr eine hochentwickelte Küsten- und Lagunenkultur sich ihren besonderen Stil festlicher Symbole geschaffen.¹³⁷

Wo wäre hier Hamburg zu finden? Sollte man dafür erneut auf den Vermittlungdenker Hegel zurückgehen, von dem Schmitt ebenso wie Kapp stark beeinflusst war? Hegel sprach in seinen *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte* eingehend von den »Elementen des griechischen Geistes«: »Das Land besteht aus einem Erdreich, das auf vielfache Weise im Meere zerstreut ist, aus einer Menge von Inseln und einem festen Lande, welches selbst inselartig ist.« Den griechischen »Urzustand« fand Hegel mit Thukydides zwar auf dem Land. Er ergänzte aber:

Das andere Element, auf welchem das Volk der Hellenen lebte, war das Meer. Die Natur ihres Landes brachte sie zu dieser Amphibienexistenz und ließ sie frei auf den Wellen schweben, wie sie sich frei auf dem Lande ausbreiteten, weder gleich den nomadischen Völkern umherschweifend noch wie die Völker der Flussgebiete verdumpfend. Die Seeräubereien, nicht der Handel, machten den Hauptinhalt der Schifffahrt aus, und wie wir aus Homer sehen, galten diese noch gar nicht für eine Schande.¹³⁸

Hätte Schmitt hier nicht eine schöne Mitte jenseits seiner überspannten Dichotomien finden können, die die hanseatische Existenz und Lebensform annähernd besser beschreibt? Ist Hegels moralische Differenzierung von Seeräuberei und Handel dabei heute in Zeiten der globalen Ströme und des digital beschleunigten Finanzkapitalismus nicht hinfällig? Hat Schmitt hier einen Zugang zu Hamburg verpasst? Er hat jedenfalls die hanseatische »Existenz« und Festkultur zwischen »terrainer« und »maritimer« Existenz nirgends näher verortet. 1942 hätte das seine reichlich spekulative und ausdrücklich »metaphysische« Polarisierung der

137 Carl Schmitt 1942. *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung*, Leipzig.

138 Georg W. F. Hegel 1970. *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Werkausgabe Bd. XII, Frankfurt a.M., 280.

Kriegsfronten auch durcheinander gebracht. Verbot ihm sein Nationalismus eine nähere Erörterung der europäischen Verflechtung der Hanse? Eine differenzierte Bürgertumsgeschichte, die hanseatische Urbanität etwa von süddeutschen Lebensformen unterschied, ist bei Schmitt auch nicht zu finden. Sein kurzes Greifswalder Intermezzo hinterließ kaum Spuren und Passionen.

Über die »maritime Existenz« der »Insel England« hat Schmitt einiges geschrieben. In *Land und Meer* heißt es 1942: »Disraeli war ein Abravanel [...] des 19. Jahrhunderts, ein Eingeweihter, ein Weiser von Zion.«¹³⁹ In den späteren Ausgaben ist der Verweis auf »Zion« getilgt. Schmitt fügte an: »Das Schiff konnte die Anker lichten und in einem anderen Erdteil vor Anker gehen. Der große Fisch, der Leviathan, konnte sich in Bewegung setzen und andere Ozeane aufsuchen.«¹⁴⁰ Schmitt schrieb dem »jüdischen Geist« 1942 leise eine besondere Rolle bei der Formierung der »maritimen Existenz« zu. 1949 rezensierte er das Buch *Maritime Weltpolitik* des Historikers Egmont Zechlin. Zechlin schreibt darin zwar viel über »Seehandel und Politik der Hanse«, Schmitt geht darauf aber nicht ein. Hamburg als Hafenstadt und Tor zum Atlantik kommt bei ihm kaum vor. Von Hafenrundfahrten oder gar Strandurlauben an der See ist kaum je die Rede. Seine Verlobungsreise führte ihn im Spätsommer 1925 nach »Illyrien« in die serbokroatische Heimat von Duschka Todorović. Da heißt es zwar einmal: »Wir badeten jeden Tag, meist nach dem Essen, wunderschön in der Adria.«¹⁴¹ Diese Verlobung mit dem Meer war aber vielleicht den Flitterwochen geschuldet. Ansonsten ist vom Meer als persönlichem Erlebnisraum bei Schmitt auffällig selten die Rede. Es kommt als prägende Atmosphäre in seinen diversen Tagebuchaufzeichnungen kaum zur Sprache. Konnte er gut schwimmen? Mied er das Meer? Zeigt sich schon im Verhältnis zu Hamburg ein Horror vor dem Leviathan?

Reinhard Mehring, Professor für Politikwissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, ist der wohl gründlichste Kenner von Schmitts Werk und Archiv. Seine Biographie *Carl Schmitt: Aufstieg und Fall* erschien 2009.

Eine politische Wissenschaft für den Nationalsozialismus. Lennart Riebe über Adolf Rein, *Die Idee der politischen Universität*

Die Idee der politischen Universität lautet der Titel einer Programmschrift, die der Historiker Adolf Rein (1885-1979) im Jahre 1932 verfasst hat und in der er seine Vision eines neuen, politischen Universitätstypus entwirft. Rein, von

139 Carl Schmitt. *Land und Meer*, 67.

140 Ebd.

141 Carl Schmitt 2018. *Tagebücher 1925 bis 1929*, hg. von Martin Tielke & Gerd Giesler, Berlin, 6 (Eintrag vom 26. August 1925).

1934 bis 1938 Rektor der Hamburgischen (später Hansischen) Universität, war maßgeblich für die Organisation und Durchführung der nationalsozialistischen Selbstgleichschaltung der Universität verantwortlich, im Zuge derer jüdische und oppositionelle Wissenschaftlerinnen vertrieben und aus dem universitären Leben ausgeschlossen wurden.

Reins Überlegungen zur politischen Universität nehmen ihren Ausgangspunkt in einer Typologie der historischen Universitätsformen. Jede geistesgeschichtliche Epoche in der deutschen Geschichte bringt ihm zufolge ihren eigenen Universitätstypus hervor: Im Zeitalter der Konzilsprobleme und Reformationen vom 14. bis 17. Jahrhundert dominierte die »theologische Universität«, deren geistige Begründung der christliche Glaube war und deren zentrale wissenschaftliche Problemstellung die fragwürdig gewordene Legitimität der Kirche bildete. Mit der Aufklärung entstand im 18. und 19. Jahrhundert dann der als »philosophisch-humanistische Universität« beschriebene Typus, welcher auf dem Prinzip individualistisch-universeller Vernunft basierte und dessen zentrale Aufgabe durch ein humanistisch-kosmopolitisches Bildungsideal bestimmt war. Die anschließende Entstehung und Durchsetzung des Positivismus sowie die damit verbundene Degradierung der Philosophie vom Ideal der absoluten Einheitswissenschaft zur bloßen Einzeldisziplin, ließ das aufklärerische Universitätsbild jedoch brüchig werden. Der universelle Anspruch der *universitas* zerfiel in ein Nebeneinander der Einzelwissenschaften ohne vereinigendes Prinzip. Stattdessen beförderten nach Rein der liberale Drang nach unbedingter disziplinärer Autonomie und eine leere Selbstreferenzialität der Wissenschaft einen »selbstgefälligen eiteln Ästhetizismus« und »Relativismus« ohne bedeutungsvoll-gründeten Inhalt. Rein konstatiert: »Die deutschen Hochschulen haben sich – wenn man es scharf ausdrücken will – gleichsam in Warenhäuser spezialisierter Wissenschaften verwandelt«. ¹⁴²

Vor dem Hintergrund dieser Krisen- und Verfallsdiagnose der liberalen Moderne vermeint Rein jedoch eine neue geistesgeschichtliche Epoche und einen mit ihr korrespondierenden Universitätstypus auszumachen: Das Pathos des Kriegsbeginns 1914 verweist für ihn (mit der Weimarer Republik als provisorischem Zwischenspiel) auf eine neue, zukünftige Ära deutscher Politik und Machtentfaltung, die eine entsprechende Neuordnung der Universität als »politische Universität« fordert. Das Politische als ihr vorherrschendes geistiges Prinzip ist nicht (wie das Theologische und Philosophische) transzendental-jenseitig, sondern historisch-diesseitig begründet; ihre Kraftquelle bildet der Wille zur politischen Weltgestaltung. Die Wissenschaft der politischen Universität »wird

142 Adolf Rein 1933. *Die Idee der politischen Universität*, Hamburg, 20; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

auf die Wirklichkeit des Staates bezogen sein«, ihr Ziel ist somit »die Behauptung des Unbedingten in der deutschen Form, die deutsche Macht« (11).

Die Idee des Staates bildet also nach der Gottesidee der theologischen Universität und der Vernunftidee der humanistischen Universität das zeitgemäße, überwissenschaftliche Absolute. Für Rein bleibt wissenschaftliche Erkenntnis ohne den Bezug auf ein solches über- bzw. vorwissenschaftliches Absolutes nur partiell. Erst der Glaube der Religion, die Weisheit der Philosophie oder das Wollen der (staatlichen) Politik verleihen der wissenschaftlichen Erkenntnis einen tieferen Sinn und den entscheidenden Impuls: »Der Funke kommt nicht aus den Wissenschaften hervor, er springt in sie hinein« (20). Das Politische versteht Rein, in der Tradition deutscher Staatsphilosophie stehend, dabei nicht als Parteienpolitik, sondern grundlegender: als sittliches Ideal der National- und Volksgemeinschaft und dessen institutioneller Realisierung, dem Staat. Dies ist auch der Grund, warum Rein eine eigene Wissenschaft von der Politik als technisch-partikuläre Verkürzung des absoluten Prinzips des Politischen ablehnt: »Dabei wird vergessen, daß Politik im eigentlichen Sinn kein Fach ist, so wenig wie Weisheit oder Glaube Fächer sind, welche als solche auf Schulen oder Hochschulen der Weisheit oder der Religion gelehrt werden könnten« (16). Das Politische ist für ihn auf einer grundlegenden Ebene angesiedelt. So benötigt die Wissenschaft das Politische des Staates als sinngebende Begründung; umgekehrt benötigt der Staat die Wissenschaft, »welche dem Geist, der Idee, dem Gestaltungsprinzip, dem Schöpfungswillen des Staates Form gibt« (30). Die politische Fundierung der Wissenschaft bedeutet daher für Rein nicht die völlige Preisgabe wissenschaftlicher Freiheit. Er will die politische Universität explizit nicht als Parteischule oder bloße Legitimierungsinstitution der Regierung verstanden wissen, sondern stattdessen ein Ideal von Staatlichkeit als »Grundursache« der Wissenschaftsfreiheit setzen. Die Professoren der politischen Universität fungieren dementsprechend als »Priester« der Volksgemeinschaft, »welche als auf das Absolute gerichtet eine innere Freiheit besitzen, aber zugleich dem Staat völlig und ganz zugehören« (32). Die Grenze dieser politisch begründeten Wissenschaftsfreiheit verläuft dann entlang derjenigen Haltungen, »welche Existenz und Fortdauer des Staates selbst bedrohen« (25). Dass dies wohl kein hinreichend trennscharfes Beurteilungskriterium im konkreten Einzelfall darstellt, ist Rein bewusst. Er will es deshalb auch gerade nicht als normativen »Codex« verstanden wissen, sondern überträgt die Letztbegründung über legitime oder nicht legitime Forschung der (staatsmännischen) Entscheidung selbst.

Rein plädiert damit für die Entkopplung der Idee der Wissenschaftsfreiheit von einer liberal-bürgerlichen Ordnung. So sei Wissenschaft zwar dem Ideal der Wahrheit verpflichtet und dürfe keine Erkenntnisse mutwillig im Dienste einer politischen Macht verschweigen, denn das wäre Propaganda. Jede Wissenschaft müsse jedoch notwendigerweise aus einem historischen und politischen Standpunkt heraus sprechen und ein solcher Standpunkt könne »niemals positivistisch [...] aus

einer abstrakten ›ratio‹ gewonnen werden«. Stattdessen sei es Aufgabe der Wissenschaft, »den Standpunkt, von dem aus wir handeln, bewußt zu machen, d.i. als vernünftig zu erweisen«. Vernunftgeleitete Erkenntnis lasse sich dabei nicht ohne Willen und Glauben gewinnen, sodass über »den letzten Standpunkt [...] daher jeder Wissenschaftler sich entscheiden [muss], das heißt er muß von Politik und Religion her handeln und sich verhalten« (26).¹⁴³ Der Behauptung, echte und freie Wissenschaft sei nur im Rahmen einer liberal-bürgerlichen Toleranzordnung möglich, entgegnet Rein, dass auch der bürgerlichen Freiheitsvorstellung eine »politische Tendenz« innewohnt, welche auf die »Zerstörung alter politischer Gewalten« abzielt und dementsprechend selbst inhärenten intoleranten Exklusionslogiken folgt. Dem eigenen historisch-politischen Standpunkt könne man sich nicht entziehen, »[d]enn Wissenschaft dient immer«. Rein versucht so, eine Ausweitung der nationalsozialistischen Ideologie auf die Organisation der Universitäten erkenntnistheoretisch zu begründen und liefert für sein Projekt auch gleich einen konkreten Handlungsvorschlag: die Einrichtung einer Fachgemeinschaft aller »politisch relevanten« Fächer (wie u.a. öffentliches Recht, Geschichte, Germanistik, Volkswirtschaft und Pädagogik) unter dem Dach einer zu gründenden »politischen Fakultät«. Die tatsächliche Umsetzung dieser Idee, welche Rein ab 1933 in Form der »Politischen Fachgemeinschaft der Fakultäten« vorantrieb, scheiterte jedoch nach kurzer Zeit, vor allem aufgrund des mangelnden Engagements der Ordinarien.¹⁴⁴

Aus der vorangegangenen Darstellung wird nicht nur die historische und politische, sondern vor allem auch die theoretische Nähe Adolf Reins zu einem einflussreichen politischen Denker der Moderne und Apologeten des Nationalsozialismus deutlich: Carl Schmitt. Reins Konzeption einer »politischen Universität« liest sich in weiten Teilen wie die konsequente Übertragung Schmittscher Denkfiguren auf das Feld der Wissenschaft: Kritik eines bürgerlich-liberalen Relativismus und Positivismus, Aufdeckung der politischen Dimension eines vermeintlich neutralen Feldes anhand von Freund-Feind-Schemata,¹⁴⁵ dezisionistische Letztbegründung von Wissenschaft und ihren Grenzen. Rein versucht aufgrund seiner Kontingenzerfahrung der modernen Wissenschaft, die eben nicht mehr von einem absolut gedachten Normenfundament argumentieren kann, dieser durch die Verabsolutierung des explizit deutschen Staates neuen normativen Halt zu geben. Doch dadurch fällt er hinter seine eigene Diagnose der Moderne zurück, da sich unter modernen

143 Die Vorstellung des Primats eines vorwissenschaftlich-politischen Willens als Bedingung und Antrieb von wissenschaftlicher Erkenntnis radikalisiert Rein in seiner *Sylter Denkschrift* (1933) zum Begriff der »Willenschaft«; vgl. Arndt Goede 2008. *Adolf Rein und die ›Idee der politischen Universität‹*, Hamburg, 67.

144 Vgl. ebd., 100ff.

145 Das wird vor allem deutlich, wenn Rein mit offensichtlich antisemitischer Konnotation den Feind der »politischen Universität« als »de[n] völlig Entwurzelte[n], de[n] Heimatlose[n], de[n] ganz und gar Verantwortungslose[n]« charakterisiert; 11.

Bedingungen der Staat sowohl seiner Form als auch seinem Inhalt nach ebenfalls nur noch als etwas permanent Umkämpftes, nicht Abgeschlossenes, eben: als etwas Politisches verstehen lässt. Reins völkisches Sendungsbewusstsein, welches er durch vage geschichtsphilosophische Andeutungen vom Anbruch eines politischen Zeitalters als das »deutsche Schicksal schlechthin« (15) zu legitimieren versucht, erscheint vor diesem Problemhorizont theoretisch inkonsequent. Gleichzeitig ist es der erkenntnistheoretische Ausdruck des nationalsozialistischen Versuchs, die inhärente Widersprüchlichkeit der Moderne gewaltvoll aufzulösen.

Eine tiefergehende ideengeschichtliche Beschäftigung mit Reins Ideen könnte jedoch neben einer Ideologiekritik seines nationalsozialistisch-völkischen Wissenschaftsverständnisses auch Anlass zur grundsätzlichen Reflexion über das Verhältnis von Politik und (Sozial-)Wissenschaft in der Gegenwart geben. Denn Rein trifft mit der Schmittschen Problematik einen sensiblen Punkt: Die prinzipielle Politisierbarkeit jedes gesellschaftlichen Teilsystems in der modernen Gesellschaft stellt gerade die erkenntnistheoretische Sonderstellung der Wissenschaft vor besondere Herausforderungen – nicht nur in Zeiten totalitärer Herrschaft. So ließe sich etwa fragen, was genau eigentlich genau damit gemeint ist, wenn vor dem Hintergrund von Klimawandel und »postfaktischem Zeitalter« eine stärkere politische Verantwortung von der Wissenschaft gefordert wird. Wie werden Verpflichtungen zu nachhaltigen und demokratischen Werten in Lehre und Forschung theoretisch und normativ begründet und gegenüber anderen Werten abgegrenzt? Nach welchen Kriterien werden Entscheidungen zur Legitimität und Nicht-Legitimität von Wissenschaft getroffen? Letztlich bleibt jede Wissenschaft in ihrem spezifischen historischen Kontext und dessen jeweiligen Interessens-, Ideen- und Machtkonstellationen eingebettet, in denen Entscheidungen nicht nur nach der Maßgabe vernünftiger Deliberation, sondern aufgrund politischer Faktoren getroffen werden. Eine kritische Politikwissenschaft hat daher nicht nur die Aufgabe, potenzielle emanzipatorische Lösungsperspektiven für gesellschaftliche Probleme aufzuzeigen. Sie muss sich gleichzeitig der historischen Kontingenz, der notwendigen Umkämpftheit und der daraus resultierenden Instabilität jedweder normativer Verknüpfung von Politik und Wissenschaft bewusst sein, die unter den Bedingungen einer politischen Gesellschaft¹⁴⁶ stattfindet. Gleichzeitig kann Wissenschaft nicht zur unmittelbaren Fortsetzung von tagespolitischen Auseinandersetzungen verkommen, ohne ihre spezifische gesellschafts- und erkenntniskritische Distanzposition zu verlieren. Die gegenseitige Vermittlung von politischer Gesellschaft und wissenschaftlicher Reflexion, sowie der sich daraus ergebende Widerspruch gleichzeitiger gesellschaftlicher Bedingtheit und (partieller) Autonomie von Wissenschaft, darf daher nicht einseitig politisch-

146 Vgl. Michael Th. Greven 1999. *Die politische Gesellschaft*, Opladen. Vgl. den Beitrag von Andreas Busen in diesem Band, S. 196.

vereinnahmend oder positivistisch-leugnend aufgelöst werden, sondern muss ausgehalten und aufrechterhalten werden.

Lennart Riebe studiert im Master Politikwissenschaft am Fachbereich.

Politische Wissenschaft und Hochschulreform. Olaf Asbach über die Hamburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus¹⁴⁷

Mit seiner *Idee der politischen Universität* hatte Adolf Rein das Stichwort für die ideologische Umkrempelung der Hamburgischen Universität in eine nationalsozialistische Musterhochschule gegeben. In der *Politischen Fachgemeinschaft* und einem *Politischen Kolleg* wurden ab 1933 ideologisch gewichtige Wissenschaften, darunter die ›Königsdisziplin‹ Politische Wissenschaft, zusammengefasst und auf die zentralen Ziele des nationalsozialistischen Regimes abgestellt.

Auch ein dreiviertel Jahrhundert nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft ist es um das Wissen über die Rolle von Universitäten, wissenschaftlicher Forschung und Lehre im sogenannten ›Dritten Reich‹ eher schlecht bestellt. Zwar ist inzwischen Vieles aufgearbeitet – im gesellschaftlichen, hochschul- und wissenschaftspolitischen Diskurs wie im fachwissenschaftlichen Alltag ist davon jedoch nur wenig präsent. Das Problem dabei ist nicht allein das des Mangels an historischem Wissen oder politisch-moralischer Verantwortung. Vielmehr unterbleibt dann auch die Konfrontation mit jenen strukturellen Bedingungen, Praxen und Potenzialen, die es ermöglichen, dass Hochschulen und Wissenschaft in dieser Weise als Teil autoritärer und menschenverachtender politischer Systeme fungieren können.

Dies lässt sich in besonders eindringlicher Weise am Beispiel der Universität Hamburg zeigen. Auch hier wurden nach langem Beschweigen die Geschichte von Universität und Wissenschaften und ihre politisch-gesellschaftlichen Kontexte und Relevanz im ›Dritten Reich‹ stärker aufgearbeitet – doch auch hier kommt davon im hochschul- und wissenschaftspolitischen wie im fachwissenschaftlichen Alltag wenig an. Dabei zeigen diese Arbeiten einmal mehr, dass es ein »Mythos [ist], von der Universität als Hort ›wertfreier‹ Wissenschaft« zu sprechen, als einer Institution und Praxis, die selbst prinzipiell rational und wissenschaftsgetrieben funktion-

147 Dieser Beitrag ist ein überarbeiteter Auszug aus Olaf Asbach (in Vorb.). Politik, Wissenschaft und Politische Wissenschaft in Hamburg in der Zeit des Nationalsozialismus, in Rainer Nicolaysen, Eckart Krause & Gunnar B. Zimmermann (Hg.). *100 Jahre Universität Hamburg*, Göttingen. Dort ausführliche Nachweise, die hier auf ein Minimum reduziert sind.

nieren und durch »gefestigte Traditionen geschützt« werden.¹⁴⁸ Das Problem ist also weniger ein vermeintliches »Versagen der Universität im »Dritten Reich«¹⁴⁹ als der Umstand, dass sie in gewisser Weise gerade *nicht* versagt, sondern einen wesentlichen Beitrag zu seiner Durchsetzung und Stabilisierung geliefert hat.

Blickt man nämlich auf das grundsätzliche Verhältnis von Politik, Wissenschaft und Universität, und hier insbesondere auf die konkrete Organisation der Hamburger Universität und die Ausrichtung einzelwissenschaftlicher Forschung, zeigt sich schnell, dass auch nach der Machtübertragung an die Nationalsozialisten die Wissenschafts- und Hochschulpolitik und -organisation, wie sie schon seit der Wende zum 20. Jahrhundert betrieben wurde, unter neuen – jetzt völkisch-nationalsozialistischen – Vorzeichen fortgesetzt wurde. Dies verwundert nicht weiter, bedenkt man, dass die Nationalsozialisten in den ersten Jahren ihrer Herrschaft weder klare Konzeptionen noch die Machtmittel besaßen, die »Gleichschaltung« der Universitäten »von oben« zu erzwingen.¹⁵⁰ Die Neuausrichtung erfolgte sozusagen »von unten«, d.h. aus Universität, Wissenschaft und Gesellschaft selbst heraus, so dass hier der Boden bereitet sein musste.

Hierbei spielte die Politische Wissenschaft eine wichtige Rolle. Dies mag aus disziplingeschichtlicher Sicht überraschen. Gemeinhin gilt ihre Etablierung an deutschen Universitäten doch gerade als Versuch, nach dem Zweiten Weltkrieg Konsequenzen aus den Erfahrungen des Nationalsozialismus zu ziehen und »die studierende Jugend«, die künftige Trägerschicht in Gesellschaft und Politik, »gegen gefährliche Nachwirkungen des Totalitarismus zu immunisieren« und »einen Beitrag zur Stabilisierung der demokratischen Lebensform zu leisten«.¹⁵¹ Auch in Hamburg wurde so 1951 der erste Lehrstuhl für Politische Wissenschaft »als wichtiger Beitrag zur Demokratie-Erziehung« eingerichtet, auf den Siegfried Landshut berufen wurde.¹⁵² Doch schon in der Weimarer Republik gab es Versuche, angesichts der vielfältigen Krisen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft

148 So Peter Fischer-Appelt im Vorwort zu Eckart Krause, Ludwig Huber & Holger Fischer (Hg.) 1991. *Hochschulalltag im »Dritten Reich«*. Die *Hamburger Universität 1933-1945*, 3 Bände, Berlin & Hamburg, Bd. I, IX.

149 Rainer Nicolaysen 2011. Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert, in Myriam Richter & Mirko Nottscheid (Hg.). *100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven*, Berlin & Hamburg, 22.

150 »Die Universitäten waren terra incognita für die NS-Führung des Staates, und sie wagte es nicht, hier zu viel zu experimentieren.«; Geoffrey J. Giles 1980. Die Idee der politischen Universität, in Manfred Heinemann (Hg.). *Erziehung und Schulung im Dritten Reich*, Teil 2, Stuttgart, 55.

151 Hans Maier 1962. Zur Lage der Politikwissenschaft in Deutschland, *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 10(3), 237.

152 Rainer Nicolaysen 1997. *Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie*, Frankfurt a.M., 360.

durch eine neue Gestalt Politischer Wissenschaft die Aufgaben von Hochschule und Wissenschaft neu zu bestimmen.

In Hamburg zählte hierzu der Historiker Adolf Rein, der in enger Zusammenarbeit mit Otto Westphal Ideen zu einer Reform der Ausrichtung und Organisation von Universität und Wissenschaft entwickelte, die er unmittelbar nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten 1933 in leitenden Positionen in der Universität wie auch in der zuständigen Behörde binnen kürzester Zeit weitgehend umsetzen konnte.¹⁵³ Im Zentrum stand dabei eine Politische Wissenschaft, die als eine Art »Königswissenschaft« einer restrukturierten Organisation von Universität und Wissenschaften fungieren sollte. In spezifischer Fortführung des klassischen Politikbegriffs übergreift dabei die Wissenschaft von der Politik, die als »Lebensgestaltung im Raum der sozialen Wirklichkeit« verstanden wird,¹⁵⁴ alle darauf bezogenen Einzelwissenschaften. Sie muss diese wie sich selbst deshalb als Teil der historisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit begreifen und von dort aus die Aufgaben von Wissenschaft und Forschung samt ihrer institutionellen Ausgestaltung begründen. Während bei Rein in seiner Anfang 1933 abgeschlossenen Schrift die Berufung auf Volk, Vaterland und Geschichte noch ganz im Rahmen autoritär-nationalistischer Konzepte blieb und damit eine auch in Hamburgs Gesellschaft, Wirtschaft und Politik einschließlich der Professorenschaft verbreitete Kritik am »Weimarer System« und am Verlust von Deutschlands Stellung als Groß- und Kolonialmacht bediente, lud er sie nur wenige Wochen später mit »völkischen« und »rassischen« Inhalten auf und machte seine Ideen zu einer grundlegenden Universitätsreform so für verschiedene Auslegungen und Interessen anschlussfähig.

Von daher erklären sich die starken Kontinuitäten, die in der wissenschaftlichen Arbeit an der Hamburger Universität zu der Zeit vor 1933, aber auch der Zeit nach 1945 bestanden. Denn die Universität war seit den im 19. Jahrhundert einsetzenden Bemühungen um ihre Etablierung und dann im fortwährenden Kampf um ihre Existenzberechtigung durch eine enge Verbindung von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft geprägt und gewillt, der »Zukunft unseres Volkes und unseres Staates«, dem »Wirtschaftsleben Hamburgs und darüber hinaus ganz Deutschlands« wie auch der Beförderung von »kulturellen, kolonisatorischen und wirtschaftlichen Fortschritte[n]« zu dienen.¹⁵⁵ Sie stellte – wie der Nationalsozialismus selbst – in

153 Vgl. den Beitrag von Lennart Riebe in diesem Band, S. 276; ausführlich Arndt Goede 2008. *Adolf Rein und die ›Idee der Politischen Universität‹*, München.

154 Adolf Rein 1933. *Die Idee der politischen Universität*, Hamburg, 15; ders. 1933. Politische Bildung, *Deutsche Akademische Rundschau* 3(6).

155 So der Gründungsrektor Karl Rathgen; *Hamburgische Reden, gehalten bei der Eröffnungsfeier am 10. Mai 1919*, Hamburg, 15; sowie Peter Mühlens 1925. Hamburg und die Tropenhygiene, ihre wissenschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung, in *Deutsche Auslandsarbeitsgemeinschaft Hamburg* (Hg.). *Hamburg in seiner wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung für Deutschland*, Hamburg, 114.

vielerlei Hinsicht eine Modernisierung und Rationalisierung institutioneller Strukturen und Prozesse dar, verbunden mit der konsenssichernden Einbettung in politisch-ideologische und kulturelle Traditionen und Normordnungen. Die zentralen Ziele nämlich waren, knapp zusammengefasst:

- wissenschaftliche Forschung und Lehre sollen im Zusammenhang mit den politisch-gesellschaftlichen Interessen und Zielsetzungen reflektiert und planvoll in den Rahmen einer universitären Gesamtstrategie eingefügt werden;
- einzelwissenschaftliche Arbeit geht innerhalb dieses Rahmens ihren alltäglichen Gang und erfährt je nach politischer und sozioökonomischer Interessenlage verstärkte Förderung oder wird ab- oder zurückgebaut;
- Aufgaben, Richtung und Ziel von Wissenschaft und Forschung werden strategisch definiert; sie unterliegen dabei außerwissenschaftlichen Verständnisweisen von Gesellschaft, Politik und Staat und in ihnen bestehenden Problemlagen und Zielsetzungen, die wissenschaftlich zu begründen und zu bearbeiten sind, um praktisch nutzbar zu sein;
- geistes-, sozial- und rechtswissenschaftliche Gebiete, Strömungen und Professionen, die dafür als ungeeignet bewertet werden, werden ausgeschlossen;
- Formen und Bedingungen von Lehre und Studium, das Verhältnis der Fächer und Statusgruppen zueinander und die Beziehungen zwischen Universität, Politik, Gesellschaft und Wirtschaft werden zweckgemäß ausgestaltet. Die Politische Universität als spezifisch moderne und zeitgemäße Gestalt der Universität muss Rein zufolge genau diese Charakteristika aufweisen. Und in Hamburg sollte sie nun unter den konkreten Bedingungen »der deutschen Wirklichkeit als *nationalsozialistische Universität*« verwirklicht werden.¹⁵⁶ Im Zentrum stand eine neue »politische Fakultät oder Fachgemeinschaft«: Diese sollte »ein Organ der wissenschaftlichen Verbindung und Einheit innerhalb der Universität« bilden, »von dem aus die allgemeinen hochschulpolitischen und wissenschaftspolitischen Angelegenheiten der Universität in Bewegung zu bringen und in Bewegung zu halten sind«.¹⁵⁷

Schon im Sommer 1933 wurde diese »Politische Fachgemeinschaft der Fakultäten« gebildet, die »den Grund (...) zu einer neuen einheitlichen und umfassenden »politischen« Wissenschaft [legen sollte], die auf die deutsche Lebensgemeinschaft

156 Adolf Rein. *Idee*, 9; ausführlich zur Politischen Universität Barbara Vogel 1991. Anpassung und Widerstand. Das Verhältnis Hamburger Hochschullehrer zum Staat 1919 bis 1945, in Eckart Krause. *Hochschulalltag*, Bd. I, 52ff. und Arndt Goede. *Rein*, v.a. 100ff.

157 Adolf Rein. *Idee*, 37 und ders. 1934. *Die politische Universität. Rede gehalten bei der Feier des Rektorwechsels am 5.11.1934*, Hamburgische Universität, Hamburg, 33.

mit Willen und Bewußtsein eingeschworen ist«. ¹⁵⁸ Sie umfasste jene Fachgebiete, die »in besonderer Weise das politisch-weltanschauliche Element in sich tragen«, d.h. die geistes-, sozial-, wirtschafts- und rechtswissenschaftlichen Fächer, die »ihrem Gegenstande nach eine unmittelbare Beziehung zum Begriff des Politischen haben«. ¹⁵⁹ Ihre zentralen Aufgaben waren laut §20 des neuen Hochschulgesetzes: »1. für die politische Schulung der Studenten in Zusammenarbeit mit der Studentenschaft zu sorgen, 2. das wissenschaftliche Zusammenarbeiten der Fakultäten untereinander zu fördern, 3. die Pflege der Auslands-, insbesondere der Übersee- und Kolonialkunde«. Die in der Fachgemeinschaft vertretenen Fachgebiete sollten so die Forschung und Lehre der Universität und ihre Verbindung zur außeruniversitären Welt koordinieren und lenken und so »als eine Art von wissenschaftlichem Senat« fungieren. ¹⁶⁰ In hochschulpolitischer Hinsicht diente die Fachgemeinschaft, die wie die Fakultäten von einem Dekan geleitet wurde, ¹⁶¹ als Verbindungsglied zu Rektor und Universitätssenate, in dem sie wie diese Sitz und Stimme hatte. Ihre Aufgaben waren vor allem die Beratung in grundsätzlichen Fragen der Ausrichtung von Forschung und Lehre sowie die Mitwirkung »[b]ei allen Habilitationen und Berufungen in den einschlägigen Disziplinen«, ¹⁶² was eine verstärkte ideologische und strategische Ausrichtung von Wissenschaft und Universität ermöglichte.

Im Laufe des ersten Jahres wurden vier Abteilungen gebildet, durch die die zahlreichen Fächer der Universität und ihre Arbeiten zusätzlich koordiniert und Kooperationen angeregt werden sollten. Neben der ersten Abteilung »Politische Wissenschaft«, die die politisch-gesellschaftlich grundlegenden Fächer umfasste, entstanden die Abteilungen für »Politische Erziehung«, »Auslandskunde« und »Raumforschung«. ¹⁶³ Sowohl innerhalb der einzelnen Abteilungen wie in ihrem Zusammenwirken innerhalb der Fachgemeinschaft wurde größter Wert auf die Überwindung der Fächergrenzen gelegt, d.h. auf Interdisziplinarität in Forschung und Lehre. Ausdrückliches Ziel der Politischen Fachgemeinschaft war, so Westphal, »die Zunftwälle niederzulegen, die die Fakultäten und Disziplinen im Zeitalter des positivistischen Spezialistentums um sich gezogen hatten«, um den Aufgaben der Zeit, an deren Bewältigung Universität und Wissenschaften mitzuwirken hätten,

158 Adolf Rein 1935. *Die Universität Hamburg als politische Universität*, hg. vom Hamburgischen Staatsamt, Hamburg, 20.

159 Adolf Rein. *Universität Hamburg*, 21; Otto Westphal 1933. Das »Politische Colleg« der Hamburgischen Universität, in *Hamburger Universitätszeitung* XV, H. 5, 20.

160 Adolf Rein. *Idee*, 37.

161 Zum Dekan ernannte Rein am 23. Januar 1934 Otto Westphal.

162 Otto Westphal. *Das »Politische Colleg«*, 65.

163 Zur Vor- und Entstehungsgeschichte der »Abteilung für Raumforschung« vgl. Mechthild Rössler 1991. Die »Hochschularbeitsgemeinschaft für Raumforschung« an der Hamburger Universität 1934-1945, in Eckart Krause. *Hochschulalltag*, Bd. II, 1035-1048.

gerecht werden zu können.¹⁶⁴ Auf monatlichen ›Wissenschaftlichen Sitzungen‹ der Politischen Fachgemeinschaft wurden Forschungsthemen und Kooperationsmöglichkeiten diskutiert, und es wurde festgelegt, worauf die unmittelbar politisch relevanten, aber auch »die nur methodisch, nicht materiell politischen Wissenschaften« wie Mathematik und Naturwissenschaften »ihre abgepanzerte strenge Wissenschaftlichkeit« zu richten habe:

Die wissenschaftlichen Sitzungen sollen zu neuen Fragestellungen führen dadurch, daß das einzelne Fach in unmittelbarer Auseinandersetzung mit der Betrachtungsweise der benachbarten Fächer gebracht wird; sie sollen neue Forschungsergebnisse mitteilen und jeweils die Gebiete aufsuchen, wo eine Begegnung der wissenschaftlichen Arbeit von verschiedenen Fächern her sich vollziehen kann.¹⁶⁵

Diese Prinzipien sollten an der reformierten Universität auch für Lehre und Studium leitend sein, die das zweite große Aufgabenfeld der Politischen Fachgemeinschaft bildeten. Mit der wissenschaftlichen Ausbildung sollten nicht nur Spezialistinnen auf unterschiedlichen Fachgebieten herangebildet werden, sondern Personen, die sich und ihre Arbeit im Zusammenhang mit den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen und Anforderungen verstehen und sie für diese fruchtbar machen konnten. In diesem Sinne ging es für Rein um die »Gestaltung einer nationalen Elite«, die in ihrer wissenschaftlichen Arbeit den Bezug auf den jetzt »völkisch« interpretierten historisch-gesellschaftlichen Zusammenhang erkennen und herstellen könne.¹⁶⁶ Dabei sollte sie sich jedoch ebenso wenig im Spezialistentum verlieren wie eine sozial abgehobene, von »akademische[m] Standeswesen« und »selbstzufriedene[r] Bürgerlichkeit« geprägte »Schicht der wortreichen Intelligenz« bilden.¹⁶⁷

Mit diesen Zielen organisierte die Politische Fachgemeinschaft ein Seminarprogramm, das politische Schulungskurse zu disziplinenübergreifenden Themen

164 Otto Westphal 1935. Die Politische Fachgemeinschaft der Fakultäten nach dem ersten Jahr ihres Bestehens, in *Hamburger Universitätszeitung* XVI, H. 5, 19. Januar, 151.

165 Otto Westphal 1933. Politische Wissenschaft, in *Hamburger Universitätszeitung* XV, H. 2, 24. und Adolf Rein. *Universität Hamburg*, 24. Hinsichtlich der ›interdisziplinären Kooperation‹ proklamierte Westphal es als Aufgabe der Fachgemeinschaft, »den Boden zu bereiten für die Zusammenarbeit des Kriminalisten, des Staatswissenschaftlers, des Volkswirts, des Anatomen, des Neurologen, des Rassenkundlers, des Prähistorikers, des Historikers, des Soziologen, des Germanisten, des Kunsthistorikers, des Wehrwissenschaftlers, des Zoologen, des Geographen, des Meteorologen: um nur einige Disziplinen herauszugreifen«; Otto Westphal. *Politische Fachgemeinschaft*, 151.

166 Da diese »Aristokratie aus völkischer Wurzel« heraus entspringe, setze dies schon bei der Zulassung der Studierenden »sorgfältige Berücksichtigung erbbiologischer Momente« voraus; so Rein in der *Sylter Denkschrift* von 1933; Arndt Goede. *Rein*, 66.

167 Adolf Rein. *Politische Universität*, 19.

und Problemen anbot – gleichsam ein nationalsozialistisches ›Studium Generale‹, bei dem die Teilnahme für Studierende zum verbindlichen Teil des Fachstudiums erklärt wurde.¹⁶⁸ Der interdisziplinäre Charakter dieser Seminare wurde durch neue Formate betont und praktisch umgesetzt. Dozentinnen aus unterschiedlichen Fächern boten sie gemeinsam an und leiteten sie mit Referaten und Ko-Referaten ein, die dann diskutiert wurden: »An jedem Kurs ist eine Gruppe von Dozenten beteiligt, ein jeder etwa mit ein bis zwei Abenden. Alle an einem Kurs mitwirkenden Dozenten wohnen jeden Abend ihres Kurses bei, um in der Aussprache den politischen Zusammenhang der verschiedenen Disziplinen zur Anschauung zu bringen und herauszuarbeiten.«¹⁶⁹ Diese Formen fächerübergreifender Lehre, der Kooperation von Dozentinnen und Studierenden wie auch der Verbindung von Fachwissenschaften, übergreifenden Themen und praktischen Fragen von Politik und Gesellschaft prägten in besonderem Maße die sogenannten ›Wissenschaftslager‹. Vom Wintersemester 1934/35 an wurden diese als mehrtägige Veranstaltungen durchgeführt, in denen Lehrende und Studierende ein Thema gemeinsam historisch-politisch aufarbeiteten.¹⁷⁰

Das im November 1933 gegründete Politische Kolleg ergänzte die Politische Fachgemeinschaft. Wie diese war sie eine Vertretung der ›politisch relevanten‹ Fächer, allerdings eine der nicht-professoralen Dozentinnen sowie der Studierenden. Es organisierte verschiedenste Aktivitäten zu umfassenden politisch-wissenschaftlichen Schulungen, etwa politische Vorlesungen, Kurse und Tischrunden, Fortbildungen in Rhetorik oder Lagergemeinschaften. Dadurch sollte »das wahre Verhältnis zwischen Dozenten und Studenten regeneriert« und versucht werden, »die Universität als Ganzes festzuhalten, alles Gegeneinanderarbeiten oder ohne-Fühlung-miteinanderarbeiten [sic!] zu beseitigen«, indem es die Zusammenarbeit der unterschiedlichen Statusgruppen und Generationen institutionell sicherte.¹⁷¹

Um das Ziel einer Politischen Universität, die Fächer, Wissenschaftlerinnen und Studierende miteinander ins Gespräch zu bringen und auf das gemeinschaftliche Ziel ihrer praktisch-politischen Arbeit für Staat und Gesellschaft bzw. ›Volk‹ hin auszurichten, umsetzen zu können, regte Rein schon bei seinem Rektoratsantritt 1934 an, dass »die Universität auch räumlich zusammengeschlossen werden« müsse. Denn

168 Themen solcher Kurse reichten von den Grundlagen von Staat und Recht über ›Rassen- und Volkskunde‹ und Tropenhygiene bis zur Weltpolitik und deutschen Kunst.

169 Otto Westphal. *Das ›Politische Kolleg‹*, 66; Adolf Rein betonte den experimentellen Charakter dieser kooperativen Veranstaltungsformen, aus denen »die neuen Grundsätze für die Formen der Vorlesungen, der Kolloquien, der Übungen, Seminare, Praktika, Laboratorienarbeit, Arbeitsgemeinschaften und Lagergemeinschaften hervorgehen« sollten; Adolf Rein. *Politische Universität*, 34.

170 Vgl. Adolf Rein. *Universität Hamburg*, 23; Arndt Goede. *Rein*, 114ff.

171 Otto Westphal. *Das ›Politische Kolleg‹*, 67; Adolf Rein. *Universität Hamburg*, 26.

»solange Institute, Seminare, wissenschaftliche Anstalten, Vorlesungsräume, Studentenhäuser, Professorenwohnungen in dem Betrieb der großen Stadt zerstreut liegen«, könne sie nicht die Form der Gemeinschaftsbildung in Forschung und Lehre erreichen, die zur Erfüllung ihres politisch-gesellschaftlichen Auftrags erforderlich sei, nämlich »in das Volk, in die politische Landschaft hinein zu wirken und aus ihr Befruchtung und Aufgabenstellung zu empfangen«.¹⁷² In der Folge wurde die Verlegung der Universität aus der Innenstadt und ihre Zusammenlegung zu einer Campus-Universität diskutiert und ab 1937 im Rahmen des Plans, Hamburg zu einer »Führerstadt« auszubauen, konkret angestrebt.¹⁷³ Nur der Krieg verhinderte die Umsetzung dieses Vorhabens, die Hamburger Politische Universität als eine nationalsozialistische Campus-Universität zur Vernetzung von Fachdisziplinen und Universität, Stadt und Gesellschaft in Stein zu meißeln.

Aus heutiger Sicht muss irritieren, wie vertraut und aktuell die Pläne zur Reform von universitärer Forschung und Lehre und ihre problemlösungsorientierte, vernetzte, auf gesellschaftlichen Nutzen und Transfer gerichtete Ausrichtung klingen, die Rein und andere entwarfen und 1933 an der Hamburger Universität umzusetzen begannen. Sie stellen die Politik- und Sozialwissenschaften wie Wissenschaft und Hochschule generell vor die Frage, wie sie eigentlich ihre wissenschaftliche Arbeit und ihre gesellschaftliche Rolle und Funktion begründen und institutionell praktizieren. Sind es nicht mehr als die zufälligen historischen Umstände und die je als legitim geltenden Inhalte und Zielsetzungen, die darüber entscheiden, ob sie nun nationalsozialistischen, völkisch-rassistischen, imperialistischen Vorstellungen einer »guten« Gesellschafts- und Weltordnung dienen oder solchen der globalen Überwindung von Ausbeutung und Armut und der Verwirklichung menschenwürdiger Lebensverhältnisse?

Olaf Asbach ist seit 2009 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Hamburg. Sein Schwerpunkt liegt auf der Geschichte und Theorie politischen Denkens.

Totaler Staat und Rechtsprechung.

Florian Meinel über Ernst Forsthoffs Gastspiel in Hamburg

Ernst Forsthoff (1902-1974), Autor von *Der totale Staat* (1933), wurde nach einer Empfehlung von Carl Schmitt als Nachfolger von Kurt Perels auf einen Lehrstuhl für öffentliches Recht der Hamburger Universität berufen. Er gehört zu den Juristinnen, die in der Nachkriegszeit bleibenden Einfluss auf die Politikwis-

172 Adolf Rein. *Politische Universität*, 35.

173 Vgl. Jürgen Lafrenz 1991. Die Universität in Hamburg als Problem der Stadtplanung 1919-1945, in Eckhart Krause. *Hochschulalltag*, Bd. I, v.a. 341ff.

senschaft ausübten, vor allem mit seiner Monographie von 1971, *Der Staat der Industriegesellschaft*.

Der Staatstheoretiker und Verwaltungsrechtler Ernst Forsthoff, dessen Name sich heute vor allem mit der Heidelberger Universität der Nachkriegszeit verbindet, lehrte 1935 ein einziges Semester an der in »Hansische Universität« umbenannten Hochschule. Ein kurzes Intermezzo während des nationalsozialistischen Revirements der Universität, aber kein unbedeutendes.

Forsthoff kam im April 1935 aus Frankfurt,¹⁷⁴ auch das eine junge bürgerlich-liberale Universität, die nach dem Willen der neuen Machthaber zu einer nationalsozialistischen Vorzeigeuniversität werden sollte, aber nicht wirklich wurde. In Hamburg war schon Ende 1933 der Lehrstuhl von Kurt Perels vakant geworden, der sich aus Verzweiflung über die gegen ihn gerichteten Diskriminierungen das Leben genommen hatte. Forsthoff war der Kandidat des nationalsozialistischen Rektors Adolf Rein und des Ministeriums,¹⁷⁵ die den Widerstand der Fakultät, die ganz andere Pläne hatte, zu brechen wussten. Forsthoffs akademischer Lehrer Carl Schmitt machte dabei seinen Einfluss geltend und hatte schon vor dem Tod Perels' mit Rein über die Wiederbesetzung des Lehrstuhls korrespondiert. So übernahm Forsthoff zum 1. April 1935 einen Lehrstuhl für Öffentliches Recht an der Juristischen Fakultät.

Bekannt war er damals vor allem als Verfasser einer kleinen, im Sommer 1933 erschienenen Broschüre *Der totale Staat*: eine nationalsozialistische Bekenntnisschrift mit einigen schwachen konservativen Rest-Vorbehalten gegen die Hitler-Diktatur. Den Begriff des totalen Staates hatte Carl Schmitt 1931¹⁷⁶ als Analogie zu Ernst Jüngers »totaler Mobilmachung« geprägt,¹⁷⁷ und in diesen Begriffen deutete Forsthoff die sich formierende NS-Herrschaft in ihrer frühen Phase. Es ist die Apologie eines faschistischen, durch Führertum und Gesinnung integrierten Arbeitsstaates, der sich ganz bewusst als Gegensatz zum liberalen Rechtsstaat versteht. Die Verfassungsfrage des bürgerlichen Rechtsstaates war für Forsthoff mit dem Nationalsozialismus »erledigt«, denn die Verfassung des Führerstaates stelle die Wissenschaft nicht mehr vor jene »Interpretationsprobleme, wie sie das Verfassungsgesetz von Weimar enthielt«. Alle an die Verfassungsordnung des Rechtsstaates gebundenen Institute und Begriffe des öffentlichen Rechts seien fortan nicht mehr »erörterungsbedürftig«.

174 Umfangreiche Nachweise finden sich bei Florian Meinel 2011. *Der Jurist in der industriellen Gesellschaft. Ernst Forsthoff und seine Zeit*, Berlin, Kapitel 2.

175 Arndt Goede 2008. *Adolf Rein und die ›Idee der politischen Universität‹*, Hamburg, 80f., 139; zu Forsthoffs Berufung nach Hamburg im einzelnen Hermann Weber 1984. »Es ist nichts bekannt, was Respekt abverlangt«, *uni hh* vom April, 6f.

176 Carl Schmitt 1931. *Der Hüter der Verfassung*, Berlin, 79.

177 Ernst Jünger 1930. Die totale Mobilmachung, in ders. *Krieg und Krieger*, Berlin, 9ff.

Vor allem in der Hervorhebung der Rolle von Verwaltung und Technik weist die Schrift aber über den totalen Staat auf Forsthoffs spätere Theorie des Verwaltungsstaates voraus. Ein »Volk des Radios, des Sports, des Wochenends, der Siedlungen, der Maschinenwerkstätten, der Autobahnen« sei »an besondere, wesentlich durch Technik und Maschine bestimmte Formen und Lebensbedürfnisse gebunden«. Es könne deswegen nicht allein durch Artgleichheit und Gesinnung, durch Bewegung und Führertum integriert werden, sondern bedarf daneben eines leistungsfähigen Verwaltungsapparats. Aus der Hamburger Zeit stammen zwei Aufsätze, in denen Forsthoff begann, die Konsequenzen dieser Einsicht für das Verwaltungsrecht zu ziehen, und in denen seine spätere Theorie der staatlichen »Daseinsvorsorge« Form annahm.¹⁷⁸

Als Theoretiker dieses jungkonservativen totalen Staates präsentierte sich Forsthoff im Wintersemester 1935/36 den Hamburger Studierenden. Neben einem öffentlich-rechtlichen Seminar las er vierstündig »Verfassung«, zweistündig die in »Volk und Staat« umgetaufte Vorlesung Allgemeine Staatslehre sowie eine dreistündige Vorlesung »Arbeiter«.

Es war wohl vor allem das geistige Umfeld und weniger die Universität, die Forsthoff in Hamburg interessierten, besonders der Kreis um die Hanseatische Verlagsanstalt und ihren Verleger Wilhelm Stapel. Zur »Hava« gehörte die damals führende Kulturzeitschrift des völkisch-jungkonservativen Spektrums, das *Deutsche Volkstum*, zu dem Forsthoff seit 1930 enge Beziehungen pflegte und in dem er 1935 einen wichtigen Text über »Richter und Rechtsprechung« veröffentlichte.¹⁷⁹ Darin skizzierte er eine Neubegründung der richterlichen Unabhängigkeit auch gegenüber dem »totalen« Staat aus dem Prozess richterlicher Hermeneutik heraus und formulierte damit das Programm, das er 1940 in *Recht und Sprache* weiterführte. Der Herausgeber des *Deutschen Volkstums*, Albrecht Erich Günther war sicher der wichtigste Gesprächspartner Forsthoffs während seiner Hamburger Zeit. Nach der schnellen und dezidierten Parteinahme des Hauses für den Nationalsozialismus wechselten Carl Schmitt, Ernst Rudolf Huber und viele andere zu diesem Verlag, der dadurch in einem solchen Maße den Hausverlag des historisch-politischen Nationalsozialismus darstellte, dass das »Denken über den ›totalen Staat‹ praktisch zu einer verlagsinternen Angelegenheit der Hava« wurde.¹⁸⁰ Über die Hanseatische Verlagsanstalt ergab sich in Hamburg auch der Kontakt zu dem erst 24-jährigen Wilhelm Grewe, der bald Forsthoffs Assistent werden

178 Ernst Forsthoff 1935. Das neue Gesicht der Verwaltung und die Verwaltungsrechtswissenschaft, *Deutsches Recht* 5, 333ff.; Ernst Forsthoff 1935. Von den Aufgaben der Verwaltungsrechtswissenschaft, *Deutsches Recht* 5, 398ff.

179 Ernst Forsthoff 1935. Richter und Rechtsprechung, *Deutsches Volkstum* Januar-Heft, 20ff.

180 So Siegfried Lokatis 1992. *Hanseatische Verlagsanstalt*, Frankfurt a.M., 35.

sollte, nach dem Krieg im Auswärtigen Amt die Hallstein-Doktrin formulierte und es zum deutschen Botschafter in Washington brachte.

Forsthoffs schneller Fortgang aus Hamburg war darum nicht freiwillig. Bei einem Vortrag über »Richter und Gesetz« vor dem Hamburger Rechtswahrerbund im September 1935 hatte er den Gauführer und Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts, Curt Rothenberger, in einem Streit über die Frage der Rechtsverbindlichkeit des NSDAP-Parteiprogramms mit ironisch-hintersinnigen Bemerkungen gegen sich aufgebracht. Ernst-Wolfgang Böckenförde hat diese Begebenheit später wie folgt wiedergegeben: »Forsthoff nahm hier zu der in Parteikreisen verbreiteten, auch vom Gauleiter wohl selbst vertretenen These Stellung, das Parteiprogramm müsse im NS-Staat Gesetzesrang erhalten. Er fragte, was dies denn letztlich bedeuten würde. Es würde bedeuten, so seine These, dass über die Interpretation des Parteiprogramms in letzter Instanz das Reichsgericht zu entscheiden hätte. Dies sei aber mit den Prinzipien des nationalsozialistischen Staates unvereinbar, nur der Führer könne verbindlich über die Interpretation des Parteiprogramms entscheiden«.¹⁸¹ Rothenberger erzwang daraufhin Forsthoffs Versetzung nach Königsberg. Dort, im eher abseitigen Ostpreußen, begann er die Texte zu schreiben, die seine heutige Bedeutung ausmachen und mit denen er sich von der Theorie des totalen Staates losmachte, vor allem seine wichtigste Schrift über *Die Verwaltung als Leistungsträger*.

Florian Meinel hat den Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg inne. Er ist der Autor von *Der Jurist in der industriellen Gesellschaft. Ernst Forsthoff und seine Zeit*. Zuletzt erschien *Vertrauensfrage. Zur heutigen Krise des Parlamentarismus*. Meinel lebt mit seiner Familie in Hamburg.

181 Ernst-Wolfgang Böckenförde 2008. Zum Briefwechsel zwischen Ernst Forsthoff und Carl Schmitt, *Archiv des öffentlichen Rechts* 133, 265.

Politisches Denken in Hamburg

Schelskys Gegenaufklärung. Luise Heinz über die *Soziologie der Sexualität*

Helmut Schelsky (1912-1984) wurde 1948 auf einen Lehrstuhl für Soziologie an der neu gegründeten Akademie für Gemeinwirtschaft, der späteren Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik berufen. Zwischen 1953 und 1960 war er Professor für Soziologie an der Universität Hamburg. Er studierte Philosophie, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte an den Universitäten Königsberg und Leipzig und war von 1937 an Mitglied der NSDAP. In den Nachkriegsjahren war Schelsky einer der prominentesten Soziologen in der deutschsprachigen akademischen Welt und zugleich als Politikberater und Universitätsreformer einflussreich.

Helmut Schelsky war einer der prägenden Soziologen der unmittelbaren Nachkriegssoziologie. Dass auch und gerade die Hamburger Soziologie so wenig an ihn erinnert, ist umso bemerkenswerter, als er zu seiner Hamburger Zeit gewissermaßen omnipräsent war: *Spiegel*, *Zeit*, *FAZ*, Radio, Fernsehen, Beiräte, Ministerien – kaum ein Gebiet, auf dem er nicht mitgemischt hätte. Auch auf Schelskys Bemühungen ist es zurückzuführen, dass »in den fünfziger Jahren Studienpläne und Prüfungsordnungen für das in Deutschland bis dato eher mißachtete Fach erlassen [wurden]«¹ – Soziologie als Hauptfach also überhaupt studierbar wurde.

Dass sein Schaffen wenig postume Würdigung erfährt, wird gemeinhin mit dem Hinweis auf die eher zeitdiagnostisch angelegten Studien Schelskys begründet, denn an erster Stelle war er Kommentator seiner Gegenwart mit »sensiblen Gespür für aktuelle Zeitprobleme und Sinn für populäre Reiz- und Schlagworte«.² Die mangelnde Rezeption allein hier zu verorten, ist jedoch kurzsichtig. Schelsky hat sich keineswegs mit dem bloßen Kommentieren der Gegenwart begnügt, sondern schlug Wege ein, die weit in die Gesetzgebung der jungen BRD hineinreich-

1 *Spiegel* vom 19. November 1973. Nachweise auch im Landesarchiv, Personalakten insb. Reiseanträge.

2 Nachruf im *Spiegel* vom 05. März 1984.

ten: Er war ein brillanter Netzwerker, der es verstand, die Personen und Situationen in seiner Umgebung für sich zu nutzen. Dass sich ein solches Engagement auch zu Ungunsten des Engagierten auswirken kann, kann als der triftigere Grund für den Bedeutungsverlust dieser einst so zentralen Figur angesehen werden.

Die Entstehung der *Soziologie der Sexualität* (1955)³ lässt sich mit einiger Sicherheit als Reaktion auf die – auch in Deutschland begeistert rezipierten – Studien *Sexual Behavior in the Human Male* (1948) und *Sexual Behavior in the Human Female* (1953) von Alfred Kinsey zurückführen. Der immense Eindruck, den diese Studien hinterließen, die vielleicht als erste versuchten, das Spektrum menschlicher sexueller Aktivität statistisch abzubilden, muss für den bekennenden Konservativen Schelsky gleich in zweierlei Hinsicht ein Affront erster Güte gewesen sein, was sich denn auch recht ungeschminkt in seiner Replik zeigt. Zum einen handelt es sich bei seinen Ausführungen um legitime Bedenken wissenschaftstheoretischer Couleur, denn Schelsky pflegte ein enges Verständnis von Soziologie zu verteidigen. Zum anderen stören Kinseys Einsichten die manifeste Homophobie Schelskys, die er jedoch nur dürftig im Rahmen einer solch strengen Soziologie zu plausibilisieren versteht.

Die aufsehenerregenden Studien Kinseys halten abseits des Tabubruchs wenig mehr bereit als eine ebenso umfangreiche wie thesenfreie Ansammlung von Häufigkeiten gängiger Sexualpraktiken in der amerikanischen Bevölkerung. Schelsky stört sich nun weniger an der Idiotie dieser kinseyschen Zählübungen als an den möglichen sozialen Effekten einer solchen, auch heute noch verbreiteten Darstellungsform: Wenn Kinsey zum Beispiel die Information bereitstellt, dass 60 % der hochgebildeten Frauen binnen vier Minuten masturbierend zum Orgasmus kommen und ich nicht, was mag das bedeuten? Sollte ich mich mehr bilden oder mehr masturbieren?

Aus der bloßen Darstellung dieser Zahlen ergibt sich, wie man leicht sieht, keine Antwort, aber ein Normalitätsanspruch, der alles andere als neutral ist. Die Normalisierung verschiedenster Praktiken durch eine Darstellungsform der Kurven und Durchschnitte zeitigt ganz eigene Zugzwänge. Jürgen Link hat diesen Effekt deutlich später einmal als ›flexiblen Normalismus‹ bezeichnet,⁴ was meint: Das, was als je geltende Norm floriert, wird heute sehr oft durch die Statistik angeleitet und nicht durch die Idee vom normativ ›Wünschenswerten‹ oder Tradierten bestimmt.

Man sollte, darauf will Schelsky hinaus, entsprechend nicht auf den so verbreiteten wie naiven Gedanken verfallen, dort blind eine Befreiung von Zwän-

3 Helmut Schelsky 1955. *Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft*, Hamburg; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

4 Siehe hierzu die Ausführungen von Patrick Wöhrle 2015. *Zur Aktualität von Helmut Schelsky. Einleitung in sein Werk*, Wiesbaden.

gen anzunehmen, wo Befreiung (sexueller, religiöser, politischer Natur) draufsteht. Die statistische Aufarbeitung *des tabuisierten* Sexualverhaltens führt, so Schelsky, zu ganz neuen Zwängen, da Handlungen bekannt und normalisiert werden, die zuvor wahrscheinlich oft unbekannt waren, jetzt aber mit dem Nimbus des völlig Üblichen und Verbindlichen daherkommen. Schelsky spricht in diesem Zusammenhang beispielsweise vom Phänomen des ›Orgasmuszwanges‹, was in etwa unserem Beispiel entspricht: Wenn ich nicht wie 60 % der anderen Masturbierenden mit Abitur binnen vier Minuten zum Orgasmus komme, dann müssen ich oder das Abitur ja abnorm, das heißt falsch sein.

Nun mangelt es dieser Analyse kaum an Plausibilität, aber – wie bei Schelsky üblich – versteckt sich hinter der vermeintlich milden Theorie scharfes politisches Kalkül. Was Schelsky neben dem Mangel an soziologischer Konsistenz nämlich zusetzte, war ein sehr spezifischer Aspekt von Kinseys Normalisierungsprogramm: Die Naturalisierung *homosexueller Praktiken*.

Von Kinsey nämlich stammt, neben allerlei lehrreichen Hinweisen zur Selbstbefriedigung, auch die Beobachtung, dass sehr viele Personen homosexuelle Erfahrungen haben und sehr viele dieser Personen sich selbst nicht als homosexuell einordnen. Ein solcher für diese Zeit doch sehr überraschender Befund veranlasste Kinsey zu der Annahme, dass man *jeden Menschen* auf einer fließenden Linie zwischen Homo- und Heterosexualität verorten könne, *und dies ganz ohne dabei Pathologien ausmachen zu müssen*.

Nun ist das Schelsky dann doch genug liederliche Provokation, um sein Gegenkonzept, *seinen ›Anti-Kinsey‹* vollständig zu entfalten. Interessanter (und verwirrender) Weise skizziert Schelsky hierzu aus der Tradition der philosophischen Anthropologie heraus einen radikal geschlechtskonstruktivistischen Ansatz, mit dem er wiederum eine konservative Institutionentheorie zu stützen gedenkt. Das ist durchaus bemerkenswert, da er den disziplinären Leitsatz ›*Der Mensch ist ein natürliches Kulturwesen*‹ wohl unter dem Eindruck seiner Margret Mead-Lektüre dahingehend verabsolutiert, dass auch aus der bloßen Geschlechtlichkeit des Menschen nichts (!) abzuleiten ist, was nicht in den Bereich der kulturellen Überformung fällt. Dass sich das Geschlechterverhältnis nun konkret so ausformt wie in der BRD der 1950er, ist mehr oder minder kontingent. Nun könnte man durchaus vermuten, dass sich an diese Feststellung eine entsprechend progressive Schlussfolgerung anschließt – aber weit gefehlt. Dass es keine wie auch immer geartete ›natürliche‹ Sexualität gibt, heißt ja noch lange nicht, dass alle möglichen und gegebenenfalls praktizierten Formen auch wünschenswert sind. Indem bei Kinsey durch statistische Aufbereitung auch ›abweichender‹ Sexualpraktiken eine ›Natürlichkeit‹ suggeriert wird, verschwimmt – wie wir gesehen haben – der Unterschied von Normalität und Normativität. Das birgt die Gefahr, dass die institutionalisierten Formen des Zusammenlebens und Zusammenschlafens derart erschüttert werden, dass nicht nur Zwänge, sondern Verwirrungen und lähmende Handlungsunsicher-

heiten das soziale Sicherungsgerüst (man kann hier mit Schelsky auch durchaus von Zivilisation sprechen) zersetzen. Da die Durchsetzung bestimmter Formen *natürlich kontingent ist*, aber dennoch eine wichtige Funktion erfüllt, die man gemeinhin mit Entlastung und Handlungssicherheit angeben kann, ist die Irritation dieser wertorientierten Sexualmoral für Schelsky mindestens gefährlich.

Nun sind seine Darstellungen bis hier feinste konservative Polemik und noch immer nicht nur theoriehistorisch interessant. Indiskutabel wird es jedoch, wenn Schelsky diesen Zweifel an der Zivilisationsfähigkeit sexueller Spielarten bruchlos auf die Homosexualität überträgt. Schelsky versucht den homophoben Salto Mortale, indem er die geschlechtliche Binarität radikalisiert und ontologisiert: Wenngleich er – seiner Argumentation nach zwingend – die *konkrete Ausprägung* der Geschlechtlichkeit als kontingent versteht, stellt er die *binäre Geschlechtlichkeit* des Menschen keineswegs zur Disposition.⁵ Eine gut verdeckte Inkonsequenz, da Schelsky dem ›natürlichen Kulturwesen‹ dann eben doch noch eine biologisch bedeutsame Residualkategorie unterschiebt: Mann und Frau können sein, wie es sich in der jeweiligen Gesellschaft eben gerade institutionell stabilisieren lässt, aber Mann und Frau werden sie bleiben und sind als solche zwingend *aufeinander bezogen*. Eine nicht mal konservative, sondern nur fadenscheinige Baumarkt-Romantik des Yin und Yang scheint für Schelsky hier unverzichtbar. Da sich selbst bei Beibehaltung einer strengen Binarität nur mit viel Mühe aus seiner soziologisierten Anthropologie heraus herleiten lässt, warum der Homosexuelle eine solch monströse Figur sein soll, dass selbst die Institution nicht weiterhilft, entlehnt Schelsky (was er anderen Soziologinnen übrigens nicht selten vorwirft) trieb-psychologische Spekulationen aus dem Baukasten seines engen Freundes Hans Bürger-Prinz und des Sozialpsychologen Peter R. Hofstätter.

Wenngleich das spezifisch menschlich-kulturelle Moment der Sexualität im Allgemeinen nämlich ist, dass sie vom ›Gattungszweck‹ ablösbar auftritt – sich also Lustgefühle als eigenes Verhaltensziel verselbstständigen (11, 13) –, ist diese ›soziale Sinnlosigkeit‹ und ›biologische Zwecklosigkeit‹ ohne ›Artfortpflanzung‹ hingegen beim Homosexuellen ›immer Einschränkung und Verarmung‹. Diese Verarmung trifft wohl auf alle Anomalien zu (so auch Exhibitionismus, Masturbation und Prüderie), doch Schelsky lässt uns wissen, dass die ›sozialen Strukturen sexueller Perversionen‹ in der Figur des Homosexuellen kulminieren (73ff.), denn:

Die homosexuelle Geschlechtsbeziehung entspricht in ihrer Verfehlung des gegengeschlechtlichen Partnerbezuges, ihrem autistischen und narzißtischen Verharren beim eigengeschlechtlichen Leibe und ihrer biologischen und sozialen Zwecklosigkeit wohl am offenbarsten unserer Kennzeichnung abnormen Sexualverhaltens. (81)

5 Diesen Hinweis verdanke ich Urs Stäheli.

Nun könnte man diesen kruden psycho-biologistischen ›Theorie‹-Sondermüll gestrost ignorieren, wenn nicht Schelskys Positionen zur Homosexualität Einfluss auf politische Entscheidungen gehabt hätten. So war er nicht nur Mitglied im Beirat des Bundesfamilienministeriums, sondern auch 1957 als Gutachter an der Neubewertung des Paragraphen 175 beteiligt. Der §175 StGB war die zentrale Strafvorschrift für die Verfolgung und Bestrafung Homosexueller. Zusammen mit den §§175a und 182 bildete er im Nachkriegsdeutschland die Grundlage für die Verurteilung von schätzungsweise 50.000 Männern.

Der Paragraph stellte ausschließlich männliche homosexuelle Handlungen unter Strafe, weshalb zwei von dieser Gesetzgebung betroffene Männer Verfassungsbeschwerde einreichten. Das Grundanliegen war die Entkriminalisierung männlicher homosexueller Handlungen auf Basis des Gleichbehandlungsgrundsatzes von Mann und Frau. Die Argumentation der Verfassungsrichter setzt die generelle Zulässigkeit der fortgesetzten Kriminalisierung als solche voraus und bezieht sich ausschließlich auf den Umstand der Ungleichbehandlung der Frau. Kernstück dieser Argumentation sind Gutachten, die im Rahmen einer mündlichen Verhandlung durch Sachverständige verschiedener Disziplinen (Medizin, Kriminologie, Psychiatrie) eingeholt wurden. Für die Soziologie sprach Helmut Schelsky. Er gibt zu Protokoll, dass es für eine Kriminalisierung weiblicher homosexueller Handlungen noch nicht (!) an der Zeit ist, da die Frau in den heimischen Gefilden keine Gefahr für die öffentliche Ordnung darstellt: »Die gesellschaftliche Stellung der Frau in der Öffentlichkeit und im beruflichen Leben habe sich aber geändert. Bei den in der Öffentlichkeit und im Beruf tätigen Frauen könne die weibliche Homosexualität gleiche Gefahren entstehen lassen wie die männliche Homosexualität«. Solange jedoch die Frauen nicht in größerer Zahl in der Öffentlichkeit auftauchen, »seien die Motive des Gesetzgebers zugunsten der Strafflosigkeit weiblicher Homosexualität immer noch berechtigt. Von der lesbischen Neigung solcher Frauen gehe eine geringere soziale Gefährdung aus als von gleichgeschlechtlichen Neigungen von Männern«.⁶ Die Verfassungsbeschwerde blieb erfolglos, und man muss vielleicht fast von Glück sprechen, dass der radikale Sexismus der Zeitgenossen dazu geführt hat, dass die Strafbarkeit nicht auf Frauen ausgedehnt wurde. Während die von den Nazis verurteilten Männer im Jahre 2002 durch den Deutschen Bundestag rehabilitiert wurden, verweigerte der Bundestag noch *bis 2017* die Rehabilitierung (und gegebenenfalls eine Entschädigungszahlung) für die nach 1945 von diesem Urteil Betroffenen.

Schelsky sollte im Laufe seiner Karriere noch häufig als Gutachter für Ministerien, Sprecher auf Parteiveranstaltungen (von CSU bis SPD) und öffentlicher Kommentator des politischen Geschehens in Erscheinung treten. Eines der bedrückendsten Beispiele seines Einflusses mag die theoretische Stimmungsmache

6 BVerfG, Urteil vom 10. Mai 1957, Az. 1 BvR 550/52

für den ›Radikalenerlass‹ (1972) sein, die dazu führte, dass etwa 11.000 Berufsverbotsverfahren gegen vermeintlich radikale Linke im öffentlichen Dienst eingeleitet wurden.⁷ Diese Episode fällt jedoch nicht mehr in die Hamburger Zeit: Der hiesigen Universität kehrte er bereits 1960 den Rücken.

Luise Heinz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Allgemeine Soziologie am Fachbereich Sozialwissenschaften. Sie studierte Soziologie in Dresden und arbeitete, bevor sie nach Hamburg kam, in den Medien- und Kommunikationswissenschaften an der Zeppelin Universität Friedrichshafen.

Marx dachte, der Kapitalismus sei ungerecht, aber er wusste nicht, dass er das dachte.

David Müller und Peter Niesen über Ralf Dahrendorfs Hamburger Dissertation

Ralf Dahrendorf (1929-2009) promovierte 1952 an der Universität Hamburg mit einer Studie zu Marx' Gerechtigkeitsbegriff. Eine zweite Dissertation fertigte er kurze Zeit später bei T.H. Marshall an der London School of Economics (LSE) über *Unskilled Labour in British Industry* an. Nach Aufenthalt am Institut für Sozialforschung in Frankfurt und an der Universität Saarbrücken lehrte er von 1958 bis 1960 Soziologie an der Akademie für Gemeinwirtschaft in Hamburg. Später war er Mitglied der Europäischen Kommission, Direktor der LSE und Rektor des St Antony's College Oxford sowie Mitglied des deutschen Bundestags und des britischen House of Lords.

1952, nach fünf Jahren Philosophiestudium, reicht der zweiundzwanzigjährige Ralf Dahrendorf seine Dissertation *Der Begriff des Gerechten im Denken von Karl Marx* an der Universität Hamburg ein. Die Arbeit zerfällt in zwei kontradiktorische Teile. Der erste Teil weist nach, dass der Idee der Gerechtigkeit bei Marx keinerlei normative Bedeutung zukommt, handle es sich doch bei ihr nur um die avancierte Selbstreflexion jeder Gesellschaft, also auch der bürgerlichen Gesellschaft, in der jeder das zuteilwerde, was sie verdiene. Dies folge aus Marx' Ableitung aller Gerechtigkeitsideale aus den zeitbedingten ökonomischen Verhältnissen. So weit, so konventionell. Im zweiten, heterodoxen Teil der Arbeit jedoch beansprucht Dahrendorf, dass Marx neben diesem relativen Verständnis von Gerechtigkeit als blo-

7 Ausführungen zu Schelskys Rolle bei Dominik Rigoll 2013. *Staatsschutz in Westdeutschland: Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr*, Göttingen, 304ff; und im sehr aufschlussreichen Artikel von Nikolai Wehrs 2013. Auf der Suche nach einem ›Pronunciamento‹. Helmut Schelsky im Hegemonialkampf der ›Reflexionseliten‹ in den 1970er Jahren, in Alexander Galus (Hg.). *Helmut Schelsky – der politische Anti-Soziologe*, Göttingen.

8 Universitätsarchiv Hamburg, Best. 201c Abteilung 3 – Studium und Lehre, Immatrikulationskarten.

Ralf Dahrendorfs Antrag auf Einschreibung vom 4. Juni 1947⁸

Antrag auf Einschreibung.
 (Vom Studierenden auszufüllen)

1. Name: **DAHRENDORF** Vornamen: **Ralf Gustav**
 (In Blockschrift) (Name und Vornamen unterstreichen)

2. a) Geburtstag und -jahr: **1. Mai 1929**
 b) Geburtsort: **Hamburg** Kreis: **dto.**
 Staat oder Land: **Hamburg**
 (Die Zugehörigkeit des Geburtsortes zu dem Staate oder Lande ist nach dem staatsrechtlichen Verhältnis zur Zeit der Geburt des Studierenden anzugeben)

c) Familienstand: **ledig**

3. Staatsangehörigkeit: **deutsch**

4. Konfession: **Missident**

5. Ueben Sie einen Beruf aus: **nein** Tgl. Arbeitszeit: **entf.**

6. Bereits studiert? **nein** Wie lange? **entf.** Wo? **entf.**
 Fakultät? **entf.**

7. Letzter Aufenthaltsort: **Hamburg**
 (betonders letzte Universität)

8. Einschreibung beantragt auf Grund eines Zeugnisses der Reife
 1. eines Gymnasiums
 2. eines Realgymnasiums
 3. einer Oberschule
 4. einer Oberschule für Jungen
 5. einer Oberschule für Mädchen, sprachlicher Zweig
 6. einer Oberschule für Mädchen, hauswirtschaftlicher Zweig
 7. einer Sonderreifeprüfung – Fremdenreifeprüfung (Zutreffendes unterstreichen)

9. Bei welcher Fakultät? **Philosophische**

10. Welchem besonderen Studienfache widmen Sie sich? **Literaturwissenschaft**

11. Wie gedenken Sie Ihr Studium abzuschließen? Gegebenenfalls mit welcher Prüfung? **Staatsexamen, Doktorexamen**

12. Welches Berufsziel haben Sie sich gesteckt? **Schriftsteller u. Lehrtätigkeit**

13. Strafen: **Keine. Führungszeugnis eingereicht**

14. Eingereichte Personalpapiere: 1. Reifezeugnis, 2. „Der polizeiliche Meldeschein ist bei der Anmeldung vorzulegen!“

15. Die fehlenden Personalpapiere
 werde ich bis zum _____ nachliefern.

16. Heimatswohnsitz (Kreis usw.): **Hamburg - Wellingsbüchel**
 Wohnung der Eltern oder Erzieher:
 Straße: **Hamburgstr. 112a**

Wenden!

Nicht knicken!

ßem Reflex veränderlicher Produktionsbedingungen auch über ein absolutes, normatives Verständnis von Gerechtigkeit verfügte. Der Inhalt dieser Vorstellung absoluter und umfassender Gerechtigkeit liege in einer Idee menschlicher Freiheit, die als universelle Entwicklung der Anlagen und Fähigkeiten aller zu verstehen sei.

Dahrendorfs Dissertation wurde von den Gutachtern Josef König und Siegfried Landshut als »ausgezeichnet« (*opus eximium*) bewertet und ein Jahr später als Monographie veröffentlicht.⁹ Für diese »[a]n vielen Stellen verändert[e] und zum größeren Teil neu geschrieben[e]« Buchpublikation (8) ergänzte Dahrendorf den Text

9 Ralf Dahrendorf 1953. *Marx in Perspektive. Die Idee des Gerechten im Denken von Karl Marx*, Hannover; Das Buch erfuhr 1971 eine zweite Auflage, die – bis auf den Titel und ein neues Vorwort – unverändert erschien, Ralf Dahrendorf 1971. *Die Idee des Gerechten im Denken von Karl Marx*, Hannover; Seitenangaben dieser Ausgabe im Folgenden in Klammern.

um eine persönlich-politische Vorbemerkung »zur Absicht der Arbeit« und warf ein vergleichendes Kapitel über die linkshegelianischen Vorläufer von Marx hinaus. Aus dem titelgebenden »Begriff des Gerechten ...« wurde *Die Idee des Gerechten im Denken von Karl Marx*, was keinen Neuaufbruch signalisiert, weil Dahrendorf die Redeweise vom Ideal, Prinzip, Begriff und der Idee des Gerechten in der Arbeit ohnehin austauschbar verwendet (16).

Während der Philosoph Josef König als Betreuer der Arbeit fungierte, fand Dahrendorf im jüngst berufenen Politikwissenschaftler Siegfried Landshut einen für die normativen Gehalte von Marx' Werk bereits sensibilisierten Zweitgutachter. Landshut hatte sich in der Einleitung zu seiner und J. P. Mayers berühmten Ausgabe der Marx'schen Frühschriften, die erstmals die 1844er Manuskripte zu »Nationalökonomie und Philosophie« enthielt, bereits deutlich gegen eine objektivistische, vorgeblich deskriptive Lektüre der Marx'schen Geschichtsauffassung ausgesprochen. Er hatte vielmehr mit der Entfremdungsproblematik bereits ein normatives Thema als geheimes Zentrum von Marx' Gesamtwerk identifiziert: »Alle bisherige Geschichte ist die Geschichte der Selbstentfremdung des Menschen.«¹⁰ Bei Landshut rannte also Dahrendorf offene Türen ein, wenn er nach einer normativen Paradoxie am Grund von Marx' Denken fragte.

Keiner Leserin kann entgehen, dass Marx' Schriften vor normativer Emphase nur so überquellen. Dahrendorf verweist auf Ausdrücke wie »Entfremdung«, »Ausbeutung« oder »Entmenschung«, aber auch auf »Freiheit« und »Emanzipation«. Wieso soll also gerade der Begriff der Gerechtigkeit hier keine Rolle spielen? Marx' offizielle Position ist, dass der Kommunismus keine Moral predigt und auf Ideale wie das der Gerechtigkeit verzichten kann, solange er sich nur als ausführendes Organ des historischen Fortschritts versteht. Würde er sich Forderungen wie die nach »gerechtem Lohn« zu eigen machen, befestigte er damit nur das zeitbedingt vorausgesetzte Abhängigkeitsverhältnis der Lohnarbeit. Dahrendorf folgert daraus, dass Marx deshalb die Verwendung des Wortes »gerecht« scheue und es nur selten verwende: »Noch nicht 60mal habe ich es in seinen sämtlichen Schriften ge-

10 Siegfried Landshut & Jacob Peter Mayer 1932. Einleitung: Die Bedeutung der Frühschriften von Marx für ein neues Verständnis, in dies (Hg.). *Karl Marx: Der historische Materialismus. Die Frühschriften*, Stuttgart, XXXIII. Das Zitat erscheint unverändert in der allein von Landshut verantworteten Nachkriegsausgabe, Siegfried Landshut 1953. Einleitung, in ders (Hg.). *Karl Marx: Die Frühschriften*, Stuttgart, XXXVII. Dahrendorfs Dissertation zitiert eine analoge Passage aus Landshuts Einleitung: »Und diese – in dem jetzt umschriebenen Sinne – Verwirklichung der wahren Bestimmung des Menschen ist die das ganze Werk tragende Idee.« Siegfried Landshut & J.P. Meyer 1932. *Einleitung*, XLI. Vgl. Ralf Dahrendorf 1971. *Die Idee des Gerechten im Denken von Karl Marx*, 113.

zählt. Und mehr als die Hälfte der Stellen, an denen es vorkommt, sind Zitate; der Rest Ironisierungen und Polemiken« (14).¹¹

Dahrendorf versucht, seine systematische Interpretation auch gegen den Wortlaut der Marxschen Schriften auf eine immanente Rekonstruktion zu stützen. Wie Landshut ihm bescheinigt, überschreitet er »an keiner Stelle den inneren Zusammenhang der sich gegenseitig bedingenden Begriffe«.¹² Die Arbeit soll allerdings drei ganz unterschiedliche Fragen erörtern, nämlich ob »Marx die Idee des Gerechten kennt, ob sein Werk Raum gibt für diese Idee und, wenn er sie kennt, in welcher besonderen Gestalt sich diese Idee bei Marx darstellt«.¹³ Die komplexe Antwort lautet: Zwar »kennt« Marx einen relativen Begriff des Gerechten, es ergibt sich aber aus der Untersuchung, dass ein absoluter Begriff der Gerechtigkeit ebenfalls »im Denken von Marx« existiere.¹⁴ Mit anderen Worten, »Marx did think capitalism was unjust but he did not think he thought so«.¹⁵

Da er über die semantische Analyse von Marx' Werken hinausgehen muss, um herauszufinden, ob sein Werk der Idee der Gerechtigkeit wenigstens »Raum gibt«, will Dahrendorf wissen, was sich sozusagen objektiv hinter der Idee der Gerechtigkeit verbirgt. Er entschlüsselt dies über eine Bedeutungsanalyse, die zu der atemberaubend juristischen Formulierung kommt, Gerechtigkeit bezeichne einen Zustand, in dem die Gesellschaft dem Bestehen von Rechtsansprüchen des einen gegen den anderen stattgibt (106). An dieser juristischen Diktion, die etwa aus Kantischer Perspektive alles andere als ungewöhnlich wäre, hält Dahrendorf für den relativen, aber auch noch für den absoluten Sinn der Gerechtigkeit in der kommenden kommunistischen Gesellschaft fest. Während der relative Begriff nur die Reflexansprüche der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse enthalte, markiere der absolute Gerechtigkeitsbegriff den Rechtsanspruch einer jeden an die post-kapitalistische Gesellschaft, *alle menschlichen Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln und zu verwirklichen* (106). Damit handelt sich Dahrendorf mindestens drei Probleme ein, die im Verlauf der Arbeit nicht mehr aufgelöst werden. Zunächst erscheint die juristische Qualifizierung der kommunistischen Gesellschaft nicht trivial, beansprucht diese doch, das positive Recht hinter sich gelassen und eine zwanglose Form der gesellschaftlichen Integration an seine Stelle gesetzt zu haben. Zweitens besteht, wie wir

11 Es ist nicht eindeutig nachzuvollziehen, wie Dahrendorf auf diese Zahl kommt. Alles in allem ist in den Marx-Texten der Marx-Engels-Ausgabe der Ausdruck beinahe dreihundert Mal verzeichnet. Zieht man nur die für die Frage nach der Normativität maßgeblichen Frühschriften heran, stehen immer noch 40 substanzielle Stellen plus Zitate zu Buche.

12 Siegfried Landshut 1952. *Gutachten*. 13.02.1952, Staatsarchiv Hamburg, 364-13 Fakultäten/Fachbereiche, Phil. Fak. Promotionen, Nr. 1125, Ralf Dahrendorf, 1.

13 Ebd., 16.

14 Ebd.

15 Norman Geras 1985. The Controversy about Marx and Justice, *New Left Review* March/April, 47-85, 70.

sehen werden, eine Spannung zwischen der Idee, Gerechtigkeit bezeichne die Gewährleistung subjektiver Ansprüche, und der gleichzeitigen Erwartung an die Subjekte, diesen Anspruch auch einzulösen, sodass eine Gesellschaft, in der Ansprüche garantiert, aber die Menschen nicht willens sind, ihre Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln, nicht gerecht sein könnte. Drittens geht Dahrendorf davon aus, die kommunistische Gesellschaft sei, insofern sie der Summe aller Rechtsansprüche der Menschen notwendig gerecht wird, »total gerecht« (108). Ihr normatives Profil sei nicht nur absolut im Sinn von nicht mehr überbietbar, sondern total im Sinne von vollständig, alle Lebensvollzüge umfassend. Unklar bleibt, wie man 1952 an der Universität, an der Ernst Forsthoff ein Gastspiel gegeben hatte,¹⁶ einen durchaus affirmativen Gebrauch von totalisierenden Adjektiven machen konnte.

Auch abgesehen von diesen Schwierigkeiten ließe sich womöglich einwenden, Dahrendorf betreibe mit seiner Rekonstruktion eines absoluten und totalen Gerechtigkeitsideals die Quadratur des Kreises. Seiner Beweisführung liegt aber eine klare und belastbare begriffliche Unterscheidung zugrunde. Wenn Dahrendorf die Idee des relativ Gerechten bei Marx als abgeleitet oder deriviert bezeichnet, bezieht er sich auf die dominante Gerechtigkeitsvorstellung in der bürgerlichen Gesellschaft der Gegenwart. Jede Epoche habe ihren Begriff des Gerechten, und während die Begriffe vergangener Epochen uns noch zugänglich seien, so hätten sie doch ihre »Gültigkeit verloren« (52). Dahrendorfs Pointe ist nun, dass der abgeleitete Charakter der Gerechtigkeit (aus der Perspektive eines materialistischen Weltverständnisses) für sich allein noch keinen Relativismus impliziert. Die Relativität folgt allein aus der Wandelbarkeit der Produktionsverhältnisse, deren Merkmale die zeitgenössischen Gerechtigkeitsauffassungen spiegeln. Die Kernidee der Abhandlung ist daher, dass auch ein abgeleiteter Begriff wie der der absoluten Gerechtigkeit nicht historisch relativ sein muss, wenn er nur »ontologisch« verstanden wird, das heißt die Basis der Ableitung universell und permanent ist. So verhalte es sich mit der Marxschen Idee freier menschlicher Tätigkeit, die eine unveränderliche Naturbasis voraussetze und nur ihrer Verwirklichung in postkapitalistischen Umständen harre. Dann lässt sich absolute Gerechtigkeit allerdings nurmehr an Verhältnissen ablesen, die keine Kluft zwischen dem Anspruch, seine Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln, und seiner Realisierung mehr zulassen.

Heute würde man Dahrendorfs Marx-Auslegung als »perfektionistische« Konzeption der Gerechtigkeit bezeichnen und sie auf ihre Verträglichkeit mit vernünftigen Meinungsverschiedenheiten über die Bestimmung des Menschen und die Natur des Guten abklopfen. Aus der Sicht der Gerechtigkeitstheorie der Gegenwart lässt die Arbeit eine Reflexion des Verhältnisses des Gerechten zum Guten vermissen, versteht Dahrendorf doch unter dem Gerechten gleichzeitig das »Richtige« (14) und »das moralische Prinzip des gesellschaftlich Guten« (3), die im Endzustand,

16 Vgl. den Beitrag von Florian Meinel in diesem Band, S. 288.

der kommunistischen Gesellschaft, notwendig zusammenfallen müssen. Absolute Gerechtigkeit beinhaltet dann nicht nur die Gelegenheit zur Selbstverwirklichung, sondern auch deren erfolgreichen Vollzug in einer nicht vom Subjekt gewählten, sondern ihm aufgegebenen Vollkommenheit.

1971 erscheint die Buchfassung zum zweiten Mal, begleitet von einem neuen Vorwort, in dem sich Dahrendorf darauf festlegt, welcher von Marx' Beiträgen zum politischen Denken am ehesten die Zeiten überdauern wird. Es ist ausgerechnet die Idee der kommunistischen Gesellschaft und ihr Verständnis von Freiheit, »seine Tätigkeit selbst zu wählen« und ein einheitliches Bild einer anzustrebenden Zukunft zu entwickeln, die er als bleibendes Vermächtnis identifiziert. Dies steht im Kontext einer Ergänzung, die die Buchfassung von 1953 von der eingereichten Dissertation unterscheidet, indem sie die »Absicht der Arbeit« näher ausführt als das Ziel »einer neuen Sozialphilosophie, einer neuen sozialistischen Theorie« nahezukommen (20). Auch auf die Gefahr von Missverständnissen hin hat Dahrendorf als nunmehr 40-jähriger Außenhandelskommissar der Europäischen Gemeinschaft diese Passagen beim Reprint 1971 übernommen. Beschwichtigend schließt dann allerdings das neue Vorwort mit dem aktualisierten Bekenntnis: »Sozial-liberale Politik muß vor allem liberal sein, denn die gleiche Freiheit ist vor allem Freiheit.«

David Müller studiert, **Peter Niesen** lehrt Politikwissenschaft an der Universität Hamburg.

Apolitische Menschlichkeit.

Clara Maier zu Hannah Arendts Rede bei der Verleihung des Lessingpreises 1959

Hannah Arendt (1906-1975) gehört zu den bedeutenden Politischen Theoretikerinnen des 20. Jahrhunderts. Nach ihrer Verhaftung durch die Gestapo verließ sie 1933 Deutschland. Von 1941 an lebte sie in den Vereinigten Staaten, wo sie von 1953 bis 1975 an verschiedenen Universitäten lehrte. Ihre Hamburger Rede vom 28. September 1959 trägt den Titel *Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten*. Zusammen mit flankierenden Texten ist die Rede 2018 unter dem Titel *Freundschaft in finsternen Zeiten* neu erschienen.

Ei des Kolumbus – so umschrieb Hannah Arendt den Lessing-Preis der Freien und Hansestadt Hamburg, als sie diesen vor sechzig Jahren entgegennahm.¹⁷ Arendt

17 Hannah Arendt 1999. *Rede am 28. September 1959 bei der Entgegennahme des Lessing-Preises der Freien und Hansestadt Hamburg*, Hamburg, 10; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

ironisierte gegen die, wie sie wohl fand, etwas gewaltsame Aneignung des Hamburger Senats, dessen Verhältnis zu Lessing ein nicht eben einfaches war. Schließlich hatte der Hamburger Senat nicht nur einst Lessings Stücke verboten und verfügt, von dessen Tod 1781 »keine Notiz zu nehmen«,¹⁸ der Lessing-Preis selbst war in der Nazi-Zeit zu einem »Instrument nationalsozialistischer Literaturpolitik« verkommen.¹⁹

Arendt traf auf eine deutsche Gesellschaft, die in einem schwierigen Verhältnis nicht nur zu ihrer unmittelbaren Vergangenheit stand, sondern auch zu den positiven Aspekten ihrer Geschichte. Zum einen konnte eine Anknüpfung an die deutsche Aufklärung, an Lessing, Kant, Herder und andere in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Korrektiv zu einer allzu einseitigen Geschichtsschreibung dienen. Arendt selbst hatte schon in den 1940er Jahren gegen eine Geschichtsschreibung argumentiert, die die deutsche Vergangenheit schlechthin als problematisch, gar als Einbahnstraße hin zum Nationalsozialismus, darstellte. Zum anderen konnte die positive Aneignung gerade von Figuren wie Lessing aber auch dazu dienen, Kontinuitäten zu überdecken und das emanzipative Potenzial einzelner Figuren der deutschen Ideengeschichte zu überschätzen.

Was bedeutete es nun also, wenn ein Hamburger Senator Arendts intellektuellen Stil in seiner Festrede als »lessinghaft« pries?²⁰ Das ironisch temperierte Unbehagen Arendts war deutlich spürbar. Schon in einem Brief an Karl Jaspers hatte sie davon gesprochen, dass er ihr diesen Preis »eingebrockt« habe.²¹ Ihre Schulfreundin Anne Weil ahmte diesen Ton nach, wenn sie in einem Brief vom Hamburger »Klimbim« schrieb.²² Dennoch gelang Arendt mit ihrer Rede ein Balanceakt, indem sie die Schwierigkeiten ihres Verhältnis zum damaligen Westdeutschland und dessen politischer Kultur deutlich zur Sprache brachte und zugleich eine positive Vision einer aufgeklärten Politik entwickelte.

Arendts Hamburger Rede von der »Menschlichkeit in finsternen Zeiten« bildet einen faszinierenden Kulminationspunkt ihres Denkens. Sie verknüpft auf einzigartige Weise Arendts komplexe Ideenwelt, und spannt den Bogen von ihren frühen Arbeiten zum Problem der jüdischen Identität und der Aufklärung hin zu ihren philosophisch-politischen Grundlegungen zur Natalität in *Vita activa*. Lessing

18 Jan Philipp Reemtsma 2007. *Lessing in Hamburg. 1766-1770*, München, 101.

19 Hanna Leitgeb 1994. *Der ausgezeichnete Autor: Städtische Literaturpreise und Kulturpolitik in Deutschland 1926-1971*, Berlin & New York, 189.

20 Hannah Arendt 2018. *Freundschaft in finsternen Zeiten: Gedanken zu Lessing*, hg. von Mathias Bornmuth, Berlin, 10.

21 Ebd., 7.

22 Hannah Arendt 2017. *Wie ich einmal ohne dich leben soll, mag ich mir nicht vorstellen: Briefwechsel mit den Freundinnen Charlotte Beradt, Rose Feitelson, Hilde Fränkel, Anne Weil und Helen Wolff*, München, 169.

diente Arendt dabei sowohl zur Abgrenzung als auch als Figur radikaler Geistesverwandtschaft.

Am Beispiel von Lessings Theorie des Mitleids in der *Hamburgischen Dramaturgie* exemplifizierte Arendt die Abwendung von konkreten politischen Kategorien hin zu einer sentimental Philosophie der Humanität und Brüderlichkeit in der Zeit der Aufklärung. Einer Philosophie, die letztlich – in Arendts Sprache – weltlos bleiben musste. Wie später in ihrem Eichmannbuch polemisierte Arendt gegen einen Begriff der Menschlichkeit ohne politische Folgen. Dort würde sie schreiben, dass der deutsche Begriff »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« das »Understatement des Jahrhunderts« sei – ganz so »als hätten es die Nazis lediglich an Menschlichkeit fehlen lassen, als sie Millionen in die Gaskammern schickten«.²³

In ihrer Hamburger Rede nahm sich Arendt nun also den historischen Prozess der Aushöhlung und Verinnerlichung der politischen Kultur – besonders der deutschen – vor. Arendt verband die Kultur einer apolitischen Menschlichkeit historisch mit der neuen Rolle des Mitleids als dem einenden Impuls menschlicher Soziabilität, wie sie im 18. Jahrhundert zuerst gedacht worden war. Das Mitleid, das in Lessings Umdeutung der Aristotelischen Dramentheorie eine entscheidende Rolle gespielt hatte, habe, so Arendt, die Vorstellungen einer aufgeklärten Politik entscheidend geprägt und so eine letztlich weltabgewandte politische Kultur hervorgebracht. Arendt argumentierte gegen eine Menschlichkeit, die auf dem Mitleiden mit dem Anderen aufbaute und sich im Glauben an die Bruderschaft aller Menschen erschöpfte. Eine solche Humanität sei unfähig, Verantwortung für die konkreten Verhältnisse zu übernehmen, innerhalb derer Menschen eben keine Brüder sind. Es sei genau diese unpolitische Politik der Brüderlichkeit, die die innere Emigration so vieler Deutscher ermöglicht habe. Natürlich sei es verständlich gewesen, so Arendt, sich »im Asyl des eigenen Inneren häuslich« einrichten zu wollen. Das »Resultat« sei jedoch immer, dass dabei »die Menschlichkeit mit der Wirklichkeit wie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet« werde (41).

Dieser Realitätsverlust bestimme auch in der Nachkriegszeit die Haltung der Deutschen zu ihrer Vergangenheit, so Arendt. Sie attestiert ihnen eine »Neigung so zu tun, als habe es die Jahre von 1933 bis 1945 gar nicht gegeben«, das »Negative zu vergessen« und so – mit Lessing – das »Furchtbare ins Sentimentale zu verfälschen« (34). Die Menschlichkeit als Brüderlichkeit stehe eben nicht allen Menschen zu, argumentierte Arendt, sie sei das »Recht der Pariavölker«, derjenigen, die sich in der Unterdrückung mit einer »unheimlichen Realitätslosigkeit entschädigen«. Für die Anderen aber bestehe eine Verantwortung, eine »Verpflichtung«, sich der Welt zu stellen (29).

23 Hannah Arendt 1964. *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München, 399.

Der lauwarmen Rhetorik der Menschlichkeit, dem »Es genügt ein Mensch zu sein« des Nathan, stellte Arendt Lessings radikal-kritische Geisteshaltung entgegen. Hier, in seiner Haltung zur Welt und zur Wahrheit, die sich auch in der Ringparabel ausdrückte, sah Arendt das Potenzial zu einer aufgeklärten, der Welt zugewandten Politik. Arendt betonte die selbstbewusste Unabgeschlossenheit von Lessings intellektuellem Stil, durch den sein Denken ein »vorweggenommenes Sprechen mit anderen« wurde (18f.). Diese Offenheit, die Ablehnung eines Gesprächsstils des Rechthabens und der Objektivität, sei die Grundlage einer echten beziehenden Menschlichkeit – einer Menschlichkeit, die sich nicht zurückzieht, sondern auf den Anderen zugeht. Diese Menschlichkeit, auch wenn Arendt sie in ihrer Rede mit dem Begriff der *philia* assoziiert, sollte aber nicht allzu leicht, wie in der Neuausgabe des Textes geschehen, mit Arendts eigenen Freundschaften in Verbindung gesetzt werden.²⁴ Wie faszinierend Arendts persönliche Beziehungen auch immer gewesen sein mögen, es wäre eine Entpolitisierung ihres eigenen, gegen die Entpolitisierung gerichteten Denkens, ihre Texte vor allem mit Verweis auf solche Verbindungen zu lesen. *Philia* ist mehr Lessings Verbindung zu Johann Melchior Goeze als Arendts zu Mary McCarthy oder Karl Jaspers.

Arendt pries Lessings »erstaunlichen Mangel an Sachlichkeit«.²⁵ Kant habe zwar eingesehen, dass »es absolute Wahrheit für den Menschen nicht geben kann«, aber er habe das Absolute selbst in seiner Ethik letztlich doch nicht aufgeben können. Er habe damit den menschlichen Bereich auf etwas festgelegt, das dessen Wesen, nämlich dem der »grundsätzlichen Relativität«, widersprach. Lessing dagegen habe sich gerade über die Unsagbarkeit der Wahrheit, die die Philosophinnen so gequält habe, »gefreut«, so Arendt. Nicht nur »die Einsicht, daß es die eine Wahrheit innerhalb der Menschenwelt nicht geben« könne, sondern »die Freude, daß es sie nicht gibt und daß das unendliche Gespräch zwischen den Menschen nie aufhören werde, solange es Menschen überhaupt« gebe, das zeichne »die Größe Lessings« aus.²⁶

Mit Lessing gelang es Arendt, die problematischen Tendenzen, aber auch die enormen Potenziale einer von der Aufklärung geprägten politischen Kultur herauszuarbeiten. Ihre Hamburger Rede zeigt eindrucklich, wie falsch es wäre, Arendt in eine Reihe mit Denkern wie Eric Voegelin oder Reinhart Koselleck zu stellen, die die Aufklärung letztlich als den Beginn eines Verfalls europäischer Kultur und Politik verstanden, der im Totalitarismus mündete. Für Arendt, die schließlich das Denken ohne Geländer erprobte, war »die schrankenlose Beweglichkeit des revolutionären Denkens« nicht eine »dramatische Gefahr«, die die Grundlagen des

24 Matthias Bormuth 2019. Im Spiegel Lessings oder eine Republik der Freunde, in Hannah Arendt. *Freundschaft in finsternen Zeiten*, Berlin.

25 Hannah Arendt. *Freundschaft in finsternen Zeiten*, 51.

26 Ebd., 48.

menschlichen Zusammenlebens zerstörte.²⁷ In einem Brief an Arendt hatte Eric Voegelin einmal angemerkt, dass ihre Kritik des Totalitarismus nicht weit genug gehe, ja, dass die Geschichte des Totalitarismus nur im Zusammenhang des Verfalls des Christentums überhaupt zu verstehen sei. Arendt antwortete darauf lapidar, dass sie als jemand, »der nicht Christ sei, im Verfall des Christentums Gutes wie Schlechtes sehe«.²⁸ Sie ließ sich also auf eine zu eindeutige Deutung moderner Geschichte nicht festlegen.

Arendt, das macht ihre Rede deutlich, gehörte nicht zu denen, die aus der Kritik die Krise der Moderne ableiten wollten.²⁹ Kritik, die Unabgeschlossenheit, Widersprüchlichkeit und Offenheit eines Denkens, das sich im Kontakt mit Anderen immer wieder neu entfaltet, ist für sie gerade das Lebenselixier einer wirklich menschlichen Politik.

Clara Maier hat 2016 an der Universität Cambridge zu Debatten um den »Deutschen Sonderweg« promoviert. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hamburger Institut für Sozialforschung und ist seit 2019 Postdoc an der Humboldt-Universität Berlin.

Das verschwundene Vorwort.

Susanne Krasmann über Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*

Michel Foucault (1926-1984) leitete von 1959 bis 1960 das Hamburger Institut Français. Hier beendete er sein erstes Hauptwerk, *Wahnsinn und Gesellschaft*, wenngleich sich das Hamburger Vorwort in späteren Ausgaben nicht mehr wiederfindet. 2019 wurde am *Institut Français* in der Heimhuder Straße eine Plakette angebracht, die an Foucaults Wirken in Hamburg erinnert.

Die *Geschichte des Wahnsinns*, so heißt es in dem Vorwort vom 5. Februar 1960, das Michel Foucault während seines Aufenthalts in Hamburg verfasste, ist das Anliegen, die Geschichte einer »anderen Art des Wahnsinns« zu schreiben.³⁰ Sie ist die Geschichte einer ursprünglichen »Trennung« zwischen Wahnsinn und Vernunft, die zugleich eine »Archäologie« des »Schweigens« sein muss: »Die Sprache der

27 Matthias Bormuth 2019. Im Spiegel Lessings oder eine Republik der Freunde, in Hannah Arendt. *Freundschaft in finsternen Zeiten*, 34.

28 Peter Baehr 2012. Debating Totalitarianism: An Exchange of Letters between Hannah Arendt and Eric Voegelin. Introduced and edited by Peter Baehr and translated by Gordon C. Wells, *History and Theory* 51, 373.

29 Vgl. Matthias Bormuth. *Im Spiegel Lessings*, 38f.

30 Michel Foucault 1973. *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a.M., 7 (fr. Erstausgabe: ders. 1961. *Folie et déraison. Histoire de la folie à l'âge classique*, Paris); Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Psychiatrie, die ein Monolog der Vernunft *über* den Wahnsinn ist, hat sich nur auf einem solchen Schweigen errichten können« (8). Was Foucault in dieser Abhandlung unternimmt, die er 1961 als *thèse principale* für sein Doktorat an der Sorbonne einreichen wird, ist nicht weniger, als sich einer »geschichtlichen Abwesenheit« anzunähern, die durch eben diese Scheidung von Wahnsinn und Vernunft in der Geschichte des modernen Denkens hervorgebracht wird. Entscheidend ist die »Geste« dieser Trennung, die dazu führt, dass der Dialog zwischen Wahnsinn und Vernunft abgebrochen und die Rede »der unvollkommenen Worte ohne feste Syntax« dem »Vergessen« anheimgestellt wird. Wie Foucault im zweiten Kapitel ausführt, zeigt sich dies exemplarisch bei Descartes: Während der Traum sich in seinem Bezug zur Wahrheit profiliert und so noch die Möglichkeit des Zweifels zulässt, ist der Wahnsinn »gerade die Bedingung der Unmöglichkeit des Denkens«. Das denkende Subjekt kann nicht verrückt sein (69).

Foucault selbst begibt sich mit seiner *thèse* in die Unmöglichkeit, eine Geschichte des Wahnsinns zu schreiben; eines Wahnsinns, der begreifbar wäre, bevor er von einem Wissen eingehegt und zum Schweigen gebracht wird. Zum »Lärm« degradiert, ist der so konstituierte Wahnsinn das, wovon sich »eine bedeutungsvolle Sprache abhebt«: die Sprache der Vernunft, die nicht zuletzt von hier aus ihre Geschichte schreibt. Methodisch sieht sich Foucault vor die Herausforderung gestellt, »Worte und Texte« zur Sprache zu bringen, die gerade nicht der Positivität des psychiatrischen Diskurses zu entnehmen sind, sondern »die von unterhalb der Sprache« der Vernunft hervorgeholt werden müssen – und die eigentlich »nicht dazu geschaffen waren, zu einer Rede zu werden« (15).

Angesichts der Intensität der Sprache und der Neuartigkeit der Beobachtungen hat man zu Recht von einem »fulminanten Vorwort« gesprochen,³¹ das Foucault in seiner ersten großen Arbeit vorgelegt hat. In der Neuausgabe, als *Wahnsinn und Gesellschaft* 1972 endlich wunschgemäß beim renommierten Verlag Gallimard erscheint, findet sich dieses Vorwort jedoch überraschenderweise nicht wieder.³² Irritationen darüber haben Auseinandersetzungen über die Spuren eines phänomenologisch-strukturalistischen Erbes angeregt, die sich hier offenbar noch abzeichnen und von denen Foucault sich später distanzieren wird.³³ So mag man sich verwundert die Augen reiben angesichts der ontologischen Annahmen, die aufscheinen wollen, wenn Foucault von einer »stummen Zerrissenheit des

31 Rainer Nicolaysen 2016. Foucault in Hamburg. Anmerkungen zum einjährigen Aufenthalt 1959/60, *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 102, 71–112, 107.

32 Michel Foucault 1972. *Histoire de la folie à l'âge classique*, Paris. Das Vorwort erscheint dann wieder in Band 1 der *Dits et écrits* (dt. Schriften 2001), in der deutschen Ausgabe ist es mit Einverständnis des Autors (zum Beispiel um eine Danksagung an George Dumézil) leicht gekürzt; siehe auch Didier Eribon 1989. *Michel Foucault und seine Zeitgenossen*, München, 150.

33 Vgl. ausführlich hierzu Eribon, der sich vor allem auf den Einfluss seines Freundes und Förderers Georges Dumézil konzentriert, insbesondere ebd., 154f., 161–164.

Menschen« und einer »tragischen Struktur« (551, 9) in der Scheidung von Vernunft und Unvernunft spricht. Tatsächlich räumt Foucault in der *Archäologie des Wissens* ein, dass *Histoire de la folie* mit dem, »was darin als eine ›Erfahrung‹ bezeichnet wurde«, noch zu sehr »ein anonymes und allgemeines Subjekt der Geschichte« nahelegt hatte;³⁴ und dass man nicht versuchen müsse zu rekonstruieren, was den »Wahnsinn selbst« ausgemacht habe, um nachzuvollziehen, wie er sich als ein Gegenstand der Wissenschaft, namentlich der Psychologie konstituiert hat.

Doch man kann *Wahnsinn und Gesellschaft* auch konsequent von den analytischen Prinzipien der späteren Archäologie und Genealogie her lesen; in dieser Perspektive zielt die Frage nach der ursprünglichen Trennung zwischen Vernunft und Unvernunft gerade nicht darauf, einen »Ort der Wahrheit«, den vermeintlichen Ursprung, aufzusuchen, an dem eine Sache endlich mit sich selbst übereinzustimmen scheint.³⁵ Vielmehr ist sie wörtlich zu nehmen: Die Trennung selbst konstituiert erst ein Denken und stellt die Bedingungen her, unter denen eine Unterscheidung zwischen wahr und falsch möglich wird.³⁶ Die Geschichte des Wahnsinns will deshalb keine Geschichte der psychiatrischen Wissenschaft sein, sondern eine »Geschichte der Grenzen«, die in Augenschein nimmt, was eine »Kultur« als das »zurückweist, was für sie *außerhalb* liegt«, und was doch »ganz genau soviel über sie aus[sagt]« wie das, was sie zulässt, die »Werte« etwa, über die sie sich definiert (9). Der »Ursprung« beschreibt hier demnach also keine Gründung, vielmehr einen Riss, eine »Zäsur«, in der eine Gesellschaft in sich einschließt, was sie ausschließen will.

Foucault hat *Wahnsinn und Gesellschaft* in einer Zeit verfasst, als er selbst auf der Flucht war vor einem Leben in Frankreich, das er kulturell und sozial als restriktiv erlebte.³⁷ Sein »Exil« führte ihn zunächst nach Uppsala, wo die Arbeit hauptsächlich entstanden ist, dann nach Warschau und schließlich, von Oktober 1959

34 Michel Foucault 1969. *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M., 29.

35 Michel Foucault 1987. Nietzsche, die Genealogie, die Historie, in ders. *Von der Subversion des Wissens*, Frankfurt a.M., 69–90, 72.

36 »Sich den Allgemeinheiten des ›Wahnsinns‹, der ›Delinquenz‹ oder der Sexualität zu verweigern,« so schreibt Foucault später im Rückblick auf seine Arbeiten, »soll nicht heißen, dass das, worauf sich diese Begriffe beziehen, nicht existiert, oder dass sie allein Chimären sind, die aus einem bestimmten Grund erfunden worden sind. Es geht allerdings um mehr als die simple Feststellung, dass ihr Inhalt sich mit Zeit und Umständen verändert. Es geht um die Frage nach den Bedingungen, die es den Regeln des wahren oder falschen Sprechens gemäß erlauben, ein Subjekt für geisteskrank zu betrachten oder ein Subjekt dazu zu bringen, die Modalität seines sexuellen Begehrens als den wesentlichsten Teil seiner selbst anzusehen.« Michel Foucault 1994. »Autobiographie«, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 42(4), 699–702, 701.

37 Didier Eribon. *Michel Foucault*, 127.

bis September 1960, nach Hamburg, wo er, »nicht weit von Altona«,³⁸ die Leitung des *Institut Français* übernahm und die Arbeit mit jenem fulminanten Vorwort zum Abschluss brachte. *Wahnsinn und Gesellschaft* ist insofern auch ein biographisches Zeugnis von Erfahrungen, die noch bis in die Zeit in Uppsala reichen, wo sein Zugang zu einer Geschichte des Wahnsinns in einer Weise auf Unverständnis stößt, dass es Foucault nicht gelingt, *Histoire de la folie* dort als *thesis* einzureichen.³⁹

Wenn Foucault sich in den 1970er Jahren noch enttäuscht über die wissenschaftliche und politische Resonanz auf sein Buch zeigte,⁴⁰ so sollte sich dies bald ändern. *Wahnsinn und Gesellschaft*, das heute zu den großen Klassikern von Werken zählt, die sich einer disziplinären Zuordnung entziehen, hat in unserer Gegenwart unversehens noch einmal politische Aktualität erlangt: in einer Zeit, in der man gern die Vertreterinnen des Poststrukturalismus (und der »Postmoderne«) und namentlich solche für die Misere einer Post Truth-Politik verantwortlich macht, die angeblich leichthin die Vernunft der Aufklärung verwerfen – und Geisteskrankheiten verharmlosen.

Foucaults Werk indes durchzieht die Frage nach den historischen Bedingungen, unter denen bestimmte Formen des Wahrsprechens (*veridiction*) auftauchen können – und die Frage, wie wir uns dabei je als Subjekte konstituieren.⁴¹ Das schließt die Bereitschaft, seine eigene(n) Gewissheit(en) zu untergraben (auch die, was der Mensch überhaupt ist), ein; und es ermöglicht, »das Leben der Unvernunft« etwa in den Werken »Hölderlins, Nervals, Nietzsches oder Artauds, die unendlich irreduzibel auf jene Alienation sind« (536), aufblitzen zu sehen.

Susanne Krasmann ist Professorin für Soziologie in der Kriminologischen Sozialforschung an der Universität Hamburg. Sie gehört seit ihrem Aufsatz zu *Simultaneität von Körper und Sprache bei Michel Foucault* von 1995 zu den prägenden Autorinnen der deutschsprachigen Foucault-Rezeption. 2003 erschien das Buch *Die Kriminalität der Gesellschaft: Zur Gouvernementalität der Gegenwart*.

Foucault liest Kant.

Leon Abich über die Hamburger Einführung in Kants Anthropologie

Neben *Wahnsinn und Gesellschaft* stellte Michel Foucault (1926–1984) in seiner Zeit als Leiter des Hamburger *Institut Français* auch sein Manuskript zur *Einführung in*

38 Zitiert aus dem Klappentext der Erstausgabe nach Rainer Nicolaysen. *Foucault in Hamburg*, 110.

39 Vgl. ebd., 84, 110f.

40 Vgl. Didier Eribon. *Michel Foucault*, 163.

41 Vgl. Michel Foucault 2014. *Wrong-Doing, Truth-Telling: The Function of Avowal in Justice*, Chicago & London, 20.

Kants Anthropologie fertig. Diese reichte er zusammen mit einer Übersetzung von Kants Schrift als weitere akademische Qualifikationsarbeit ein.

Als Michel Foucault im Oktober 1959 als neuer Direktor des Institut Français in Hamburg vorgestellt wurde, ahnte noch niemand, welch intellektuelle Sprengkraft sein Werk bis heute entfalten würde. Nachdem er drei Jahre in Schweden und ein Jahr in Polen geforscht und gelehrt hatte, zog er für ein Jahr in die Direktorenwohnung des Institut Français in Hamburg. In diesem Jahr arbeitete Foucault an der Endfassung seiner *Histoire de la folie* (dt. *Wahnsinn und Gesellschaft*) sowie an seiner *Einführung in Kants Anthropologie*, die er als *thèse principale* und *thèse complémentaire* für seinen »doctorat d'état«⁴² in Frankreich einreichen musste. Darüber hinaus bot er an der Universität Hamburg Lehrveranstaltungen zu Sartre, Camus und dem politischen Denken des 18. Jahrhunderts an.⁴³

Auch wenn Foucaults *Histoire* über die »große Gefangenschaft«⁴⁴ der Wahnsinnigen im Zuge des Aufkommens der medizinisch-psychiatrischen Rationalität in der Mitte des 17. Jahrhunderts als sein erstes Hauptwerk erschienen ist, ist der Bedeutungsgehalt seiner Kant-Lektüre für seine eigene Theorieproduktion nicht zu unterschätzen. Der französische Philosoph Gilles Deleuze hat nicht umsonst in den 1980er Jahren bei Foucault einen »eigentümlichen Neukantianismus«⁴⁵ erkennen können – das Jahr in Hamburg, in dem er an der Einführung und Übersetzung von Kants *Anthropologie* gearbeitet hat, ließe sich demnach sinnvollerweise als »Kant-Jahr«⁴⁶ bezeichnen.

Dieser kleine Text von Foucault hat ein eindeutiges Programm: Er untersucht das Verhältnis von Kants *Kritik*⁴⁷ zu Kants Vorlesungen zur *Anthropologie* mittels einer »genetischen« und einer »strukturellen« Analyse und formuliert die Frage, ob »ganz am Fundament der *Kritik*, ein gewisses konkretes Bild vom Menschen«⁴⁸ stand. Während die »genetische« Perspektive die Interferenzen des

42 Daniel Defert, François Ewald & Frédéric Gros 2010. Vorwort, in Michel Foucault. *Einführung in Kants Anthropologie*, Frankfurt a.M., 7. Der »doctorat d'état« entsprach vergleichsweise einer deutschen Habilitation.

43 Rainer Nicolaysen 2016. Foucault in Hamburg. Anmerkungen zum einjährigen Aufenthalt 1959/60, *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 102, 71–112, 92.

44 Michel Foucault 1969. *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a.M., 68–98.

45 Gilles Deleuze 1992. *Foucault*, Frankfurt a.M., 86.

46 Rainer Nicolaysen. *Foucault in Hamburg*, 107.

47 Es ist unklar, ob Foucault sich hier auf die *Kritik der reinen Vernunft* bezieht oder ob er das dreibändige Projekt der *Kritik* von Kant ins Verhältnis mit Kants *Anthropologie*-Vorlesungen setzen will. Inhaltlich scheint es so, als bezöge er sich auf die *Kritik der reinen Vernunft*, bis Seite 50 taucht jedoch nur der Begriff Kritik auf. Mehrere Begriffsverwendungen wie zum Beispiel die der *Kritiken* weisen darauf hin, dass Foucault eine Untersuchung über das gesamte Verhältnis des kritischen Projekts von Kant zur *Anthropologie* analysieren will.

48 Michel Foucault 2010. *Einführung in Kants Anthropologie*, Frankfurt a.M., 15; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Textes und den Entwicklungsverlauf der *Anthropologie* untersucht, widmet sich die »strukturelle« Analyse der Beziehung von *Anthropologie* und *Kritik* und bildet damit den Hauptteil seiner Untersuchung.

Sowohl die *Anthropologie* als auch die *Kritik* liest Foucault also im Hinblick auf die Beziehung des kantischen Projekts einer Kritik der reinen Vernunft, die als *Kritik* der reinen Vernunft und Kritik der reinen Vernunft die Vereinigung von Gegenstand und Mittel darstellt, mit einer Anthropologie, die auf den ersten Blick als »Sammlung empirischer Beobachtungen [...] keinen »Kontakt« mit einer Reflexion der Bedingungen der Erfahrungen« (59) zu haben scheint. Da es in beiden Texten keinen unmittelbaren Verweis auf die jeweils andere Reflexionsform gibt, sucht Foucault in anderen Texten und Fragmenten Kants nach der unterstellten Parallelität von *Anthropologie* und *Kritik* und findet sie im Spätwerk: Die Analyse der letzten kantischen Frage in der kanonischen Passage der *Logik-Vorlesungen* und die Fragmente des *Opus postumum* sollen den Intensitätsgrad und die Art der Beziehung klären.

Dass die von Kant in der *Jäsche-Logik* gestellte Frage »Was ist der Mensch?« als zentrale Referenz der drei weiteren Fragen »1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen?«⁴⁹ auftritt, dass Kant sie also als Bindungsinstitution positioniert, die den Bedeutungsgehalt der vorausgehenden Fragen in sich vereint, scheint die Anthropologie und ihre privilegierte Stellung als »oberste[n] Bezugspunkt der Philosophie«⁵⁰ auszuweisen. Foucault greift diese Passage auf und insistiert mit dem Verweis auf Kants Vorlesungen, »daß die *Anthropologie*, wie wir sie kennen, sich an keiner Stelle als Antwort auf die vierte Frage präsentiert, ja nicht einmal als empirische Erforschung dieser Frage in ihrer ganzen Breite« (69). Wie also beantwortet Kant die Frage nach dem »Was« des Menschen? Während die *Anthropologie* für Foucault hier keine Antwort gibt, glaubt er sie in den Fragmenten des *Opus postumum* Kants zu finden. In diesem späten Text von Kant wird der Mensch als Vermittlungsinstanz zwischen Gott und Welt eingesetzt, indem er beide Sphären – die göttliche und die weltliche – in sich vereint. Durch diese »Vereinigung* von Gott und Welt im Menschen« (79)⁵¹ konstituiert sich die Existenz des Menschen in einem Zwischen, in einem Innen, das zugleich Außen ist, und einem Außen, das zugleich Innen ist. Diese Synthese – der Mensch als Medium –, die als Binnenverhältnis die Souveränität des Denkens vorführe, kennzeichnet die Stellung des Menschen. Die Anthropologie als empirische wissenschaftliche Untersuchung nimmt demnach eine besondere Stellung in der Erforschung des Menschen ein: Der Mensch als Agierender ist gleichzeitig Element der Untersuchung,

49 Immanuel Kant 1997 (1800). *Logik. Ein Handbuch zu Vorlesungen*, Hamburg, 25.

50 Andrea Hemminger 2010. Nachwort, in Michel Foucault. *Einführung*, 121.

51 Mit Asteriskus markierte Stellen sind im Original deutsch.

er ist »zugleich Subjekt *und* Objekt der Erkenntnis, das heißt als erkennendes Subjekt auch selbst Gegenstand eines positiven Wissens oder, anders formuliert, empirisches Objekt positiver Wissenschaften und transzendentaler Ermöglichungs- und Begrenzungsgrund.«⁵² Diese Einsicht in ein Spannungsverhältnis, das als solches Kräfteverhältnisse unterschiedlicher Wissenschaftsbereiche über den Menschen koordiniert und mit dem Foucault später das Entstehen moderner Subjektivierungsformen innerhalb der Humanwissenschaften untersucht, endet in der bekannten Formulierung des Menschen als einer »seltsame[n], empirisch-transzendente[n] Dublette«⁵³ in *Die Ordnung der Dinge*.

Das Verhältnis von *Anthropologie* und *Kritik* ist also um die Frage nach dem Menschen organisiert: Das anthropologische Denken ist, so wie es im 18. Jahrhundert entstanden ist, nicht nur die Wissenschaft vom Menschen, sondern zugleich und genau deshalb, weil sie den Menschen als Gegenstand hat, die Wissenschaft von der Begründung und Begrenzung menschlicher Erkenntnis. Da sich die *Anthropologie* in ihrer Empirizität nicht selbst begründen kann, ist die Anthropologie auf die Frage der *Kritik* nach den apriorischen und endlichen Bedingungen der Erkenntnis angewiesen. Die Anthropologie muss die Kritik wiederholen, um die Positivität des Empirischen und die Bedingungen der Möglichkeit dieser Erkenntnisform zu reflektieren. Diese »anthropologico-kritische Wiederholung« (97) autorisiert ein Wissensfeld, in dem das positive Wissen sich über sich selbst befragt und damit die Grenzen seiner Produktion von Wissen über den Menschen einer *Kritik* unterzieht.

Die Kant-Lektüre im Rahmen der Arbeit an seiner *thèse complémentaire* scheint für Foucault während seines Aufenthalts in Hamburg also in zweierlei Hinsicht produktiv gewesen zu sein: Einerseits ist mit der Untersuchung der Kantischen *Kritik* und der Konfrontation der *Kritik* mit den Vorlesungen zur *Anthropologie*, mit der Betrachtung also, in welchem Zusammenhang die beiden Werke zueinander stehen und wie sie sich wechselseitig bedingen, ein Teil der Promotionsarbeit vollendet. Auch wenn Foucault seine Übersetzung von Kants Vorlesung erst 1964 veröffentlichte und nur mit einer kleinen historischen Notiz versah, lässt sich die Konzeption der ausführlichen *Einführung in die Anthropologie* auf die Zeit in Hamburg zurückdatieren,⁵⁴ sodass die Veröffentlichung im Jahr 2008 auf seine Arbeit in Hamburg verweist. Andererseits zeigt sich die ausführliche Beschäftigung mit den Werken Kants in Foucaults Begriffsmodifikation des Kantischen »Apriori«, in dessen Sinnhorizont er das »historische Apriori« als die Voraussetzung historischer Bedingungen für Erkenntnisvermögen entwickelt. Während Kants Apriori »Gültigkeitsbedingung für Urteile« bezeichnet, ist das historische Apriori

52 Andrea Hemminger. *Nachwort*, 123.

53 Michel Foucault 1971. *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt a.M., 384.

54 Rainer Nicolaysen. *Foucault in Hamburg*, 108.

Foucaults »Realitätsbedingung für Aussagen«,⁵⁵ das ein Kräftefeld des Sagbaren hervorbringt, in dem sich das Subjekt historisch konstituiert. Die Stellung des Subjekts bei Kant als aktive Einheit des Göttlichen und des Weltlichen, des Empirischen und des Transzendentalen überwindet Foucault, indem er mittels seiner historischen Methode die Genealogie des Subjekts, das heißt das Hervorkommen des Subjekts aus einer historischen Figuration untersucht. Man könnte sagen: Die Untersuchung der Kantischen Subjektivierung und damit der Einfluss von Kants Denken auf Foucault, lässt eine genealogische Betrachtung als realistisch erscheinen, die 1959 ihren Anfang in Hamburg nimmt und von der aus sich Foucault mit und gegen Kant interpretieren ließe.

Leon Abich studiert seit 2016 Sozial- und Bewegungswissenschaften auf Lehramt in Hamburg.

Der Herr Bundeskanzler ist erkältet.

Lennart Riebe über Helmut Schmidts Vorlesung an der Universität Hamburg

Im Herbst 1965 zog der ehemalige Hamburger Innensenator Helmut Schmidt (1918-2015) in den Deutschen Bundestag ein. Während sich seine politische Karriere, die ihn schließlich zur Kanzlerschaft führen sollte, damit zunehmend nach Bonn verlagerte, hielt Schmidt noch im Wintersemester 1965/66 eine Vorlesung über »Methoden strategischer Entscheidungen« an der Universität Hamburg.

An Helmut Schmidt kommt man in Hamburg nicht vorbei – Flughafen, Bundeswehr-Uni und Zeit-Verlagshaus tragen, neben vielem anderen, seinen Namen. Kaum ein Mensch, der in der städtischen Selbsterzählung einen derart prominenten Platz einnimmt: als durchgreifender Krisenmanager der Großen Sturmflut, als kaltblütiger Verhandlungsführer im Deutschen Herbst, als welt-erklärender Publizist und ikonischer *elder statesman* mit Kippe in der Hand. Die kaum zu überblickende Anzahl an Biografien und Themenbänden lässt den Eindruck aufkommen, dass es keinen Aspekt dieses Lebens mehr gibt, der nicht schon ausgeforscht und eingeordnet ist.

Auch mit der Universität Hamburg ist Schmidt eng verbunden. Studium der Volkswirtschaftslehre von 1945 bis 1949 an der wiedereröffneten Universität, Mitbegründung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) 1946, nach der Kanzlerschaft dann 1983 die Verleihung der Ehrensensatorenwürde. Bisher von akribischen Biografinnen jedoch unentdeckt blieb anscheinend, dass Schmidt im Wintersemester 1965/66 eine Vorlesung mit dem Titel »Methoden strategischer Entscheidungen« am Seminar für Sozialwissenschaften hielt. Auf Grundlage noch un-

55 Michel Foucault 1981. *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M., 184.

erschlossener Akten des Helmut-Schmidt-Archivs⁵⁶ lässt sich nun auch dieses Detail der Schmidt'schen Biografie ausleuchten.

Doch zunächst zum Kontext. Bundestagswahl im September 1965. Sie markiert einen Wendepunkt in Schmidts Leben. Er entscheidet sich schweren Herzens, seiner Heimatstadt Hamburg den Rücken zu kehren und ein zweites Mal als Bundestagsabgeordneter zu kandidieren. Im Wahlkampf ist er im Schattenkabinett von Erhard-Herausforderer Willy Brandt als Verteidigungsminister vorgesehen.

Der ehemalige Wehrmachts-Kompanieführer Schmidt hatte sich bereits Ende der 1950er Jahre durch scharfe Kritik an Adenauers NATO-Politik und dessen potenziellen Plänen zur atomaren Bewaffnung der BRD als Verteidigungspolitiker in der SPD einen Namen gemacht. Schmidt sorgte sich damals u.a. um eine Verhärtung der deutsch-deutschen Beziehungen, die die Hoffnung auf eine potenzielle Wiedervereinigung zunichtemachen würden.⁵⁷ Gleichzeitig plädierte er für eine gesamtgesellschaftliche Ent-Tabuisierung von militär- und verteidigungspolitischen Fragen. Damit die Bundeswehr eine wirklich demokratische Armee werden könne, müssten sich Parlament, Partei und Gesellschaft für ihre Belange öffnen. Diese immer wieder demonstrierte Nähe zum Militär (Schmidt nahm 1957 als Freiwilliger an Reserveübungen teil) stieß schon damals bei nicht wenigen Genossinnen auf Irritation und Ablehnung.⁵⁸ Militaristische Tendenzen und der Hang zum Autoritären sind Vorwürfe, die Schmidt in den kommenden Jahrzehnten immer wieder gemacht werden.

Mitte der 1960er Jahre hat sich die politische Großwetterlage verändert. Der Kalte Krieg geht nach Mauerbau und Kuba-Krise in eine neue Phase über. Friedenssicherung und Annäherung scheinen nun drängender als das Fernziel Wiedervereinigung. Gleichzeitig steigt das Bewusstsein für die unmittelbare Abhängigkeit der Bundesrepublik von strategischen Entscheidungen, die anderswo getroffen werden. Innerhalb der NATO bestehen zudem große Unstimmigkeiten über die Zukunft des Militärbündnisses: Während Frankreich immer stärker auf eine militärische und atomare Eigenständigkeit setzt, gibt es in den USA und Großbritannien Überlegungen zu einer gemeinsamen Atomstreitmacht, in die auch die BRD einbezogen wird. Auf diese Konfliktlinien hatte Schmidt bereits in seinem 1961 erschienenen Buch *Verteidigung oder Vergeltung* hingewiesen. Als einer der wenigen deutschen Diskussionsbeiträge zur westlichen Militärstrategie verschafft ihm das Buch innerhalb kurzer Zeit ein hohes Ansehen in internationalen Kreisen.⁵⁹

Im Vorwort der 3. Auflage, das Schmidt im Juli 1965 verfasst, plädiert der Verteidigungsminister in spe vor dem Hintergrund der inneren Krise der NATO für

56 Siehe Helmut-Schmidt-Archiv, Eigene Arbeiten 26 (im Folgenden HSA-EA26).

57 Hartmut Soell 2003. *Helmut Schmidt. Bd.1: Vernunft und Leidenschaft*, München, 287f.

58 Jonathan Carr 1993. *Helmut Schmidt*, Düsseldorf, 36-40.

59 Hartmut Soell. *Helmut Schmidt*, 472-485.

ein gemeinschaftliches Vorgehen der Partnerländer, das sich nur auf gegenseitigen Austausch, gemeinsame Strategieentwicklung und mehr Mitspracherecht für die Mitglieder bei militärischen Entscheidungen stützen könne. Voraussetzung hierfür seien jedoch öffentliche Debattenkulturen über Militärstrategie und Verteidigungspolitik, die vor allem in Deutschland fehlten. Diese Themen seien zu wichtig, »als daß man sie einerseits einigen wenigen Generalen und Beamten und andererseits einigen Sonntagsrednern überlassen dürfte. Vor allem die Universitäten müssen endlich begreifen, daß sie ihr Teil beizutragen haben: wissenschaftliche Analyse«. ⁶⁰

Die Bundestagswahl im September 1965 verliert die SPD. Erhard bleibt Kanzler, Schmidt wird (noch) nicht Verteidigungsminister, geht aber als Bundestagsabgeordneter nach Bonn und übernimmt den Fraktionsvorsitz. Nicht unbedingt ein naheliegender Zeitpunkt, um sich als Hochschullehrer auszuprobieren, doch Schmidt möchte anscheinend einen Anstoß geben für den von ihm geforderten geistigen Wandel.

Die Vorlesung ist zweiwöchentlich angesetzt: Im Vorlesungsverzeichnis zunächst für Donnerstag angekündigt, wird sie dann aber auf Montagabend verlegt (vermutlich um in Schmidts Abgeordnetenwoche zu passen, in der die Wochenenden meist für Hamburg reserviert sind). Von den acht geplanten Terminen finden vermutlich nur sechs oder sieben statt, was durchaus großpolitische Gründe hat. Im stenografischen Bericht der Vorlesung am 13. Dezember lässt sich Schmidts Entschuldigung für den Ausfall der letzten Sitzung nachlesen: »Sie werden damals aus der Zeitung oder aus dem Fernsehen mitgekriegt haben, daß die Ursache die Erkältung des Herrn Bundeskanzlers war, die zu einer Verschiebung der Regierungserklärung geführt hat«. ⁶¹ Generell scheint Schmidt ein recht nahbarer Dozent gewesen zu sein, die letzte halbe Stunde jeder Sitzung wird als »Question-period« ⁶² für Fragen und Diskussion geöffnet.

Inhaltlich ist die Veranstaltung als Überblick über das Feld der militärischen Strategie in ihren außenpolitischen, rüstungstechnologischen und ökonomischen Kontexten angelegt. Schmidt macht zu Beginn klar, dass er keinerlei eigene Forschung präsentiert, sondern aktuelle politische Debatten und Problemlagen anhand der »offensichtlichen Tatsachen« bespricht. Wichtigste Referenz hierbei ist der prominente US-amerikanische Nuklearstrategie und Spieltheoretiker Herman Kahn. Herausgerissene und handschriftlich kommentierte Seiten aus dessen Buch

60 Helmut Schmidt 1965. *Verteidigung oder Vergeltung: ein deutscher Beitrag zum strategischen Problem der NATO*, Stuttgart, XXIII.

61 Stenografischer Bericht der 3. Vorlesung, HSA-EA26, 1[77].

62 Handschriftliche Notizen zur 1. Vorlesung, HSA-EA26, 6[6].

*On Escalation*⁶³ bilden, neben seinem eigenen Buch, die Grundlage von Schmidts Vorlesungsnotizen. Nach einer Einführung in die Problemstellung moderner Strategie werden im Verlauf des Semesters die militärtechnischen Revolutionen seit 1945 (Entwicklung von Nuklearwaffen, Entwicklung von Interkontinentalraketen, technische Unverwundbarmachung durch Atom-U-Boote), die NATO-Krise und Strategien der Rüstungsbegrenzung behandelt. Schmidt gibt Einblick in praktische Probleme der internationalen Politik und verdeutlicht, warum welche Reaktionen aus der Sicht von verschiedenen Akteuren als rational gelten können. Eindrucksvoll ist die Sitzung zu »Crisis Management«, in der der Krisenmanager Schmidt die wechselseitige Eskalationsspirale am Beispiel der Berlin- und der Kuba-Krise fast tagesgenau nacherzählt, immer wieder an Kahns Eskalationsstufen-Modell rückbindet und aufzeigt, »wie politisch-strategische und militärisch-strategische Erwägungen und Handlungen bei der Bewältigung solcher Krisensituationen [...] ineinandergreifen«. ⁶⁴

Anhand der stenografischen Vorlesungsberichte wird deutlich, dass hier ein berufspolitischer Praktiker im Hörsaal steht. Schmidt geht es weniger um die Vermittlung von Theorien oder Methoden und mehr um konkrete zeitgenössische Fallbeispiele. Zur Veranschaulichung plaudert der ehemalige Innensenator auch gerne mal aus dem Nähkästchen oder bemüht den Verweis auf ein aktuelles HSV-Spiel, wenn es um die Unterschätzung des Gegners geht. Dennoch möchte Schmidt sein Thema auf (sozial)wissenschaftlicher Grundlage verstanden wissen. In der ersten Vorlesung weist er das Feld militärisch-politischer Strategie als besonders gut geeigneten Gegenstand wissenschaftlicher Durchdringung aus, da hier die einzubeziehenden Tatsachen offenkundiger und weniger interpretationsbedürftig seien als bei anderen gesellschaftlichen Phänomenen. Der Nationalökonom Schmidt zieht Parallelen zur ökonomischen Theorie, die nach ähnlichen Prämissen verfare (zweckrationales Akteursverhalten, abstrakte Modellbildung, Isolierung von Einflussfaktoren) und mit ähnlichen Problemen der Annäherung von vereinfachtem Modell und komplexer Wirklichkeit zu kämpfen habe. Letztlich dürfe sich der politische Entscheider daher nicht blind auf die theoretischen Modelle verlassen, aber müsse sie ständig im Kopf haben.

Helmut Schmidts Beziehung zu den Sozialwissenschaften war eine pragmatische. Im Studium kommt er in Berührung mit soziologischer und staatsrechtlicher Literatur und ist stark beeindruckt vom sozialdemokratischen Sozialökonom Eduard Heimann, der bis 1933 in Hamburg lehrte, im amerikanischen Exil

63 Kahns Buch beeindruckt Schmidt anscheinend dermaßen, dass er 1966 eine Einleitung für die deutsche Ausgabe verfasst, vgl. Herman Kahn 1966. *Eskalation. Die Politik mit der Vernichtungsspirale*, Berlin.

64 Stenografischer Bericht der 4. Vorlesung, HSA-EA26, 1[111].

an die New Yorker New School ging und 1948 für ein Gastsemester nach Hamburg zurückkehrte (Assistent an Heimanns Hamburger Lehrstuhl war der spätere Gründer der Hamburger Politikwissenschaft, Siegfried Landshut). Schmidt beklagt als Student die Marginalisierung der Sozialwissenschaften im Vergleich zur US-amerikanischen Universitätslandschaft, in denen unter dem Begriff der »political science« vielfältige Themen behandelt werden, die in Deutschland keine Beachtung fänden: »Bei uns wird oft um alles Politische ein weiter Bogen gemacht.«⁶⁵ Gleichzeitig vertritt er als Sozialdemokrat bereits während seiner SDS-Zeit ein stark pragmatisches Politikverständnis und macht aus seiner Ablehnung ausufernder Theoriedebatten keinen Hehl.⁶⁶ Folgerichtig sieht er auch später im Godesberger Programm von 1959 die längst überfällige »Ent-Ideologisierung« einer Partei verwirklicht, welche ihr Profil nicht mehr von gesellschaftstheoretischen Wahrheiten ableitet, sondern anhand »ihre[r] geistige[n] und sittliche[n] Grundhaltung«⁶⁷ bestimmt. Der Begriff der Sittlichkeit spielt in Schmidts offiziellem Politikverständnis generell eine große Rolle. Politik muss für ihn in moralischen Grundsätzen wurzeln, welche dann durch rationale Lageanalyse und nüchternes Abwägen der eigenen Handlungsmöglichkeiten situativ gefiltert und relativiert werden können. Mit Kant, Weber und Popper als immer wieder genannten Gewährsleuten ist für Schmidt die politische Urteilsfindung möglichst als »Rationalisierung des politischen Prozesses«, ⁶⁸ eingebettet in eine sittlich-moralische Verantwortungsethik, zu gestalten. Das wird auch in seiner Strategievorlesung deutlich, wenn es dort in seinen Notizen lapidar heißt: »Strategie als Wissenschaft heißt: 1) So rational wie möglich; 2) keine Emotion und kein Vorurteil einschleichen lassen; 3) heißt nicht: ohne Moral!«⁶⁹

Ganz so emotionslos bleibt das Thema Sozialwissenschaften für Schmidt dann aber doch nicht. Drei Jahre nach seinem Ausflug in den Hamburger Hörsaal sieht er sich mit einer radikalisierten Studierendenschaft konfrontiert, die ein ganz anderes Verständnis von Politik und Theorie vertritt als er. Nach anfänglichen Dialogversuchen in universitären Diskussionsveranstaltungen wird die Studierendenbewegung und die große Zahl neuer junger und kritischer Parteimitglieder für Schmidt mehr und mehr Projektionsfläche für seine Angst vor einer sich selbst zerfleischenden, regierungsunfähigen SPD, und er geht zunehmend auf Konfrontationskurs.⁷⁰ In dieser Zeit, im Oktober 1968, wird dann ein Zitat von Schmidt von einer Arbeitnehmerkonferenz in Gießen medial verbreitet: »Wir brauchen gute Juristen, wir

65 Schmidt 1948, zit.n. Harmut Soell. *Helmut Schmidt*, 199.

66 Uwe Rohwedder 2007. *Helmut Schmidt und der SDS*, Bremen, 33.

67 Helmut Schmidt 1965. Das geistige Profil der Sozialdemokratie, *Tatsachen – Argumente* Nr. 154/65, 9.

68 Martin Rupp 2003. *Helmut Schmidt. Eine politische Biographie*, Stuttgart, 167.

69 Handschriftliche Notizen der 1. Vorlesung, HSA-EA26, 10[10].

70 Hartmut Soell. *Helmut Schmidt*, 669–683.

brauchen nicht so viele Soziologen und Politologen, wie wir gegenwärtig an den Universitäten produzieren. Wir brauchen Leute, die einen wirklichen Beruf, den die Gesellschaft dringend nötig hat, so ausüben können, wie er in der heutigen Zeit gebraucht wird.«⁷¹

Das Zitat wird von den Zeitungen aus dem Kontext der Diskussion juristischer Ausbildung gerissen, und Schmidt versucht, mit einem korrigierenden Interview gegenzusteuern, in dem er für eine Öffnung der staatlichen Berufslaufbahnen für Sozialwissenschaftlerinnen plädiert. Doch die nachträgliche Einordnung zeigt wenig Wirkung und die öffentliche Empörung über Schmidts vermeintliche Soziologiefeindlichkeit schlägt Wellen: Im November 1968 schreibt Theodor W. Adorno an Helmut Schmidt, dass ihm zu Ohren gekommen sei, Schmidt hätte einem Kölner Kollegen vorgeworfen, für das studentische »Soziologenpack« verantwortlich zu sein. Ob diese Vorwürfe denn stimmen würden und, wenn dem so wäre, ob Schmidt bereit dazu wäre, sich öffentlich zu entschuldigen. Es entspannt sich ein kurzer Briefwechsel zwischen Schmidt und Adorno, in dem ersterer die Vorwürfe dementiert und leicht pikiert sein langjähriges sozialwissenschaftliches Interesse sowie die hohe Relevanz der Disziplin bekundet. Beide stimmen dann darin überein, dass die hohe Zahl an Hauptfachstudierenden in den Sozialwissenschaften in einem krassen Missverhältnis zur gesellschaftlichen Realität des Arbeitsmarktes stehe und hierfür Lösungen gefunden werden müssten – sei es in Form eines Wechsels zu »verwertbareren« Hauptfächern oder der Schaffung von sozialwissenschaftlichen Stellen beispielsweise in der politischen Bildung.⁷² Schmidt hält sich daraufhin öffentlich mit Kritik an den Sozialwissenschaften und ihren Vertretern zurück. Doch innerhalb von Parteizirkeln bleibt er bei seiner Ablehnung der Studierendenbewegung und ihrer vermeintlichen geistigen Väter: »Ich kann nur lachen [...] wenn diese Herren, die der Studentengeneration jene allgemeine, idiotische Faschismustheorie eingepflicht haben, jetzt plötzlich anfangen zu weinen, wenn ihre eigenen Institute besetzt werden, zum Beispiel Herr Professor Adorno.«⁷³

Helmut Schmidts Vorlesung in der Hamburger Sozialwissenschaft steht nicht nur emblematisch für sein pragmatisches Politik(wissenschafts)verständnis, sondern ist auch Teil seiner langfristigen Mitwirkung an dem Projekt, eine demokratische Militärtradition in Deutschland zu begründen. Bedingung hierfür ist für ihn die vollständige Integration militärischen Denkens in die Gesellschaft und in ihre Wissenschaften (wobei Schmidt immer von einem definitiven Primat der Politik ausgeht). Die Gründungen des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik Hamburg (IFSH) und der beiden Bundeswehr-Unis⁷⁴ Anfang

71 Schmidt 1968, zit.n. Harmut Soell. *Helmut Schmidt*, 685.

72 Ebd., 683–693.

73 Schmidt 1969, zit.n. Hartmut Soell. *Helmut Schmidt*, 690.

74 Vgl. den Beitrag von David Weiß in diesem Band, S. 322.

der 1970er Jahre sind weitere Schritte dieses Prozesses, in welchem Hamburg als Standort eine besondere Rolle zukommt. Fragt man nach einer sich daraus ergebenden Verantwortung hiesiger Sozialwissenschaft, so ist Schmidt durchaus zuzustimmen, dass sicherheitspolitische Themen auch nach wie vor gesellschaftlich zu wichtig sind, um sie gänzlich den militärischen Experten zu überlassen. Zur angemessenen Beurteilung gegenwärtiger Konflikte braucht es neben militärstrategischem Situationswissen allerdings auch ein Verständnis der historischen Strukturzusammenhänge moderner Gesellschaften und eine kritische Reflexion des eigenen Standpunktes. Für ein derartiges Vorhaben wären die von Schmidt geringgeschätzten Vertreter sozialwissenschaftlicher Theorie möglicherweise nicht der schlechteste Ausgangspunkt.

Lennart Riebe studiert im Master Politikwissenschaft am Fachbereich.

Fundstück: »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren«

Am 9. November 1967 fand im Audimax der Universität Hamburg die alljährliche feierliche Rektoratsübergabe statt. Spitzen aus Wissenschaft, Politik und Kultur waren in den ersten Reihen des großen Hörsaals versammelt, das Universitätsorchester spielte und ein striktes Festprotokoll sollte seinen geregelten Lauf nehmen. Bis zwei Studierende des AstA eine kurzerhand geplante Protestaktion begannen – eine Aktion, die als einer der wichtigsten Auslöser der ›68er-Bewegung‹ gilt und in die Geschichtsbücher eingehen wird.

Unter den Talaren... (1967)



Staatsarchiv Hamburg

Zwar war die Dimension der 68er-Bewegung – in ihrem globalen Ausmaß wie politischen Einfluss – im November 1967 noch nicht abzusehen, doch bereits seit Monaten brodelte es an den westdeutschen Universitäten. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) hatte sich nach Abspaltung und Lossagung von der SPD zu Beginn der 1960er Jahre zu einer einflussreichen Stimme in der Studierendenschaft entwickelt. Immer mehr Kommilitoninnen, auch in Hamburg, beteiligten sich an den Plena und Aktionen der SDS-Basisgruppen. Vor allem aber die tagespolitische Lage beschleunigte die Dynamik der Bewegung.

Der Vietnamkrieg bewegte Studierende auf der ganzen Welt auf die Straße zu gehen, und im Alltag wurde die kulturelle Enge der Nachkriegsjahre kritisiert und eine Befreiung alternativer Lebensformen gefordert. In der Bundesrepublik richtete sich der politische Protest außerdem gegen die nicht aufgearbeitete, im Gegenteil bewusst verschwiegene und verdrängte NS-Vergangenheit, undemokratische Hochschulstrukturen sowie die geplanten Notstandsgesetze von CDU-Bundeskanzler und Ex-NSDAP-Mitglied Kurt-Georg Kiesinger.

Den ersten großen Ausbruch erfuhren die Proteste im Juni 1967. Während des Staatsbesuches des iranischen Schahs am 2. Juni in West-Berlin war es zu Demonstrationen gekommen, in unübersichtlichen Straßenkämpfen hatte ein Polizist den Studenten Benno Ohnesorg erschossen. In den darauffolgenden Wochen war die Lage angespannt, der SDS organisierte Großdemonstrationen. Und auch wenn die Proteste erst im Frühjahr und Sommer 1968 ihren Höhepunkt erreichten, war ein weiteres Ereignis – die »Muff-Aktion« im Hamburger Audimax am 9. November 1967 – entscheidend für die weitere Formierung der Bewegung.

Beflügelt von den zahlreichen Aktionen der vorigen Monate, hatten sich die beiden Jura-Studierenden Detlev Albers und Gert Hinnerk Behlmer zu einem Protest der besonderen Art entschieden. In der Nacht vor der Rektoratsübergabe bastelten sie aus einem Trauerflor für den Berliner Kommilitonen Ohnesorg ein kleines Transparent, das sie unter ihren Anzügen versteckt ins Audimax schmuggelten. Gleich zu Beginn der Veranstaltung kam ihr Moment. Der abtretende Rektor Karl-Heinz Schäfer zog mit seinem Nachfolger Werner Ehrlicher und weiteren Ehrengästen aus einem der Eingänge am Rande des Hörsaals in Richtung Bühne. Albers und Behlmer nahmen ihre Chance wahr, entrollten das Transparent und setzten sich vor die Prozession.⁷⁵

Der Spruch auf dem Transparent »Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren« führte schon im Hörsaal zu heftigen Reaktionen. Ein Ordinarius, der Orientalist

75 Zur Genese, zum Verlauf und zu den Folgen des Protests, siehe auch Rainer Nicolaysen 2012. »Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren«: Ein Hamburger Studentenprotest trifft den Nerv der Ordinarienuniversität, in Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. *19 Tage Hamburg: Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren*, München & Hamburg.

Bertolt Spuler, rief den beiden Studierenden zu: »Sie gehören alle ins KZ«. Und auch in den folgenden Tagen erzielte die Aktion ein breites Medienecho und durchaus auch Sympathie in der breiten Bevölkerung. Albers und Behlmer hatten einen Nerv getroffen. Mit ihrem Spruch mahnten sie pointiert die antidemokratischen Strukturen der Hochschule an und lieferten einen wichtigen symbolischen Startpunkt zu den Reformen in der universitären Selbstverwaltung der darauffolgenden Jahre. Und auch wenn umstritten bleibt, ob mit dem Spruch tatsächlich ein Verweis auf das proklamierte »Tausendjährige Reich« der Nationalsozialisten intendiert war, bedeutete der Protest einen wichtigen Impuls zur Kritik nationalsozialistischer Kontinuitäten in zentralen gesellschaftlichen Institutionen, eben auch in den Universitäten.

Und die unmittelbaren Auswirkungen der Muff-Aktion auf den universitären Alltag? Am Tag nach der skandalträchtigen Rektoratsübergabe veranlasste die Universitätsleitung, dass die Ordinariatsaltäre von nun an in den Schränken verbleiben sollten – dort sind sie bis heute geblieben (Text: David Weiß).

Hamburgische Friedens- und Sicherheitspolitik. David Weiß über die Gründungsgeschichten von IFSH und HSU

Wolf Graf von Baudissin (1907-1993), ehemaliger Wehrmachtsmajor und späterer Generalleutnant der Bundeswehr, war einer der zentralen Protagonisten der Wiederbewaffnungsstrategie von Bundeskanzler Konrad Adenauer. Anfang der 1950er Jahre wirkte er entscheidend an der Entwicklung des Konzepts der »Inneren Führung« und des Leitbildes des »Staatsbürgers in Uniform« mit. In Hamburg kann sich sowohl das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik (IFSH) als auch die Helmut-Schmidt-Universität (HSU) in der Tradition Baudissins verorten.

Nur fünf Jahre nach der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht und der Befreiung Deutschlands durch die Alliierten im Mai 1945 hatte sich die Weltlage 1950 bereits grundlegend gewandelt. Auf deutschem Boden hatten im Jahr zuvor zwei feindlich gesinnte Staatsgründungen stattgefunden. Die atomar hochrüstenden USA und Sowjetunion konsolidierten ihre Blöcke und die jahrzehntelange Konkurrenz der Systeme nahm spätestens mit dem im Sommer 1950 eskalierenden Koreakrieg ihren bei weitem nicht immer nur kalten Lauf. Vor diesem Hintergrund intensivierte Bundeskanzler Adenauer die Bemühungen um die Wiederbewaffnung Westdeutschlands. Als elementare Komponente seiner Strategie der Westintegration sah der Aufbau deutscher Streitkräfte auch die Rehabilitation von als »unbelastet« geltenden ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht vor. Im Sommer 1950 gründete Adenauer unter strenger Geheimhaltung die »Zentrale für Heimatdienst«, die eine Strategie zur Wiederbewaffnung erarbeiten sollte.

Auf Einladung der Zentrale trat am 5. Oktober 1950 eine folgeschwere Versammlung zusammen und konkretisierte die Pläne des Kanzlers. Vier Tage lang berieten ehemalige Wehrmachtsangehörige – darunter der ehemalige Major Wolf Graf von Baudissin – im rheinland-pfälzischen Kloster Himmerod über Deutschlands außen- und verteidigungspolitische Rolle in Westeuropa.⁷⁶ In der *Himmeroder Denkschrift*, die Adenauer in der Folge des Treffens vorgelegt wurde und die in den kommenden Jahren bis zur Bundeswehrgründung und dem NATO-Beitritt der BRD 1955 als strategische Grundlage diente, loteten die rehabilitierten Militärs die Koordinaten für eine Wiederbewaffnung aus.

In Abschnitt I »Militärpolitische Grundlagen und Voraussetzungen« forderte die Denkschrift – schon damals umstritten – ein Ende der »Diffamierung« von Wehrmacht und Waffen-SS, außerdem die Freilassung verurteilter Kriegsverbrecher und die Einstellung schwebender Verfahren. In den folgenden Abschnitten wurde eine »grundlegende Betrachtung zur operativen Lage der Bundesrepublik« vorgenommen und die »Organisation des deutschen Kontingents«, also die zukünftigen Truppengrößen und nötigen Materialbeschaffungen für Heer, Luftwaffe und Marine kalkuliert. Für Wolf von Baudissin, einen der jüngsten Teilnehmer der Konferenz, besonders entscheidend war jedoch der letzte Abschnitt der Denkschrift, Abschnitt V über das »innere Gefüge« der neuen Streitkräfte. Schon in der *Himmeroder Denkschrift* wurde anerkannt, dass es eines neuen Ethos in den Streitkräften bedurfte: Kein Staat im Staate, keine primär territoriale nationale Bindung mehr, sondern Orientierung an der demokratischen Staatsbürgerschaft und der Zugehörigkeit zu einem europäischen Verteidigungsbündnis.⁷⁷

Diese Grundsätze wurden für Baudissin in seiner Mitwirkung am Aufbau der Bundeswehr und seiner eigenen Tätigkeit als Generalleutnant leitend. Als Referatsleiter im »Amt Blank«, dem Vorläufer des Bundesverteidigungsministeriums, entwickelte er ab 1951 mit einigen weiteren Kollegen das Konzept der »Inneren Führung«.⁷⁸ Mit diesem konkretisierte Baudissin den fünften Abschnitt der *Himmeroder Denkschrift* und legte bis heute gültige Weichenstellungen für die Ausbildung, das Selbstverständnis und die Führung von Bundeswehrsoldaten. Die militärisch-

76 Über das Treffen im Kloster Himmerod und die dort versammelten Persönlichkeiten siehe Hans-Jürgen Rautenberg & Norbert Wiggershaus 1977. Die »Himmeroder Denkschrift« vom Oktober 1950. Politische und militärische Überlegungen für einen Beitrag der Bundesrepublik Deutschland zur westeuropäischen Verteidigung, *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 21, 135–206.

77 Himmeroder Denkschrift, Bundesarchiv, BW 9/3119, verfügbar unter <https://www.bundesarchiv.de/DE/Content/Virtuelle-Ausstellungen/Das-Deutsche-Militaerwesen-7-Bundesrepublik-Deutschland-1949-1990/das-deutsche-militaerwesen-7-bundesrepublik-deutschland-1949-1990.html> (20. Juli 2020).

78 Meik Woyke 2012. Baudissin, Wolf, in Franklin Kopitzsch & Dirk Brietzke (Hg.). *Hamburgische Biografie. Band 6*, Göttingen, 24–25.

soldatische Tätigkeit, so sah es das Konzept der »Inneren Führung« vor, sollte unter ethische und politische Vorzeichen gestellt werden. Den Soldaten wurde es persönlich überantwortet, Gehorsam und Disziplin gewissenhaft zu prüfen und mit der Orientierung an Grundgesetz sowie Völker- und Menschenrechten zu vereinbaren – Stichwort für dieses Ideal wurde das Leitbild des Soldaten als »Staatsbürger in Uniform«.⁷⁹

So viel zu Wolf von Baudissins Arbeit Anfang der 1950er Jahre; *fast forward* to 1968. Die sich 1950 abzeichnende Ost-West-Konfrontation hatte sich zum dominanten Strukturprinzip internationaler Politik verfestigt, die nach dem Prinzip der »Inneren Führung« gegründete Bundeswehr war mittlerweile fester Bestandteil des westlichen Verteidigungsbündnisses geworden. Doch auch Kritik an den weltpolitischen Entwicklungen wird laut: Die weltweiten Studierendenproteste thematisieren u.a. den Krieg der USA in Vietnam und fordern einen sofortigen Abzug der Truppen. Die deutschen Protestierenden verurteilen die Beteiligung der BRD am »imperialistischen Krieg«, fordern eine alternative Politik, die mit der Aufrüstungs- und Eskalationsdynamik der Systemkonkurrenz bricht.

In diese Konstellation fällt nun, in einer – wie könnte es in Hamburg auch anders sein – sozialdemokratisch geprägten politischen Lage, die Gründung des Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH) und der Hochschule der Bundeswehr Hamburg, der heutigen Helmut-Schmidt-Universität (HSU).

Im Nachgang zu den Ereignissen 1968 schließen sich der wachsenden Friedensbewegung auch Wissenschaftlerinnen an. Sie fordern eine interdisziplinäre Debatte zu aktuellen Fragen um Krieg und Frieden, arbeiten an praktisch orientierten Lösungen. Eine der Kernforderungen der akademischen Arbeitskreise, darunter auch der von Carl Friedrich von Weizsäcker geleiteten, in Hamburg ansässigen Vereinigung Deutscher Wissenschaftler, ist die Gründung von Friedensforschungsinstituten. 1971 wird dies auch in der Hansestadt realisiert. Das ISFH wird u.a. auch mit der Unterstützung des damaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann (SPD), gegründet. Der erste Direktor des Instituts wird kein anderer als Wolf Graf von Baudissin. Nur ein Jahr nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in der Bundeswehr war Baudissin 1968 in die SPD eingetreten und hatte in den Folgejahren Willy Brandts Kanzlerschaft, insbesondere dessen Neue Ostpolitik unterstützt. Als nun eine Leitung für das neu gegründete Institut in Hamburg

79 Wolf Graf Baudissin 1969. *Soldat für den Frieden. Entwürfe für eine zeitgemäße Bundeswehr*, München; kritisch auch Julia Weigelt 2018. Braucht die Bundeswehr ein neues Leitbild? *deutschlandfunk* vom 15. Oktober 2018, verfügbar unter https://www.deutschlandfunkkultur.de/innere-fuehrung-in-der-krise-braucht-die-bundeswehr-ein.976.de.html?dram:article_id=430555 (20. Juli 2020).

gesucht wurde – ursprünglich war Carl Friedrich von Weizsäcker vorgesehen gewesen,⁸⁰ doch diesen zog es an das ebenfalls neu gegründete Max-Planck-Institut in Starnberg –, bat sich der überparteilich respektierte Baudissin als erster Direktor an. Eine bemerkenswerte Wahl, markierte diese neue Tätigkeit doch durchaus einen ›Seitenwechsel‹, eine Abkehr und Abgrenzung von Baudissins vorheriger Arbeit im Amt Blank, der Bundeswehr und dann auch der NATO, für die er noch in den 1960er Jahren als Generalleutnant in Frankreich und Belgien eingesetzt war. Und doch, so scheint es, auch ein folgerichtiger Schritt, war es doch schon in den 1950er Jahren Baudissins Anliegen gewesen, die militärischen und sicherheitspolitischen Aspekte seiner Arbeit mit außen- und friedenspolitischen Überlegungen zu verbinden. Bis 1984 blieb Baudissin als Direktor am Institut, 1979 wurde er außerdem Professor an der Universität Hamburg. Seine Nachfolge am IFSH trat, fast schon folgerichtig, ein weiterer SPD-Grande an, der Architekt der Entspannungspolitik und enge Vertraute und ehemalige Kanzleramtsminister von Willy Brandt, Egon Bahr. Dieser leitete das Institut bis 1994.⁸¹

Nur einige Monate nach dem IFSH wurde dann auch die zweite Baudissin-inspirierte Forschungsinstitution in der Hansestadt in Betrieb genommen, dieses Mal auf Anstoß des ehemaligen Innensenators Helmut Schmidt. Eine von Schmidts Hauptaufgaben als Verteidigungsminister im ersten Kabinett Brandt war es gewesen, das Konzept der »Inneren Führung« auch über ein Jahrzehnt nach der Bundeswehrgründung weiter auszugestalten. Vor diesem Hintergrund hatte er von 1972 an die Gründung zweier Bundeswehrhochschulen, welche die Ausbildung der Offiziersanwärter der Bundeswehr auf eine akademische Grundlage stellen sollte,⁸² initiiert. 1973 öffneten beide »Hochschulen der Bundeswehr« ihre Türen für die ersten Studierenden – die eine in Neubiberg bei München, die andere im Hamburger Ostbezirk Wandsbek.

Das Studium der Offiziersanwärterinnen an der Hochschule hat sich seit den ersten Jahrgängen und Diplomabschlüssen in den 1970er Jahren kaum verändert. Zwar wurden die Rahmenbedingungen teilweise fundamental umgekrempelt – die Hochschule ist konstant gewachsen, nahm 2001 auch erste weibliche Anwärterinnen auf und wurde 2003 schließlich offiziell in »Helmut-Schmidt-Universität« umbenannt –, doch die inhaltliche Ausrichtung der interdisziplinären akademischen Ausbildung ist bis heute erhalten geblieben. Für das Studium, das insgesamt vier,

80 Dank an Lennart Riebe für diesen Hinweis.

81 Zur Geschichte des IFSH, siehe auch die Website des Instituts, verfügbar unter <https://ifsh.de/institut/geschichte> (20. Juli 2020).

82 Zur Entstehungsgeschichte der »Hochschulen der Bundeswehr«, welche federführend vom Politikwissenschaftler und dann auch ersten Präsidenten der Hamburger Hochschule der Bundeswehr Thomas Ellwein konzipiert wurden, siehe Joachim Jens Hesse 2014. Thomas Ellwein (1927–1998), in Eckhard Jesse & Sebastian Liebold (Hg.). *Deutsche Politikwissenschaftler – Werk und Wirkung*, Baden-Baden.

in Trimester unterteilte Jahre umfasst, stehen neben Seminaren und Vorlesungen in den Fakultäten für Elektrotechnik und Maschinenbau auch verpflichtende Seminare an den Fakultäten für Geisteswissenschaften sowie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften auf dem Studienplan. In zwei politikwissenschaftlichen Instituten lehren insgesamt sieben hauptamtliche Professorinnen; im großen Bereich Internationale Politik momentan vier, etwa zur »Theorie und Empirie der Internationalen Politik« oder »Sicherheits- und Konfliktforschung«, im Institut für Politikwissenschaft außerdem drei auf Lehrstühlen für das politische System Deutschlands, Vergleichende Politikwissenschaft sowie Politische Theorie.⁸³

Betrachtet man die beiden akademischen Einrichtungen heute, scheinen IFSH und HSU auf den ersten Blick und neben der geographischen Koinzidenz nicht viel mehr gemeinsam zu haben als ihre hier komplementär nachvollzogene Entwicklungsgeschichte. Jenseits ihres historischen Bezugs auf Person und Werk Wolf Graf von Baudissins, der in den 1980er Jahren auch als Dozent an der Hochschule der Bundeswehr wirkte und seit 1994 als Namensgeber der Generalleutnant-Graf-von-Baudissin-Kaserne in Hamburg-Osdorf firmiert, scheint die beiden Institutionen nicht allzu viel zu verbinden. Doch die Gründungsgeschichten hinterlassen auch heute noch ihre Spuren: Das IFSH ist nicht erst in den letzten Jahren zu einem der wichtigsten, auch international vernetzten Forschungsinstitute für Friedens- und Sicherheitspolitik in Deutschland angewachsen. Die über 50 Mitarbeiterinnen am Institut erforschen in den interdisziplinär, vor allem politik- und naturwissenschaftlich besetzten Forschungsbereichen »Europäische Friedens- und Sicherheitsordnungen«, »Gesellschaftlicher Frieden und innere Sicherheit« sowie »Rüstungskontrolle und Neue Technologien« globale Diskurse über Frieden und Sicherheit. In Kooperation mit der Universität Hamburg wird der international ausgerichtete und besetzte Masterstudiengang »Peace and Security Studies« angeboten. Neben dieser grundständigen Arbeit konnte das IFSH im Mai 2019 die erfolgreiche Einbringung eines millionenschweren Forschungsprojektes verkünden. Gefördert durch das Auswärtige Amt wird das Institut in den kommenden Jahren zu aktuellen sicherheitspolitischen Risiken und Herausforderungen in der Rüstungskontrolle und Abrüstungsdiplomatie forschen.⁸⁴

An der Helmut-Schmidt-Universität wurde bereits im Sommer 2018 der neue, vom Bundesverteidigungsministerium aus der Taufe gehobene sicherheitspolitische Think-Tank »German Institute for Defence and Strategic Studies« (GIDS) eröffnet. In diesem sollen zukünftig, so die damalige Ministerin von der Leyen,

83 Für eine Übersicht der Professuren und Arbeitsschwerpunkte der politikwissenschaftlichen Institute, siehe die Website der HSU, verfügbar unter <https://www.hsu-hh.de/wiso/professuren> (20. Juli 2020).

84 IFSH-Pressemitteilung, verfügbar unter <https://ifsh.de/news-detail/ruestungskontrolle-und-neue-technologien-interview-mit-dr-ulrich-kuehn> (20. Juli 2020).

auch »unbequeme Fragen« erarbeitet und gestellt werden, außerdem Arbeiten von Studierenden der HSU diskutiert und veröffentlicht werden. Doch beachtet man die bereits 2019 laut gewordene Kritik am GIDS, welche u.a. die fehlende Einbeziehung ziviler Forscherinnen, insbesondere von Politikwissenschaftlerinnen und Vertreterinnen aus der Friedens- und Konfliktforschung monierte,⁸⁵ bestätigt sich für die HSU wie auch das IFSH in ihren jeweiligen Akteurs- und Handlungskonstellationen: Auch die Forschung zu Außen-, Friedens- und Sicherheitspolitik in Hamburg tut gut daran, sich – dann auch in der Tradition der »Inneren Führung« und damit den eigenen Gründungsgeschichten – kritisch mit etablierten, oft überlebten Vorstellungen über Sicherheit, Frieden und Verteidigung auseinanderzusetzen und die eigene Arbeit im Spannungsfeld von wissenschaftlicher Forschung und politischer Beratungstätigkeit zu reflektieren.

David Weiß hat in Hamburg Politikwissenschaft studiert.

Fundstück: Der Allende-Platz – ein Stück Weltpolitik in Hamburg

1983, elf Jahre nach dem gewaltvollen Putsch gegen den demokratisch gewählten, sozialistischen Präsidenten Chiles Salvador Allende (1908-1973), schickten sich zahlreiche Hamburger Aktivistinnen, darunter einige Exilhileninnen, an, dem Präsidenten auch in Deutschland ein Denkmal zu setzen. Nach zähem Ringen, zahlreichen Diskussionen und Demonstrationen wurde schließlich ein Teil des Universitätscampus in Allende-Platz umbenannt.

Das Chilenische Solidaritäts-Komitee, stadttöffentlich auch als CSK bekannt, hatte sich bereits Ende September 1973, nur wenige Tage nach dem Putsch gegen Salvador Allende am 11. September, gegründet und – zuerst vor allem von aktiven Studierenden betrieben – die politische Arbeit aufgenommen. Durch Kulturveranstaltungen und politische Aktionen wie Hungerstreiks, Werftbesetzungen und Demonstrationen wurde auf den Putsch gegen den 1970 von einem gesellschaftlichen Bündnis aus Christ- und Sozialdemokratinnen wie Sozialistinnen gewählten Allende aufmerksam gemacht. Gleichzeitig wurde die Unterstützung westlicher Regierungen für den Putschisten Pinochet immer wieder angeprangert und politisches Asyl für die aus Chile Vertriebenen gefordert. Auch konkret wurden ankommende Flüchtlinge, die sich nicht selten selbst dem CSK anschlossen, bei behördlichen Vorgängen und im neuen Alltag unterstützt.

85 Website des GIDS an der HSU, verfügbar unter <https://www.hsu-hh.de/gids/> (20. Juli 2020); zur Kritik am GIDS, siehe etwa Julia Weigelt 2019. Zu hohe Erwartungen an Bundeswehr-Denkfabrik? *NDR Info* vom 27. Juni 2019.

Demonstration zur Umbenennung des Von-Melle-Park (ca. 1980)

Michael Meyborg

Schon Mitte der 1970er Jahre hatte es als Teil der Solidaritätsaktionen des CSK Überlegungen zu einer Umbenennung des universitären Von-Melle-Parks in »Salvador-Allende-Straße« gegeben. Unterstützt vom Studierendenausschuss, der neben der Solidaritätsbekundung mit Salvador Allende vor allem auch die Hinterfragung der Person Werner von Melles als Namensgeber des Hauptcampus begrüßte, wurde eine entsprechende Petition an den Hamburger Senat eingereicht. Endgültig ins Rollen kam die Umbenennung allerdings erst 1983: Die Fraktionen der SPD und der GAL (»Grün-Alternative Liste«, heute: Bündnis90/Die Grünen) brachten im Juni 1983 Anträge in die Bezirksversammlung Eimsbüttel sowie die Hamburgische Bürgerschaft ein und forderten den Senat zur Umbenennung zumindest eines Teils des Von-Melle-Parks in »Allende-Platz« auf. Die Handelskammer kritisierte das Vorhaben als »demonstrative Einmischung Hamburgs in die innenpolitischen Auseinandersetzungen anderer Länder«, die »in weiten Kreisen des In- und Auslands die Vorbehalte gegen Hamburg« verstärken würden (*Hamburger Abendblatt* vom 18. August 1983). Die CDU problematisierte die Unterstützung eines Präsidenten, »der die Freiheit der Presse und Gewerkschaftsarbeit stark einschränkt[e]« (*Hamburger Abendblatt* vom 24. Juni 1983), doch der SPD-Senat unter Oberbürgermeister Klaus von Dohnanyi blieb unbeirrt und stimmte dem Ersuchen zu. Zum 10. Jahrestag des Putsches, am 11. September

1983, wurden die Straßenschilder am neuen Allende-Platz montiert (Text: David Weiß).

»Gibt es einen erlaubten Krieg?«

Oliver Vornfeld über Gerhard Beestermöller, *Thomas von Aquin und der gerechte Krieg*

Das Institut für Theologie und Frieden wurde 1978 in Hamburg gegründet und setzt sich in interdisziplinären Forschungsprojekten mit Fragen von Krieg, Friedensgefährdung und Frieden auseinander. In seiner umfangreichen Bibliothek sammelt es theologische und philosophische Literatur zum Thema. Als Einrichtung in der Trägerschaft der Militärseelsorge berät es die katholische Kirche in friedensethischen Fragen. Zu den Arbeiten des Instituts, die seit den 1990er Jahren die Rückkehr der Lehre des gerechten Krieges in der Politischen Theorie vorwagnahmen, gehört Gerhard Beestermöllers Dissertation. Beestermöller (*1958) ist dem Institut seit 1984 verbunden. Zwischenzeitlich war er stellvertretender Direktor, inzwischen ist er Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Instituts. Seit 2014 ist Beestermöller Professor für Moralthologie und Sozialethik am Centre Jean XIII (Luxemburg).

Gerhard Beestermöllers (der Sache nach) dogmengeschichtliche Dissertation *Thomas von Aquin und der gerechte Krieg. Friedensethik im theologischen Kontext der Summa Theologiae* erschien 1990 als vierter Band der Reihe *Theologie und Frieden* des gleichnamigen Instituts.⁸⁶ Thomas befasst sich in seinem Hauptwerk, der *Summa Theologiae*,⁸⁷ ausführlich mit Fragen nach dem gerechten Krieg – und dies, wie Beestermöller nachweist, nicht nur in dem mit *De Bello/Der Krieg* gekennzeichneten Abschnitt, sondern auch an vielen anderen Stellen.

Thomas' Werk wird inzwischen landläufig als Höhepunkt der Scholastik angesehen, einer mittelalterlichen universitären Theologieströmung, die sich bemühte, Glaube und Wissen auf rationale Weise zusammenzubringen. Beestermöllers Untersuchung gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil, mit dem Stellenwert von Prolegomena, wird nachgezeichnet, warum Thomas der Auffassung ist, theologische Aussagen zum gerechten Krieg treffen zu können. Im zweiten Teil wird inhaltlich aufgezeigt, was für Thomas einen gerechten Krieg ausmacht. Im letzten Teil stellt Beestermöller dar, wie Thomas diese Kriterien in apologetischer Absicht als Maßstab für von der Kirche geführte Kriege anwendet.

86 Gerhard Beestermöller 1990. *Thomas von Aquin und der gerechte Krieg. Friedensethik im theologischen Kontext der Summa Theologiae*, Köln; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

87 Abgekürzt im Folgenden: *STh*. Thomas von Aquin 1966. *Die deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa Theologica*, hg. von der Albertus-Magnus-Akademie Walberg bei Köln, Band 17 B, Heidelberg, Graz, Wien & Köln.

Beestermöller rekonstruiert drei Erfordernisse, die Thomas zufolge für einen gerechten Krieg gegeben sein müssen: Erstens müsse er mit der Vollmacht eines Fürsten geführt werden, zweitens müsse ein gerechter Grund gegeben sein und drittens müsse er mit der richtigen Intention geführt werden. Nur ein Fürst kann Subjekt eines gerechten Krieges sein, da ihm die Sorge für die öffentliche Ordnung anvertraut ist. Er partizipiert als »weltlicher Arm der Kirche« (198) an der göttlichen Autorität. Sein Kriegsführen muss dem Frieden intentional dienen, nämlich »entweder das Gute zu mehren oder das Böse zu meiden.«⁸⁸ Gründe für gerechten Krieg sind sowohl »Heilsfürsorge als auch [...] Verteidigung der Ehre Gottes« (89), das heißt es geht um die »Ahndung der Sünden zur Wahrung und Wiederherstellung der Ehre Gottes, die sich in äußeren Handlungen manifestieren« (91). Ein gerechter Krieg zielt sowohl auf die Bestrafung der Sünderinnen als auch auf den Schutz der Unschuldigen ab. Er wird zur Wiederherstellung der Gerechtigkeit und nicht zur Rache geführt (die Bestrafung wird eher in einem pädagogischen Sinne zur Besserung der Sünderin verstanden). Zudem arbeitet Beestermöller heraus, dass Thomas verschiedene »Proportionalitätsforderungen« (125 et passim) für den gerechten Krieg erhebt: Krieg kann nur das letzte Mittel (*ultima ratio*) einer Auseinandersetzung sein, es muss beim Führen des Krieges eine begründete Erfolgsaussicht geben, es müssen die richtigen Mittel (zu denen auch Enteignung, Verstümmelung und Tötung gehören können) nach gründlicher Abwägung gewählt werden. Unschuldige dürfen keinesfalls getötet werden. Dies bedeutet auch, dass das Töten von Frauen und Kindern per se ausgeschlossen ist, da sie »keine politische Verantwortung« (147) tragen können. Für Thomas haben auch Kreuzzüge, die gegen Schismatiker und »Ungläubige«, wie »Heidinnen«, Jüdinnen, Häretikerinnen, Apostatinnen geführt werden, als gerechte Kriege zu gelten. Dass es sich bei ihnen nicht um »Heilige Kriege«, die von gerechten Kriegen abzugrenzen wären, sondern um gerechte Kriege schlechthin handelt, arbeitet Beestermöller überzeugend heraus. Alle, gegen die Kreuzzüge geführt wurden – zu der Zeit des Thomas insbesondere auch gegen neue religiöse Bewegungen wie die Katharer, Albigenser und Waldenser – stellen in einer Gesellschaftsordnung, die auf Glauben begründet ist, eine Gefahr dar, insofern sie kirchliche Lehre und Autorität ablehnen.

Es ist die große Leistung Beestermöllers, mit kritischer Distanz luzide, anschaulich und leserinnenfreundlich die Thomasische Friedensethik in der nicht leicht zugänglichen *Summa Theologiae* und auch in entlegeneren Texten aus dem zeitgeschichtlichen Kontext verständlich zu machen. Er lobt an Thomas' Lehre vom gerechten Krieg ihre »Stringenz und ihre theologische Tiefe« (164), ebenso räumt er mit einigen Vorurteilen auf, etwa dass Thomas keine Proportionalitätsforderungen erhebe, Krieg nicht als *ultima ratio* sehe oder keine Zweck-Mittel-Relationierung vornehme.

88 *STh*, II-II, q. 40, ad 1, resp., nach 182.

Doch Beestermöller fragt auch, »ob die thomasische Lehre vom gerechten Krieg mit dem Ende des Mittelalters obsolet geworden ist« (230). Er lässt die Antwort dabei offen: »Es kann nicht die Aufgabe dieser Untersuchung sein, diese Frage zu beantworten.« (Ebd.) Liest man allerdings aufmerksam, so kommt man einer Antwort näher, die Beestermöller selbst scheint nahelegen zu wollen. Das Gelingen seines Ansatzes besteht ja gerade darin, Thomas konsequent im Mittelalter mit dessen Konflikten und Anschauungen zu verorten. In die thomasische Argumentation gehen »kulturelle Selbstverständlichkeiten der damaligen Zeit« (22) ein. Diese, »eine Grenze sichtbar« machenden Selbstverständlichkeiten (165), beinhalten sowohl die Einheit von Staat und Kirche, den Autoritätsanspruch von Papst und Kirche über die gesamte Menschheit, die Selbstverständlichkeit einer theologischen Fundierung des Zusammenlebens, das Zusammenfallen von Moral und Recht, die Nichtvorstellbarkeit eines individuellen Rechts zur Glaubens- und Wahrheitsfindung, wie auch die – von Beestermöller ebenfalls deutlich benannte – »Intoleranz« (170) in Glaubensfragen, den »mittelalterlichen Antisemitismus« (82 et passim) der sich auch bei Thomas deutlich niederschlägt, die Ablehnung von (vollen) Bürgerrechten für Frauen und Kinder, sowie ein anderes Verhältnis zu Gewalt, bei dem bspw. »die Verstümmelung eines Menschen als nicht unvereinbar mit der Nächstenliebe gegen den Unrechttäter gilt« (75).

Beestermöller kommt zu dem Schluss, dass, wenn »man die thomasischen Kriterien für einen gerechten Krieg formal [betrachtet], [...] sie überzeitliche Bedeutung« (230) haben. Dies mag stimmen, allerdings ist zu beachten, dass die Begründungsfiguren für jedes einzelne Kriterium des gerechten Krieges ebenso wie die materialen Ausgestaltungen der Kriterien bei Thomas komplett ausfallen, wenn sie aus dem mittelalterlichen Rahmen gelöst werden: Die Autorität ist nicht mehr der Fürst, der vom Papst (als Stellvertreter Gottes) das weltliche Schwert anvertraut bekommt; ein Grund für einen Krieg ist nicht mehr, dass jede Form von »Unglauben« eine Gefährdung der Republik der Gläubigen (*respublica fidelium*) darstellt; die rechte Intention ist schwerlich noch mit Augustinus zu begründen, der – nach Thomas – schreibt, dass »[b]ei den wahren Verehrern Gottes [...] auch die Kriege Friedenscharakter bekommen«⁸⁹ haben. Auch die Bewertung des ethischen Verhaltens von Soldaten wird nicht mehr entlang der Richtschnur erfolgen können, dass sie »gewissermaßen von Gott Selbst bevollmächtigt, das Schwert gebrauch[en]«.⁹⁰ Auch andere Forderungen, wie die nach dem Schutz von Frauen im Krieg, lassen sich heute nicht mit ihrer politischen Unmündigkeit begründen. Es gehört zu Beestermöllers Verdienst, deutlich auf die Unzeitgemäßheit Thomas' hinzuweisen, häufig in klarer Abgrenzung zu der von ihm referierten beschönigenden Forschungsli-

89 *STh* II-II, q. 40, a. 1, ad 3.

90 *STh* II-II, q. 40, a. 1, ad 1.

teratur, die Thomas letztendlich als Vertreter einer modernen Staats- und Gesellschaftstheorie darstellt.

Was dann aber, nach dem Abzug von allem Unzeitgemäßen, von der thomasischen Lehre vom gerechten Krieg übrig bleibt, sind äußerst formale Kriterien für einen gerechten Krieg (Autorität, Intention, Grund, Proportionalität), die sich inhaltlich nicht mehr herleiten, konkretisieren und begründen lassen und die so formal sind, dass sie sich in eigentlich allen Kriegsethiken seit der griechischen Antike finden.

Erschwerend kommt hinzu – und auch dies zeigt Beestermöller auf –, dass nicht nur das mittelalterliche Selbstverständnis ein anderes war als das heutige, sondern auch das politische System: So gibt es zum einen keine Trennung von Staat und Kirche und zum anderen kann von ›Staaten‹ im heutigen Verständnis überhaupt nicht gesprochen werden. Vielmehr gibt es Feudalgesellschaften, in denen die Herrschaft stark an einzelne Personen gebunden ist. Hieraus folgt die Zentralstellung des Fürsten bei Thomas. An einer der wenigen Stellen, an denen Beestermöller explizit nach der Bedeutung der thomasischen Kriegslehre für aktuelle Konflikte fragt, stellt er deshalb auch fest, dass »es nun in einer Welt souveräner Staaten, die keinen Richter über sich anerkennen, möglich ist, daß ein Krieg zumindest subjektiv auf beiden Seiten gerecht ist« (157). Für Thomas war dies nicht möglich, da es mit Kirche und Papst – das Problem von Kirchenspaltungen und Gegenpäpsten einmal außer Acht gelassen – eine oberste Entscheidungsinstanz gab.

Beestermöller behauptet, die Frage nach Kollateralschäden stelle sich für Thomas noch nicht (159). Dies überzeugt allerdings nicht, da Thomas argumentiert – was Beestermöller diskutablerweise als implizite Kritik an den Kreuzzügen liest –, dass Städte, in denen nur einige ›Ungläubige‹ leben, nicht komplett zerstört werden dürften (148ff.) und dass es besser sei, Übeltäter davonkommen zu lassen, wenn bei einem Schlag gegen sie unweigerlich auch Unschuldige in Mitleidenschaft gezogen würden.

Positiv ist hervorzuheben, dass Beestermöller sichtlich daran gelegen ist, nicht beschönigend mit dem Thema der Kreuzzüge umzugehen – was leider immer noch nicht selbstverständlich ist. Dieses Bemühen gelingt allerdings nicht vollständig, was sich zum Beispiel darin ausdrückt, dass auf derselben Seite (149), auf der konstatiert wird, dass die Albigenserkreuzzüge »Züge eines Vernichtungskrieges angenommen« haben, auch der folgende Euphemismus zu finden ist: »Auch die Kreuzfahrer hielten sich nicht immer an die Grundgebote der Sittlichkeit«.

Die ethischen Fragestellungen, die Thomas beschäftigten, bleiben jedoch weiterhin relevant – wenngleich auch aktuelle theologische Entwürfe den Fokus insofern verrücken, als dass sie eher nach Bedingungen und Möglichkeiten eines gerechten *Friedens* fragen. Wer sich dieser Themen theoriegeschichtlich informiert

annehmen möchte, wird wohl weder um Thomas von Aquin noch um Beestermöller's Studie herumkommen.

Oliver Vornfeld studiert Evangelische Theologie an der Universität Hamburg. Zuvor studierte er Soziologie am Fachbereich mit Religionswissenschaft im Nebenfach.

Männerbündelei ohne Patriarchat?

Carmen Puchinger über Stefan Breuer, *Anatomie der Konservativen Revolution*

Stefan Breuer (*1948) war nach Promotion und Habilitation als Professor für Soziologie an der Hamburger Universität für Wirtschaft und Politik (HWP) tätig, die später zum Department Wirtschaft und Politik (DWP) und im Jahre 2009 zum Fachbereich Sozialökonomie in der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg wurde. Bis zu seiner Emeritierung 2014 forschte er insbesondere zu Max Weber und zur politischen Rechten zwischen 1871 und 1945. Wie andere frühere HWP-Professoren wie Wulf D. Hund, Norman Paech oder Herbert Schui wurde auch Breuer in der Politikwissenschaft stark rezipiert.

Der sogenannten »Konservativen Revolution« werden verschiedenste intellektuelle Strömungen der 1920er und frühen 1930er Jahre zugerechnet. In Hamburg flossen diese Strömungen in Organisationen wie dem *Hamburger Kreis* oder der *Fichte-Gesellschaft* zusammen. Heute erfreut sich der Begriff der »Konservativen Revolution« besonders deshalb wieder hoher Konjunktur, weil zum einen Organe der Neuen Rechten explizit auf Denker der »Konservativen Revolution« Bezug nehmen, zum anderen weil der Begriff im politischen Mainstream, so etwa beim CSU-Verkehrsminister Alexander Dobrindt, Verwendung fand. Dabei ist höchst umstritten, ob es so etwas wie eine ideologische Einheit zwischen den Autoren und Theorien gibt.

Stefan Breuer unternimmt in seiner *Anatomie der Konservativen Revolution*⁹¹ den Versuch, eine organische Einheit der diffusen Strömungen anzunehmen, um sie sodann sorgfältig und beweisstark zu sezieren. Seine Anatomie gliedert der Autor dabei in drei Teile: Erstens die Anamnese, zweitens die Analyse und drittens die Affinitäten. Die entscheidende Aufgabe der Untersuchung besteht darin, die Vorstellungswelt der als konservativ-revolutionär eingestuften Autoren unter dem Gesichtspunkt zu prüfen, ob sie trotz aller Differenzen einen gemeinsamen Kern enthält, also als organische Einheit gerechtfertigt werden kann. Zu den Protagonisten der »Konservativen Revolution« zählt Breuer im engeren Kreis Spengler, Moeller van den Bruck, Stapel, Freyer, Schmitt, Jung, Ernst Jünger, Niekisch und

91 Stefan Breuer 1993. *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Zehrer. Einen weiteren Kreis bilden Boehm, Spahn, Ziegler, Friedrich Georg Jünger und weitere Mitarbeiter illiberaler Zeitschriften wie der *Tat* oder dem *Deutschen Volkstum*. Drei überraschende und zentrale Thesen stellt Breuer direkt zu Beginn seiner Untersuchung heraus: 1. Die »Konservative Revolution« ist nicht konservativ, 2. Die »Konservative Revolution« ist nicht revolutionär und 3. Die »Konservative Revolution« gibt es als einheitliches Phänomen nicht. Alle drei Thesen kann Breuer im Laufe seiner differenzierten und detailreichen Studie überzeugend verteidigen.

Hierfür untersucht der Autor in seiner *Anamnese* zunächst das Verhältnis zur Moderne und zeigt biographische, soziologische und mentalitätsgeschichtliche Aspekte der »Konservativen Revolution« auf. In den Augen Breuers ist die Geschichte des »genuinen« Konservatismus bereits im 19. Jahrhundert abgeschlossen, sodass die »Konservative Revolution« gar zum Ausdruck der Moderne avanciert. Mag sie auch ein Ensemble von Orientierungsversuchen sein, das noch so sehr gegen Aufklärung und Liberalismus opponierte, sei sie doch so stark von einem für die Moderne typischen Voluntarismus und Ästhetizismus durchdrungen, dass von einem Konservatismus im historisch-spezifischen Sinne keine Rede mehr sein könne (4f., 180). Ferner stellt Breuer in seiner Anamnese den gemeinsamen Nenner einer verhältnismäßig elitären Stellung aller Protagonisten heraus (27f.). Gepaart wird diese Sonderstellung mit dem *formalen* Kriterium der »Männerbündelei«, das dem »Gruppenbild ohne Dame« zugrunde liege (41ff.). Auch apokalyptische Deutungen zwischen Gegenwart und Zukunft sowie Apologien der Gewalt kennzeichneten ihr Denken. Als besonders prägend hebt Breuer die Erfahrung des Ersten Weltkriegs hervor, in dessen Zusammenhang der »hochgezüchtete Idealismus, der bis dahin ohne konkretes Ziel gewesen war, [...] endlich eine Aufgabe und eine Gelegenheit zur Bewährung« fand (31). Dennoch, und dies bringt Breuer zur Bestätigung seiner dritten These vor, sind alle im Zuge der Anamnese ausgemachten Charakteristika gerade nicht *spezifisch* für die »Konservative Revolution« und deshalb nicht mehr und nicht weniger als der Ausdruck von Gemeinsamkeiten, nicht aber Einzigartigkeiten.

Teil zwei des Buches, die *Analyse*, erhärtet diesen Verdacht weiter. Die ausgeloteten Verhältnisse der »Konservativen Revolutionäre« zu ihren Feinden und der Wirtschaftsordnung, sowie ihre Begriffe von Nation, Volk, Rasse, Herrschaft und Reich sind vorrangig durch Dissens und Diskrepanz gekennzeichnet. Als gemeinsamen »Hauptfeind« macht der Autor jedoch den politischen Liberalismus aus (50), der als »Selbstauflösung der Menschheit« (Moeller v.d. B., zit. 51) gedeutet wird.

Im Zuge der Diskussion um die Begriffe von Nation und Volk gelingt es Breuer, diese als »schwere Kategorien« (93) im Denken der erörterten Autoren auszuweisen und ihre sehr unterschiedlichen Nuancierungen offenzulegen. Fließend gestaltet sich der Übergang von völkischen Nationsverständnissen und nationalistischen Volksbegriffen dann zur Bedeutung der Rasse. Die darauffolgende *Anato-*

mie kann aufgrund von sorgfältiger Quellenarbeit den innovativen Befund verteidigen, wonach »die Konservative Revolution wesentlich stärker mit rassistischen Denkfiguren kontaminiert war, als es manche ihrer Verteidiger (und sogar ihrer Gegner) wahrhaben wollen« (ebd.). Der Rassismus manifestiert sich hierbei etwa in einer Blutmystik, die die Deutschen als »germanisch erhaltenste[s] Volk« (Möller v.d. B., zit. 91) zu plausibilisieren versucht und zeigt sich vorrangig in einem Antisemitismus, der die feindlichen »internationalistischen« Komponenten »des Judentums« als »Fremdkörper« hervorhebt (vgl. 90).

Den letzten Teil des Buches widmet Breuer den *Affinitäten* »Konservativer Revolutionäre« und untersucht hierbei u.a. ihr Verhältnis zum italienischen Faschismus, dem Nationalsozialismus und der Sowjetunion. Die Befunde erlauben es Breuer, seine zweite und dritte These zu bestätigen. Besonders erwähnenswerte Diskrepanzen bestehen hier etwa in der Deutung der Sowjetunion und des italienischen Faschismus. Ist Erstere für manche Autoren Ausdruck des feindlichen »Russentums«, so ist sie für andere ein vorbildlicher Kriegerstaat nach preußischem Vorbild (ebd., 50, 151). Letzterer erscheint den einen als »zum guten Teil von Untermenschen gemacht« (Spengler, zit. 129), anderen als preußischer als Preußen selbst (124f., 127, 130). Auch das Verhältnis zum Nationalsozialismus als Idee und seine realpolitische Manifestation nach 1933 seziert Breuer genau und zeigt hierbei weitere Heterogenitäten auf: Während Carl Schmitt bekanntlich zunächst Karriere in der NSDAP machte, wurde Edgar Julius Jung 1934 als Regierungsgegner erschossen, obgleich er das seit 1933 regierende Bündnis aus Nationalsozialisten und Rechtskonservativen unterstützt hatte. Vor dem Hintergrund der überzeugend aufgezeigten Fraktionierung und Fragilität einer vermeintlich einheitlichen »Konservativen Revolution« kann es schließlich nicht überraschen, dass Breuer abschließend dafür plädiert, die künstliche Begriffsschöpfung aufzugeben.

Obwohl der Autor der *Anatomie* eine aufschlussreiche Studie vorlegt, greift diese im Hinblick auf das zentrale Motiv der Männlichkeit insgesamt zu kurz. Was viele Texte der »Konservativen Revolutionäre« so unerträglich macht, ist der behauptete universalistische Gehalt ihrer Aussagen, welche aus einer und für eine Position formuliert werden, die partikularer kaum sein könnte. In erster Linie sind die »Konservativen Revolutionäre« nicht nur ein elitärer Trupp, sondern ein Männerbund, dessen Herrschaftsvorstellung, immer die einer spezifischen Herrschaft ist. Aus allen Ergüssen der »Konservativen Revolution« trieft das Patriarchat. Breuer erkennt dies zumindest indirekt an, wenn er zahlreiche Stellen anführt, die auf den Stellenwert der Männlichkeit verweisen (vgl. 41ff.). Ihm entgeht jedoch, dass das Patriarchat in seiner spezifischen Prägung im Denken der konservativen Revolutionäre als Ordnungs-, Selektions- und Unterwerfungsprinzip operiert.

Fast schon sozialarbeiterisch relativiert Breuer hierbei die omnipräsente Paranoia »Konservativer Revolutionäre« über den Verlust auch nur eines einzigen

Millimeters ihrer Phallusreichweite. Dies ist etwa dann der Fall, wenn er attestiert, dass der thematisierte Personenkreis ja gerade durch eine »fundamentale Unfähigkeit zur Angst« (45) gekennzeichnet sei. Sehr viel plausibler fiele diese Panik aus, wenn sie als Ausdruck der Furcht vor einem tatsächlichen Machtverlust interpretiert würde. Es ist dieser entscheidende Punkt, der Breuer entgeht: Für die Herrschaft der Herrschaft »Konservativer Revolutionäre« erweist sich die Unterdrückung anderer Gruppen nicht als *Möglichkeit*, die nach Gesinnung und Ideologie variieren mag und zu differenzieren ist, sondern als ihre *Voraussetzung*. Sie ist nicht Option, sondern Präsupposition. Die notwendige Subalternität Anderer beschränkt sich dabei keineswegs auf die Gruppe der Frauen* und somit auf Misogynie. Im Denken der »Konservativen Revolutionäre« selektiert eine spezifische Vorstellung der Männlichkeit die Fähigen von den Unfähigen, die Führenden von denen, die sich führen lassen, die Kriegerischen von den Friedlichen und deshalb schließlich die Politischen von den Apolitischen. Genau dieser Selektionsmechanismus erweist sich als höchst anschlussfähig an Breuers Analyse zu Nation, Volk und Rasse im Denken der »Konservativen Revolution«, bleibt von ihm jedoch unentdeckt. Der grassierende Antisemitismus diskutierter Personen, von dem Breuer Carl Schmitt übrigens irritierender- und fälschlicherweise freispricht⁹² (vgl. 87f.), ist hier auch immer durch die Vorstellung einer Andersartigkeit »der Juden« geprägt, die auch auf Geschlechterstereotypen, auf ihrer vermeintlichen Schwäche und ihrem angeblich fehlenden Kampfgeist basiert. Gerade wenn Breuer betont, der Antisemitismus der diskutierten Kreise sei kultureller Prägung (91), ist es doch bedauernswert, dass ihm die Identifikation der patriarchalen Demarkationslinie, die alle vielfältigen Gegnerschaften der »Konservativen Revolutionäre« wie Antisemitismus und Rassismus spezifisch durchdringt und verstärkt, nicht gelingt. Der Hass der »Konservativen Revolution« richtet sich gegen Weimar, denn ein »Volkstum, dem die männliche Potenz fehlt, wird weibisch und zerfällt« (Boehm, zit. 43), während der wirkliche Staat »eingeschlechtigt [ist]: eine Männer Sache« (Stapel, zit. 43). Nach F.G. Jünger ist es der weibliche Instinkt der Demokratie, der den Staat zur Gesellschaft degradiert (zit. 43) und Schmitt glaubt, dass »die Politik, weit davon entfernt, die Angelegenheit einer Elite zu sein, zu dem ziemlich verachteten Geschäft einer ziemlich verachteten Klasse von Mensch geworden ist« (zit. 52). Der weibische Frieden von Versailles ist deshalb so verhasst, weil er das Ausland ins Inland trägt und eine Fortsetzung des Krieges gegen das *wahre* deutsche Volk, das der führenden Männer ist (54). Der Frieden ist nicht weniger

92 War es doch Carl Schmitt, der uns wissen lässt, dass Jüdinnen eine »ganz singuläre, mit keinem anderen Volk vergleichbare, völlig abnorme Lage und Haltung« einnehmen; Carl Schmitt 1938. *Der Leviathan in der Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag eines politischen Symbols*, Hamburg, 16ff. Zu Schmitts Verhältnis zu »den Juden« vgl. auch Raphael Gross 2000. *Carl Schmitt und die Juden*, Frankfurt a.M.

als das Diktat einer »Eunuchenrolle« (Boehm, zit. 80) für ein Deutschland, das »Mutterland der Rasse« sei (Moeller v.d.B., zit. 91). Dabei manifestiert sich das Patriarchat im Denken »Konservativer Revolutionäre« nicht nur in der Skandalisierung eines bedrohlich-pluralistischen *realpolitischen* Weimars, sondern auch als Maßstab zwischen dem schlechten Weiblichen und dem guten Männlichen in politischen Konzeptionen *überhaupt*.

Eine Lesart, die die formale Männerbündelei über eine bloße Anamnese hinaushebt, wäre über Breuer hinaus dann auch in der Lage zu erkennen, dass die unablässige Promotion einer bestimmten »richtigen« Männlichkeit eine »falsche« Männlichkeit (wie sie etwa bei »den Juden« auszumachen sei) und ebenfalls eine »richtige« und »falsche« Weiblichkeit automatisch generiert. Mitnichten ist deshalb mit Breuer etwa von einem »seltsame[n] Bild« zu reden, wenn die »groß[en] Krieger« (80) der »Konservativen Revolution« »Zuflucht zum mütterlichen Sein« nehmen. Dieses weibliche Sein ist ja ganz der patriarchalen Logik folgend spezifiziert – es ist ein *mütterliches* Sein, welches keiner genuinen Subjektivität bedarf, sondern auf Befehl und Geheiß als »Mutterland« den »Volkskörper« gebiert (Boehm, zit. 80), das heißt »ein[en] Verband von Männern, der sich als Ganzes fühlt« (Spengler, zit. 84). Die patriarchale Herrschaft ist gesichert, wenn alles Weibliche domestiziert und somit apolitisiert ist und es gemeinsam mit den Trägern »falscher« Männlichkeit die biologisch-soziale und ökonomische Reproduktion auf den Befehl der wahren, das heißt führenden und *politischen* Männer hin vollzieht.⁹³

Die »Konservative Revolution« ist somit sehr viel mehr als eine Männerbündelei. Ihr spezifisches Patriarchat erweist sich als konstitutives Prinzip für Ordnung, Unterwerfung und Selektion und muss Breuers Einschätzungen deshalb relativieren. Das formale Prinzip der »Konservativen Revolution« ist auch ihr Inhalt. Die Feindbestimmung, die sich Breuer zufolge im politischen Liberalismus erschöpfe, ist deshalb zu vage und zu spezifisch zugleich. Denn mehr *und* weniger als in der Gestaltung der Politik durch eine spezifische Formierung des Politischen, sind sich alle Denker der »Konservativen Revolution« in der Konstruktion des *politischen Subjektes* einig. Der rote Faden im blutrünstigen Denken der diskutierten Personen erschließt sich in der elitären und exklusiven Monopolisierung der Politik in den Händen weniger »Fähiger«. Die politische Subjektivität der »Konservativen Revolutionäre« ist »männlich«, sie ist kämpferisch und allezeit kampfbereit, sie ist gnadenlos, kompromisslos und *deshalb* kennt sie keinen Platz für »verweichlichte« und »verweiblichte« »Verwaschungen« und »Vermassungen« wie Parlamentarismus, Parteien oder Verbände.

93 So kursierte unter den »Konservativen Revolutionären« etwa die Idee, Jüdinnen einer Art Apartheid-Regime zu unterwerfen und sie so ihrer politischen Subjektivität zu berauben, sie aber von der ökonomischen Reproduktion nicht auszunehmen, vgl. 90.

Carmen Puchinger ist Masterstudentin der Politikwissenschaft mit politiktheoretischem Schwerpunkt.

Die neue Lust an der Barbarei.

Jörg Ebrecht und Christine Hentschel über Max Miller & Hans-Georg Soeffner, *Modernität und Barbarei*

Max Miller (*1944) war von 1992 bis zu seiner Emeritierung 2009 Inhaber des Lehrstuhls für Soziologische Theorien an der Universität Hamburg. Seither lehrt er an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. Die Schwerpunkte seiner Arbeit in Forschung und Lehre sind moderne Gesellschaftstheorien, Theorien eines kollektiven (diskursiven, systemischen) Lernens sowie Theorien der sozialen Evolution. Von 1995 bis 2000 war er Sprecher der Sektion Soziologische Theorien der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS).

Die von der Sektion Soziologische Theorien der DGS, namentlich Max Miller und Hans-Georg Soeffner, gemeinsam mit Jan Philipp Reemtsma und dem Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) durchgeführte Konferenz »Modernität und Barbarei« fand vom 5. bis 7. Mai 1994 in den Kammerspielen und an der Universität Hamburg statt und war die erste größere Kooperation zwischen dem HIS und der Soziologie der UHH.⁹⁴ Sie wurde, wie sich an der anschließenden Berichterstattung in den überregionalen Tages- und Wochenzeitungen ablesen ließ, nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Fachöffentlichkeit als bedeutendes wissenschaftliches und kulturelles Ereignis wahrgenommen. Die Konferenz hatte Format – eines, das man in der Soziologie in Hamburg längere Zeit nicht gesehen hatte: in sieben Hauptvorträgen, die von jeweils zwei Kommentaren ergänzt wurden, gruppierte die Konferenz eine beeindruckende Anzahl international bedeutender Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen sozialtheoretischen Lagern und Fachdisziplinen und zog in den drei Tagen ihres Verlaufs mehr als 300 weitere Wissenschaftlerinnen deutscher und ausländischer Universitäten als Besucherinnen nach Hamburg.⁹⁵

Der historische Kontext der 1990er Jahre, aus dem die Konferenz hervorging, war von einer Reihe barbarischer Geschehnisse gezeichnet: die sogenannten Jugoslawienkriege, die 1991 begannen und in deren Verlauf mehr als 100 000 Menschen ums Leben kamen und mehr als 2 Millionen Menschen aus den Kriegsgebieten

94 Max Miller war in seiner Hamburger Zeit darüber hinaus Initiator und Organisator zweier weiterer großer internationaler Konferenzen in Hamburg: »Macht und Organisation« (1997) und »Worlds of Capitalism – Globalization, Governance, and Democracy« (2003), letztere ebenfalls wieder in Kooperation mit dem HIS.

95 Hier seien nur die im Text nicht genannten weiteren Hauptreferenten Zygmunt Baumann, Shmuel N. Eisenstadt, Hans Mommsen, Ralf Dahrendorf und Ulrich Beck genannt.

fliehen mussten; die gewalttätigen und tödlichen Äußerungen des gesamtdeutschen Rechtsextremismus, der mit den Städtenamen Hoyerswerda (1991), Rostock-Lichtenhagen (1992), Mölln (1992) und Solingen (1993) verbunden ist; und schließlich der Völkermord, der sich aus dem Bürgerkrieg in Ruanda ab April 1994 entwickelte und in dem innerhalb von drei Monaten mehr als eine Million Menschen ermordet wurden.

Es waren u. a. diese Ereignisse, die die Aktualität und Dringlichkeit der Konferenz bestimmten. Sie legten die Entscheidung nahe, die zentrale Frage nach dem Verhältnis von Modernität und Barbarei vor allem aus zeitdiagnostischer Perspektive zu betrachten:⁹⁶ Handelt es sich bei den aktuell in der Gegenwartsgesellschaft zu beobachtenden Krisen und Katastrophen lediglich um Übergangserscheinungen und vermeidbare Irrtümer eines »Projektes der Moderne« (Habermas) oder aber weisen sie auf einen Bruch im Sinne einer »Dialektik der Aufklärung« (Adorno & Horkheimer) hin, der im Zivilisationsprozess selbst von vorneherein angelegt ist? Mit anderen Worten: »Ist die Moderne gleich Fortschritt oder gleich Barbarei oder beides zugleich?« (13) sowie die auf diesen Zusammenhang bezogene Frage: »Über welches theoretische Interpretationspotenzial verfügt die Soziologie am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts für eine überzeugende Zeitdiagnose?« (10) Die Beiträge führen vor Augen wie lohnend es ist, die Gegenwart in ihren Formen der Barbarei immer wieder neu zu erkunden. Mit der Auswahl der nachfolgenden zwei Hauptvorträge wollen wir den Geist der Konferenz einfangen und Fluchtlinien in unsere Gegenwart zeichnen.

Der Beitrag von Niklas Luhmann mit dem Titel »Jenseits von Barbarei« ist in der Rückschau bemerkenswert, da Luhmann im Rahmen der Konferenz zum ersten Mal einen Exklusionsbegriff präsentiert hat, der zunächst zwar selbst vom der Systemtheorie zugeneigten Teil der Fachöffentlichkeit irritiert, dann in der Folge aber schnell produktiv aufgenommen wurde und eine systemtheoretisch informierte Ungleichheitsforschung initiiert hat. Luhmann behandelt in seinem Vortrag die Begriffe Modernität und Barbarei im Kontext der Beziehung zwischen Sozialstruktur und Semantik und zeigt, dass in der modernen, funktional differenzierten Gegenwartsgesellschaft Exklusion nicht mehr vorgesehen ist, dass »das Gesellschaftssystem und [...] dessen Funktionssysteme auf eine Inklusion der Gesamtbevölkerung angelegt« sind (223) und die sozialen Systeme die vormalig außerhalb der Gesellschaft Angesiedelten eingesogen haben (224). Bei dieser All-Inklusion ohne Exklusion handelt es sich jedoch nur um eine bloße Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaft:

96 Max Miller & Hans-Georg Soeffner (Hg.) 1996. *Modernität und Barbarei. Soziologische Zeitdiagnosen am Ende des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M.; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Zur Überraschung aller Wohlgesinnten muss man feststellen, dass es doch Exklusionen gibt, und zwar massenhaft und in einer Art von Elend, die sich der Beschreibung entzieht. Jeder, der einen Besuch in den Favelas einer südamerikanischen Großstadt wagt und lebend wieder herauskommt, kann davon berichten. [...] Man findet eine in der Selbst- und Fremdwahrnehmung reduzierte Existenz, die den nächsten Tag zu erreichen sucht. [...] Und wenn man das, was man sieht, hochrechnet, könnte man auf die Idee kommen, dass dies die Leitdifferenz des nächsten Jahrhunderts sein könnte: Inklusion und Exklusion (227f.).

Die Textstelle thematisiert das Verhältnis Mensch/Gesellschaft auf eindruckliche wie irritierende Art und Weise und fand, gekürzt wiedergegeben, schnell Eingang in die Hall of Fame der Luhmann-Zitate: Sie präsentiert erstmalig einen neuen (zweiten) systemtheoretischen Exklusionsbegriff, der im Anschluss grundlegend für die Ungleichheitsforschung wird. Luhmann hat seinen Ausführungen zwar den Titel »Jenseits von Barbarei« gegeben – aber die Ahnung, dass es sich bei Inklusion/Exklusion um die Leitdifferenz des 21. Jahrhunderts handeln könne, scheint sich aktuell zu bestätigen: Die »schwarzen Löcher« (Stichweh), in denen die aus der Weltgesellschaft Exkludierten leben, sind nicht kleiner geworden.

In »Moderne ›Barbarei‹: Der Naturzustand im Kleinforma?« interessiert sich Claus Offe für die Barbarei im hier und jetzt. Dabei unterscheidet er eine externe und eine interne Verwendung von Barbarei, die er auch mit einer Barbarei *vor* der Zivilisation und einer *nach* der Zivilisation gleichsetzt. In der externen Verwendung, bzw. der als vorzivilisatorisch imaginierten Barbarei, sind Barbarinnen diejenigen, die nicht dazugehören, »die uns nichts angehen« (262).

In der internen, zeitdiagnostisch-selbstkritischen Verwendung bezeichne Barbarei »die Selbstaufhebung von Zivilität, einen plötzlichen Rückfall« (263). Moderne Barbarei ist hier durch eine »eigentümliche Unempfindlichkeit gegenüber Normverletzungen« und die »Gleichgültigkeit gegenüber ›eigentlich‹ geltenden Ansprüchen anderer auf Integrität und Anerkennung« gekennzeichnet (265). Es handelt sich dabei keinesfalls um eine Unklarheit über die Normen, die hier verletzt werden, sondern um ein »mutwilliges« Austreten aus wohldefinierten Normensystemen oder dem sich »unempfindlich machen« dafür. In diesem »negativ-regressiven« Prozess wird ein »erreichter Stand der Zivilisierung verletzt[t] und andere, die keineswegs *a limine* ›fremd‹ und ›grausam‹ sind, [werden] so behandel[t], als wären sie es. Moderne Barbaren sind die, die andere mit allen Konsequenzen für vormoderne Barbaren erklären« (265).

War der Holocaust zum Paradigma der internen bzw. der nach-zivilisatorischen Barbarei geworden, so verortet Offe neuere Formen der Barbarei in seiner Gegenwart — den frühen 1990er Jahren — vor allem in »nichtstaatliche[n] Formen von Rassismus, Exklusion, Dezivilisierung und Gewaltsamkeit« (270). Damit denkt er vor, was uns im Anlauf auf die 2020er Jahre in unzähligen Vari-

anten begegnet: Akte der Gewalt gegen Musliminnen, Jüdinnen und Schwarze; rassistische Hasstiraden im Netz; rechte Trollfabriken; Verlage und YouTube-Channels, die menschenfeindliches Gedankengut in die Öffentlichkeit schleudern. Vor allem für diejenigen, die sich in der Gefahr sehen, deklassiert zu werden, sei es besonders verlockend, selbst barbarische Züge gegenüber den »Fremden« und »Nicht-Normalen« anzunehmen, und sich ihrer Differenz »gewaltsam« zu versichern (282), schreibt Offe weiter und führt die ostdeutschen Skinheads der 90er Jahre als Beispiel an. Doch während Soziologinnen wie Arlie Hochschild und Cornelia Koppetsch⁹⁷ entlang dieser Ideen vor Augen führen, wie sich rechte Einstellungen in denjenigen Milieus ihren Weg bahnen, die sich abgehängt und als Modernisierungsverliererinnen fühlen, liegt in den von Offe prophezeiten, nicht-staatlichen Formen des Rassismus und der Dezivilisierung heute noch eine andere Dramatik. Paradigmatisch dafür steht Steve Bannons Zuruf an sein Publikum im *Rassemblement National* auf seiner Europatour 2018: »Let them call you racists. Let them call you xenophobes. Let them call you nativists. [...] Wear it as a badge of honor.«⁹⁸ Es gibt nichts zu verstecken in eurer Fremdenfeindlichkeit, so die Botschaft, im Gegenteil: Das Stigma des Rassisten sollt ihr als Ehrenmedaille tragen. Und mehr noch: In den Artikulationen rechter Intellektueller, Propagandistinnen und Politikerinnen wird Barbarei mitunter zur Affirmation, zum Erstrebenswerten für die Auserwählten und Mutigen – während Moderne und Demokratie nichts als Verachtung ernten.

So spricht der AfD-Politiker Björn Höcke vom »Verwesungsgeruch einer absterbenden Demokratie«, der durchs Land »wabert«, den er als »Entartungsstadium der Demokratie« interpretiert,⁹⁹ und beschwört den Moment, an dem die »Schutthalden der Moderne beseitigt«¹⁰⁰ würden. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust, der größten internen nach-zivilisatorischen Barbarei, liegt für Höcke & Co im Kern der vermeintlichen Degeneration der Zivilisation. Sie habe »uns« verweicht, entmännlicht, und »uns« die großen politischen Leidenschaften genommen.¹⁰¹ In ähnlichem Duktus, nur weniger obsessiv mit dem Holocaust flirrend, wird »becoming a barbarian« zum Lebensweg, den eine rechte Männlich-

97 Arlie R. Hochschild 2016. *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning on the American right*, New York; Cornelia Koppetsch 2019. *Die Gesellschaft des Zorns: Rechtspopulismus im globalen Zeitalter*, Bielefeld.

98 Bannon zitiert in *New York Times* vom 10. März 2018, verfügbar unter <https://www.nytimes.com/2018/03/10/world/europe/steve-bannon-france-national-front.html> (20. Juli 2020).

99 Björn Höcke 2018. *Rede in Mödlareuth zur AfD-Veranstaltung ›Tag der Patrioten‹*, 42:16, verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=JzkXMJjBqH8> (20. Juli 2020).

100 Sebastian Hennig & Björn Höcke 2018. *Nie zweimal in denselben Fluß*, Lüdinghausen & Berlin, 258.

101 Siehe auch Marc Jongen 2017. *Migration und Thymostraining, Vortrag bei der Winterakademie des Instituts für Staatspolitik am 17. Februar 2017*, 53:16, verfügbar unter https://www.youtube.com/watch?v=cg_KuESl7rY (20. Juli 2020).

keitsliteratur den mutigen und zivilisationsmüden Männern nahelegt. Barbar werden, in Jack Donovans Sinn, bedeutet sich der Bürde universalistischer Verantwortung zu entziehen und sich mit aller Inbrunst den Regeln des *Tribes* hinzugeben.¹⁰²

Die gegenwärtige Lust an der Barbarei hat jedoch eine andere Zeitlichkeit als in Offes Ausführungen. Offe hatte Barbarei und Moderne sowohl in ihrer zeitlichen Abfolge (Barbarei als *vormodern*) als auch in ihrer Gleichzeitigkeit gedacht (die Barbarei als »in die Zivilisation einprogrammiert« — und auch in dieser einprogrammierten Variante war Barbarei ein »Zurück«: ein »Rückschlag der Zivilisation gegen sich selbst« [268f.]). Die Barbarei von rechts, die uns im Übergang zu den 2020er Jahren begegnet, will in die Zukunft, sie schämt sich nicht, ist ungeduldig und macht jeden rassistischen Anschlag, jeden politischen Mord zum notwendigen und wegweisenden Schritt hin zum herbeigesehnten Zusammenbruch (der verhassten Demokratie bzw. der Zivilisation).

Aber selbst die von extrem rechts herbeigesehnte Barbarei ist nicht der weiteste Horizont, dem wir heute entgegenblicken. Die Aussagen des *Extinction Rebellion* Mitbegründers Roger Hallam, wonach »der Klimawandel nur das Rohr [sei], durch das Gas in die Gaskammern strömt«¹⁰³ und der Holocaust eine »fuckery in human history« sei,¹⁰⁴ waren von ihm gezielt als Tabubruch in die Debatte gebracht; die Bewegung distanzierte sich geschlossen von ihm. Vielleicht sind diese Aussagen aber auch nur die extremsten und provokantesten Varianten einer Dramatisierung des Klimawandels, welche in der globalen radikalen Klimabewegung selbstverständlicher angelegt ist als der Aufschrei gegen Hallam nahelegt: Die Idee nämlich, dass nicht einmal der schlimmste Massenmord der Geschichte mit dem langsamen (wenn auch nicht geplanten oder intendierten) Massenmord mithalten könne, den die gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Eliten den nachfolgenden Generationen durch Unterlassung notwendiger Maßnahmen antun. Auch ohne den (immer misslungenen) Holocaustvergleich scheint im Zeitalter des Anthropozäns das Narrativ des Aussterbens das der Barbarei in der Brutalität ihrer imaginierten Zerstörungskraft einzuholen. Nicht das mutwillige Austreten aus unseren Normengebäuden, welches die gegenwärtige Barbarei nach Offe kennzeichnete, sondern die Verweigerung, unsere Normen und Gesetze so radikal zu verändern, dass wir die Menschheit vom Aussterben bewahren können, kennzeichnet diesen Weg in die Extinktion. Das Problem ist dann nicht wie in der von Offe beschriebenen Barbarei eine »eigentümliche Unempfindlichkeit gegenüber Normverletzungen«, sondern eine eigentümliche Unempfindlichkeit

102 Jack Donovan 2016. *Becoming a Barbarian*, Oregon, 91f.

103 Hallam im Interview mit *Der Spiegel* vom 22. November 2019, verfügbar unter <https://www.spiegel.de/international/europe/interview-with-extinction-rebellion-co-founder-roger-hallam-a-1297789.html> (20. Juli 2020).

104 Hallam im Interview mit *Die ZEIT* vom 20. November 2019, verfügbar unter <https://www.zeit.de/2019/48/extinction-rebellion-roger-hallam-klimaaktivist/komplettansicht> (20. Juli 2020).

gegenüber bestehenden Regeln und Gewohnheiten, die die Menschheit an den Abgrund ihrer eigenen Existenz bringen. *Unempfindlichkeit* ist dabei zu unterstreichen – da es gerade die *Empfindlichkeit* für das, was wir verlieren werden, ist, welche uns die globale radikale Klimabewegung als Rettungsanker zuwirft und die als »Emotionalisierung« oder »Panikmache« von der Kritik wieder aufgenommen wird. Und, auch das wissen die Klimaaktivistinnen und -forscherinnen: vor der Extinktion kommt die Barbarei. Ihr aktivistischer Pessimismus ringt gegenwärtig mit dem zynischen Optimismus derer, die sich auf den Zusammenbruch freuen.

Jörg Ebrecht, Diplomsoziologe, ist Studienkoordinator der Soziologie und Kriminologie an der Universität Hamburg. **Christine Hentschel** ist seit 2016 Professorin für Kriminologie, insbesondere Sicherheit und Resilienz am Fachbereich.

Pionierinnenarbeit zur Frauengeschichte.

Pia Christoph über Rafaela Borgwardt et al., *Festung Fachbereich?*

Die Hamburger Sozialwissenschaften gehören zu den wenigen Fachbereichen, deren Frauengeschichte in einer eigenen Fallstudie aufgearbeitet wurde. Der 2002 erschienene Sammelband *Festung Fachbereich?* analysiert die Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik und den Partizipationsprozess von Frauen am bis 2000 bestehenden Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften. Er wirft ein Schlaglicht auf die Situation von Frauen am ehemaligen Institut für Politische Wissenschaft und die kreativen Aktionen feministischer Gruppen, wie etwa die 1987 veröffentlichte *Fällt-Studie*.

Mit offenbar »nicht gerade überschwänglicher Resonanz am Fachbereich«¹⁰⁵ verlieh im Jahr 2000 die Frauenbeauftragte der Universität Hamburg dem Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften (FB 05) bzw. seinen Wissenschaftlerinnen den Frauenförderpreis. Die damals erst zum vierten Mal vergebene Auszeichnung ehrte Initiativen und Projekte zur Frauenförderung und würdigte das Engagement der Wissenschaftlerinnen am FB 05 für die Förderung von Frauen und das kontinuierliche Angebot an Lehrveranstaltungen aus dem Bereich der Frauenforschung.¹⁰⁶

105 Marie-Elisabeth Hilger 2002. Geleitwort, in Rafaela Borgwardt, Andrea Sievers, Petra Wachendorf & Erik Eichholz. *Festung Fachbereich? Frauen und Gleichstellung in Organisationskultur, Personalauswahl und Lehre des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg 1974 bis 2000*, Hamburg, 7; Seitenangaben aus dem Sammelband im Folgenden in Klammern.

106 Vgl. den Bericht von Prof. Dr. Marie-Elisabeth Hilger vom 6. September 2000, in *Universitätsarchiv Hamburg*, Best. 601, Zentrum GenderWissen, Nr. 243/1.

Mit dem Preisgeld initiierte eine Frauenversammlung des FB 05 ein ambitioniertes Forschungsprojekt zur Geschichte der Frauen am Fachbereich¹⁰⁷ und seinen einzelnen Instituten. Ergebnis dieses Projekts war der 2002 veröffentlichte Sammelband *Festung Fachbereich? Frauen und Gleichstellung in Organisationskultur, Personalauswahl und Lehre des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg 1974 bis 2000*.¹⁰⁸ Die Autorinnen waren selbst Studierende und Promovierende des Fachbereichs. Ihre Analyse gliedert sich in einen umfangreichen allgemeineren Beitrag zur Partizipation von Frauen vor dem Hintergrund einer ›androzentrischen Organisationskultur‹ am Fachbereich und kleinere Beiträge zum Institut für Soziologie, dem Institut für Politische Wissenschaft, dem Philosophischen Seminar, dem Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie dem Institut für Journalistik.

Der umfangreiche einführende Beitrag »Der Fachbereich: Prozess der Partizipation unter den Bedingungen einer androzentrischen Organisationskultur« von Rafaela Borgwardt und Erik Eichholz untersucht die Veränderungen der Geschlechterverhältnisse am Fachbereich und betrachtet dabei insbesondere den Auswahlprozess des wissenschaftlichen Personals. Angelehnt an den akteurszentrierten Institutionalismus Fritz W. Scharpfs und die ›Mikropolitik-Schule‹ entwickeln sie ein eigenes Forschungskonzept und beleuchten anhand von Statistiken, Gremienprotokollen, Verwaltungsakten, Interviews und studentischen Veröffentlichungen, wie sich die Partizipation von Frauen in der Organisationskultur des FB 05 entwickelte.

Einen ersten Wandel der Organisationskultur sehen Borgwardt und Eichholz in der Reform der Ordinarienuniversität in eine Gruppenuniversität im Jahr 1969, durch die Entscheidungen nicht mehr allein von den Professoren,¹⁰⁹ sondern in einem komplexen Gremiensystem von Vertreterinnen der unterschiedlichen Statusgruppen getroffen und ausgehandelt wurden (vgl. 18f., 23). Die Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses sei hierdurch jedoch kaum angetastet worden (vgl. ebd.). Ab den 1970er Jahren lehrten zwar die ersten Professorinnen am Fachbereich, dennoch blieben Frauen nur marginal präsent, was die Autorinnen auf die weiterhin selbstverständliche Gültigkeit einer traditionellen Rekrutierung des wissenschaftlichen Personals durch die Professorinnen und die

107 Das technische und Verwaltungspersonal klammern die Autorinnen dabei aus.

108 Auf diese erste Veröffentlichung im Selbstverlag bezieht sich diese Rezension. 2003 publizierten die Autorinnen den Sammelband zudem im Kleine Verlag, siehe Rafaela Borgwardt, Erik Eichholz, Andrea Sievers & Petra Wachendorf (Hg.) 2003. *Festung Fachbereich? Frauen und Gleichstellung in Organisationskultur, Personalauswahl und Lehre des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg 1974 bis 2000*, Bielefeld.

109 1969 waren die 8 Lehrstühle in den verschiedenen Fächern ausschließlich mit Männern besetzt; vgl. 22.

geringe Infragestellung des Wissenschaftsbetriebs als einem ›geschlechtsneutralen‹ Raum zurückführen (vgl. 22ff.). In der studentischen Soz.Pol.-Frauengruppe (für Soziologie und Politologie) und einem von Ingrid N. Sommerkorn initiierten Arbeitskreis sehen Borgwardt und Eichholz jedoch ab Ende der 1970er und in den frühen 1980er Jahren die Anfänge einer akademischen Frauenbewegung am FB 05 (vgl. 29).

1985 sei mit der Verabschiedung der ersten Frauenförderrichtlinie an der Universität Hamburg erstmals ein ›konkurrierendes Wertesystem‹ zur androzentrischen Organisationskultur institutionalisiert worden (vgl. 36f.). Im Zuge der Dezentralisierung der Frauenförderung wählte der Fachbereichsrat 1988 darüber hinaus erstmals eine eigene Frauenbeauftragte und räumte ihr aus Sicht von Borgwardt und Eichholz eine vergleichsweise starke Rolle ein (vgl. 41ff.). Im Übergang zu den 1990er Jahren hätten sich zudem die Fraueninitiativen verdichtet, was auch mit der Etablierung einer ›feministischen Subkultur‹ im Zuge des Studierendenstreiks 1988/89 einherging (vgl. 44f.).

In der stärkeren Organisation der Fachbereichsfrauen im Übergang zu den 1990er Jahren sehen Borgwardt und Eichholz den Grund dafür, dass sich der Frauenanteil insbesondere bei den Promotionsförderstellen, aber auch in Bezug auf die Professuren und Assistenturen¹¹⁰ erhöhte (vgl. 49ff.). Die »traditionale Rekrutierung mit ihrem gender bias« (59) bzw. das ›Durchbringen von Schülern‹ habe jedoch weiterhin die Personalauswahl dominiert, gerade vor dem Hintergrund eines nicht objektiv definierbaren Qualifikationsbegriffs, dem männlich konnotierten Idealbild einer Wissenschaftskarriere und der schlechteren Einbindung von Frauen in Beziehungsnetzwerke (vgl. ebd.).

Die Autorinnen beobachten ab 1994 einen Trend zu einer stärker strukturell orientierten Frauenförderung am FB 05 (vgl. 59f.). Im Rahmen des New Public Managements und der gesamtuniversitären Umstrukturierung des Haushaltes wurde der Fachbereich 1996 finanzautonom und habe somit gerade in Bezug auf Personalentscheidungen eigene Schwerpunkte setzen können (vgl. 62ff.). Die Autorinnen zeigen, wie sich auch durch neue Akteurskonstellationen (zum Beispiel der Etablierung einer Frauenversammlung und der ersten Fachbereichssprecherin am FB 05) eine frauenfördernde Kennzahl in die leistungsorientierte Mittelvergabe integrieren konnte (vgl. 59ff.). Sie beleuchten, wie 1997 erstmals auch die Verankerung von Geschlechterforschung und Gender Studies als Ziel von Frauenförderung im Fachbereichsrat eingebracht und gegen Protest aus dem Kollegium schließlich als ›Thematisierung der Geschlechterverhältnisse‹ in den Frauenförderplan aufgenommen wurde (vgl. 71ff.). Borgwardt und Eichholz vertreten an dieser Stelle die These, dass der Fachbereichsrat 1997 keine Frauenförderung wollte, die tatsächlich konsequent in die Möglichkeit der Professoren eingriff, Stellen mit ihren eigenen Schülern zu

110 Auf den Assistenturen wurden die Qualifikationen für eine Professur erworben.

besetzen (vgl. 75). Auch wenn sie insbesondere beim Frauenanteil der Professuren eine positive Tendenz ausmachen, sehen Borgwardt und Eichholz am FB 05 weiterhin eine Reproduktion des androzentrischen Kerns der Organisationskultur sowie ein »fortbestehende[s] Ausgrenzen von Frauen- und Geschlechterforschung aus dem Kanon der Philosophie und Sozialwissenschaften« (80, vgl. 78).

Die Titelfrage »Festung Fachbereich?« beantworten Borgwardt und Eichholz mit der Einschätzung, dass der FB 05 eher einer »Festungslandschaft kleinerer Einheiten« (85) glich, die jeweils ihre Autonomie und teils auch die androzentrischen Rekrutierungsmuster verteidigten. Das »asymmetrische Bedingungsgeflecht« (ebd.) der alltäglichen Interaktion »beider Geschlechter« hätte sich gewandelt, sodass sich »der Festungscharakter ein Stück weit verlor« (ebd.). Als zusammenspielende Faktoren für diese Transformation der androzentrischen Organisationskultur am FB 05 sehen Borgwardt und Eichholz den Kontext einer zunehmenden gesellschaftlichen Infragestellung androzentrischer Denkmuster sowie die Durchsetzung einer Frauenförderpolitik »von oben« und die Einbringung feministischer Kritik und gleichstellungspolitischer Forderungen von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen in den Organisationsalltag (vgl. 81f.). Dieser Prozess der Partizipation bleibt aus ihrer Sicht jedoch immer auch offen und kann nicht als geradlinige Fortschrittsgeschichte verstanden werden (vgl. 85).

Der Beitrag »...an sich ist das eine ziemlich normale Zeitverschiebung.« Zur Situation von Frauen am Institut für Politische Wissenschaft« von Andrea Sievers zielt darauf ab, anhand von einzelnen chronologisch geordneten Beispielen den Umgang mit Frauen und Frauenförderung am Institut für Politische Wissenschaft (IPW) darzustellen (vgl. 111). Am IPW lehrten und studierten deutlich weniger Frauen als am Institut für Soziologie, wobei sich die »Beschäftigung mit Frauen« erst in den letzten Jahren aufgrund des Engagements von Frauen etabliert hätte (vgl. ebd.). In einem Konflikt des Instituts mit der »Leitstelle Gleichstellung der Frau« 1980 sieht Sievers den »Auftakt für die von nun an stattfindende Auseinandersetzung« (vgl. 112). Ab Mitte der 1980er Jahre macht sie zudem eine Zunahme von Lehrveranstaltungen zu feministischen Themen aus (vgl. 114). Der »markanteste Punkt« in dieser Zeit sei der Bericht einer Kommission zur Umsetzung des Frauenförderplans gewesen, der dem IPW eine Benachteiligung von Frauen bescheinigte, da sich der Frauenanteil unter den Studierenden nicht im wissenschaftlichen Personal wiederfand (vgl. 115).

Als Ausdruck der anhaltenden Marginalität von Frauen am IPW sieht Sievers die 1987 veröffentlichte *Fällt-Studie*¹¹¹ der Autonomen Frauengruppe am IPW (vgl.

111 Andrea Nies, Beate Stabel, Christiane Müller, Claudia Vollmer, Dörte Wollrad, Hildegard Klinikert, Petra Schlütter, Sylvia Wellhausen & Ulrike Bergermann 1987. *Fällt-Studie. 10 Artikel, die begründen, warum Frauen Schluß machen müssen mit der Herrlichkeit im Wissenschaftsbetrieb*, Hamburg.

116). Die Frauengruppe problematisierte, dass es kaum weibliche Lehrende am IPW gab und eine Auseinandersetzung mit feministischer Theorie im Studium kaum möglich sei (vgl. ebd.). Um »das Problem an der Wurzel zu packen« (ebd.), führten die Frauen mit den Professoren am IPW Interviews zu den Gründen für die weitgehende Abwesenheit von Frauen in der Wissenschaft (und am Institut) durch. Diese Interviews zeigen für Sievers die »Manipulationsmöglichkeiten oder die männlichen Selektionskriterien bei Personalberufungen« (ebd.).

Eine weitere »Klimaveränderung« sieht Sievers sowohl im Engagement der Gremienfrauen¹¹² als auch in der Gastprofessur von Ute Schmidt, die von 1989 bis 1990 Seminare zu feministischen Themen anbot. 1991 wurde schließlich Christine Landfried als erste Professorin an das IPW berufen. Sie gab einzelne Lehrveranstaltungen zu feministischen Themen, ihr Schwerpunkt lag jedoch nicht in diesem Bereich (vgl. 118f.).

1995 gründete sich eine weitere Frauengruppe am IPW, das Hamburger Politologinnen-Netzwerk bzw. die Regionalgruppe des Netzwerks politikwissenschaftlich und politisch arbeitender Frauen in Hamburg (vgl. 120). Es war an den Arbeitskreis »Politik und Geschlecht« der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft angebunden, organisierte Veranstaltungen und brachte Vorschläge für Lehraufträge ein (vgl. 120f.). In Anknüpfung an die *Fällt-Studie* veröffentlichte das Hamburger Politologinnen-Netzwerk 1998 die Dokumentation *gender action in der Politikwissenschaft*¹¹³ mit unterschiedlichen Beiträgen zur Situation von Frauen und feministischen Perspektiven am IPW.

Sievers kommt zu dem Schluss, dass sich die Situation von Frauen am Hamburger IPW im Jahr 2000 gegenüber den vorhergehenden zwanzig Jahren nur leicht verändert habe (vgl. 122). Trotz der Institutionalisierung von Frauenfördermaßnahmen nehme der Frauenanteil mit steigender Hierarchieebene ab, sodass es im Sommersemester 2000 zwar einen Frauenanteil von 50 % unter den Promovierenden gegeben hätte, aber nur eine Professorin. Ebenso würden Lehrveranstaltungen »mit Geschlechterbezug« weiterhin eine Ausnahme darstellen. Verbesserungen der Situation von Frauen am IPW seien »in der Regel von außen an das Institut herangetragen« (ebd.) worden und »[g]eschieht dies aus den Reihen der Institutsangehörigen, so sind es Studentinnen, die dafür eintreten« (ebd.).¹¹⁴ Die Veränderungen

112 Mit Ausnahme des Philosophischen Seminars vertraten ab dem Wintersemester 1989/90 zeitweilig ausschließlich Frauen die Studierendenschaft in den Gremien; vgl. 46.

113 Hamburger Politologinnen-Netzwerk/Gemeinsame Kommission und Koordinationsstelle für Frauenstudien und Frauenforschung Hamburg 1998. *gender action in der Politikwissenschaft. Hamburger Dokumentation* '98, Hamburg.

114 Im Hamburger Politologinnen-Netzwerk waren jedoch auch Ehemalige sowie promovierte und lehrende Frauen aktiv, vgl. Selbstdarstellungen des Politologinnen-Netzwerks, Regionalgruppe Hamburg, in *Universitätsarchiv Hamburg*, Best. 601, Zentrum GenderWissen, Nr. 243/1.

seien daher »keine ganz normale Zeitverschiebung« (122) – wie dies ein Professor in einem Interview in der *Fällt-Studie* darstellte (vgl. 114).

Die Resonanz auf den Sammelband von Borgwardt et al. erscheint eher gering. In Anbetracht der wenigen Fallstudien, die in Bezug auf die Entwicklung des Partizipationsprozesses von Frauen und die Gleichstellungspolitik an einzelnen Fachbereichen existieren,¹¹⁵ bleibt die Publikation jedoch eine Seltenheit und stellt eine Pionierinnenarbeit zur Frauengeschichte des Fachbereichs 05 dar. *Festung Fachbereich?* bietet eine wichtige Perspektive auf die Fachbereichsgeschichte und einen Einblick in die Spannungsfelder der Institutionalisierung universitärer Gleichstellungspolitik. 15 Jahre nach dem ersten Erscheinen des Sammelbands wird der größte Handlungsbedarf im aktuellen Gleichstellungsplan auf der Ebene der Professorinnen gesehen – in Bezug auf die gesamte Fakultät lag der Frauenanteil hier 2016 (inklusive Juniorprofessorinnen) bei 34 %.¹¹⁶

Pia Christoph studiert am Fachbereich im Masterstudiengang Politikwissenschaft.

Ein Leerraum. Deborah Kirchgässner und Emma Neuhaus über die Gender- und Queer-Studies an der Universität Hamburg

Im folgenden Text beleuchten Deborah Kirchgässner und Emma Neuhaus das Thema Frauen, Gender und Queer-Studies am Fachbereich Sozialwissenschaften. Sie erörtern, was sich in den vergangenen zwanzig Jahren verändert hat, und vor allem, welche Probleme und Herausforderungen sich weiterhin stellen. Hierfür haben sie u.a. auch mit Marianne Pieper gesprochen. Pieper (*1949) wurde 1996 Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt »Kulturen, Geschlechter, Differenzen« an der Universität Hamburg und war eng in die Auseinandersetzungen um die Gender- und Queer-Studies am Fachbereich involviert.

Marianne Pieper, Professorin für Soziologie an der Universität Hamburg, stellt mit einem Augenzwinkern fest, dass die Abwesenheit von Gender- und Queer-Studies an unserer Universität fast schon zu einem Alleinstellungsmerkmal wird. Pieper berichtet von dem langwierigen Kampf für die Verankerung des umstrittenen Studiengangs: Was sie und ihre Mitstreiterinnen erreichten und welcher Widerstand ihnen entgegengesetzt wurde.

Seit 1996 lehrt Marianne Pieper an der Uni Hamburg. Der Schwerpunkt ihrer Professur lautete »Kulturen, Geschlechter, Differenzen«. Gerade zu Beginn der

115 Vgl. etwa Verena Lappe 1996. *Frauenseminare, Frauenforschung und Frauenförderung. Geschichte und Perspektive am Beispiel des Fachbereichs Psychologie der Universität Hamburg*, Hamburg.

116 Vgl. Gleichstellungsplan der Fakultät für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, beschlossen vom Fakultätsrat am 31. Mai 2017, verfügbar unter <https://www.uni-hamburg.de/gleichstellung/download/gleichstellungsplan-wiso-fakultaet-01062017.pdf> (20. Juli 2020).

1990er Jahre entbrannte in Deutschland der Diskurs um Judith Butlers *gender trouble* und damit die Frage nach der Performativität von Geschlecht. Neue Perspektiven taten sich auf: Die Unterscheidung zwischen biologischem Geschlecht (sex) und anerzogenem Geschlecht (gender) mit einer kritischen Betrachtung der zuvor nicht hinterfragten binären Geschlechterordnung. Der Diskurs erweiterte sich von dem Konflikt um die Differenz zwischen Mann und Frau in der Gesellschaft, auf Gender und Queer-Fragen. Diese neuen Ideen griff die damals sehr aktive Hochschul-AG *LesBiSchwule Studien/Queer Studies* auf, in der auch Pieper mitwirkte. Die Verschiebung des Diskurses und das enorme studentische Interesse an der Debatte führten dazu, dass die Forderungen nach der Institutionalisierung von Gender- und Queer-Studies immer lauter wurden. Auf verschiedensten Ebenen musste für die neue Fachrichtung geworben werden.

Dank des zunächst günstigen politischen Klimas durch eine rot-grüne Regierung in Hamburg und einem bundesweiten Förderprogramm der Grünen gelang es, Gelder für die Finanzierung von Gender- und Queer-Studies zu gewinnen. So wurde 2001 auch ein Master-, sowie ein Nebenfachstudiengang mit dem Schwerpunkt Gender an der damals noch existierenden Hochschule für Wirtschaft und Politik (HWP) eingeführt. Doch im selben Jahr fand in Hamburg ein Regierungswechsel statt und die nun bestehende Koalition aus CDU, FDP und der rechtspopulistischen Schill-Partei stellte die Weiterfinanzierung ein. Auch die Universität erklärte sich nicht bereit, die Gender-Studiengänge weiter zu tragen, weshalb diese bereits nach drei Jahren ihr Ende fanden.

Eine weitere Baustelle war die versprochene Queer-Studies-Professur, welche ebenfalls aus der Förderung der Grünen hervorgehen sollte. An dieser Stelle betont Pieper, dass der größte Widerstand nicht von oben kam, sondern überraschenderweise aus dem eigenen Fachbereich. Trotz Zusage des Universitätspräsidiums sah sich Pieper von ihren eigenen Kollegen mit starker Skepsis und Unverständnis konfrontiert: »Und dann haben die erst einmal gefragt: Ja Queer, was ist das denn? Wieder so ne neue Sprechblase.«

Trotz der Meinung ihrer Kollegen, Queer-Studies seien unwissenschaftlich und »statistisch doch überhaupt nicht relevant«, konnte Pieper die Professur schließlich durchbringen. Angetreten wurde sie jedoch nie, da der erstplatzierten Kandidatin in den Verhandlungsgesprächen indirekt vermittelt wurde, dass ihre Professur gar nicht gewollt sei. Die fehlende Unterstützung und finanzielle Ausstattung des Lehrstuhls bewegten sie dazu, den Ruf zurückzugeben. Die Zweitplatzierte durfte nicht nachrücken, da der Fachbereichsrat wegen ihrer noch nicht abgeschlossenen Promotion ihrer Einsetzung nicht zustimmen wollte.

Wäre diese eigentlich schon finanzierte und vom Präsidium abgesegnete Professur angetreten worden, wäre die Universität Hamburg die erste Hochschule der Bundesrepublik mit einer Queer-Studies-Professur gewesen. Stattdessen ist sie jetzt eine der wenigen, welche sich nach wie vor einer Institutionalisierung quer-

stellt. So musste die wissenschaftliche Vorreiterrolle der wissenschaftlichen Legitimierung von Gender- und Queer-Fragen weichen. Dass gerade der als kritisch und progressiv geltende Fachbereich Sozialwissenschaften an der Uni Hamburg diese Professur verhindert haben soll, ist enttäuschend.

Nachdem also zwei Studiengänge und eine Professur hart erkämpft und dann wieder verloren wurden, wirkt der Raum, welcher Gender- und Queer-Studies heute an der Universität gegeben wird, doch relativ klein. Man kann sie finden: Gesprenkelt über alle Fachbereiche, doch scheint ein gebündelter Studiengang weiter entfernt denn je. Die Gender- und Queer-Studies-Angebote im Wahlbereich sind spärlich und überlaufen. Die Themen haben also nicht an Beliebtheit und Relevanz verloren, nur das Angebot schrumpft stetig. Damit dieser Lehrraum nicht zum Leerraum wird, gibt Marianne Pieper folgendes Plädoyer:

Ich bin ganz stark der Meinung, dass Gender und Queer professoral verankert werden muss. Man muss viel tun dafür, das will erkämpft sein und muss auch immer wieder erkämpft werden. Es gibt eben auch öffentlich gerade von Seiten der rechten und auch der konservativen Parteien starke Gegenbewegungen. Das müsste uns dafür sensibel machen zu bemerken: Wenn auf der einen Seite so eine starke Gegenbewegung ist, dann ist es umso wichtiger, es wieder zu institutionalisieren, um diesen antidemokratischen Tendenzen auch ein Stück weit entgegenzuwirken. Und wenn ich mir anschau, was die Themen damals waren, um die wir diskutiert haben, und was die Themen heute sind: Besonders viel hat sich da nicht getan. Es muss mehr passieren!

Deborah Kirchgässner studiert Politikwissenschaft im Bachelor am Fachbereich, **Emma Neuhaus** Soziologie. Ihr Artikel entstand im Rahmen des Seminars »Einführung in den Journalismus« bei Prof. Volker Lilienthal.

The personal is always political. **Interview mit Maren Hofius**

Seit 2009 ist Maren Hofius wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Global Governance von Antje Wiener. Nach ihrem B.A. 2007 in Maastricht und ihrem M.A. 2009 in Bath kam sie für ihre 2015 erfolgreich abgeschlossene Promotion an die Universität Hamburg. Hofius bringt generell gute Startbedingungen für eine erfolgreiche Wissenschaftlerin mit, denn zum einen schloss sie ihre Studiengänge als eine der leistungsstärksten Studierenden ab, zum anderen studierte sie an verschiedenen Standorten im Ausland. Warum Hofius trotzdem Probleme hat, welche Hürden ihr trotz der guten Ausbildung in ihrer Karriere begegneten und wie das mit ihrer Rolle als Frau in der Wissenschaft zusammenhängt, schildert sie Nina Wolff im Interview.

Nina Wolff (NW): Welche allgemeinen Probleme in der Wissenschaft sehen Sie?

Maren Hofius (MH): Vor allem innerhalb Deutschlands ist die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses durch die stark befristeten Stellen sehr prekär. Es gibt sozusagen einen Flaschenhals: Das bedeutet, dass es nur wenige Möglichkeiten des Aufstieges gibt, denn je höher eine Wissenschaftlerin in der Karriereleiter steigt, desto weniger Stellen gibt es. Das führt zu einem sehr hohen Konkurrenzkampf um diese Jobs. Darüber hinaus sind wir für zum Teil sehr kurze Vertragslaufzeiten befristet eingestellt. Diese Verträge werden nur teilweise verlängert. Meist arbeitet man als Promovierende in der Politikwissenschaft auf einer halben Stelle. Somit verdienen wir, verglichen mit anderen Absolventinnen, über mehrere Jahre viel weniger.

NW: Mit welchen Hürden sind speziell Frauen im alltäglichen Berufsleben in der Wissenschaft konfrontiert?

MH: Frauen stehen – genauso wie Männer – nicht nur der Problematik eines sehr stark hierarchisch aufgebauten Wissenschaftssystems gegenüber, sondern sind zudem auch noch mit der privaten Entscheidung, eine Familie zu gründen, als Hürde innerhalb des Berufes konfrontiert. Diese beiden Faktoren haben auch mich in meiner »linearen« Karrierelaufbahn extrem eingeschränkt und werden dies auch noch in Zukunft tun. Somit würde ich sagen, dass ich als Frau in der Wissenschaft doppelt benachteiligt bin.

NW: Inwiefern lässt sich diese doppelte Benachteiligung der Wissenschaftlerinnen im Berufsalltag wiederfinden?

MH: Es geht dabei weniger um formal institutionalisierte Gleichstellungsprogramme, sondern mehr um sozial stark verankerte Normen und Praktiken innerhalb der Wissenschaft. Mein alltägliches Berufsleben als Frau ist nicht nur von meiner Arbeit beeinflusst, sondern auch von meinem Privatleben, welches mir auch Einschränkungen bezüglich des Auslebens meines Berufes beschert. Meine Identität als Frau, meine Rolle als Mutter oder Partnerin ist immer ein Faktor in der Art und Weise, wie ich meine Arbeit auslebe, denn »the personal is always political«.

Dies bedeutet, dass das, was mir im Privaten widerfährt oder wie ich meine eigene Arbeit vollziehen kann, immer durch die gesellschaftlichen strukturellen Normen und damit auch von starker Diskriminierung und Benachteiligung geprägt ist. Vor allem sind davon Mütter betroffen, denn bei ihnen kommt es immer auf die Unterstützung im privaten Umfeld oder auf Angebote wie Kinderbetreuung an. Dementsprechend hat die Art und Weise, wie stark ich unterstützt werde, Konsequenzen auf die Durchführung meiner Arbeit. Die Differenzierung von Mann und Frau ist nicht nur im Privaten stark ausschlaggebend dafür, wie viel Zeit eine Mutter mit ihrem Kind verbringt oder wie viel ihrer Freizeit sie der Arbeit widmen kann. Es ist extrem, wie die »mental loads« sich auf die verfügbare Zeit für den Beruf auswirken.

NW: Können Sie das verdeutlichen?

MH: Es wird nicht nur erwartet, sondern es ist eine Tatsache, dass Wissenschaftlerinnen in ihrer Qualifikationsphase mehr als die vorgegebenen 39 Stunden in der Woche arbeiten. Somit kommen laut einer Studie durchschnittlich 12 Überstunden zusammen – mit der zusätzlichen Erwartung, dass die Wissenschaftlerinnen sich innerhalb der Community durch Workshops und Konferenzen vernetzen. Das kann eine Frau, die auch Mutter ist, nicht unbedingt immer erfüllen. Eine alleinstehende und kinderlose Person kann möglicherweise abends oder an Wochenenden noch über diese 40 Stunden hinweg arbeiten, bei einer Mutter jedoch wird dies durch die Familie erheblich limitiert.

Die Erklärung dafür liegt eben auch bei den vorhin genannten »mental loads«, welche zwar meist unsichtbar sind, einen allerdings konstant mental beschäftigen. Denn so überlege ich in meiner Rolle als Mutter durchgehend, was im Privaten noch alles erledigt werden muss, wie beispielsweise die Betreuung fürs Kind zu organisieren oder das Geschenk für den nächsten Kindergeburtstag zu kaufen. Ich werde davon mehr als mein Partner in Beschlag genommen, wodurch ich folglich auch weniger Zeit habe. Hinzu kommt, dass mit steigendem akademischen Alter die Chancengerechtigkeit oder auch Chancengleichheit von Männern und Frauen abnimmt. Habe ich zusätzlich auch noch ein Kind, wird dies dadurch noch weiter verstärkt und es kommt zu einer noch größeren Ungleichheit. In den Spitzenpositionen der Wissenschaft sinkt der Frauenanteil stetig, obwohl es Gleichstellungsmaßnahmen gibt.

NW: Was sind Ihre persönlichen Erfahrungen mit diesen Hindernissen für Frauen?

MH: Diese Prekarität findet sich auch in meinem Lebenslauf wieder, womit ich ein klassisches Bild einer Nachwuchswissenschaftlerin abgebe. Trotz meiner guten Startbedingungen und dem Fakt, dass ich mein Studium in der Regelstudienzeit absolviert habe, hatte ich mit einigen Hürden zu kämpfen. Ich habe meine Promotion 2009 begonnen, auf einer wissenschaftlichen Arbeitsstelle von 50 Prozent. Weil ich aber dafür länger als vorgegeben gebraucht habe, wurde mein befristeter Vertrag 2015 nicht verlängert. Dadurch wurde ich einige Monate arbeitslos und musste in der Zeit meine Promotion zu Ende schreiben, um überhaupt wieder eingestellt werden zu können.

Der Grund dafür liegt beim Wissenschaftszeitvertragsgesetz, das besagt, dass die Dauer von sechs Jahren bei einer Promotion bzw. zusammen mit der Habilitation zwölf Jahre nicht überschritten werden darf, sofern Wissenschaftlerinnen danach an einer deutschen Hochschule arbeiten möchten. Dies ist nämlich bei einer Überschreitung der vorgegebenen Frist nie mehr möglich. Hinzu kam, dass ich in dieser Phase meiner Karriere schwanger wurde und mir nicht sicher sein konnte, in solch einer Situation eingestellt zu werden, da nicht alle Vorgesetzten gerne Frauen mit Kindern bei sich am Lehrstuhl arbeiten lassen. Dank Antje Wiener bin ich trotz meiner Schwangerschaft eingestellt worden und seitdem auch wieder

an der UHH tätig. Allerdings befinde ich mich immer noch unter einem großen zeitlichen Druck, zu publizieren, zu habilitieren und gleichzeitig meiner Rolle als Mutter gerecht zu werden.

NW: In welcher Form ist Ihnen bisher Diskriminierung aufgrund Ihres Geschlechts begegnet?

MH: Direkte Diskriminierungen wie beispielsweise sexuelle Misshandlung sind mir nie widerfahren. Stattdessen habe ich immer einen sehr guten Umgang erlebt, weshalb ich möglicherweise eine sehr privilegierte Position habe. Jedoch habe ich einige indirekte, teilweise unsichtbare Diskriminierungen erfahren. Die noch sehr stark verankerten, latenten Praktiken kommen insbesondere beim »Co-Teaching« zutage, wenn Mann und Frau gemeinsam unterrichten. Hierbei fällt mir auf, dass die Autorität der Frau seitens der Studierenden weniger anerkannt ist als die des Mannes.

Ein unterstützendes Beispiel ist das sogenannte »Mansplaining«. Das bedeutet, dass Männer generell dazu tendieren, Frauen ins Wort zu fallen und ihnen die Welt zu erklären. Interessanterweise ist das auch im wissenschaftlichen Diskurs und in der Lehre der Fall. Hier nehmen Männer entweder die Aussagen der Frauen überhaupt nicht wahr und gehen darüber hinweg oder sie nehmen keinen Bezug auf diese Äußerung und stellen es als ihre eigene Idee dar. Dies passiert weit verbreitet sowohl im gesprochenen als auch im geschriebenen Wort, wie bei Zeitschriftenbeiträgen, wo Männer sich gegenseitig eher zitieren als Frauen. Das ist wissenschaftlich belegt und als »gender citation gap« bekannt. Dadurch werden Frauen dementsprechend weniger referenziert oder ihre Äußerungen nicht als die ursprünglichen wahrgenommen. Das untergräbt definitiv die Autorität einer Frau als Wissenschaftlerin.

Und nicht zu vergessen ist ein kritisches Selbsthinterfragen der Frauen, denn auch wir tendieren als Spiegel unserer Gesellschaft dazu, die Aussagen von Männern stärker wertzuschätzen als die von Frauen. Das kann zum Beispiel auch in Bewerbungs- oder Berufungskommissionen passieren. Selbst Frauen sind dann der Meinung, dass eine Person ihres Geschlechts weniger geeignet ist als ein Mann, der sich auf eine Stelle beworben hat. Frauen setzen also selbst unterschiedliche Standards an Frauen und Männer.

NW: Sehen Sie seit Ihren zehn Jahren Tätigkeit im wissenschaftlichen Bereich Veränderungen bezüglich der Situation von Frauen?

MH: Ja, sowohl diskursiv als auch institutionell-formell bemerke ich positive Veränderungen, aber dennoch gibt es weiterhin einige Hürden. Diskursiv verändert hat sich, dass sich die Problematik der Prekarität des wissenschaftlichen Nachwuchses und der wissenschaftlichen Frau enorm verbreitet hat. Diese Prekarität ist in der Gesellschaft extrem präsent geworden, wodurch auch der politische Diskurs beeinflusst wurde. Ich glaube, dass gerade wegen des Diskurses die ganzen Fördermöglichkeiten und Gleichstellungsmaßnahmen seit Anfang der

2010er verstärkt eingeführt wurden. Es wird seitdem öffentlich viel stärker wahrgenommen, dass wir befristet arbeiten und Frauen weiterhin strukturell benachteiligt sind. Dadurch haben wir in der Wissenschaft oder in der Hochschule die Möglichkeit bekommen, über unsere Erfahrungen und unsere eigene Situation zu sprechen. Folglich konnten auch einige Maßnahmen durchgesetzt werden.

NW: Welche Beispiele können Sie da nennen?

MH: Es gibt hier an der Universität neben zahlreichen Förderprogrammen auch die Vorgabe, dass bei Stellenausschreibungen bei gleicher Qualifikation der Geschlechter bevorzugt Frauen eingestellt werden sollen. Es gibt diverse Workshops zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie, wo die Soft Skills der Frauen gefördert und sie ermutigt werden, Netzwerke untereinander zu etablieren, um eben diesen ganzen »old boys networks« entgegenzutreten. Dazu werden Gleichstellungspreise verliehen, mit denen beispielsweise Forschungsprojekte zu Gender-Mainstreaming honoriert werden.

NW: Wenn es so viele Maßnahmen zur Förderung von Frauen gibt, warum ist die Benachteiligung in der Wissenschaft trotzdem immer noch aktuell?

MH: Ich frage mich manchmal, wie ich als Frau in der Wissenschaft überhaupt die Zeit dafür finden soll, mich an all diesen Workshops zu beteiligen. Ich bin in der sogenannten Rushhour des Lebens, denn einerseits versuche ich meine Karriere zu verfolgen, und andererseits versuche ich für meine Familie da zu sein. Meine Zeit ist also so eng getaktet, dass ich die ganzen Möglichkeiten und Maßnahmen, die uns jetzt zur Verfügung gestellt werden, gar nicht in Anspruch nehmen kann. Also da beißt sich die Katze in den Schwanz. Die institutionellen Maßnahmen thematisieren sozusagen unsere Probleme oder unsere Stellung als Frau, jedoch greifen sie gleichzeitig zu kurz: Die strukturellen Normen, dass Männer immer noch höher gewertet werden als Frauen, werden durch solche Maßnahmen überhaupt nicht angegriffen.

NW: Welche Veränderungen wünschen Sie sich für die Zukunft?

MH: Der Slogan »The personal is always political« ist mir ganz wichtig, denn die Arbeitswelt ist vom Privaten untrennbar sowie von gesellschaftlichen Strukturen durchdrungen. Als Frauen leisten wir in der Regel im Privaten mehr als Männer, weshalb wir anfangen müssen, Anekdoten aus unserem privaten Alltag in die Öffentlichkeit zu tragen. Diese dürfen aber nicht als lächerlich abgetan werden, sondern sie müssen Teil des Diskurses werden. Wenn wir die unsichtbaren Strukturen offenbaren und auch eine kulturelle Veränderung antreiben wollen, müssen wir anfangen, das Tabu des Privaten aufzubrechen. Denn es hilft nicht, die Frauen innerhalb der Arbeitswelt gleichzustellen, wenn sie im gesellschaftlichen Kontext oder vor allem im Privaten nicht gleichgestellt sind.

Nina Wolff studiert Politikwissenschaft im Bachelor. Ihr Interview mit Maren Hofius entstammt dem Seminar »Einführung in den Journalismus« bei Prof. Volker Lilienthal.

Barrieren im Studium.

Louisa Band und Kira Neumann über Studieren mit Beeinträchtigung an der Universität Hamburg

Im März 2019 wurde die UN-Behindertenrechtskonvention zehn Jahre alt. Doch auch nach einem Jahrzehnt ist in der Gestaltung und Anwendung noch viel zu tun, um umfassende Inklusion auch an der Universität Hamburg zu erreichen. Vor diesem Hintergrund werfen Louisa Band und Kira Neumann einen Blick darauf, wie sich das Studieren von Menschen mit Beeinträchtigung im Laufe der letzten Jahre an der Universität Hamburg entwickelt hat. Was kann und muss aktuell noch umgesetzt und verinnerlicht werden, um das Studieren mit einer Behinderung zu erleichtern? Und wie sieht ein Alltag an der Universität aus Sicht eines Studierenden mit Behinderung aus?

Die meisten Schulabgängerinnen, die ihren Bildungsweg an der Universität Hamburg fortsetzen wollen, informieren sich über Informationsblätter, Flyer oder die Internetseite der Universität, auf denen allesamt das Bild des historischen Hauptgebäudes prangt. Die weißen Säulen und die grüne Kuppel sind unverwechselbar und jede Erstsemesterstudierende ist neugierig darauf, endlich durch die dunklen großen Eingangstüren zur ersten Vorlesung zu schlendern. An der Universität angekommen ändert sich der Blickwinkel aus Sicht einer neuen Studierenden mit einer Beeinträchtigung allerdings schlagartig. Statt auf die prunkvollen Säulen und das einladende Entrée fällt der Blick auf die unzähligen Treppenstufen. Bereits das bloße Eintreten in das Foyer wird hier zur ersten Prüfung des Semesters. Für einen Menschen, der nicht im Rollstuhl sitzt, sind diese Stufen kein Problem. Doch für eine Rollstuhlfahrerin sind sie geradezu unüberwindbar. Mit der mobilen Rampe in der Nähe scheint eine Lösung gefunden zu sein. Allerdings wurde sie irrtümlich zweckentfremdet, sodass angelehnte Fahrräder über die Rampe ragen und das Überqueren mit einem Rollstuhl unmöglich machen. »Die Herstellung baulicher Barrierefreiheit stellt eine Daueraufgabe dar«, sagt Maike Gattermann-Kasper, die Behindertenbeauftragte der Universität Hamburg. Es werden allmählich vorhandene Barrieren abgebaut, doch gerade für Bestandsgebäude kann »aufgrund der vorhandenen Gegebenheiten häufig keine optimale Lösung realisiert werden«, so Gattermann-Kasper. Die Tücken eines solch alten Gebäudes werden auch im Inneren sichtbar. Die im Erdgeschoss liegenden Räume bieten keinerlei Rollstuhlplätze, und so muss die Studierende auch mal auf der Bühne neben den Dozentinnen Platz nehmen. Die an der Wand leuchtende Präsentation der Vorlesung kann aus diesem

Blickwinkel nicht gut gesehen werden. Nebenbei wird die Studierende von hunderten Augenpaaren gemustert. So berichtet Luc Weilandt, querschnittsgelähmter Student der Psychologie im zweiten Semester, einen ähnlichen Vorfall aus seinem Studentenalltag. Bei seiner ersten Klausur wurde versäumt, im Vorlesungssaal einen Tisch für ihn bereit zu stellen. Zwar wurde er unter Applaus der anderen Studierenden vor allen auf die Bühne gehoben, um dort seine Klausur schreiben zu können, aber was harmlos erscheint, ist nur eine von zahlreichen Situationen, mit denen man als Rollstuhlfahrerin tagtäglich konfrontiert wird.

Und nicht nur das historische Hauptgebäude ist für Studierende im Rollstuhl ein holpriger Weg. Jeder Gang über den Campus und jeder Hörsaal bringt fragwürdige Herausforderungen mit sich. Neben den Gehwegen auf dem Campus, die zwar hier und da mit einzelnen Spuren an den Rollstuhl angeglichen worden sind, zieren kleine Pflastersteine das Bild des Campusgeländes. Außerdem führen die »rollstuhlfreundlichen« Spuren teilweise ins Nichts oder verbinden die Gebäude nur spärlich miteinander. Während nicht-behinderte Studierende über die Themen der Vorlesung und die Dozentinnen nachdenken, beschäftigt Luc sich auf seinem holprigen Weg zum Hörsaal mit ganz anderen Fragen: »Man fühlt sich einfach nicht so willkommen zu der Vorlesung. Also man kommt da zur Vorlesung hin, der Weg dahin ist halt schon eine Hürde, und es ist einfach schon nicht angenehm. Wenn ich zur Uni fahre, denke ich schon drüber nach, ob komme ich jetzt in den Raum rein oder nicht? Es ist immer alles sehr ungewiss und macht mir auch immer ein bisschen Angst. Das Ganze hat einen negativen Beigeschmack, und die Lust vergeht mir dann oft auch schon vorher.«

Er berichtet, dass ihn neben den Gehwegen besonders die Sitzgelegenheiten in den Hörsälen ärgern. Man sitze als Rollstuhlfahrerin entweder vor oder hinter allen anderen. Zudem oftmals noch ohne passenden Tisch und noch viel schlimmer: ohne Anschluss zu den Kommilitoninnen. Geht man als Gruppe von Studierenden gemeinsam zu einer Veranstaltung, scheiden sich spätestens bei der Platzwahl die Wege. Für jede Studierende mit oder ohne Behinderung ist die erste Woche an der Uni meist eine der Wichtigsten, um Kontakt zu anderen aus dem Jahrgang zu finden. In einem großen Vorlesungssaal findet man das Gespräch leicht mit den Leuten neben sich in den Reihen. Es wird über Kurse geplaudert, man lernt sich kennen und verlässt den Saal gemeinsam. Für jemanden im Rollstuhl sieht diese Gelegenheit jedoch anders aus. Auch Luc hatte Schwierigkeiten, da er von seinem vorbestimmten Platz im Saal nicht an die anderen Studierenden herangekommen ist. »Auf natürlichem Wege ist die Kontaktaufnahme dadurch schon sehr schwer. Du kannst ja keinen Rollstuhlfahrer einfach da zwischen die Reihen setzen, weil das jetzt halt alles so gebaut ist«.

Insbesondere soziale Kontakte sind der Schlüssel zu einem erfolgreichen Studium. Bei Themen wie bewusster Ausgrenzung durch andere Studierende kann Luc jedoch lächeln und entscheidend den Kopf schütteln. »Das Problem im Hör-

saal hat nichts mit den Studierenden zu tun, sondern ist halt eher das System, welches irgendwie noch nicht so funktioniert.«

Zu einem funktionierenden System könnte sich Luc ein jährliches Treffen aller Rollstuhlfahrerinnen mit Zuständigen der Universität wie Maike Gattermann-Kasper vorstellen, bei dem man sich über Veränderungen oder Verbesserungen zur Barrierefreiheit austauscht. Im Fokus sollte hierbei vor allem die Zusammenarbeit mit allen Studierenden jeglicher Beeinträchtigung stehen, denn eigentlich sollten sie die geeignetsten Expertinnen sein. Lucs Empfinden nach sollten es sich außerdem mehrere Rollstuhlfahrerinnen zur Aufgabe machen, über Berührungspunkte zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten aufzuklären. »Es muss nicht sein, dass man sich als Rollstuhlfahrer versteckt.« Hierbei könnte auch die Universität selbst als Hilfestellung mit einbezogen werden und zum Beispiel Werbekampagnen mit Rollstuhlfahrerinnen in die Wege leiten, sodass ein Dialog zwischen allen Studierenden gefördert werden kann. Auch wenn es den jährlichen Diversity-Tag gibt, ist dieser vielen unbekannt und das spärliche Angebot regt nicht zum Vernetzen unter allen Studierenden an. Für Maike Gattermann-Kasper sollte jedoch das Zusammenleben der Studierenden untereinander von den Studierenden selbst oder deren Vertreterinnen gestaltet werden.

Auf die Frage, was Luc sich für Studierende mit Behinderung wünscht, ist die Liste nicht lang, aber gewichtig. Betroffenen sollte die Angst im Vorfeld genommen werden, etwa davor, nicht in Räume zu kommen und sich dadurch vor anderen lächerlich zu machen oder sich schlichtweg nicht willkommen zu fühlen. Mit dieser Aufgabe sollten Studierende mit Beeinträchtigung nicht alleine gelassen werden und auf Unterstützung von der Universität zählen können. Gesetze sind für Luc nicht der einzige Weg, um Verbesserungen im Alltag von Studierenden mit Behinderung zu bewirken. Schon die Motivation sollte ausreichen, auf Betroffene zuzugehen und nach ihren Bedürfnissen zu handeln. Für andere Studierende mit Behinderung hat Luc nur die Botschaft: »Macht einfach euer Ding.« Auch sollte nicht jeder Mensch in einem Rollstuhl besonders behandelt werden. Die meisten freuen sich über eine aufgehaltene Tür, was den Alltag an der Universität erleichtert. Die Veränderung beginnt im Kopf.

Louisa Band und **Kira Neumann** studieren im Bachelor Politikwissenschaft am Fachbereich. Dieser Beitrag entstand im Zuge des Seminars »Einführung in den Journalismus« bei Prof. Volker Lilienthal.

Sonderweg der Moderne.

Bernhard Koch über Jan Philipp Reemtsma, *Vertrauen und Gewalt*

Jan Philipp Reemtsma (*1952) ist Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Hamburg. Er ist mit der Gründung des Hamburger Instituts für So-

zialforschung (HIS) und der Hamburger Stiftung zur Förderung der Wissenschaft und Kultur (beides 1984) Teil der Hamburger Wissenschaftsgeschichte geworden. Reemtsma ist mit Werken u. a. zu Christoph Martin Wieland, Arno Schmidt und Muhammad Ali hervorgetreten. *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne* gilt als sein Hauptwerk.

Jan Philipp Reemtsma entstammt einer Familie, die mit der Zigarren- und Zigarettenproduktion vermögend geworden ist und die eine durchaus problematische Rolle im Dritten Reich gespielt hat, indem sie etwa NS-Parteioorganisationen mit Spenden unterstützte.¹¹⁷ Philipp Fürchtegott Reemtsma, der Vater von Jan Philipp, hat alle drei Söhne aus erster Ehe während des Zweiten Weltkriegs verloren – zwei davon sind als Soldaten gefallen. Jan Philipp entstammt einer zweiten Ehe nach dem Suizid der ersten Frau im Jahr 1939.

Von Haus aus Literaturwissenschaftler, und als solcher Professor an der Universität Hamburg, hat Reemtsma insbesondere über das Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS) bedeutende Arbeiten im Bereich der historischen und soziologischen Gewaltforschung angestoßen und ermöglicht. Ich erinnere mich noch gut, welche Auseinandersetzungen es zu meinen Studienzeiten um die Wanderausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1945« in meiner Universitätsstadt München gab und wie ich als Student 1997 in einer langen Schlange am Marienplatz angestanden bin, um mich dann im Rathaus dicht an dicht an den Fotos vorbei zu drängen. Natürlich birgt so ein »Iconic Turn« in der Geschichtsschreibung Risiken, und in der Tat enthielt die erste Version der »Wehrmachtsausstellung« gravierende Fehler, aber Reemtsmas wissenschaftlicher Ernst hat zu einer Überprüfung und Neubearbeitung geführt und so auch auf diesem Weg der Forschung weitergeholfen. Andere wollten sich der Sachauseinandersetzung nicht stellen und haben auf die Ausstellung mit Gewalt und Krawall reagiert.

Jan Philipp Reemtsma ist aber nicht nur Mäzen und Förderer, sondern selbst als akademischer Autor profiliert. Seine Vorträge zu *Gewalt als Lebensform*, *Gewalt und Vertrauen* oder *Die Gewalt spricht nicht*, die im Reclam-Verlag erschienen sind, werden an Schulen und Universitäten als Klassiker der soziologischen Gewaltforschung gelesen. Seine Reflexionen über Folter und sein Eintreten für das Folterver-

117 Um sich nicht um das Geschäft mit den zahlreichen rauchenden Mitgliedern der NS-Parteioorganisationen zu bringen und in den Parteiorganen werben zu dürfen, hat die Familie fleißig an die Nazis gespendet. Insbesondere zu Hermann Göring baute sich ein recht intimes Verhältnis auf. Andererseits haben die Reemtsmas auch ihren jüdischen Geschäftspartnerinnen geholfen und den verfeimten Ernst Barlach unterstützt. Zur Familiengeschichte der Reemtsmas vgl. Erik Lindner 2007. *Die Reemtsmas. Geschichte einer deutschen Unternehmerfamilie*, München; Erik Lindner 2019. Zwölf Millionen für Göring. Die NS-Verstrickung deutscher Unternehmen ist noch immer nicht umfassend aufgeklärt, *Cicero. Magazin für politische Kultur* vom 19. August 2019.

bot im Rechtsstaat erfolgten vor einem lebensgeschichtlichen Hintergrund. 1996 wurde er selbst Opfer einer Entführung, und insbesondere Entführungen – man denke an Jakob von Metzler – beschwören ja immer wieder die Frage nach der sogenannten »Rettungsfolter« herauf.

Eine Art »Summe« zur Gewalt zog Jan Philipp Reemtsma in seinem 2008 in der Hamburger Edition, dem Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung, erschienenen Buch *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Und obwohl niemand, der sich mit dem Thema der Gewalt wissenschaftlich auseinandersetzen will, an dem Band vorbeikommt, handelt es sich bei diesem Werk, wie der Untertitel zeigt, im Grunde nicht nur um eine gewaltsoziologische Studie, sondern um eine Theorie der Moderne. Der Zusammenhang von Vertrauen und Gewalt ist der Leitfaden, an dem Reemtsma die »Bedingungen und Besonderheiten des Sonderwegs der Moderne«¹¹⁸ deutlich machen will. Wie kommt es zu diesem »besonderen Legitimationsbedarf«, unter den die Moderne die Anwendung von Gewalt stellt? Was bedeutet diese Spannung zwischen dem Anspruch einer »maximal gewaltreduzierten Zukunft« und der tatsächlich ausgeübten Gewalt (sowohl als Mikro- als auch als Makrogewalt) in der Moderne? Weshalb rückt die Moderne trotz der Divergenz von Anspruch und Wirklichkeit nicht von ihrem Sonderweg der Gewaltpraxis trotz Gewaltächtung ab?

Zivilisationen, so Reemtsma, kennen Zonen von gebotener, verbotener und erlaubter Gewalt (191, 196). Die Moderne – »also jene europäisch-atlantische Kultur, die aus den Krisen des 16. und 17. Jahrhunderts hervorgegangen ist«¹¹⁹ – hat die Zone verbotener Gewalt ausgedehnt, aber Zonen erlaubter und sogar gebotener Gewalt sind geblieben. Um allerdings diese Gebiete betreten zu können, muss man sich bestimmter »Legitimationsrhetoriken« bedienen. Der Klassiker ist der Topos der Verteidigung: Gewalt wird ausgeübt, um Gewalt durch andere zu verhindern. Eine andere Legitimationsrhetorik besteht in der der Zivilisierung selbst (269ff.): Der »Barbar« muss gewaltsam zum zivilen Leben geführt werden; der »Verräter« – so die »Rhetorik der eschatologischen Säuberung« (307ff.) – behindert die revolutionäre Entwicklung und muss mit Gewalt aus dem Weg geschafft werden. Das Ziel – oder besser, das rhetorisch als solches ausgegebene Ziel – ist die gewaltfreie Gesellschaft, also die moderne Utopie. Die Realität bleibt aber gewaltsam. Die »Rhetorik des Genozids« geht noch einen Schritt weiter: Die Feindinnen sind nicht zu solchen *geworden* wie in der eschatologischen Säuberung, sondern sie *sind* es von

118 Jan Philipp Reemtsma 2008. *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hamburg, 9; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

119 Vgl. Jan Philipp Reemtsma 2008. *Die Natur der Gewalt als Problem der Soziologie*, in Karl-Siegbert Rehberg (Hg.). *Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, Frankfurt a.M., 42–64, 45. In diesem Eröffnungsvortrag fasst Reemtsma selbst die wichtigsten Thesen und Argumente seines (etwas später erschienenen) Buches zusammen.

Geburt an. Das Dasein selbst enthält in sich den Grund des Vernichtet-werdens-müssens. Die Rhetorik des Genozids stellt einen Bruch mit der Moderne dar, weil sie Gewalt selbst »zum Lebensprinzip der Volksgemeinschaft erklärt« (317).

Reemtsmas »phänomenologische« Unterteilung physischer Gewalt in »lozierende«, »raptive« und »autotelische« Gewalt (104-124) fehlt heute in keiner Überblicksdarstellung der Gewaltforschung. Der Gründer des HIS versucht hier wegzukommen von den Gewalterklärungen, die sich in Spekulationen über die Gewalttäterinnen ergehen (»Was wollte er?«, »Wie kam sie dazu, das zu tun?«) und stattdessen prosaisch auf die Gewalttat selbst zu sehen: Was passiert hier? Moralische (Vor-)Verurteilungen, Entschuldigungen oder Freisprüche müssen dringend vermieden werden. Ein nüchterner Blick auf das Phänomen¹²⁰ soll die durch Moralismen und andere normative Voreinstellungen verzerrten Deskriptionen von Gewalt ersetzen. Der »lozierenden« Gewalt ist der Körper der anderen im Weg; er muss einen anderen Ort bekommen. Wer »raptive« Gewalt ausübt nutzt den Körper der anderen für seine eigenen – vorrangig sexuellen – Befriedigungen. Die »autotelische« Gewalt aber ist nicht instrumentell. Sie folgt keiner Mittel-Zweck-Vernünftigkeit und ist damit in der Moderne überhaupt nicht rational nachvollziehbar. Dennoch ist sie in der Moderne präsent und in der »Rhetorik des Genozids« kann sie bis zur Idealisierung, bis zur »Heiligsprechung« (318) geadelt werden. Dort wo das eigentlich moderne soziale Vertrauensverhältnis, nämlich jenes, das in einer wechselseitigen Stabilitätserwartung in eine funktional differenzierte Gesellschaft besteht, die durch das Gewaltmonopol eines Staates abgesichert ist – dort, wo dieses Vertrauensverhältnis enttäuscht wird, kann es zur »Gewalt als Lebensform« kommen, also zum Vertrauen *in* Gewalt: »Vertrauen braucht Praxen, die es stabil halten; werden diese entschlossen destabilisiert, tritt – denn man kann nicht nicht vertrauen – an deren Stelle das Vertrauen in die destabilisierenden Praxen: Eine neue Stabilität etabliert sich, hier ist es das Vertrauen in die Gewalt« (335).

Ute Frevert hat in ihrer Besprechung von Reemtsmas *Opus magnum* diesen entscheidenden Schritt nicht als überzeugend empfunden. Das Problem liege bereits im Vertrauensbegriff des Autors, der als Stabilitätserwartung zu sehr im Psychologischen stecken bleibe. Damit ähnele er mehr der »Zuversicht« oder dem »Zutrauen«. Aber personales oder soziales Vertrauen benötigt noch mehr. Sie »kommen nicht ohne die Annahme aus, dass der Vertrauensnehmer in meinem Interesse handelt und an meinem Wohlergehen interessiert ist«.¹²¹ Die Diskussion gewinnt hier eine ähnliche Dynamik wie in der Friedenswissenschaft: Der negative Frieden

120 Zum Phänomenbereich, den Reemtsma untersucht, gehören aber nicht nur empirische oder historische Tatsachen, sondern auch Beispiele aus der Literatur. Dieses Verfahren hat selbstverständlich Kritik herausgefordert, aber andererseits wird in der Tat der Möglichkeitsraum des Menschlichen auch in der Literatur erschlossen und nicht nur in der Geschichte.

121 Ute Frevert 2019. J.P. Reemtsma: Vertrauen und Gewalt, *H/Soz/Kult* vom 29. Januar 2019.

kann durch positives Recht gesichert werden, denn zur unfallfreien Koordination von Prozessen reichen Steuerungsregeln aus. Positiver Frieden aber verlangt eine Hin- und Zuordnung, die über bloße Koordinierungsprobleme hinausgeht und menschliche Haltungen und Einstellungen miteinschließt. In dieser Parallele wäre Reemtsmas Vertrauensbegriff selbst nur ein »negativer«: Erwartung von Stabilität. Positives Vertrauen müsste aber die Erwartung von Zuneigung umfassen. Die auf- und überaufgeklärte Moderne traut sich dies kaum mehr zu. Sie ist für Reemtsma gekennzeichnet durch eine tiefe Heuchelei. »Friedensethikerinnen« stellen hier gewissermaßen die Spitze der Pyramide der Heuchlerinnen dar, denn auch sie rechtfertigen Gewalt, und dies mit ausdrücklichem Bezug auf den Frieden, den sie in und mit ihrem Rechtfertigungshandeln unterlaufen.

Im Grunde wird für Reemtsma die Gewalt als solche bis in unsere Zeit verdrängt. Es ist Teil des Umgangs der Moderne mit der Gewalt, dass sie zu wenig ernst genommen wird – gerade in ihrem Vorkommen als autotelische. Die Soziologie unserer Zeit macht für ihn hier keine Ausnahme: Auch sie ist Teil der modernen »Coping-Strategie« (467). Aus heutiger Sicht aber wird man an Reemtsmas Buch nicht nur die Mahnung schätzen, sich dem Thema der Gewalt in einem eigentlicheren Sinne zuzuwenden, sondern auch den Schwerpunkt, den er auf das Phänomen des Vertrauens legt. Wie wichtig Vertrauen für eine moderne Gesellschaft ist, lässt sich vielleicht durch die in den westlichen Ländern so angewachsenen Debatten um Migration und Integration illustrieren, die Reemtsma noch nicht ausdrücklich in den Blick nahm. Sind es auch Ängste, die durch Vertrauensverluste in die Kontrollmöglichkeiten der Staaten bei einem Teil der Menschen entstanden sind, die zu Friktionen in den Gesellschaften geführt haben? Möglicherweise ist es hier nicht immer hilfreich, auf empirische Fakten zu verweisen, denn Vertrauen gründet nicht nur auf Faktizität und Statistik. Aber Gewalt kann auf dem Verlust von Vertrauen beruhen bzw. auf einem Wandel des Vertrauens oder noch genauer, auf dem Wandel des Objekts von Vertrauen. Aus dem Vertrauen in den Staat kann ein Vertrauen in Gewalt werden, sagt Reemtsma. Hier scheint mir eine große Linie politischen Denkens von Platon bis Reemtsma zu führen: Gute Politik zeichnet sich nicht dadurch aus, dass sie lediglich materielle Güter vermehrt, sondern dadurch, dass sie »Hearts and Minds« zusammenhalten kann. Die Vermehrung von Gütern kann hier zwar instrumentell hilfreich sein, aber wenn sie zum Selbstzweck wird, verfehlt Politik ihr eigentliches Ziel: den Frieden in der Gesellschaft zu sichern. Die Reflexion über das Politische beginnt mit einer Reflexion über den Menschen. Reemtsma ist gegenüber Platon insofern im Vorteil, als der Mensch erst im 20. Jahrhundert eine so erschreckende Seite von sich offenbart hat, dass keine Reflexion daran – an dieser Seite und am Erschrecken – mehr vorbeikommen kann.

Bernhard Koch ist stellvertretender Direktor des Instituts für Theologie und Frieden in Hamburg und Lehrbeauftragter am Fachgebiet Politikwissenschaft der Universität Hamburg. Zu seinen Arbeitsgebieten zählen das humanitäre Völkerrecht und die Theorie des gerechten Krieges.

Ein methodologisches Manifest.

Vincent August über Wolfgang Knöbl & Thomas Hoebel, *Gewalt erklären!*

Wolfgang Knöbl (*1963) hat 2015 die Leitung des Hamburger Instituts für Sozialforschung (HIS) von Jan Philipp Reemtsma übernommen. Verbunden sind beide durch ihr langjähriges Interesse an der Erforschung von Gewalt. Von 2002 bis 2015 hatte Wolfgang Knöbl eine Professur für Soziologie an der Universität Göttingen inne, seit 2017 an der Leuphana Universität Lüneburg.

Unter den Titel »Gewalt erklären!« ließe sich auch das Gesamtwerk von Wolfgang Knöbl stellen – oder zumindest gewichtige Teile davon. Über lange Zeit hätte die Aufforderung dabei wohl den ersten Teil betont: *Gewalt erklären!* Denn Knöbl hat immer wieder gegen die Gewaltvergessenheit der Moderne angeschrieben. Begonnen von seiner Dissertation über *Polizei und Herrschaft im Modernisierungsprozess*¹²² bis hin zu *Kriegsverdrängung*¹²³ lautete die Kritik, dass Gewalt in der Selbstbeschreibung der modernen Gesellschaften allzu oft keinen Platz habe – und das, obwohl sie doch allenthalben mit Gewalt konfrontiert seien und Staaten diese Gewalt nicht zuletzt selbst ausüben. In dem neuen Band, den Knöbl zusammen mit Thomas Hoebel verfasst hat, hat sich die Betonung nun auf das Verb *erklären* verschoben.¹²⁴

Die beiden Autoren kritisieren die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung dafür, dass »keine nennenswerte wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung mit den Prämissen, Problemen und Perspektiven der Erklärung von Gewalt« (13) stattfindet. Dieser Umstand habe in ein Dilemma geführt. Denn die unterschiedlichen Positionen der Forschung verharren darin, sich gegenseitig zu kritisieren, finden hieraus aber keinen Ausweg. Diesen wollen die Autoren nun mit ihrem *Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie* anbieten. Dieses Plädoyer kann man auch als Standortbestimmung lesen, mit der sich der »neue« Direktor des Hamburger Instituts für Sozialforschung von der Ausrichtung seines Vorgängers Jan Philipp

122 Wolfgang Knöbl 1998. *Polizei und Herrschaft im Modernisierungsprozess. Staatsbildung und innere Sicherheit in Preußen, England und Amerika 1700-1914*, Frankfurt a.M. & New York.

123 Hans Joas & Wolfgang Knöbl 2016. *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt a.M.

124 Thomas Hoebel & Wolfgang Knöbl 2019. *Gewalt erklären! Plädoyer für eine entdeckende Prozesssoziologie*, Hamburg; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Reemtsma abgrenzt. Denn dieser habe sich nicht nur explizit von Erklärungsansprüchen distanziert; sein Hauptwerk sei auch deshalb »nicht nennenswert forschungsleitend« geworden (22).

Der erste große Gewinn, den man aus diesem Buch zieht, ist, dass es mutig Schneisen durch die inzwischen doch große Anzahl an gewaltsoziologischen Arbeiten zieht. Der Band bietet allerdings keine Übersicht im Sinne einer Einführung, sondern ordnet die Forschung über ihre Methodologien. Dafür stellen die Autoren drei sehr unterschiedliche Herangehensweisen vor, um Gewalt zu erklären. Die erste Heuristik konzentriert sich auf *Motive*, die zweite auf *Situationen*, die dritte auf *Konstellationen*.

Bei der Rekonstruktion der Heuristiken fördern die Autoren dann immer wieder methodologische Schwierigkeiten zu Tage. Zunächst erörtern sie die zahlreichen – und bekannten – *Herausforderungen der Motiverschließung*, die allzu oft dazu führen, Motive einfach zu unterstellen. Vor diesem Hintergrund leuchten andere Ansätze ein, die nicht Motive, sondern Situationen und Interaktionen zur Ursache von Gewalt erklären. Doch dieser *mikrosoziologische Ansatz* halte laut den Autoren den Situationsbegriff nicht nur notorisch unscharf, um je nach Bedarf die notwendigen Elemente der Erklärung zu integrieren; er könne ganz häufig doch nicht auf individuelle Motive oder strukturelle Konstellationen verzichten, um Wahlalternativen und -entscheidungen zu erklären. Eine *letzte Alternative* bestehe dann darin, die Ursachen von Gewalt gar nicht auf der Mikroebene zu suchen. Die Heuristik der Konstellation setzt dabei entweder bei sogenannten Gewalträumen oder bei Organisationen an. Während die Vertreterinnen von Gewaltraum-Thesen für ihre »Metapheritis« (106) hart kritisiert werden, kommt der organisationale Ansatz besser weg, weil er zumindest das Verhältnis von generalisierten Erwartungen und individuellen Freiheitsgraden thematisieren könne.

Letztlich überzeugt aber keiner dieser Ansätze die Autoren, weil sie bei allen drei Heuristiken ähnliche Probleme sehen: Erstens explizieren sie ihre Erklärungsmodelle nicht; ja, viele sprechen sich ausdrücklich gegen einen Erklärungsanspruch aus, um dann unter der Hand doch Erklärungen anzubieten. Und zweitens kommen sie bei solchen Erklärungsversuchen ohne die jeweils anderen Heuristiken doch nicht aus. Beide Probleme gilt es also zu lösen: eine Bestimmung von Erklärung und eine Integration der Perspektiven.

Das erste Problem, *die Bestimmung von Erklärungen*, hat in der sozialwissenschaftlichen Debatte eine lange Tradition. Keine Einführung in die Methodenlehre kommt ohne eine Sitzung zum Hempel-Oppenheim-Schema aus. Die Autoren wenden sich jedoch offensiv gegen diesen Ansatz. Sowohl das Erklärungsmodell als auch das inhärente Kausalitätsverständnis des nomologischen Ansatzes ist ihnen zu eng (48). Denn er lasse nur invariante Ursache-Wirkungs-Beziehungen als Kausalität gelten, was einer wissenschaftstheoretischen Kritik längst nicht mehr standhalte (52ff.). Statt sich aber – wie manche Kritikerinnen – von Kausalitäts-

und Erklärungsmodellen gänzlich zu verabschieden, plädieren die Autoren für das prozessuale *Konzept der Verursachung*: Kausalität sei in der Zeitdimension, der Abfolge von Ereignissen und Ereignissequenzen, zu suchen, ohne dass sie mit dem Anspruch auf Universalität und Unausweichlichkeit einhergeht. Die dazu passende *Form der Erklärung* seien dann *Narrationen*, weil sie zeitliche Abläufe ernstnehmen, variable Zugänge erlauben und die Beobachtung von Kausalität als Konstruktion des Beobachtenden inszenieren.

Das zweite Problem, die *Integration der Heuristiken*, wird in einer ähnlichen Bewegung angegangen. Denn der erste Ansatzpunkt wäre dafür, auf das Mikro-Makro-Schema und das sogenannte Modell der soziologischen Erklärung zurückzugreifen. Auch diesem Modell weisen die Autoren zunächst meisterlich Inkonsistenzen nach, um sich dann gänzlich von Mikro-Makro-Modellen zu verabschieden. Dafür sehen sie insbesondere Niklas Luhmanns Vorschlag als »außerordentlich instruktiv« an (142). Dieser unterschied zwischen drei Typen der Systembildung, nämlich Interaktion, Organisation und Gesellschaft, ohne allerdings eine Hierarchie oder überhaupt zeitstabile Verhältnisse zwischen ihnen anzunehmen.¹²⁵ Vielmehr können sich potenziell alle drei Formen in ein und demselben Ereignis abspielen. Diese Idee findet sich dann auch in dem Modell prozessualen Erklärens wieder, das die Autoren anbieten.

Die Kernidee des vorgeschlagenen Modells besteht darin, Temporalität »ins Zentrum kausaltheoretischer Erörterungen zu rücken«: Die »*Verursachung* eines Vorgangs/Sachverhalts liegt in der besonderen Sequenzialität eines Geschehens« (159). Das besage nichts anderes, als dass a als eine Ursache von c gilt, wenn in einer Kette c nicht ohne b und b nicht ohne a stattgefunden hätte. Es ist also vor allem das Timing der Ereignisse, ihr transitiver Ablauf, der erklärt. Im Verlauf der Sequenzen aktualisieren die Akteure jedoch andere Verhaltenserwartungen, die nicht erst in der Situation entstehen, sondern in dieser »nur« aktualisiert werden. Es kommen also weitere Elemente in die kausale Erklärung hinein (167ff.). Paradigmatisch dafür sind generalisierte Erwartungen, die Akteure im Laufe ihrer eigenen Geschichte ausbilden, denen sie aber auch von anderen ausgesetzt sind – zum Beispiel durch den Eintritt in eine Organisation. Forscherinnen müssen diese generalisierten Erwartungen (Eintrittsentscheidungen in die Organisation, Mitgliedschaftserwartungen) in die Erklärung einbeziehen, allerdings nur insofern sie nachweisen können, dass sie in der Situation tatsächlich relevant sind. Man müsse daher vier Elemente der Situation besonders untersuchen: *temporaler Ablauf*, *generalisierte Erwartungen*, die *Historizität der Akteure* und das Bindeglied zwischen diesen Aspekten – die *Indexikalität*.

125 Niklas Luhmann 1975. Interaktion, Organisation, Gesellschaft, in ders. *Soziologische Aufklärung. 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Opladen, 9–20.

Dieses Modell spielen die beiden Autoren an zwei Beispielen durch: den Massenerschießungen des Reserve-Polizeibataillons 101 im Juli 1942 und dem Angriff auf die Redaktion der Zeitschrift *Charlie Hebdo* im Jahr 2015 (161ff.). Im Falle der Massenerschießungen argumentieren sie, dass der weitgehend widerstandslose Ablauf sich am besten mit dem Zeitpunkt erklären lässt, an dem die Polizisten von der auszuführenden Tat erfahren, weil sie zunächst in einen ›üblichen‹ Ablauf eingespannt waren und im Moment ihres Tatwissens kaum über Absprache- oder Exit-Optionen verfügten. Im Falle von *Charlie Hebdo* argumentieren sie, dass die Terroristen so lange die Initiative behalten konnten, weil sie immer wieder zu einem Zeitpunkt auf die Einsatzkräfte zustürmten, an dem dies nicht zu erwarten wäre. In beiden Fällen formen also generalisierte Erwartungen ›richtigen‹ Verhaltens die Abläufe mit: Im ersten Fall ist es die gegenseitige Erwartung arbeitsteiliger Unterstützung, die den Ablauf der Erschießungen vorantreibt; im zweiten Fall ist es die Erwartung und Inszenierung des Märtyrertums, mit der die Terroristen die Einsatzkräfte überrumpelten.

Wie die Beispiele zeigen, bleibt das Erklärungsprogramm damit doch ziemlich ›mikro-skopisch‹. Zwar betonen die Autoren wiederholt, dass dem nicht so sein müsse, dass prozesssoziologisches Erklären »natürlich nicht von derartigen sequenziellen Ereignisrekonstruktionen« abhängt, dass es »sich nur um eine von vielen möglichen Vorgehensweisen« handele – gleichzeitig stellen sie aber auch wiederholt fest, dass die Prozesssoziologie »bei der möglichst detaillierten Untersuchung von vergleichsweise kleinräumigen ›Szenen‹« ansetze (188). Diesen gilt dann auch die methodische Feinarbeit, weil die minutiöse Rekonstruktion des Ablaufs die Kausalitätsbehauptung verbürgt.

Infolgedessen bleiben aber zwei Dinge unklar: *Erstens* müsste man fragen, wie eigentlich die generalisierten Erwartungen in Organisationen oder noch ›größeren‹ sozialen Zusammenhängen zu erschließen wären. Denn man kann ja nicht voraussetzen, dass diese unmittelbar evident sind, dass man sie einfach benennen könnte. *Zweitens* stellt sich die Frage, inwiefern das skizzierte Programm genutzt werden kann, um langfristige gesellschaftliche Entwicklungen zu erklären. Denn hier wird es nicht möglich sein, lückenlos kleinräumige Szenen aneinanderzuschließen, um eine Erklärung anzubieten. Gerade weil der Ansatz die erklärende Kraft temporaler Abläufe betont, könnte er die historische Arbeit als ein Kerngeschäft der Sozialwissenschaften profilieren. In dem (freilich schmalen) Band findet man aber kein solches Plädoyer. Bei beiden Aspekten könnte vielleicht die politische Ideengeschichte weiterhelfen, weil sie gleichermaßen die Analyse von konkreten Kontexten und von längerfristigen Veränderungen umtreibt. Umgekehrt könnte diese zwei Anregungen mitnehmen: Einerseits illustriert der Band Wege, um die situative Performanz von Wissen und Ideen zu analysieren; andererseits manifestiert er den Erklärungsanspruch historisch-hermeneutischer Ansätze.

Eine dritte kritische Bemerkung betrifft allerdings zwei wichtige Begriffe dieses Erklärungsprogramms, nämlich Zeit und Narrativ. Mit dem Fokus auf *Zeitlichkeit* schließt der Band an eine jüngere Entwicklung an. In den USA wurde sie vor allem von Andrew Abbott vorangetrieben, dessen Vorschläge sich hier vielfach wiederfinden. In Deutschland ging sie hingegen von Niklas Luhmann aus, der die Zeitvergessenheit anderer Ansätze scharf kritisierte und dann Temporalität ins Zentrum seiner Theorie stellte. Nach Hartmut Rosa haben daran nun auch Knöbl und Hoebel angeschlossen, ohne sich freilich in die Sozialtheorie einkaufen zu wollen. Da wir uns aber schon auf dem Bereich einer wissenschaftstheoretischen Grundlagenarbeit befinden, wäre es durchaus interessant gewesen zu erfahren, was Zeit für sie ist – und ob sie dafür wiederum an systemische Konzepte anschließen würden.

Eine ähnliche Nachfrage gilt für den Begriff des *Narrativs*. Während die Autoren zum Beispiel Randall Collins dafür kritisieren, dass er seinen explanatorisch zentralen Begriff der Situation nicht klar genug fasst, könnte auch hier durchaus noch nachgeschärft werden – vor allem angesichts der vielfältigen Verwendungen in Sozial-, Kultur- und Literaturwissenschaft: Von welchen anderen sprachlichen Formationen oder Genres grenzt er sich ab? Sind Narrative – im Gegensatz zu Narrationen – bereits typisierte, generalisierte Plots, wie Albrecht Koschorke argumentiert?¹²⁶

Doch dies sind Nachfragen, die zeigen: Dieses erfrischend knappe Werk liefert geradezu ein wissenschaftstheoretisches Propädeutikum, das über die Gewaltforschung hinaus lesenswert ist. Denn für die sozialwissenschaftliche Forschung insgesamt dürfte sowohl die Diskussion der Heuristiken als auch die fundierte Kritik an jenen soziologischen Erklärungen instruktiv sein, die ausschließlich auf lineare Kausalität und überzeitliche Gesetze abstellen. Tatsächlich orientiert sich deren Denken an einer Physik des 18. Jahrhunderts, die auch in den Naturwissenschaften längst nicht mehr vertreten wird. Darauf hatte bereits die Kybernetik hingewiesen, deren Kritik Luhmann früh fruchtbar machte. Aber auch die aktuelle Debatte über mechanistische Erklärungen verarbeitet nicht zuletzt die Unzufriedenheit mit diesen Ansätzen.

Indem die Autoren an diese Kritiken an- und mit der Gewaltsoziologie kurzschließen, liefern sie einen fruchtbaren Beitrag zu Wissenschaftstheorie und Gewaltforschung. Damit führen sie auch zwei zentrale Leistungen von Theoriearbeit vor: Einerseits kann sie die zahllosen Einzelforschungen einer Disziplin davor bewahren auseinanderzufallen, indem sie sie systematisch rekonstruiert und ordnet. Und andererseits kann sie eine wissenschaftstheoretische Reflexion anbieten, weil sie unterschiedliche Zugänge beobachtet und evaluiert.

126 Albrecht Koschorke 2012. *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a.M., 30.

Theoriearbeit übernimmt damit eine Integrationsfunktion und gibt neue Impulse. Auch dies kann man aus dem Band lernen.

Vincent August ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Berliner Humboldt-Universität. Er war Gastwissenschaftler am WZB und an der UC Berkeley. Seine Dissertation widmete sich dem Aufstieg von Netzwerk-Ideen in den politischen Theorien und Praktiken westlicher Gesellschaften. Kürzlich erschien ein Band über die omnipräsenten Rufe nach mehr Transparenz: *Der Transparenz-Imperativ* (mit Fran Osrecki).

Gratwanderung zwischen Wissenschaft und Politikberatung. Marcel Krone über das Friedensgutachten 2019

Das Friedensgutachten ist seit Jahrzehnten eine der wichtigsten Institutionen deutscher Friedensforschung und wissenschaftlicher Außenpolitikberatung. Eines der herausgebenden Institute ist das Hamburger Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH). In diesem Beitrag rekonstruiert Marcel Krone die zentralen inhaltlichen Schwerpunkte des Friedensgutachtens 2019 und reflektiert über die Gratwanderung zwischen unabhängiger Forschung und intervenierender politischer Beratung.

Das Friedensgutachten wird von den vier führenden Friedensforschungsinstituten in Deutschland seit 1987 jährlich herausgegeben, dabei handelt es sich um das Bonn International Center for Conversion (BICC), das Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK), das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH) und das Institut für Entwicklung und Frieden (INEF). Sinn und Zweck dieses Gutachtens ist es, verschiedene internationale Konfliktsituationen zu betrachten, diese aus wissenschaftlicher und vor allem friedensstrategischer Perspektive zu bewerten und abschließend daraus Handlungsempfehlungen für die deutsche bzw. europäische Sicherheitspolitik abzuleiten. Die Themengebiete sind hierbei, innerhalb der sechs großen Kapitel (seit 2018 neues Format: fünf thematisch feststehende Bereiche, plus ein Fokus-Kapitel für aktuelle Konflikte), äußerst vielfältig und beschäftigen sich u. a. mit der nuklearen Weltordnung, transnationalen Migrationsbewegungen, der Bedeutung von Institutionen für die globale Friedenssicherung und dem Gefahrenpotenzial von Hass im Netz.

An fünf dieser Kapitel sind Autorinnen aus Hamburg direkt beteiligt. Zudem hat am 4. Juni 2019 die wissenschaftliche Direktorin des IFSH, Prof. Dr. Ursula Schröder, zusammen mit den Leitungen der drei anderen Institute das Friedensgutachten auf der Bundespressekonferenz in Berlin vorgestellt. Dieser Vorgang ist Teil der jährlichen Veröffentlichung des Gutachtens und ein Grund für seine re-

lativ hohe Medienwirksamkeit. Außerdem wird es anschließend mit den entsprechenden Bundestagsausschüssen (zum Beispiel Auswärtiger Ausschuss, Verteidigung), mit bestimmten Abteilungen von Ministerien (AA, Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung etc.) und mit interessierten Arbeitskreisen der Parlamentsparteien oder Vertreterinnen der Friedensbewegung diskutiert; es versteht sich folglich als Instrument der Politikberatung.

Die Politikwissenschaft im Speziellen, vermutlich aufgrund ihrer naturbedingten Nähe zu den wichtigen Themen im politischen Diskurs, führt im Grunde seit Ewigkeiten einen mehr oder weniger stillen Kampf über ihre eigene Rolle und ihr Verhältnis zur Politik. Versteht man sich als »objektive« Beobachterinnen der politischen Arena, die sich vor normativen Bewertungen in Acht nehmen oder aber als kritische Stimme, die vom Spielfeldrand ihren Unmut über das taktische Vorgehen der Spielerinnen unüberhörbar Aufmerksamkeit zu verschaffen sucht? Es besteht natürlich auch die Möglichkeit, sich direkt in die zum Teil gnadenlose Unübersichtlichkeit dieser Arena hinab zu begeben und beispielsweise in der Politikberatung das System von innen beeinflussen zu wollen. Diese bei weitem nicht erschöpfende Liste an Positionen zeigt, wie schnell (Politik-)Wissenschaft in einen Glaubenskampf ausarten kann. Dabei sind die Übergänge zwischen diesen Möglichkeiten keinesfalls eindeutig definierbar und von vielen Grauzonen geprägt, die diese Diskussion zusätzlich erschweren.

Aus diesem Grund ist der Ansatz, den das Friedensgutachten verfolgt, aus der Sicht einer Politikwissenschaftlerin bemerkenswert, da hier die eigentliche Intention in keiner Weise versucht wird zu kaschieren: Es ist im Kern eine schonungslose Aufarbeitung insbesondere der deutschen Friedens- und Sicherheitspolitik, die nicht mit Kritik spart und in einigen Teilen gar einer Abrechnung gleicht. Diese Feststellung mag weniger überraschend sein, wenn man sich über die interdisziplinäre Natur der Entstehung dieses Gutachtens im Klaren ist (u.a. Politikwissenschaft, Soziologie, Ethnologie, Geographie, Naturwissenschaften). Dennoch ist die teilweise fast herausfordernde Wortwahl ein äußerst erfrischendes, aber auch ungewöhnliches Stilmittel. Bereits in der einleitenden Stellungnahme werden Formulierungen genutzt wie »von der Bundesregierung erwarten wir...«, »Ein Umsteuern ist erforderlich«, »...muss eine dauerhafte Umkehr von dieser fatalen Politik einleiten« oder das im Vergleich noch zurückhaltende »die Empfehlung des Friedensgutachtens dazu lautet...«. ¹²⁷ Die Autorinnen dieses Gutachtens positionieren sich nicht als Bittstellerinnen an die Bundesregierung, sondern scheinen gerade aus der

127 Bonn International Center for Conversion BICC, Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung HSKF, Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Uni Hamburg IFSH, Institut für Entwicklung u. Frieden INEF 2019. *Friedensgutachten 2019. Vorwärts in die Vergangenheit? Frieden braucht Partner*, Berlin, 7-11; Seitenangaben im Folgenden in Klammern.

Sicherheit ihrer Expertise heraus das Selbstbewusstsein zu besitzen, Forderungen zu stellen. Natürlich ist aber auch das Friedensgutachten an sich, ebenso wie die gesamte Friedensforschung, bereits im Kern ein äußerst normatives Unterfangen, bei dem man sich sicherlich schwer tun würde, keine expliziten Handlungsempfehlungen zu geben. Und so bietet jedes Kapitel, inklusive der Einleitung, zu Beginn eine einseitige Übersicht dieser Empfehlungen, die teilweise nahezu vollständig konträr zum derzeitigen Kurs stehen.

Doch wie genau sehen diese nun aus? Bereits den Titel des Gutachtens *Vorwärts in die Vergangenheit? Frieden braucht Partner* kann man als bewusste Kritik an den internationalen Entwicklungen der letzten Jahre verstehen. Darauf aufbauend wird im zweiten Satz der einleitenden Stellungnahme fast schon verbittert konstatiert: »Errungenschaften der multilateralen Kooperation, die das friedliche Zusammenleben weltweit sichern halfen, werden Stück für Stück über Bord geworfen« (5). Nach Einschätzung der Autorinnen ist also die momentane Marschrichtung internationaler Politik rückwärtsgewandt; zurück in eine Zeit des Kalten Krieges als Abschreckungspolitik das Mittel der Wahl war und Diplomatie als Schwäche ausgelegt wurde. Und auch wenn die Bundesregierung nicht direkt Schuld sei an der Degenerierung des internationalen politischen Systems, so sieht das Friedensgutachten Verbesserungspotenzial in signifikantem Umfang in Bezug auf die deutsche Friedens- und Sicherheitspolitik. Hierbei sollte das Ziel nicht sein, »eine bloße Rückkehr zur alten Ordnung« zu forcieren, da viele der aktuellen Probleme zu komplex seien und neue Lösungsansätze erforderten.

Das deutsche Verhalten bezüglich der globalen Nuklearordnung zum Beispiel wird vom Gutachten als zu passiv kritisiert und eine stärkere Positionierung in Richtung einer nuklearwaffenfreien Welt gefordert. Gerade in einer Zeit, in der die Vereinigten Staaten unter Donald Trump sich zunehmend als unzuverlässiger und rückwärtsgewandter Partner entpuppen, müsse die Bundesregierung ihre Bemühungen intensivieren, Gespräche und wenn möglich Kooperationen auf der internationalen Bühne initiieren; zum einen im Verbund mit den Staaten des Verbotsvertrages, aber auch insbesondere zwischen Nuklearwaffenstaaten wie den USA, Russland und China (26, 42). Errungenschaften wie der INF-Abrüstungsvertrag dürften nicht einfach alternativlos aufgekündigt werden, denn in der momentanen politischen Lage seien bilaterale Abrüstungsverträge eine der wenigen wirklich gangbaren Optionen (34). Zudem müsse die Möglichkeit geprüft werden, die sogenannte »nukleare Teilhabe« zu reduzieren, denn Deutschland stehe momentan zu sehr zwischen den Stühlen von Nuklearwaffenstaaten und Verbotsbefürworterinnen. Dies zeige sich auch durch die Position der Bundesregierung, dass der Nichtverbreitungsvertrag (NVV) und der Atomwaffenverbotsvertrag (TPNW) unvereinbar seien, was dem Gutachten zufolge unbedingt revidiert werden müsse, da das eine langfristig nicht ohne das andere stattfinden könne (39ff.).

Auch die direkte Außenpolitik der EU bzw. Deutschlands wird kritisiert, insbesondere im Fall Mali »versuche die EU mit ihrer Stabilisierungspolitik vorwiegend europäische Interessen durchzusetzen« (8, 46). Und diese bestünden darin, den malischen Staat zu stärken, somit das Konfliktpotenzial in der Region zu senken und mögliche Flüchtlingsbewegungen im Keim zu ersticken. Dass der malische Staat als korrupt und eng verwoben mit »kriminellen und teilweise auch dschihadistischen Gruppen« gelte, werde dabei absichtlich ignoriert. Vielmehr müsse die Sicherheit der Bevölkerung bei derartigen Vorhaben Priorität besitzen, denn Partnerschaften, die zu Menschenrechtsverletzungen und anderen Gräueln führen, seien nicht nur moralisch inakzeptabel, sondern würden auch langfristig das eigentliche Ziel der Stabilität in den besagten Regionen in Gefahr bringen (62ff.).

Zu einem ähnlichen Urteil gelangt das Gutachten auch in Bezug auf die Migrationspolitik der EU und konstatiert: »Die EU ist kein Vorreiter für humane Flüchtlingspolitik. Im Gegenteil: Sie schottet sich ab und setzt auf problematische Partnerschaften. Die EU hat die tödlichsten Außengrenzen weltweit« (9). Vor allem die Entwicklungszusammenarbeit werde zu häufig als Instrument der Migrationskontrolle missbraucht. Insgesamt sei ein Politikwechsel unbedingt vonnöten, der vor allem die Möglichkeiten legaler Migration drastisch ausbaut und somit die tödliche Überfahrt übers Mittelmeer obsolet macht (88).

In Bezug auf Russland empfiehlt das Friedensgutachten einen stärkeren Dialog, insbesondere da seit dem Ukraine Konflikt bewährte Formate der Konfliktregulierung nicht mehr zu funktionieren scheinen. Es sei nicht förderlich, die Abschreckungspolitik des Kalten Krieges wiederzubeleben; man müsse vielmehr auf bilaterale oder multilaterale Vereinbarungen setzen, die eine weitere Eskalation dieses Konfliktes verhindern (111). Hierzu sei es notwendig, dass sich die Bundesregierung vor allem innerhalb der EU stärker positioniert und Gespräche mit Russland initiiert. Im Gegensatz hierzu wird im Fall Saudi-Arabiens gefordert, den momentanen Rüstungsexportstopp dauerhaft zu etablieren und die Zusammenarbeit auf ein notwendiges Minimum zu reduzieren. Es seien »falsche Freundschaftsbekundungen, sie schwächen die internationale regelbasierte Ordnung und letztlich auch die EU« (10). Vielmehr solle sich die Bundesregierung für ein Waffenembargo gegen alle Kriegsparteien im Jemen einsetzen und dieser fatalen Politik ein Ende bereiten.

Zudem wird der internationalen Ordnung und den entsprechenden Institutionen, insbesondere den UN, eine destabilisierende Handlungsunfähigkeit attestiert. Dieses Problem könne man nur schwer innerhalb bestehender Strukturen angehen, sondern müsse sich durch strategische Partnerschaften mit Gleichgesinnten zusammentun, um Energien zu bündeln und neue Möglichkeiten zu schaffen. Es sei notwendig, »die liberale Ordnung dort zu schützen, wo es möglich ist, und dort, wo das nicht möglich ist, zumindest das liberale Regelwerk zu erhalten.« Ein ähnliches Vorgehen wird auch in Bezug auf Hassrede im Netz vorgeschlagen, der

man am besten etwas entgegensetzen könne, wenn man auf internationale Partnerschaften setzt. Ziel hierbei wäre es, EU-weite Regulierungen sozialer Medien einzuführen, aber gleichzeitig präventiv durch Bildung der Medienkompetenz und Aufklärungsarbeit solche Extreme im Entstehen zu verhindern (11f.).

Hieran erkennt man zudem gut die inhaltliche Zweiteilung des Titels, denn nur im ersten Abschnitt (»Vorwärts in die Vergangenheit?«) wird explizit Kritik geübt. Der zweite Teil (»Frieden braucht Partner«) ist bereits eine Handlungsempfehlung und zieht sich durch das gesamte Gutachten. Er betont, dass Deutschland vor allem in Zusammenarbeit mit anderen Staaten in der Lage sei, eine Rolle in der internationalen Friedenspolitik zu spielen. Dabei dürfen dies jedoch nicht irgendwelche Partner sein, sondern sie müssen die gleichen Werte und Ziele vertreten, damit das eigentliche Ziel nicht korrumpiert wird. Das bedeutet nicht, dass man mit autoritären Regimen keine Dialoge mehr führen darf, jedoch müsse die Bundesregierung intensiver darauf achten, in welcher Form sie dies tue und ob schlussendlich auch die Menschen vor Ort davon profitieren und nicht nur die regierenden Eliten.

Abschließend kann man konstatieren, dass nicht besonders viele Aspekte der deutschen und europäischen Friedenspolitik aus Sicht des Friedensgutachtens in den richtigen Bahnen verlaufen. Die teilweise harsche Kritik wird vermutlich jedoch wenig Einfluss auf die tatsächlichen Entwicklungen der nächsten Jahre haben, dafür sind die Strukturen bereits zu festgefahren. Hier könnte man nun die berechnete Frage stellen, ob es angesichts des ernüchternden Fazits überhaupt etwas bringe, von Seiten der (Politik-)Wissenschaft lauthals Kritik zu üben? Eine gewisse Resignation in dieser Angelegenheit ist vollkommen nachvollziehbar, insbesondere wenn man die nahezu stoische Ignoranz der Regierenden im Fall des Klimawandels und der »Fridays for Future«-Bewegung im Hinterkopf behält. Doch gerade dieser Fall ist ein Paradebeispiel dafür, wie Wissenschaft und Politik in bestimmten Fällen so etwas wie Parallelsysteme bilden können. Erst durch das aktive und zum Teil aggressive Herantragen der wissenschaftlichen Ergebnisse an die Politik wurde überhaupt eine Debatte ermöglicht. Und auch wenn diese bis heute noch keine zufriedenstellenden Ergebnisse zu Stande gebracht hat, ist das Thema immerhin relevant geworden. Aus diesem Grund stünde es vermutlich der gesamten Wissenschaftsgemeinde gut zu Gesicht, wenn sie ihre Positionen offensiver und hörbarer vertreten würde. Das Friedensgutachten 2019 kann man diesbezüglich als guten ersten Schritt verstehen.

Marcel Krone hat im Master Politikwissenschaft am Fachbereich studiert.

Danksagung

Dank für die kontinuierliche Unterstützung des Projekts wie des Bandes geht an den Jubiläumsfonds der Universität Hamburg, insbesondere Claudine Hartau aus der Stabsstelle Universitätsjubiläum. Für inhaltliche Ratschläge danken wir der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, insbesondere Rainer Nicolaysen, dessen Arbeiten zur Geschichte der Universität Hamburg und des Instituts für Politikwissenschaft vorbildhaft waren. Wolfgang Kraushaars Frage nach dem anvisierten »Beuteschema« schärfte den Blick für relevante Themen. Aus Volker Lilienthals Seminar »Einführung in den Journalismus« gingen wichtige Beiträge hervor; Bettina von Bülow griff präzisierend ein. Für Unterstützung bei der Archivarbeit danken wir insbesondere Johanna Blautzik in der Hamburger Bibliothek für Universitätsgeschichte. Unzählige inhaltliche Hinweise erhielten wir von Kolleginnen am Institut, aus anderen Fachbereichen und den zahlreichen anderen Instituten in der Stadt. Auch das studentische Seminar zur Geschichte der Sozialwissenschaften an der Universität Hamburg sei an dieser Stelle genannt.

Dank geht vor allem an die Autorinnen der Beiträge, sei es im Blog, sei es im Band. Die Redaktion, die in zwei Jahren Projektarbeit den Blog *Politik 100x100* realisiert, Beiträge eingeworben und Texte lektoriert hat und der Franziska Goebel, Carmen Puchinger, Ervin Kondakciu und die beiden Herausgeber angehörten, hat neben dem Studium und der eigentlichen Arbeit viele Zusatzschichten eingelegt. Leon Abich übernahm in der Schlussredaktion das Lektorat. Den Umfangsbeschränkungen ist es geschuldet, dass eine ganze Reihe pionierhafter Beiträge zum Umfeld des Instituts keinen Eingang in den Band finden konnte. Sie alle sind, wie auch die Langfassungen der hier abgedruckten Beiträge, weiter auf *Politik 100x100* zugänglich. Dem *transcript* Verlag, insbesondere Julia Wieczorek, danken wir für die unkomplizierte und kompetente Projektbetreuung.

Namensregister

A

Abich, Leon 310, 373
Adenauer, Konrad 49-51, 57, 58, 315,
322, 323
Adorno, Theodor W. 35, 81, 190, 319,
339
Ahlhaus, Svenja 174
Ahram, Ariel I. 122-126
Allende, Salvador 327-329
Anter, Andreas 22, 49, 186-191
Aquín, Thomas von 329-333
Arendt, Hannah 24, 72, 192, 210, 219,
303-307
Aristoteles 18, 32, 43, 46, 192
Asbach, Olaf 20, 22, 196, 211-216, 281
August, Vincent 362

B

Band, Louisa 355
Baudissin, Wolf Graf von 322-326
Beestermöller, Gerhard 329-333
Bentham, Jeremy 22, 216-221, 225-230
Bentham, Samuel 225-230
Bergstraesser, Arnold 43, 55, 56, 58,
163

Bermbach, Udo 20, 22, 37, 59, 63-66,
68, 69, 81, 82, 174-182, 189
Beyme, Klaus von 60, 64, 197
Bluhm, Harald 257
Borgwardt, Rafaela 343-348
Bourdieu, Pierre 70, 72, 206
Braham, Matthew 267
Brandt, Willy 48, 51, 315, 324, 325
Breuer, Stefan 24, 333-338
Brzoska, Michael 22, 72, 142-146
Bub, Marcel 177
Busen, Andreas 196

C

Cassirer, Ernst 17, 18, 22, 75, 247, 257-
260, 262-266
Christoph, Pia 343

D

Dahl, Robert 60, 120
Dahrendorf, Ralf 24, 42, 298-303, 338
Daviter, Falk 113
Detel, Veronika 202
Dilthey, Wilhelm 38

Dobner, Petra 22, 139-142

Dohnanyi, Klaus von 85, 254, 328

Drude, Nicole 207

E

Ebrecht, Jörg 338

Eichholz, Erik 343-348

Eisler, Fritz 271-273

Elias, Norbert 72, 138

Ellwein, Thomas 64, 68-69, 325

Engels, Friedrich 41-42, 230-234

Epifanio, Mariaelisa 126-130

Erhard, Ludwig 49-50, 315-316

F

Fetscher, Iring 42

Feuerbach, Ludwig 44, 180

Forsthoff, Ernst 18, 23, 288-291, 302

Foucault, Michel 24, 228, 307-314

Fraenkel, Ernst 58-59, 64

G

Gantzel, Klaus Jürgen 21, 64, 67, 69-73, 134

Goebel, Franziska 151, 373

Goethe, Johann Wolfgang von 17, 187, 265

Göhler, Gerhard 13

Golegos, Angelika 15

Grammes, Tilman 20

Greven, Michael Th. 21, 22, 33, 63, 68, 83-88, 157, 191, 196-202

Grimmel, Andreas 22, 105, 147, 155-160

Grotz, Florian 58, 156

H

Habermas, Jürgen 18, 21, 35, 37, 41, 46, 65, 66, 79-83, 192, 193, 205, 339

Hahm, Constantin 73-79

Hartwich, Hans-Hermann 20, 49, 58, 63-69

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 42, 217, 219, 265, 274, 275, 300

Heidegger, Martin 17, 18, 31, 32, 43, 45, 259, 261

Heimann, Eduard 17, 32, 317, 318

Heine, Heinrich 182, 233

Heinz, Luise 293

Hennis, Wilhelm 19-21, 31, 32, 34, 43, 46-51, 58, 64, 188, 189

Hentschel, Christine 338

Herder, Johann Gottfried 41, 265, 304

Hobbes, Thomas 141, 218, 257

Hoebel, Thomas 362-367

Hofius, Maren 147, 211, 350-355

Höll, Otmar 51

Holzinger, Katharina 22, 116-119

Huhnholz, Sebastian 186

Hund, Wulf D. 333

J

Jacobi, Friedrich Heinrich 257-262

Jakobeit, Cord 20, 22, 155-160

Jänsch, Stephanie 155

Jaspers, Karl 31, 304, 306

Jung, Dietrich 22, 73, 134-139

Jünger, Ernst 56, 289, 333

K

Kanefendt, Malte 234

Kant, Immanuel 18, 41, 216-220, 227, 264, 304, 306, 310-314, 318

Kende, Istvan 71

Kinsey, Alfred 294, 295

Kirchgässner, Deborah 348
 Kleinsteuber, Hans J. 22, 93-96
 Klenke, Jan 122
 Klopitzke, Carolin 130
 Klüver, Heike 22, 119-122
 Knöbl, Wolfgang 24, 36, 362-367
 Koch, Bernhard 357
 Köllner, Patrick 20, 22, 122-126, 239
 Konrad, Patricia 139
 Koselleck, Reinhart 212, 213, 306
 Krasmann, Susanne 307
 Krone, Marcel 367
 Kuhli, Christina 37

L

Landfried, Christine 22, 63, 105-108, 347
 Landshut, Siegfried 17-21, 24, 29-46, 49, 51, 63, 64, 67, 254, 282, 299-301, 318
 Lasch, Agathe 15, 75, 247
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 17, 263, 265
 Lessing, Gotthold Ephraim 17, 303-307
 Lijphart, Arend 112
 Lilienthal, Volker 244, 350, 355, 357, 373
 Luhmann, Niklas 45, 339, 340, 364, 366
 Lukász, Georg 182

M

Machiavelli, Niccolò 115, 212, 257
 Maier, Clara 303
 Maier, Hans 43, 64
 Makrodimitris, Christos 15
 Mancheno, Tania 240
 Mannheim, Karl 32, 44
 Marx, Karl 18, 22, 33, 34, 37, 39-44, 46, 53, 57, 72, 182, 187, 230-234, 268, 298-303

Mayntz, Renate 109
 Mehler, Andreas 160
 Mehring, Reinhard 270
 Meinel, Florian 288
 Meißner, Otto 230, 232-234
 Melle, Werner von 14, 15, 241, 177, 249, 328
 Mendelssohn Bartholdy, Albrecht 16, 18, 22, 32, 250-257
 Merschel, Oliver 146
 Meyer, Jörg 134
 Meyer, Thomas 17
 Mill, John Stuart 123, 124, 217
 Miller, Max 24, 338-343
 Muchow, Martha 15, 18
 Müller, David 230, 298

N

Narlikar, Amrita 20, 22, 151-155, 239
 Narlikar, Aruna 151-155, 239
 Neuhaus, Emma 348
 Neumann, John von 22, 267-270
 Neumann, Kira 355
 Nicolaysen, Rainer 29, 41, 264, 373
 Niesen, Peter 20, 22, 25, 79, 191, 216-221, 225, 298
 Nietzsche, Friedrich 190, 215, 259, 262, 310
 Nullmeier, Frank 22, 81, 96, 202-207

O

Oeter, Stefan 250
 Offe, Claus 66, 113, 340-342

P

Paech, Norman 333
 Perels, Kurt 18, 288, 289
 Pieper, Marianne 348-350
 Platon 17, 45, 257, 259, 260, 262, 361

Puchinger, Carmen 333, 373
 Putin, Wladimir 21, 83-88

R

Raschke, Joachim 22, 49, 67, 96-105
 Raschke, Peter 22, 90-92
 Rawls, John 193, 205, 218
 Recki, Birgit 262
 Reemtsma, Jan Philipp 24, 80, 338, 357-363
 Reichel, Peter 22, 23, 185, 207-211
 Reimer, Thordis 126
 Rein, Adolf 18, 23, 256, 257, 276-289
 Riebe, Lennart 276, 314, 325
 Rosenzweig, Franz 259, 261, 274
 Rosert, Elvira 20, 22, 163, 170-174
 Rousseau, Jean-Jacques 175, 203, 204, 217, 257, 258
 Rüb, Friedbert 22, 113-115
 Ruffing, Eva 108
 Rüländ, Jürgen 124, 156, 158

S

Sältzer, Marius 119
 Saretzki, Thomas 81, 115
 Scharpf, Fritz 204, 344
 Schelsky, Helmut 24, 293-298
 Schlichte, Klaus 22, 69, 73, 134-139
 Schmalz-Bruns, Rainer 22, 63, 81, 191-196
 Schmidt, Helmut 24, 314-320, 325
 Schmitt, Carl 45, 187, 188, 201, 219-221, 270-276, 279, 280, 288-290, 333, 335, 336
 Schnapp, Kai-Uwe 20, 22, 101, 108-112, 130
 Schoch, Magdalene 254-256
 Schröder, Ursula 20, 22, 146-151, 367
 Schui, Herbert 333

Schwarz, Hans-Peter 21, 51-58, 64
 Siegelberg, Jens 22, 72, 73, 143-139
 Sievers, Andrea 346, 347
 Sil, Rudra 123, 124
 Smeltzer, Joshua 16
 Smend, Rudolf 47, 219
 Soares, Ana 142
 Soeffner, Hans-Georg 338-343
 Spinoza, Baruch de 257, 259-261
 Staden, Andreas von 20, 22, 116, 163-166
 Stapel, Wilhelm 273, 290, 333, 336
 Steffani, Winfried 20, 21, 49, 58-64, 68
 Stern, William 15, 75, 247
 Strauss, Leo 22, 48, 192, 257-262
 Swalve, Tilko 89
 Szabó, Máté 182

T

Tetzlaff, Rainer 22, 67, 83, 155, 156, 159-163
 Thiele, Ulrich 216
 Tönnies, Ferdinand 38, 39
 Trautmann, Günter 22, 182-186
 Troeger, Vera 20, 22, 126-130

V

Vaagt, Alexa 240
 Voegelin, Eric 192, 306, 307
 Vornfeld, Oliver 329
 Voss, Kathrin 93

W

Wagner, Richard 177-182
 Warburg, Aby 17, 263, 266
 Weber, Max 32, 33, 35, 38, 39, 42, 44, 48, 49, 51, 72, 115, 186-191, 252, 259, 318, 333

Weiß, David 25, 49, 58, 170, 250, 322,
329

Wiener, Antje 20, 22, 147, 166-170,
350, 352

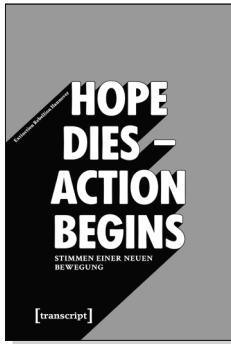
Winckelmann, Johannes 188, 189

Wolff, Nina 350

Z

Zimmermann, Lisbeth 166

Politikwissenschaft



Extinction Rebellion Hannover

»Hope dies – Action begins«: Stimmen einer neuen Bewegung

2019, 96 S., kart.

7,99 € (DE), 978-3-8376-5070-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation,
ISBN 978-3-8394-5070-3

EPUB: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation,
ISBN 978-3-7328-5070-9



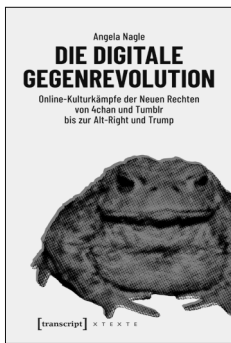
Jan Brunner, Anna Dobelmann,
Sarah Kirst, Louisa Prause (Hg.)

Wörterbuch Land- und Rohstoffkonflikte

2019, 326 S., kart., Dispersionsbindung, 1 SW-Abbildung

24,99 € (DE), 978-3-8376-4433-3

E-Book: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4433-7



Angela Nagle

Die digitale Gegenrevolution Online-Kulturkämpfe der Neuen Rechten von 4chan und Tumblr bis zur Alt-Right und Trump

2018, 148 S., kart.

19,99 € (DE), 978-3-8376-4397-8

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4397-2

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4397-8

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Politikwissenschaft



Sebastian Haunss, Moritz Sommer (Hg.)

Fridays for Future – Die Jugend gegen den Klimawandel Konturen der weltweiten Protestbewegung

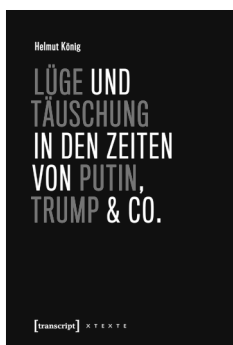
Oktober 2020, 264 S., kart.

22,00 € (DE), 978-3-8376-5347-2

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5347-6

ISBN 978-3-7328-5347-2



Helmut König

Lüge und Täuschung in den Zeiten von Putin, Trump & Co.

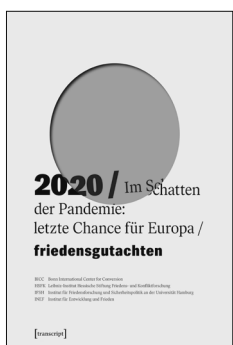
September 2020, 360 S., kart.

29,50 € (DE), 978-3-8376-5515-5

E-Book:

PDF: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5515-9

EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5515-5



BICC Bonn International Center for Conversion,
HSFK Leibniz-Institut Hessische Stiftung Friedens- und
Konfliktforschung, IFSH Institut für Friedensforschung und
Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg,
INEF Institut für Entwicklung und Frieden

Friedensgutachten 2020

Im Schatten der Pandemie: letzte Chance für Europa

Juni 2020, 160 S., kart., 33 Farbabbildungen

15,00 € (DE), 978-3-8376-5381-6

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-5381-0

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

